Hans-Georg Behr

VON HANF IST DIE REDE





Cannabis? Haschisch? Marihuana? Hanf? Von was ist die Rede?

Das wohl älteste Rauschmittel der Menschheit ist mit Sicherheit ihr umstrittenstes.

Was ist Hanf wirklich? Seit 5000 Jahren «heiliges Kraut der Götter». Seit 2000 Jahren das «Armeleut-Kraut» des süddeutschen und der «Knaster» des norddeutschen Sprachraums. Als «starker Tobak» qualmte es aus Grossvaters Pfeife. Vor 50 Jahren wurde Hanf in den USA zur «Mörderdroge» stilisiert. Seit 20 Jahren streiten sich die Gelehrten: «Einstiegsdroge» oder «Ausstiegsdroge»? Für fast jeden zweiten jüngeren Menschen ist Hanf «ein normales Genussmittel». Für die Gesetzgeber: eine illegale Droge. Rund fünf Millionen haben im deutschen Sprachraum täglich mit ihr zu tun. Rund vierzigtausend werden jährlich dafür vor Gericht gestellt.

Dieses Buch gibt einen Überblick. Hans-Georg Behr beschreibt umfassend die Kultur und Geschichte der Pflanze und die wissenschaftliche und politische Diskussion der Droge. Der ausführliche Materialienteil enthält die wichtigsten Unterlagen und die interessantesten Dokumente zum Thema.

Wer über Hanf redet oder Hanf konsumiert, sollte zumindest Bescheid wissen, womit er zu tun hat. Niemand kann sich eine Begriffsverwirrung in einer Angelegenheit leisten, deretwegen jährlich Zehntausende kriminalisiert werden. Dieses Thema kann nicht mit Moralismen abgehandelt werden, sondern nur mit behutsamer Vernunft und objektiver Information.



3 85914 605 X

Hans-Georg Behr

VON HANF IST DIE REDE

Kultur und Politik einer Droge



SPHINX VERLAG BASEL

Abbildung Seite 1:
Magischer Hausschutz der Thakalis. Papiermaché und Kalk, Erde von heiligen Plätzen, freihändig modelliert und bemalt. l 11 cm, h 11.1 cm. Tukhsche, etwa 1970. Der Totenkopf mit den Zähnen Bhairabs symbolisiert langes Leben. Die «drei Juwelen» des Buddhismus strömen als Rauchwolken aus dem Mund und als Erleuchtung aus dem Schädel. Beim Entzünden des Dschillums soll der Raucher darauf blicken.

unter Mitarbeit von
Susanne G. Seiler, Übersetzungen,
Eckhard Dück und Helmut Drechsler, Dokumentation,
Wolfgang Heising, Fotos und Repros,
u.v.a.m.

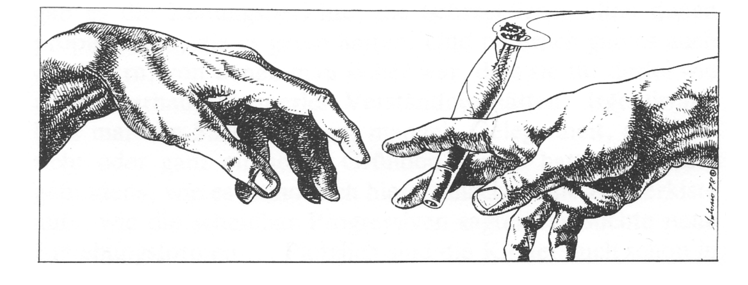
CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Behr, Hans-Georg:
Von Hanf ist die Rede / Hans-Georg Behr. –
Basel: Sphinx-Verlag, 1982.
ISBN 3-85914-605-X

1982

Redaktion: Dieter A. Hagenbach
Gestaltung: Charles Huguenin
Umschlagbild: Walter Schmögner
Foto Umschlagrückseite: Wolfgang Heising
Gesamtherstellung: Zobrist & Hof AG, Pratteln
Printed in Switzerland
ISBN 3-85914-605-X

INHALT





PROLOG: EIN TERRORIST AUS DER NATUR

Wer singt, behauptet nicht, dass seine Lieder unbekannt seien; im Gegenteil, er freut sich, dass die vermessenen und bösen Gedanken allen Menschen eigen sind.
Lautréamont, Maldoror, 1,4

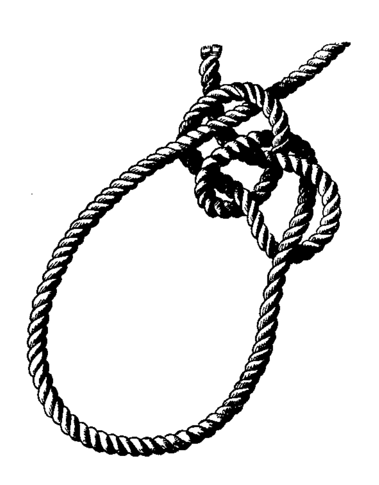
Was ist das eigentlich: Cannabis?

Einige hundertmal pro Tag wird diese Frage hierzulande gestellt, meist von jungen Menschen, und statt Cannabis kann es auch Haschisch, Marihuana, Dope oder Grass heissen, denn die Sache hat viele Namen. Nur: Was ist darauf zu sagen?

Das Natürlichste wäre: Es gibt Fragen, die sich nur durch Erfahrung beantworten. Das Eigentliche entzieht sich jeder Beschreibung, wenn es auch geduldig umschrieben werden kann. Die Ekstasen der Rauschmittel und der Sexualität können nur erlebt werden, als Zellkerne der Individualität. Jeder Bericht über Rauschmittel ist genauso tot wie anatomische Präparate des Sexus.

Nur: Diese Antwort darf ich nicht geben. Wer dies oder ähnliches sagt, macht sich beispielsweise in der BRD gemäss § 29,10 Betäubungsmittelgesetz strafbar und muss damit rechnen, bis zu vier Jahren Gefängnis zu fassen. Ich könnte ja damit irgendjemanden «verleitet» haben, die Sache zu versuchen, und das ist im Auge des Gesetzes genauso schlimm wie die Sache selbst. Da Cannabis verboten ist, bleibt nur eine Antwort erlaubt: Du darfst nicht.

Zufällig bin ich genauso alt wie das Cannabis-Verbot, Jahrgang 1937. Damit gehöre ich zur Generation der Eltern, die froh sein sollen, wenn ihnen diese Frage überhaupt gestellt wird. So ehrliche Beziehungen sind nicht die Regel, und sie provozieren zu Ehrlichkeit: Wie war das eigentlich bei einem selbst? Das ist schon ziemlich lange her, die Sechziger, als mit verklärten Augen die Beatles gehört wurden und von den weniger Braven die Stones. Und dann kreiste, erst gelegentlich, dann immer öfter eine voluminöse Zigarette namens Joint. Fast jeder, der in die Beatschuppen ging, wie Discos damals hiessen, hat dran genuckelt, zumindest einmal, probeweise. Manchen hat es gefallen, manchen gar nicht, und dann gab es die Zeitungsberichte, die Schreckliches allen denen prophezeiten, die es getan hatten. Und natürlich gab es auch die Eltern, von denen man sicher war, dass sie für derlei wie auch überhaupt keinerlei Verständnis hätten. Irgendwann liess man die Sache bleiben, mangels Gelegenheit, aus Einsicht oder ganz einfachen Gründen – man hatte «einander gefunden», wie es altmodisch hiess, «machte eine Zweierkiste auf», wie die scheinbar Progressiven sagten, versuchte neue Erziehungsformen ... Plötzlich sind die Kinder auch schon in



Hanf (Cannabis L.), Pflanzengattung aus der Familie der Kannabineen, mit gegenüberstehenden, drei- und siebenfingerigen Blättern und zweihäusigen Blüten, von denen die männlichen an den Spitzen der Stengel in achselständigen Straussrispen stehen und die weiblichen blattwinkelständige Ährchen bilden. Die Frucht bildet eine Nuss. Die

einzige Art, der gemeine H. ist einjährig, wird über 3 Meter hoch, blüht vom Juli bis August, hat frisch einen unangenehmen, betäubenden Geruch und ist narkotisch. Er stammt aus Persien und Ostindien, wurde aber schon in den ältesten Zeiten in Europa verbreitet. C. indica Lam., oft als Stammpflanze von C. sativa unterschieden, scheint nur eine tropische Kulturform des gemeinen Hanfs zu sein und kennzeichnet



sich durch Reichtum an narkotischen, harzigen Bestandteilen (churrus), welche zur Herstellung gewisser narkotischer Genussmittel verwendet werden (vgl. *Haschisch*). In der Landwirtschaft unterscheidet man *gemeinen* oder *Spinnhanf* und *Riesen-* oder *Schleisshanf* (bolognesischer oder piemontesischer H.). Letzterer wird höher, keimt langsamer, reift später und liefert kräftigeren Bast als der gemeine H. Beide Kulturarten zeigen sich aber sehr wenig konstant und gehen leicht in einander über. Auch des Samens halber, der das fette Hanföl liefert und als Futter für Stubenvögel und Hofgeflügel dient, wird H. vielfach gebaut. In Gemüsegärten dient er als Schutzpflanze, indem die Schmetterlinge sowie die Raupen, welche die Kultur der Gemüse und Kohlgewächse sehr beeinträchtigen, den narkotischen Geruch der Hanfpflanze ungemein scheuen. Der H. liebt ein feuchtes und wärmeres Klima

diesem Alter, und wer mit ihnen Glück hat, wird nun durch solche Fragen in Verlegenheit gebracht.

Zugegebenermassen wurden sie damals kaum gestellt. Die meisten begnügten sich mit den üppig kursierenden Legenden. Das Zeug war einfach da. Manche machten einen schrecklichen Kult damit, gingen auf die «Magical Mystery Tour» und mischten im Töpfchen privater Mythologie unverdaut Östliches mit unverdautem Westen – was ist eigentlich aus ihnen geworden? Andere wurden ebenso schrecklich bürgerlich – was sagen die ihren Kindern? Oder haben sie die so erzogen, dass ihnen diese Fragen garantiert nicht gestellt werden? Und was machen jene, die es immer noch machen? Haben sie den Stoff vor ihrer Brut versteckt und heimlich, vielleicht auf dem Klo geraucht? Wie sagen's die ihren Kindern?

Die Frage nach Cannabis scheint mittlerweile mit ebensoviel doppelmoralischer Verlegenheit belastet wie noch vor zwei Generationen die nach Sexualität.

Manchmal gibt das originelle Situationen. Eine, auch schon wieder ein gutes Dutzend Jahre her, ergab sich an einem sonnigen Sonntagnachmittag im Dorfwirtshaus von Thalhausen in Bayern. Am langen Stammtsich sassen traditionsgemäss die Bauern, schwarze Sonntagsanzüge, zur politischen Philosophie passend, und Gesichter wie ihre Landschaft. In einer Ecke sass ein Häufchen naturtrunkener Hippies auf der Durchreise, unbayrisch bunt und provozierend langhaarig. Das Gesprächsthema war gegeben, und ich sass, wie so häufig, dazwischen.

«Und a Haschisch rauchen die sicherlich aa no», knurrte der klobigste Bayer, und dann, zu mir: «Wos is denn dös ieberhaupt fier a Zeug?»

«Hanf», sagte ich vorsichtig.

Die Bauerngesichter wurden ungläubig lang.

«A Haunf is dös?» glotzte der Bürgermeister. «Oba dös hamma jo sölber graucht alsa Junger.»

Es stellte sich heraus: Damals war Hanfbau in Bayern noch üblich, und die ganz Alten stopften sich die Blättchen als Tabakersatz in die Pfeife. Die nun als Alte dasitzenden Jungen taten's ihnen heimlich nach. «Kraut» hiess die Sache, und der Name hat sich als Gattungsbezeichnung für billigsten Tabak erhalten.

«Und dös soll a Rauschgift sein?» staunte der Obmann der Freiwilligen Feuerwehr.

«Nun ja», fragte ich, «haben Sie damals nichts gespürt?»

«Jooo – rauschig is ma halt a wengerl worden. Deswegen hammers jo aa graucht.»

Und der Dorfgendarm, der als Grund- und Bodenloser natürlich nicht am Bauernstammtisch sitzen durfte und ausserdem noch nach dem Krieg aus Thüringen zugewandert war,

erzählte, dass in seiner Heimat das Zeug Knaster geheissen hatte, und dass es im übrigen genauso war. Damit hatte die schwarze Tafelrunde ein neues Thema gefunden, erging sich in aufgewärmten Jugendstreichen, und die Hippies blieben ungeschoren.

Ich fürchte nur, solche Gespräche sind heute sehr selten geworden. Die ganz Alten, die das Zeug noch als normal kannten, haben sich meist schon auf die Friedhöfe zurückgezogen, und die jetzt Älteren kennen die alten Namen nur noch als Spitznamen billigen Tabaks. Sie haben neue Namen gelernt und Schreckliches gehört. Ihr – das ist ein Ausdruck der Nazizeit: – Weltbild gerät ins Trudeln, verlangt einer von ihnen, über das erlernt Ungeheure als etwas Normales nachzudenken.

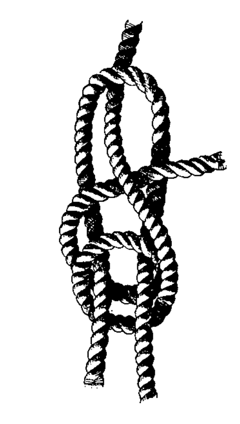
Die Gesetzmässigkeit ist aus der Werbe-Industrie bekannt: Nicht Seife darf das Produkt sein, sondern ein Name, so exklusiv, dass niemand dabei mehr an Seife denkt. Auch Dämonisierung, Verungeheuerlichung erfolgt nach denselben Spielregeln. Werden sie lange genug durchgehalten, ist ihr Erfolg nicht nur eine babylonische Sprachverwirrung, sondern auch der Verlust einer nüchternen Urteilsfähigkeit. Marihuana klingt exotisch, also dem einen verführerisch, dem anderen gefährlich. Nach einiger Zeit kann sich dann keiner der beiden noch etwas unter «Hanfblätter» vorstellen. Eine Jeans ist schliesslich keine Hose, nicht wahr?

Die so verschieden gezüchteten Bewusstseinswelten treffen manchmal scheppernd aufeinander. Nicht immer geht es dabei so heiter ab wie bei der österreichischen Bauerngroteske im Sommer 1981: In der kärnterischen Wimitz, einem wirklich vergessenen Bergbauerntal, hatte der Bodenbauer wie schon sein Grossvater sein Hanffeld bestellt. Da die Gegend nicht sehr sonnig ist, dürfte die Ernte wirklich nur zur Fasergewinnung gereicht haben, und was davon in die Pfeife wanderte, kann auch bei schlechtestem Willen keine Sünde gewesen sein. Ich kann mir den Schrecken nur mittelalterlich vorstellen, der den alten Bauern und seine Frau durchfuhr, als plötzlich ein Helikopter einfiel und eine Horde Polizisten als ungebetene Erntehelfer ausschwärmten. Nicht genug dieser in solchen Tälern immer peinlichen Situation, konnten die Nicht-Analphabeten der Gegend am nächsten Tag noch in der Zeitung lesen, dort oben sei eine «Rauschgiftplantage ausgehoben» worden. Der arme, alte Mann kann sich heute noch nicht vorstellen, was dies mit seinem Hanffeld zu tun hatte.

Ihm und uns zuliebe, die wir tagtäglich mit immer neuen Fremdworten für meist alte Hüte traktiert werden, ist in diesem Buch also von Hanf die Rede.

Eine Antwort auf die Frage zu finden, wird dadurch aller-

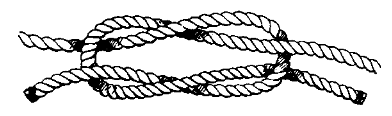
als der Flachs und ist gegen Kälte und Spätfröste ungemein empfindlich. Da er jedoch nur eine Vegetationsdauer von 90-105 Tagen hat, so lässt er sich bis 60° nördl. Br. noch in den Küstenländern der Ostsee kultivieren.



Gern benutzt man den Samen aus nördlichen Gegenden, der in wärmeren Ländern einen vorzüglichen H. erzeugt. Da die männlichen Pflanzen, welche auch *Sommerhanf* oder *Hemp*, im Niederdeutschen und Holländischen *Gelge, Hemp*, in Preussen *Hanfhahn*, am Rhein *Semmelhanf*, sonst auch *Hanfbahr, Staubhanf, Femel, Fimmel, Sünderhanf, tauber H.* genannt werden, bei dünnerem Stengel eine feinere Faser liefern als die weiblichen Pflanzen, die man auch *Hänfin*, in Niedersachsen *Helling*, im Österreichischen *Bösling*, in Preussen *Hanfhenne* oder *Hanfhinne*, sonst auch *Winterhanf, Büssling, grüner H., später H., Kopfhanf, Maskel, Mastel*, auch *Saathanf* zu nennen pflegt: so liegt das Streben nahe, um eine möglichst qualitätsreiche Faser zu produzieren, vorzüglich männliche Pflanzen heranzuziehen.

Zur Seilerarbeit, wozu vorzüglich der weibliche H. Verwendung findet, wird derselbe vorerst auf einer grossen Hechel bearbeitet; hierauf werden die Fasern glatt gelegt und ausgeglichen. Der H. heisst dann eingeklärt und dient so zu grobem, dickem Tauwerk.

Wird er auf einer Abzughechel ausgespitzt und rein gezogen, so werden hierdurch sowie durch das Feinhecheln beim Ausmachen die längeren von den kürzeren Fasern getrennt und die einzelnen Faserbündel gespalten. Ein solcher ausgespitzter H. dient zu Seilen und Leinen, der ganz rein abgezogene und ausgemachte H. zu Bindfäden und Schnüren. Während der feinste, beste H. ähnlich wie der Flachs versponnen und zur Anfertigung von feinen Geweben benutzt wird, dient die gröbere Sorte zur Darstellung von groben Geweben, wie Segeltuch und Packleinwand. Nicht selten werden Hanf- und Flachsgarne ge-



mischt verwendet zur Darstellung halbhänfener Gewebe, oder es dient der H. bei der Papierfabrikation sowie zum Anfertigen von Lunten, Dochten. Der beste H., wie der bolognesische, ist schön silberweiss, von seidenartigem Glanz und flachsartiger Milde und Weichheit. Diesem zunächst stehen die Sorten mit perlgrauer oder grünlicher Farbe, während die gelblichen, braunen oder dunkelbraunen den geringsten Werth besitzen. Letztere haben entweder bei der Röste schon gelitten, oder waren feucht eingepackt oder an einem feuchten Ort gelagert worden. Ein solcher mehr oder weniger verdorbener H. riecht in der Regel recht dumpf, faulig oder schleimig, während der unverdorbene, gute H. einen eigenthümlichen, starken Geruch besitzen muss.

In *Deutschland* wird H. hauptsächlich im Elsass, in Baden, Hessen-Darmstadt, Westfalen, Hannover und Thüringen gebaut; doch genügt die inländische Produktion noch lange nicht, um den Bedarf zu decken. Die Einfuhr

dings nicht leichter. Und wer da bei Büchern Hilfe erhofft, kann auch ganz schön verzweifeln. Im Lauf der Jahre sind bei mir zu dem Thema zwei stramme Regale zusammengekommen, zwei weitere mit Ordnern voller Zeitungsartikel, Zettelkästen mit Bibliotheksexzerpten und zwei dicke Ordner Bibliographie. Das Thema hat eine Lawine Bedrucktes losgetreten, scheinbar auch leicht zu ordnen: Medizinisches (dick und dünn, aber immer sehr teuer), Juristisches, Psychologisches (wie bei Medizin), Völkerkundliches, volkstümliche und populäre Zusammenfassungen (ebenso preiswert wie oberflächlich) und einige Laufmeter Bändchen aus der Subkultur (bunt, billig und bedenklich). Wenn es nur das wäre! Aber schon die medizinischen Bände widersprechen einander auf eine grotesk komische Weise, jedoch ganz ernst gemeint. Die juristischen lesen sich wie Horrorvisionen, sind aber nüchtern geschrieben. Aus den psychologischen quellen Elefantenmücken. In den kulturgeschichtlichen und völkerkundlichen Abhandlungen erhält die Droge einen Stellenwert, den ich vor Ort nicht feststellen konnte. Und dasselbe gilt verstärkt für die Billigausgaben derselben Problematik.

Warum das so ist und anscheinend sein muss, wurde mir an einem ganz anderen Beispiel klar, das nur auf den ersten Blick nichts mit diesem zu tun hat. Nehmen wir einen Stein. So einfach, wie er am Wegrand liegt, ist über ihn nichts zu sagen (und nur Mineralogen werden da widersprechen). Fliegt dieser Stein nun in irgendein Fenster, dann war dies, bei gelassener Betrachtung, ein Dummerjungenstreich, schlimmstenfalls Sachbeschädigung. Fliegt er in dasselbe Fenster, aber bei einer Demonstration, dann ist das, wie wir im Laufe der letzten Jahre lernen mussten, Landfriedensbruch, vor Grosser Strafkammer abzuhandeln. Der Stein spielt also, von seinem kurzen, klirrenden Auftritt abgesehen, kaum eine Rolle. Oder: Als Motorradfahrer bin ich zu einem Schutzhelm verpflichtet. Trage ich denselben aber, um mich beispielsweise vor Polizeiknüppeln zu schützen, ist dies «passive Bewaffnung», was auch immer mit diesem in sich absurden Begriff gemeint sein mag. Dasselbe nehmen Gerichte mittlerweile für Halstücher an, weil sie natürlicherweise gegen Kälte aber auch (leider nicht so gut) gegen Tränengas schützen können. «Passive Gewalt» ist scheinbar alles, was dem aktiv und extensiv gepflegten Gewaltmonopol des Staates entgegensteht.

Die grosse Hänselei erfolgt nach anderen Regeln als den von Hänschen in der Schule gelernten. Nicht die Tatsache zählt, sondern ihr Umfeld, Ideologie dabei selbstverständlich besonders. Die Verhärtung der Drogendiskussion verläuft parallel zu einer Denkentwicklung, die im Namen des demokratischen Gleichheitsprinzips zwischen einem Bankraub aus gewöhnlichen und politischen Gründen unterscheidet.

So gesehen erklären sich die Widersprüche, die von der Droge allein nicht ausgelöst werden könnten. Ginge es nur um ihre Tatsächlichkeit, ginge es nur um Hanf, wäre die Sache einfach. So aber, wo die Sache trotz oder wegen ihres Verbotsmäntelchens unübersehbar durch unsere Strassen geistert, ausserdem vorwiegend unter jenen meist jüngeren Menschen, mit denen unsere Obrigkeit sowieso Scherereien hat, bekam der Hanf eine dämonisierte Rolle: er ist der Terrorist aus der Natur.

Ein grosses Wort? Schon die Geschichte des modernen Cannabis-Verbots zeigt, dass es nicht um die Droge ging, sondern um politische Aspekte. Es erfolgte aus Gründen der Arbeitsplatz-Sicherung, wie man heute sagen würde: Als in den USA das Alkoholverbot nicht mehr haltbar war, musste ein neues Arbeitsfeld für die beschäftigungslos werdenden Polizisten gefunden werden. So kam plötzlich Hanf ins Gerede, in Illustrierten, Gremien und Parlamenten; Gutachten wurden bestellt, deren Zweck von Anfang an feststand ... Eine lange, unerquickliche Geschichte, die wir verfolgen müssen. Wenn heute auch die Verbote nicht mehr aus dem Grund aufrecht erhalten werden, dass Arbeitsplätze gesichert bleiben, haben sie doch einen Stellenwert, der nur sehr bedingt mit der Droge selbst zu tun hat. Hanf selbst spielt keine andere Rolle als der Stein, sei es am Wegrand, sei es als Corpus delicti auf dem Richtertisch. Er wurde zu einem Politikum gemacht.

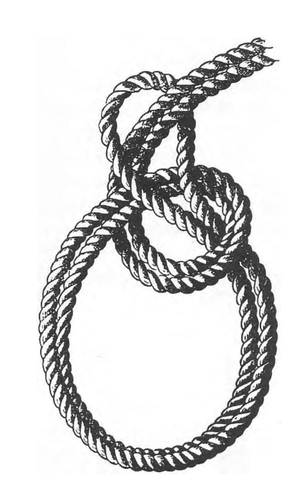
Dass der dazu nun nicht geeignet ist, zeigt eine andere Tatsache: das Auseinanderklaffen zwischen politischem Anspruch und Wirklichkeit.

Der Gesetzgeber fasst sich kurz. Er rechnet Hanf, ausgenommen seine Textilfasern, zu den nicht verkehrsfähigen Betäubungsmitteln und stellt ihn strafrechtlich auf dieselbe Stufe wie beispielsweise Heroin. «Zumindest kann die Unschädlichkeit nicht nachgewiesen werden», heisst die Begründung dafür und: «Als Regulativ für eine Differenzierung steht den Gerichten die Ausschöpfung des Strafrahmens ... zur Verfügung.» Das, heisst es an anderer Stelle, habe sich bislang bestens bewährt.

Nach Schätzungen der dafür zuständigen Ministerien machen sich somit in der BRD tagtäglich eine Viertelmillion meist jüngerer Menschen strafbar. Über die Gesamtzahl der Gewohnheits-Rechtsbrecher gehen die Schätzungen auseinander – etwa 800000 teilt das Bundesgesundheitsministerium mit, rund zwei Millionen haben die Polizeibehörden errechnet. Das Justizministerium zählt die rechtskräftigen Verurteilungen, etwa 30000 im Jahr, Tendenz steigend. Über die Gesamtzahl der Straftaten hat der Leiter eines Landeskrimi-

von H., Flachs und Werch, welche 1848 kaum etwas über 1 Mill. Kilogr. betrug, steigerte sich ungemein mit Gestattung des zollfreien Imports und bezifferte sich 1872 auf 70 Mill. Kilogr., eine Steigerung von 20 Proc. gegenüber dem Vorjahr.

In Frankreich wird vorwiegend H. gebaut in den Departements Sarthe, Maine-et-Loire und Puy de Dôme; doch liefern die besseren Sorten die Picardie und Champagne und vor allem das Departement Isère, wobei in der Gegend von Grenoble ein dem bolognesischen H. ähnliches Produkt erzeugt wird. Die Hanfproduktion, welche man auf 70 Mill. Kilogr. schätzt, bleibt weit hinter dem Bedarf zurück. Holland betreibt die Hanfkultur gegenüber dem Flachsbau in einer sehr geringen Ausdehnung (1100 Hektar) und nur für den eigenen Bedarf. An beiden Produkten werden all-

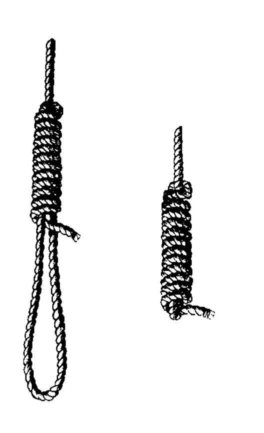


jährlich 15 Mill. Kilogr. erzeugt. Die in Holland angefertigten Segeltücher zeichnen sich durch ihre Güte und Dauerhaftigkeit aus. In Belgien wird in den Provinzen Flandern und Brabant ein schöner H. gebaut, doch ist derselbe zu kurz und weniger geeignet für Tauwerk und Seile als der russische. Meist wird derselbe im Inland selbst verarbeitet, oder er erscheint im gehechelten Zustand

im Handel. Auch in England ist die Hanfkultur gering, und wird der Bedarf vorwiegend aus eingeführtem Rohmaterial gedeckt. Von den erzeugten Hanfgarnen und Webwaaren wird ein grosser Teil wieder ausgeführt.

Das Kraut des *indischen* Hanfs und zwar das der weiblichen blühenden Pflanze, welches sich von europäischem H. hauptsächlich durch ausgeschwitzte, unter der Lupe erkennbare Harztröpfchen unterscheidet, kommt wegen seiner physiologischen Wirkung, welche der europäische H. wenigstens in bei weitem nicht so hohem Grad besitzt, in den Handel. Man unterscheidet *Bang* oder *Guaza* (die von den Stengeln befreiten Blütensäfte) und *Gunjah* (die nach der Blüte getrocknete, von den grösseren Blättern befreite, stark narkotisch riechende Pflanze, deren Blütenstiele infolge starker Harzausschwitzung und Pressung zu dichten Schwänzen zusammenkleben). Ueber die Benutzung des Hanfs in Asien s. Haschisch. Bei uns ist das Kraut officinell; man bereitet daraus ein alkoholischer Extrakt und aus diesem eine Tinktur und benutzt beide als schlafmachende Mittel oder in den Fällen, wo man eine mildere Opiumwirkung beabsichtigt.

(Meyers Konversationslexicon, Band 8, 1876)



nalamtes eine Hochrechnung angestellt. Er kam, bei Hanf wohlgemerkt, auf 150 000 000 im Jahr, von denen rund 40 000 ein polizeiliches Nachspiel haben, also 0,026 Prozent oder eine von 3750. Das sind Zahlenspiele, Computerfutter, aber die Sache ist damit für rund 30 000 Menschen pro Jahr verhängnisvoll. Sie sind vorbestraft.

Ein anderes Zahlenspiel der Polizei: der geschätzte Umsatz dieses verbotenen Rauschmittels beträgt allein in der Bundesrepublik jährlich rund zweieinhalb Milliarden Mark, errechnet aus 291 000 kg Verbrauch, wobei die Beschagnahmungen zwischen vier und sechs Tonnen ausmachen.

Diese schöne Summe hat nun auch immer wieder progressiv scheinende Politiker und andere Grüppchen zu dem Vorschlag inspiriert, Hanf doch so zu behandeln wie andere Drogen, deren Schädlichkeit zumindest nachgewiesen ist. Wie Alkohol und Nikotin sollte auch Cannabis frei erhältlich sein, und der Staat darf durch Steuern kräftig mitverdienen. Damit hätte man sozusagen zwei Fliegen auf einen Schlag: eine legale Einnahmensquelle mehr und etliche Hunderttausend Kriminalisierte weniger. Da beide Fakten keine Fliegen sind, sondern eher schon dicke Brummer, gibt es unzählige Argumente dafür und dagegen, doch der gegenwärtige Zustand wird durch solche Diskussionen auch nicht schöner. Und dann bliebe noch die Frage: Welche Hersteller verdienen denn da, von den Transporteuren nach Europa einmal abgesehen? Einmal mehr eine politische Frage.

Die wohl älteste Droge der Menschheit ist mit Sicherheit ihre umstrittenste und vielleicht gerade deshalb. In Ländern, wo Hanf über Jahrhunderte seine Tradition hat und in das tägliche Leben integriert ist, wird über die Droge kaum geredet, und sie hat auch noch kein Problem geboren. Dass sie nun auch in einigen dieser Länder in die Grauzone politischer Doppelmoral sinkt, liegt daran, dass wir den Entwicklungsländern unsere politischen Dogmen bereitwilliger spenden als beispielsweise Entwicklungshilfe. Als könnten wir das Desaster, Hanf als Politikum zu sehen, durch weltweite Verbreitung verringern.

Vielleicht müsste man den heillosen Knäuel wieder entwirren und die einzelnen Komplexe wieder in ihren eigentlichen Zusammenhängen sehen: Drogen als Drogen, Drogen als Kulturausdruck, Drogen als Wirtschaftsfaktor und Drogen als Requisit und Objekt der Politik. Das ist Geduldsarbeit, zugegeben, aber eine notwendige. Der Faden, mit dem Theseus aus dem Labyrinth fand, war immerhin aus Hanf gesponnen.

Es ist Zeit für eine Bestandsaufnahme.

I. TEIL
DIE WELT DER DROGE

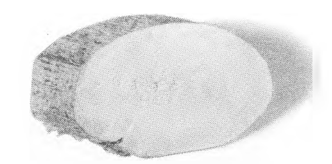


Zwei Angestellte D. D.s zerkleinern Haschisch, um es für den Versand in die USA vorzubereiten, Januar 1976

Haschischpfeife des Maharadschah Bir Shumshere J. B. Rana von Nepal, Silber, l 21, h 1 cm, vermutlich in Kathmandu angefertigt, 1856

1. AUS DEM URNEBEL

Urnebel, modern



Stamm einer Hanfpflanze, ø 7,4 cm, Erinnerung an ein besonders schönes Exemplar, welches 1976 im nepalischen Garten des Autors wuchs. Kathmandu 1976.

Zu den lieben Gewohnheiten der letzten Jahre gehört, vom Drogenproblem zu reden. Die vornehmste Form heisst Podium und besteht aus einem Moderator und sogenannten Experten. Deren gibt es viele – Mediziner beispielsweise, Psychologen, Sozialarbeiter, einschlägig tätige Journalisten, aber auch Richter, Staatsanwälte, Kriminalbeamte und Schreibtischhüter zuständiger Ministerien. Der Ausdruck «Experte» schmeichelt der Eitelkeit, und selbstverständlich ist, wovon man redet, ein Problem.

Das höchste Prestige geniessen solche Rituale, wenn sie von einer Fernsehanstalt zelebriert werden. Die Gesprächsrunde ist handverlesen, und es gibt Kaffee, Sekt mit Orangensaft und Whisky. Auch Zigaretten liegen reichlich herum. Da keine Schleichwerbung betrieben werden darf, kommt der Whisky in einen Krug und schaut unschuldig drein wie Apfelsaft. Die Aschenbecher stehen griffbereit, wir nehmen noch einen Schluck, giessen nach, das rote Lämpchen auf der Kamera leuchtet auf, und wir beginnen, vom Drogenproblem zu reden.

Es waren alles schöne, sendewürdige Statements, und die Geladenen waren einig, dass Drogen verhängnisvoll sind und man die Finger von ihnen lassen sollte. Ich weiss nicht, ob es der Whisky war oder diese schöne Einigkeit, auf jeden Fall wurde ich unartig: «Ausgerechnet wir Politoxikomanen sagen sowas?»

Der Moderator sah irritiert aus: «Wie bitte?»

«Politoxikomanie ist die Abhängigkeit von mehreren Rauschmitteln gleichzeitig. Wir zum Beispiel hier rauchen wie die Schlote, trinken auch nicht gerade wenig, dann kommt noch Kaffee nach und eine Pille für den klaren Kopf, und dann reden wir über Drogen. Nehmen wir etwa keine?»

Ob ich denn alle Drogen in einen Topf werfen will? Natürlich nicht. Aber jede Droge hat ihren Preis, und es gibt keine, die nicht ab einem bestimmten Punkt gefährlich wird. An diesem Punkt müsste relativiert und reguliert werden. Nur: alle bisherigen Methoden haben sich gerade dazu als ungeeignet erwiesen.

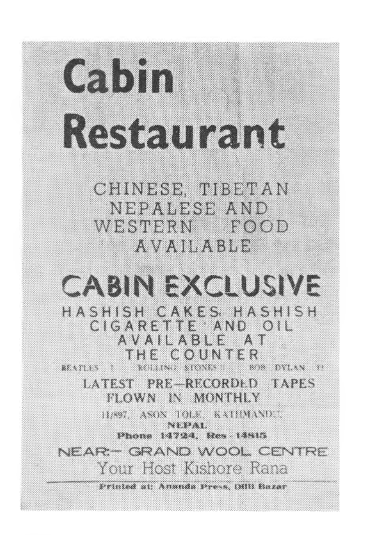
Einigkeit herrscht unter den Gelehrten der verschiedenen Disziplinen nur über den Begriff «Droge»: ein Stoff, der das Gefühl und damit auch das Bewusstsein des Menschen verän-

dert. Ab diesem Punkt darf gestritten werden, und die Wissenschaft hat in ihrer gesamten Geschichte noch kein System gefunden, nach dem sich die einzelnen Drogen präzise einordnen lassen.

Wissenschaftlich wären dafür die Toxikologen zuständig, die «Giftgelehrten». Ihr Ahnherr war der deutsche Jude Louis Lewin, der vor rund hundert Jahren eine grobe Einteilung nach der Wirkweise der einzelnen Stoffe versuchte. Unter Euphorica oder «Seelenberuhigungsmittel» zählte er die Opiate und Kokain, er registrierte Hypnotica oder Schlafmittel, Excitantia oder Erregungsmittel – wozu auch Kaffee, Tee, Kakao und Tabak gehören –, Inebrantia oder Berauschungsmittel – vom Alkohol bis zu Benzindämpfen – und schliesslich Phantastica, die Sinnestäuschungsmittel. Zu den letzteren gehören Nachtschattengewächse, Kakteen wie der Peyotl, Pilze vom Psilocybin bis zum Fliegenpilz und schliesslich der Hanf. Diese Einteilung gilt in groben Zügen heute noch, obwohl sie sich längst als problematisch gezeigt hat. Die «seelenberuhigende» Wirkung von Opiaten beispielsweise entspringt ihrer Natur als schwerste Betäubungsmittel, die den Organismus in eine Art Todeszone führen, in der für andere Sorgen einfach keine Kraft bleibt. Auch über mögliche Sinnestäuschungen in Zusammenhang mit Hanf liesse sich lange diskutieren. Und vor allem werden die medizinischen Folgen dabei nicht gewürdigt.

Eine Hilfsmassnahme aus jüngerer Zeit versucht, zwischen «harten» und «weichen» Drogen zu unterscheiden, wobei die Suchtstoffe als hart gelten. Es wäre schön, wenn dem so einfach wäre. Versteht man unter Sucht nur die körperliche Abhängigkeit, also die schmerzhaft zu spürende Notwendigkeit, immer wieder bestimmte Dosen einer Droge zu nehmen, hält diese Unterscheidung schon nicht, sobald Alkohol und Nikotin zu den weichen Drogen gerechnet werden. Immerhin wird Alkohol für jeden vierzigsten BRD-Bürger ein tödliches Suchtgift. Wissenschaftlich ist dieser Unterscheidungsversuch untragbar, aber er wurde ja auch, nun ja, von Politikern erfunden.

Aus derselben Ecke kommt auch die in den USA erfundene und in Europa dankbar aufgegriffene Tendenz, zwischen «ethischen» und «anderen» Drogen unterscheiden zu wollen. Als «ethische» gelten dabei alle, die «gesellschaftlich akzeptiert» sind, was auch immer das heissen mag, und «deren Wirkung mit den allgemeinen Tendenzen der jeweiligen Gesellschaft übereinstimmt». Das klingt zunächst einmal schön und gut, zumal ja unsere Leistungsgesellschaft jede Menge «ethischer» Drogen konsumiert. Zu ihnen gehören Tranquillizer wie Valium, das den Stress erträglich machen soll, Aufputschmittel vom Kaffee bis zu den Amphetaminen, die einen





Firmenwerbung aus Kathmandu, 1971

in das rechte Stresstempo katapultieren sollen, Appetitzügler mit Nebenwirkung, die uns dem schlanken Schönheitsideal anpassen, Alkohol, der die Gesellschaft gesellig machen soll, und ein breites Angebot der Pharma-Industrie, das werbewirksam als chemische Feineinstellung bei Gesellschaftsproblemen empfohlen wird. Böse ausgedrückt: Ethische Drogen sind also alle, die den Staatsbürger für die Verwaltung pflegeleicht machen. Böse weitergefragt: und wo hört bei den ethischen Drogen die Ethik auf? Bei Missbrauch, heisst die erlaubte Antwort. Und wo fängt der Missbrauch an? Die Pharma-Industrie kann das schön definieren: sobald ein Medikament nicht seiner erklärten, sondern einer Nebenwirkung wegen genommen wird, beispielsweise ein Appetitzügler als Aufputschmittel. Doch gerade dieser Missbrauch macht einen Grossteil der Umsätze aus und ist augenzwinkernd miteinkalkuliert. Bei allen anderen ethischen Drogen wird die Unterscheidung noch schwieriger, denn bei jeder kehrt sich die ursprüngliche Wirkung ab einem bestimmten Konsumgrad in ihr Gegenteil – zuviel Kaffee kann anschaulich zur Erschöpfung führen, andere Mittel bewirken dauernde Arbeitsunfähigkeit. Und ausserdem: da (angebliche) Leistungssteigerung und (angebliches) Abschaltenkönnen zu den (angeblichen) Tugenden unseres Gesellschaftssystems gezählt werden, gehörten dann ja auch Kokain und Opiate zu unseren ethischen Stützen.



Segnender Buddha, von zwei Jüngern flankiert unter einem Hanfblatt sitzend, grüner Sandstein, h 15,6 cm, Swat in Pakistan, um 200 v. Chr. Die kleine Plastik stammt wahrscheinlich von einem Hausheiligtum der Ghandara-Periode. Sedimentspuren und Auswaschungen zeigen, dass sie lange in einem Bach gelegen haben muss, ehe sie bei einem Hausbau verwendet wurde. Aus dessen Abbruchschutt wurde sie schliesslich geborgen.

Viel Hilfe ist auch nicht von Medizinern und Pharmazeuten zu erhoffen. Die meisten als Rauschmittel definierten Drogen haben auch einen gewissen therapeutischen Wert, wobei oft auch die Rauschwirkung den Heilprozess beschleunigt. So gilt also, Heilung gegen Rausch zu wägen und bei suchtpotenten Mitteln zwischen der möglichen Suchtgefahr und der erhofften Wirkung zu entscheiden.

Es gibt, und damit müssen wir uns abfinden, keine für mehrere wissenschaftliche Disziplinen verbindliche Definition des Begriffs «Drogen». Ihre vernunftsbeeinflussende Wirkung scheint auch in die Theorie durchzuschlagen, denn nur zu gern wird das Feld wissenschaftlicher Objektivität verlassen und ein Trip in moralische Kategorien genommen. Aber vielleicht ist die Forderung nach Objektivität ähnlich optimistisch wie die nach der Züchtung des eierlegenden Wollmilchschweins. Die Gelehrten leben davon und damit, im Auftrag zu forschen und Gutachten zu liefern, und daraus ergibt sich zwangsläufig, dass die Interessen des Auftraggebers – von Objektivität kann ja nicht einmal ein Asket leben – berücksichtigt werden.

Für den Gesetzgeber gibt es drei verschiedene Kategorien Drogen, was auch für die Forschung zu drei verschiedenen Massstäben führt. Wird eine Droge von der Pharma-Industrie als mögliches Heilmittel ins Kalkül gezogen, muss höchstens

die *Schädlichkeit* nachgewiesen werden, bzw. dass der mögliche Nutzen den möglichen Schaden aufwiegt. Bei der Begutachtung als Droge, also als Rauschmittel, ist die *Unschädlichkeit* nachzuweisen. Daraus kann sich beispielsweise bei Opiaten, Kokain oder Amphetaminen die schizophrene Situation ergeben, dass legal hergestellte Pharmaka direkt vor dem Apothekentor zu Rauschgift werden. Und schliesslich gibt es noch die Kategorie der Genussmittel, deren Schädlichkeit als erwiesen angenommen wird, aber in Kauf genommen. Schlimmstenfalls muss, wie bei Zigaretten, das Gesundheitsrisiko in der Werbung miterwähnt werden. Bei Alkohol, wo die Schäden noch grösser sind, wagt noch kein Beamter soweit zu denken.

Dieses System sieht höchstens auf den ersten Blick vernünftig aus, und da hilft auch kein Hinweis auf seine Tradition. Es gibt eben keine unschädliche Droge, aber auch keine nur schädliche. Einer der ältesten Grundsätze der Medizin heisst: Dosis facit venenum, die Menge entscheidet, ob etwas Gift wird. Es kommt auch nicht nur auf die Droge an, sondern mehr noch auf die Person, die mit ihr zu tun hat.

Damit aber wird jede Kategorisierung relativ, wird, böse gesagt, der Willkür Tür und Tor geöffnet, freundlich: dem fürsorgerischen Ermessen. Der kategorische Begriff unseres Gesetzgebers in Drogenfragen heisst «Volksgesundheit» und stammt aus der NS-Zeit. Der Pharma-Industrie wird selbstverständlich unterstellt, dass diese Volksgesundheit ihr noch über die Bilanz ragendes Ziel sei; auch der nichtmedizinischen Drogenindustrie wird geglaubt, dass sie diese Volksgesundheit nicht gefährden möchte. Alle anderen Drogen sind verboten, nicht zuletzt mit der lakonischen Begründung, dass der Schaden durch die erlaubten gross genug sei.

Dieses System ist allerdings uralt und begleitet die Menschheit zumindest seit Erfindung der Schrift. Und ehe Drogen zu Verwaltungsangelegenheiten der Staaten wurden, waren sie, deren Wirkung sich ja dem Verstand entzieht, dem zugeordnet, was die Menschen jenseits ihres Verstandes annahmen: den Göttern und Dämonen.



Wurzel. l 27 cm, h 8 cm, nach einem Polizeibesuch in der Wohnung des Autors übriggeblieben. Hamburg 1980

Urnebel

Den ersten Menschen haben die Gelehrten unseres Jahrhunderts aus einem Zahn rekonstruiert und aus einem einige Jahrtausende jüngeren Fussabdruck. Das Feuer soll er noch nicht gekannt haben; er verschlang also in rohem Zustand ziemlich alles einschliesslich seiner eigenen Artgenossen – hatte also wohl auch noch keine Moral –, doch zum Erlegen der Beute bediente er sich eines Knüppels, also eines Werkzeugs, und somit war das aus dem Zahn vermutete Geschöpf als Mensch anzusehen. Das weitere wird mit dem Begriff «Kulturstufen» bezeichnet; dass er lernte, mit dem Feuer nicht nur Waldbrände anzurichten; dass er Haare liess und dafür Tierfelle überzog; dass er seine Steine handlich zurichten lernte; dass er nur noch fremde Artgenossen verspeiste, ihm vertraute Verstorbene aber vor einem ähnlichen Schicksal sicher versteckte ... Die Geschichte ist eine unendlich lange Treppenflucht, deren untere Etagen aus deprimierend wenig gesicherten Tatsachen und umso mehr Vermutungen bestehen.

Wann und wo dabei die Menschheit auf den Hanf kam, gehört daher ebenfalls in den Bereich der Vermutungen, allerdings dadurch geadelt, dass sie von einschlägigen Kapazitäten als «gesichert» bezeichnet werden. In jenem Babyalter der Menschheit, in dem alles wahllos in den Mund gesteckt wurde, kann auch diese in Mittelasien üppig wuchernde Pflanze in das Futter geraten sein, und dann mag es einige Jahrhunderte gedauert haben, bis die Klügeren einen Zusammenhang erkannten zwischen diesem Kraut und dem seltsamen Zustand, der einige Zeit nach der Mahlzeit losging. Religionswissenschaftler gehen sogar so weit, anzunehmen, mit solchen und ähnlichen Zuständen hingen die frühen Versuche zusammen, das Unerklärliche auf eine phantastische Weise zu systematisieren, also die Erschaffung der Götter. Darüber sind sich die Gelehrten einig: bei der Bevölkerung des Himmels mit Göttern und der näheren Umgebung mit Dämonen leisteten die Rauschdrogen der Natur Geburtshilfe.

Gegen diese Theorien gibt es nur einen gewissermassen kulinarischen Einwand: Hanf schmeckt nicht gut,und das hat er mit allen anderen Rauschdrogen, Pilze ausgenommen, gemeinsam. Tiere gehen ihm daher respektvoll aus dem Weg, und höchstens wirklich nicht wählerische Ziegen machen im Verein mit hungersnotgeplagten Kühen gelegentlich eine Ausnahme. Der Mensch allerdings – und das lässt sich bis in die Gegenwart verfolgen – unterscheidet sich vom Tier auch dadurch, dass ihn der übelste Geschmack nicht abhält, wenn er die Wirkung als erfreulich empfindet.

Die Entdeckung des Hanfes als Nutzpflanze zur Faserge-

Milchkühe und Pferde haben in der Nähe der südafrikanischen Stadt Bethlehem die zweifelhaften Freuden von Marihuana entdeckt. Die Tiere verliessen ihr Weidegebiet und frassen von illegal angebautem Indischen Hanf, aus dem das Rauschgift Marihuana gewonnen wird. Anschliessend wanderten die Kühe drei Tage ziellos umher. Bei den Pferden, die an der «pot party» teilnahmen, hatte das Marihuana die umgekehrte Wirkung. Sie standen mit steifen Beinen in ihren Koppeln und liessen sich weder durch Zuckerbrot noch Peitsche in Bewegung bringen.
(Süddeutsche Zeitung, 4.7.1980)



Shen-Nung, der Rote Kaiser

«In den drei Frühlingsmonaten hält sich der Kaiser im östlichen Trakt, der Halle des Lichts, dem wichtigsten Gebäude für Kulthandlungen, auf. Er fährt in einem Wagen, den grünlich schimmernde Drachenpferde ziehen. Die Banner sind grün. Der Hofstaat kleidet sich in grüne Gewänder und trägt grüne Jade. Der Kaiser hält auf dem östlichen Anger Opferfeiern ab. Er befiehlt seinen Ministern, grossmütig und milde zu sein und zu verhindern, dass Bäume gefällt werden oder dass man zu den Waffen greife.

In den Sommermonaten fährt der Kaiser in einem Scharlachwagen, den fuchsrote Pferde ziehen, und die Banner sind rot. Rot sind auch die Gewänder des Hofstaats. Der Kaiser, der sich im südlichen Trakt der Halle des Lichts aufhält, steht Opferfeiern auf dem südlichen Anger vor. Seine Minister haben würdige Personen für Auszeichnungen vorzuschlagen und das Volk zur Aufbietung aller seiner Kräfte anzuspornen.

winnung ist ein Ereignis, das mit Sicherheit erst einige Jahrtausende später notwendig wurde. Die Voraussetzungen dazu waren je nach Betrachtungsweise Verknappungen oder Verbesserungen: die Notwendigkeit, aus Mangel und Unzulänglichkeit der Felle Textilien herzustellen, aus Erschöpfung der freien Natur den Ackerbau zu erfinden und aus Mangel an Sehnen Schnüre. Nach einigen Jahrhunderten Herumexperimentierens hat sich dann, immer noch in grauer Vorzeit, herausgestellt, dass Hanf die am wenigsten elastische Naturfaser aufweist. Das macht ihn für die Bekleidung wenig geeignet, aber zum idealen Material für Schnüre und Seile.

Wann das geschah, wird sich nie feststellen lassen, und schwerlich auch, wo. Es gibt Zufallsfunde, vergleichbar dem Zahn des Urmenschen, wo selbst die Entdecker zugaben, dass der nicht vom Allerersten stammte. Gut sechstausend Jahre alt sind einige bei gutem Willen als Hanfschnüre erkennbare Fasern in Peking, ein halbes Jahrtausend jünger Seile und Schnüre aus Turkestan, nun in Moskau, drei- bis viertausend Jahre alt soll als Hanf bezeichnetes Verdorrtes aus einem ägyptischen Grab sein, mindestens so alt einige Steinstössel mit Hanffasern in Taiwan, und dort gibt es auch Keramik mit den Abdrücken von Hanfschnur. Letzteres ist keine chinesische Spezialität – nach demselben Verfahren dekorierte Scherben hüten noch etliche Museen. Dort liegen die Spuren der Urzeit, hinter Glas wie Schneewittchen, aber noch viel lebloser. Nur den Forschern flüstern sie angeblich etwas zu, zumindest, dass die Sache also schon am Anfang ziemlich verbreitet war, aber auch sonst sind das noch Vermutungen.

Zu den vielen Theorien zählt auch die, dass erst bei der Fasergewinnung die andere Seite des Hanfes entdeckt worden sei. Die Pflanzen haben nämlich, wie es ein deutsches Handbuch der Landwirtschaft vor hundert Jahren bezaubernd ausdrückte, «einen scharfen Geruch, der Kopfschmerz erzeugt und betäubend wirkt, was mitunter die bei der Arbeit Beschäftigten unliebsam empfinden.»

Es mag ja, zumindest im Altertum, Menschen gegeben haben, die diesen Geruch liebsam empfanden. Die ersten erhaltenen Schriften, in denen Hanf vorkommt, erwähnen die Fasergewinnung nur nebenbei, was allerdings daran liegen kann, dass eine solche Selbstverständlichkeit nicht der Schrift wert war. Die Chinesen legen auch hier Wert darauf, die ersten gewesen zu sein, und schon 2737 Jahre vor unserer Zeitrechnung ein Lehrbuch der Botanik und Heilkunde verfasst zu haben.

Was davon an Text erhalten ist, liest sich erstaunlich sachlich. Hanf wird präzise beschrieben, auch dass es männliche und weibliche Pflanzen gibt. Es wird erwähnt, dass die Pflanze «den Geist für eine Zeit reisen lässt», und am Schluss wird

gestattet, einen Teil der Steuern auch mit Hanffasern zu bezahlen. Diese nüchterne Anmerkung mit ihrer trocken fiskalischen Pointe stammt der Überlieferung nach vom grossen Kaiser Shen-Nung, auch «der Rote» genannt.

Im Gegensatz dazu steht, was sonst so über diesen Herrn berichtet wird. Wer nicht annehmen will, dass hier ein bekiffter Ganzjahrskarneval von exquisiter Symbolik betrieben wurde, kann in der Geschichte eine staatsphilosophische Personifikation des Jahres erkennen. Auch die wenigen, aber zahlreich kopierten Bilder Shen-Nungs haben mit Portraits nichts gemein, aber sie zeigen ein interessantes Detail: Majestät tragen Hörner. Die kennen wir auch von alten Darstellungen des biblischen Moses und von den Kostümen der Schamanen – als Symbol göttlicher Erleuchtung, als Rangabzeichen des Sehers. Er gehört also in den Zwischenbereich des Dämonischen, und erst in späteren Zeiten wurde ihm das in trockenem Beamtenchinesisch verfasste Kräuterbuch zugeschrieben. Es zeigt also nicht nur den Weg der Pflanzen aus den Händen der Magier in die des Fiskus, sondern auch den der altchinesischen Stammesgesellschaften zu einem Verwaltungsstaat. Und dass Hanf schon dabei war.

Problematischer sind Texte, die sich mit Rauschmitteln oder Kräutern auf dem Gebiet der Religionen befassen. Die eine Schwierigkeit, aus ihnen klug zu werden, liegt an uns: zum Glauben an die Vernunft und einem dementsprechenden Misstrauen Drogen gegenüber erzogen (was zumindest in der Theorie durchhält), denken wir bei den alten Legenden und Hymnen lieber an fein meditativ gesponnene Esoterik als an einen handfesten Rausch als Grundlage mystischer Erlebnisse. Eine zusätzliche Schwierigkeit ist, dass zwar alle Dokumente in die wichtigsten modernen Sprachen übersetzt wurden, jedoch zu einer eminent prüden Zeit, die auch Hymnen an die Sexualität als Obszönitäten bewertete und entsprechend stubenrein zu übertragen versuchte. Es mag mit dieser Prüderie zusammenhängen, dass damals die Zeit zu so langwierigen Übersetzungen vorhanden war – heute sind die Gelehrten etwas schnellebiger, und da Vorgeschichtswissenschaft angesichts unserer derzeitigen Probleme von den herrschenden Geldgebern nicht so lebenswichtig eingeschätzt und sparsam dotiert wird, greifen die meisten dieser altertümlichen Zunft zu den alten Übersetzungen. So zeugen frühe Fehler Kinder und Kindeskinder, und da die alten Dokumente meist nur sehr schwer einsehbar sind, leben wir damit ganz unbetrübt. Den anderen Grund liefern die Alten selbst: Religiöse Texte unterscheiden sich von botanischen schon durch die erlaubte Untugend, poetische Umschreibungen und mystische Verbrämungen als höchste Tugend zu buchen. Keine Sache wird beim Namen genannt, sondern nur mit Titel, und

In den letzten Tagen des Sommers geht der Kaiser zur gelben Farbe über. Jetzt ist sein Wagen mit Falben bespannt, die Banner sind gelb, und gelb sind die Gewänder des Hofstaats. Der Kaiser hält im mittleren Tempel Opferfeiern ab.

Die Farbe des Herbstes ist weiss. Jetzt hat der Kaiser den westlichen Trakt der Halle des Lichts bezogen. Sein Fahrzeug ist der Kriegswagen, und dessen Pferde sind Schimmel. Seinen Ministern, die, wie der gesamte Hofstaat, weisse Gewänder tragen, befiehlt er, die Gesetze zu revidieren und Gericht abzuhalten. Er selbst trägt das Kriegsgewand und nimmt persönlich an den Jagden teil.

Im Winter tritt die schwarze Farbe die Herrschaft an. Alles, vom Wagen des Kaisers und dessen Pferden bis zur Kleidung des Hofstaats, ist nun schwarz. Der Befehl des Kaisers an seine Minister lautet jetzt: Füllt die Vorratskammern und setzt, wo erforderlich, Tore und Riegel instand. Das neue Jahr bricht an. Am Vorabend des Neujahrstages erhalten die Zauberer den Befehl, die Geister der Pest auszutreiben.»

(Paul Schall, Zauber und Medizin in Alt-China, München 1965)

wie das eine mit dem anderen zusammenhängt, wird so zur Aufgabe wissenschaftlicher Interpretation.

Bekanntlich streitet keine Berufsgruppe lieber als die Gelehrten, und so ist immer noch nicht mit letzter Sicherheit geklärt, was mit dem seltsamen «Kraut» gemeint sein kann, das die religiösen Texte der Assyrer beherrscht und das die Babylonier «Kraut des Lebens» nannten.

Das Trankopfer spielt im Kult und in der Mystik eine bedeutende Rolle: Angesichts des heiligen Feuers wird es dargebracht, Haoma – der indische Soma –, zugleich ein Gott und ein berauschender Saft, dessen Wirkung in einer Art von orgiastischen Erregung gipfelt, dazu angetan, die davon Berauschten der Gottheit – und damit der Erhörung ihrer Gebete – näherzubringen. Wo Haoma als Gott erscheint, tritt er den Menschen gegenüber als Heilgott auf; als Getränk hat er heilsame Wirkungen, erweist sich heilbringend für den Körper gleichfalls wie für die Seele.

Am wirksamsten aber ist das Trankopfer im Schein des Mondes, denn unter den Himmelskörpern hat er grössere Bedeutung als die Sonne und die übrigen Gestirne. Denn wenn er «mit seinem Licht Wärme bringt», wachsen die grünen Pflanzen auf der Erde, gedeihen auch die Haoma-Stauden und die übrigen Heilpflanzen. Haoma aber bleibt stets das wichtigste und wirksamste unter allen Kräutern und zu Heilzwecken gewonnenen pflanzlichen Produkten; denn Haoma ist der Gott und ist als solcher wiederum die Personifikation der geheiligten Pflanze schlechthin. Für die Parsen war er das heilige Sakrament, war Haoma zugleich der Inbegriff des Heilgedankens.

(Dietrich Brandenburg, Priesterärzte und Heilkunst im alten Persien, München 1969)

Der Götterhimmel des Zweistromlandes war mit alten Stadtgottheiten bevölkert, von denen jede Stadt mehrere hatte, etwa wie Regierungen Minister. Das hatte zur Folge, dass beim Entstehen grösserer Reiche Kompetenzrivalitäten entstanden und himmlische Machtkämpfe anschaulich die irdischen spiegelten. Sieger war nach dem babylonischen Weltschöpfungsepos *Enuma elis* der «junge Sonnenstier» Marduk. Beim Endkampf gegen die «Dämonen des Chaos» schützte er sich mit einem Tonamulett zwischen den Zähnen, und «mit seiner Hand umklammerte er das giftvernichtende Kraut des Lebens». Da an anderer Stelle mit Gift «die Trauer» bezeichnet wird und mit Leben «die Wonne», kann es sich bei diesem Kampf auch um einen metaphorischen Vorgang handeln.



Auf eine realere Existenz dieses Krautes deutet eine Beschwörungsformel, die um 1 800 v. Chr. entstand. Da sagt die Urmutter zu Marduk, der einen Vergifteten heilen will: «Geh' hin, mein Sohn Marduk! Gib ihm deinen reinen Lebenstrank, lass ihn das Kraut des Lebens essen ...» Zweihundert Jahre davor wurde in Ur ein sachliches Rezept dieses Lebenstrankes notiert: «Zerstosse die Samen und Blätter, giesse Bier darüber und gib dem Patienten zu trinken». Leider fehlt der Name des Krautes, und hier dürfen Detektive einsetzen. Einige Indizien gibt es immerhin: In einem Königsgrab in Ur wurde Haarschmuck gefunden, der aus Lapislazuliperlen und goldenen Hanfblättern besteht. Der Trank des Todes allerdings, den die im Grab mitgeopferte Gefolgschaft der Fürstin getrunken hatte, und von dem noch Reste in den Bechern gefunden wurden, war eine mörderische Dosis Opium.

Auch von dem immer erwähnten «Lebensbaum», von dem die Blätter zu pflücken waren, gibt es eine ziemlich eindeutige Darstellung: auf einer wunderschönen Basaltstele im British Museum, allerdings fast tausend Jahre jünger und in Ninive gefunden, stehen unter dem Schutz des im Himmel schwebenden Gottes König und Priester um den Baum, dessen Blätter vom Hanf stammen. Leider hat ein späterer König das Kunstwerk adoptiert, die ursprüngliche Beschriftung ausmeisseln und durch eine Hymne auf sich selbst ersetzen lassen. So wissen wir weder über den Auftraggeber noch über den Anlass Bescheid.

Natürlich bleiben einige Fragen. Als Mittel gegen Vergiftungen ist Hanf ungeeignet. Dennoch wird er in der alten Medizin immer wieder diesen Antidot genannten Cocktails beigegeben, auch noch von Galen und viel später von Ibn Sina, dem Avicenna der frühen Pharmazie. Ein mystischer Grund mag sein, dass Hanf in nahezu allen frühen Kulturen der Sonne zugeordnet ist und dem Leben, ein möglicher praktischer Hinweis dafür, dass der Hanfrausch zu einer gewissen Ruhe des Körpers beiträgt und so den angegriffenen Organen Gelegenheit gibt, sich zu erholen.

Auch die Frage nach dem Lebensbaum ist nicht restlos geklärt. Dass Hanf zu den Bäumen gerechnet wurde, ist immerhin verständlich: Die Pflanze wird mühelos übermannshoch, und dann ist ihr Stiel eindeutig holzig. Es wird aber auch eingewendet, bei dem runden Dutzend erhaltener Baumdarstellungen habe es sich um Symbole gehandelt, wobei die Hanfblätter nur zufällig Verwendung fanden. Das Gegenargument liegt auf der Hand: Bei Symbolen sollte eigentlich nichts zufällig sein.

Der einzige wirklich unumstrittene Hinweis auf Hanf stammt aus der Endzeit des assyrischen Reiches um 650 v. Chr. Er fand sich in der Bibliothek des Assurpanipal, des letzten der grossen Könige, nach dem es bergab ging. Auch die Alten konnten fast so gründlich zerstören wie die modernen Vernichtungswaffen, zusätzlich begünstigt durch die kleinen Auflagen des Schriftlichen – als Xenophon rund 200 Jahre nach der Katastrophe seine Griechen an den alten Hauptstädten vorbei nach Hause führte, wusste der gelernte Historiker nichts über die Assyrer. Durch die Bibel blieb immerhin ihr Name erhalten und verbalhornt der ihres Kriegsgottes – Nimrod, der grosse Jäger vor dem Herrn.

Erst vor gut 150 Jahren wurden die Assyrer wiederentdeckt, durch die Ausgrabungen des Briten Sir Asten Henry Layard. Der wollte natürlich nicht die Assyrer finden, sondern Gold und Kunst. Daher störten ihn zunächst die riesigen Massen zerbrochener Ziegeltafeln, die ihm in den Ruinen eines alten Palastes den Zugang zu den Schätzen erschwerten. Leider erst



Dies wurde mit 650 v. Chr. datiert, doch könnten die gefundenen Tafeln auch Abschriften von viel älteren Texten sein.

Tontafeln von 680-660 v. Chr., die in derselben Gegend gefunden wurden, führen Cannabis auf einer Liste von berauschendem Räucherwerk und Gewürzen an. Jedoch könnte auch dies eine Abschrift eines früheren Textes sein.

(Dr. Alexander Sumach, A Treasury of Hashish, THC Stoneworks, Toronto 1976).

sehr spät merkte er, dass er der Welt grösste Bibliothek an Keilschrifttafeln beinahe auf den Müll geworfen hatte, einen Schatz, an dessen Hebung die Gelehrten immer noch arbeiten. Das Gilgamesch-Epos war beinahe vollständig dabei, und unter den mehr als 600 anderen Werken fand sich auch ein Register aller bekannten Pflanzen und Kräuter. Ziemlich sicher ist es die Abschrift eines älteren Werkes, und über Hanf heisst es: «gut für das Leben, sein Rausch erhebt die Gedanken, eignet sich auch zum Spinnen.»

So untergegangen die alten Kulturen Mesopotamiens waren, so weitreichend wirkten sie doch für das Abendland weiter. Wir danken ihnen die Einteilung des Tages in Stunden und Minuten und die des Kreises in 360 Grade. Wir danken ihnen die Grundlagen der Astronomie, der Traumbücher, der Astrologie und nebst vielen anderen Worten auch das für Hanf. Aus dem «Qunnubum» der alten Assyrer wurde das Wort Cannabis.

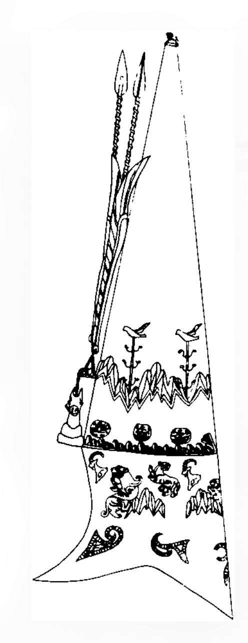
Das skythische Dampfbad

Der Ruhm der Nachwelt ist nicht nur von unterschiedlicher Haltbarkeit, sondern auch von schwankender Qualität. Das älteste Beispiel dafür ist Herodot, traditionsgemäss mit dem Titel «Vater der Geschichtsschreibung» bekränzt, von neueren Forschern, die auf seinen Spuren gruben und nur Legenden zutage förderten, mittlerweile «Vater der Verfälschungen« genannt. Beide Titel werden dem antiken Globetrotter nicht gerecht, denn seine Werke sind ehrlich gemeinte Reisebeschreibungen, und wer nicht nachvollziehen kann, wie Herodot an den Tatsachen vorbeiformulieren konnte, höre sich einmal die Berichte von Bekannten an, die gerade von einer Abenteuer-Reisegruppe an den häuslichen Diaprojektor heimkehrten.

Der Mann war ein ungewöhnlicher Grieche. Sein Name bezeichnet ihn als Geschenk der Ehegöttin und war üblich für den einzigen Sohn einer nicht wünschenswert fruchtbaren Ehe, ausserdem war er um 484 v. Chr. im heute türkischen Bodrum geboren, also «ein Kind der Kolonien», wie die Griechen auf Hellas etwas herablassend sagten. Er hatte mit seinem Vaterland auch wenig am Hut, besuchte es wohl nur einige Male und starb in einer anderen Kolonie, 415 im italienischen Thurii. Die Kolonialgriechen waren berühmt für ihre abenteuerliche Geschäftslust, und es wird auch der Geschäftsgeist gewesen sein, der ihn an die Grenzen der damals bekannten Welt trieb und Informationen sammeln liess, was jenseits davon los sei. Erst nachdem er sich zur Ruhe gesetzt hatte, begann er, seine Reiseberichte zu schreiben, und au-

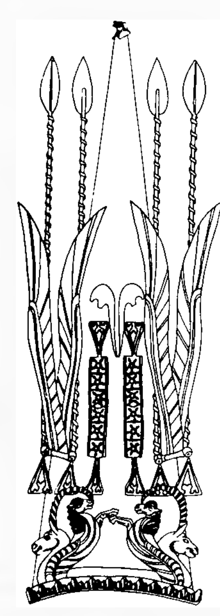
genscheinlich konnte er sie auch nicht mehr vollenden. Dieses Schöpfen aus der Erinnerung erklärt viele Ungenauigkeiten. Andere sind Deutungsversuche ihm unbekannter, unnachvollziehbarer Vorgänge, und seine Zahlenangaben entsprechen der geschäftsüblichen Übertreibung eines Kaufmanns mit exotischen Artikeln.

So ein Missverständnis ist beispielsweise, was er in seinem *Buch Klio* über den Tempel der Astarte in Babylon schreibt: «Eine jede Frau des Landes muss, im Tempel der Aphrodite sitzend, einmal in ihrem Leben sich einem Fremden preisgeben ... Sie setzen sich in den heiligen Hain mit einem Kranz von Hanfschnüren um das Haupt, und es sind der Weiber viele ... Nach allen Seiten hin ziehen sich durch die Frauen schnurgerade Durchgänge, durch welche die Fremden gehen und ihre Wahl treffen. Wenn sich nämlich eine Frau hier gesetzt hat, so entfernt sie sich nicht eher in ihre Wohnung, als bis einer der Fremden ihr ein Stück Silber in den Schoss geworfen und dann ausserhalb der geheiligten Stätte mit ihr Umgang gepflogen hat.»



Generationen prüder Gelehrter haben daraus den Begriff «Tempelprostitution» gekeltert. Nach neueren Erkenntnissen aber handelte es sich um ein in vielen Religionen bekanntes Ritual: Die Frau war für einen Tag Priesterin der Astarte, als solche mit einem Kranz von Hanfblättern, Früchten und natürlich auch Schnüren geschmückt. Das Silberstück war ein Opfer an die Göttin, und alles Weitere blieb der Dame überlassen, die nun als Priesterin die Göttin der Fruchtbarkeit verkörperte.

Es muss auch nicht mit der Rauschwirkung des Hanfes zu tun haben, dass er in den Kopfschmuck der Damen geriet – die Pflanze war und ist im Orient auch ein Fruchtbarkeitssymbol, ausgehend von ihrer Zweigeschlechtlichkeit und von der Tatsache, dass aus den vielen kleinen Samen stattliche Bäume werden können. Diese Symbolik ist in viele Geschichten eingegangen, und ihren Widerschein finden wir auch in der Bibel (Mathäus 13/31, Markus 4/30 und Lukas 13/18): «Das Himmelreich ist gleich einem Senfkorn, ... welches das kleinste ist unter allen Samen; wenn es aber gewachsen ist, so ist es grösser als alle Sträucher und wird ein Baum ...» Nur: für die Senfpflanze passt dieses schöne Gleichnis aus botanischen Gründen nicht.



Die goldbesetzte Kopfbedekkung aus dem Issyk-Kurgan. Auf der Spitze stand ein kleiner goldener Widder, möglicherweise als Zeichen königlicher Abkunft.
(Renate Rolle, Die Welt der Skythen, Luzern u. Frankfurt/M., 1980)

Mit seinen Berichten über die Skythen aber wurde Herodot die wichtigste Informationsquelle für gut zwei Jahrtausende. Ohne ihn wüssten wir nahezu nichts über die wilden Reitervölker mit dem griechischen Sammelnamen. Ihr Land lag östlich des mesopotamischen und griechischen Horizonts und ist auch heute noch menschlichem Vorstellungsvermögen schwer durchmessbar: der unendlich weite Steppengürtel, der vom Schwar-

Nach der Beerdigung aber reinigen sich die Scythen auf folgende Weise: Sie reiben sich zuerst den Kopf und waschen ihn ab, hernach thun sie am Leibe Folgendes: sie stellen drei Stangen auf, welche einander zugekehrt sind; alsdann breiten sie wollene Decken darüber aus, diese stopfen sie so fest als möglich zusammen und werfen dann Steine, die von Feuer glühend sind, in eine Wanne, welche in der Mitte zwischen den Stangen und der Decke liegt.

Es wächst nemlich in ihrem Lande Hanf, welcher dem Linnen ganz ähnlich ist, mit Ausnahme der Dicke und Grösse, worin dasselbe der Hanf bei weitem übertrifft; es wächst derselbe theils von selbst, theils wird er gesäet, und verfertigen sich daraus die Thracier sogar Kleider, welche den linnenen ganz ähnlich sind, so dass, wer nicht ganz genau den Hanf kennt, nicht unterscheiden kann, ob Etwas von Linnen oder von Hanf ist; wer den Hanf nicht kennt, wird glauben, das Kleid sei von Linnen.

Von diesem Hanf nehmen nun die Scythen den Samen, und schlüpfen dann unter die Decken; hernach werfen sie den Samen auf die durch Feuer glühenden Steine; der hingeworfene Samen fängt an zu rauchen und verbreitet einen solchen Dampf, dass kein Hellenisches Schwitzbad darüber gehen dürfte; die Scythen aber brüllen vor Freude über ein solches Schwitzbad: denn es dient ihnen statt eines Bades, weil sie nemlich überhaupt ihren Leib mit Wasser nicht waschen. Ihre Weiber zerreiben auf einem harten Stein Cypressen, Cedern- und Weihrauch-Holz, wozu sie Wasser giessen, und diese geriebene Masse, welche dick ist, legen sie hernach um den ganzen Leib und um das Gesicht. Davon bekommen sie nun einen guten Geruch; am andern Tage nehmen sie die ausgelegte Masse weg und werden rein und glänzend.

(Herodot, Buch IV, Ausgabe Langenscheidt 1855)

zen Meer aus Asien über Sibirien bis zum chinesischen Meer durchzieht, im Norden in Wälder und schliesslich die Tundra übergehend, im Süden in Wüsten versandend. Für die Alten war dieser grenzenlose Raum «die Welt jenseits des Grabes» und seine nomadisierenden Hirtenvölker «Barbaren», ein Name, der Verachtung und Furcht gleichzeitig ausdrückt, denn gelegentlich brachen von dort manche Stämme wie eine Sturmflut über den Westen und spülten auch etablierte Reiche glatt von der Welt.

Dem Abendland lieferten die Steppenvölker vor allem Geschichten von düsterer Wildheit, und die neuere Archäologie konnte die unglaublichsten davon sogar bestätigen und lokalisieren. An den östlichen Gestaden des Schwarzen Meeres, im heutigen Kuban-Gebiet, fanden die Argonauten ihr Goldenes Vlies und verbrachte Iphigenie ihr Exil als Priesterin der grossen Göttin. Von dort brach auch der biblische Magog auf, der die Juden in so arge Bedrängnis brachte. Etwas südlich davon war die Amazonensage zuhause, genauer: die Sarmaten, bei denen eine Frau erst heiraten konnte, wenn sie einen Feind erlegt hatte.

Natürlich gab es die Skythen nicht als ein einheitliches Volk, aber die vielen Rassen und Völkerschaften hatten einige Charakteristika gemeinsam: keine Schrift beispielsweise, eine Vorliebe für Teppiche, farbenprächtige Kleidung und archaische Sitten, die auch modernen, an perfektionierte Grausamkeiten gewöhnten Berichterstattern eine Gänsehaut verursachen können. So ging der Tod eines Fürsten dem Volk im Wortsinn unter die Haut – nicht nur, dass die gesamte Dienerschaft im geräumigen Grabhügel ihres Herrn Quartier beziehen musste, auch die Normalbevölkerung hatte «Haare und Ohren zu stutzen», sich mit Pfeilen zu verletzen, zu verstümmeln und ähnliche Beweise von Untertanenmasochismus zu liefern. Mit etwas weniger zerfransten Ohren liefen Normalbegräbnisse ab, doch auch für sie galt das abschliessende Ritual, das Herodot in offensichtlicher Unkenntnis seiner wahren Bedeutung beschrieb.

Natürlich wurde diese Geschichte so von den nüchternen Gelehrten überhaupt nicht geglaubt, und die anderen konnten zu Recht einwenden, dass die Hanfsamen nun der doch am wenigsten wirksame Teil der Pflanzen sind. Dennoch wurde gerade diese Geschichte von der Archäologie bestätigt. 1953 beschrieb der sowjetische Skythenforscher Rudenko, was er gerade in einem Grabhügel bei Pazyryk im Hochaltai gefunden hatte: «In der Südwestecke der Grabkammer des 2. Paryryk-Kurgans wurde ein Bündel von 6 Stäben geborgen. Darunter stand ein rechteckiges Bronzegefäss auf vier Beinen, angefüllt mit zugeschlagenen Steinen. Die Länge der Stäbe beträgt 122,5 cm, ihr Durchmesser etwa 2 cm, am unteren

Ende 3 cm. Durch Öffnungen an jedem Stab im Abstand von 2 cm unterhalb des oberen Endes war ein Riemchen gezogen, das die Stäbe zusammenhielt. Alle Stäbe sind spiralig mit einem schmalen Streifen aus Birkenbast beklebt. Nördlich davon, in der Westhälfte der Kammer, wurde ein zweites Bronzegefäss entdeckt, und zwar vom Typ eines skythischen Kessels. Es war ebenfalls mit Steinen gefüllt. Darüber lagen ausgespreizt sechs ebensolche Stäbe, die zusammen mit dem Räuchergefäss von einem grossen Lederüberwurf bedeckt waren. In beiden Gefässen wurde ausser den erwähnten Steinen eine grosse Menge Hanfsamen (Cannabis sativa L. der Varietät ruderalis Janisch) festgestellt. Hanfsamen befanden sich auch in einer Lederflasche, die an einem der Stäbe des Sechsfusses befestigt war, der über dem Gefäss in Form eines skythischen Kessels stand. Die Steine in den Räuchergefässen waren angeglüht, ein Teil der Hanfsamen verkohlt ... Folglich haben wir hier vollständige Garnituren jener Utensilien vorliegen, die für die Durchführung des Reinigungsrituales notwendig waren ... Garnituren für Hanfinhalation gab es in allen Pazyryk-Kurganen ohne Ausnahme ... Das Rauchen von Hanf wurde folglich nicht nur bei Reinigungsritualen praktiziert, sondern auch im täglichen Leben ... Dabei rauchten sowohl Männer wie Frauen.»


Gerätschaften zur Hanfdampfberauschung aus den den Pazyryk-Kurganen (nach Artamonov).

Die Sache war also nicht nur im Volk, sondern auch geographisch weit verbreitet, denn zwischen den Schwarzmeer-Skythen Herodots und dem Altai liegen etliche tausend Kilometer. Da dort das Klima sibirische Härtegrade kennt, blieben ausser den verkohlten Samen auch die damit eingeräucherten Fürsten tiefgekühlt erhalten. In frischem Zustand müssen sie wirklich beeindruckend ausgesehen haben: unter der Uniform mit hohen Helmen, wie sie nur einer sehr bekifften Phantasie entspringen, waren sie auch noch abenteuerlich tätowiert. Ihre Pferde hielten da mit bunten, aufgebundenen Geweihen mit, und ihre Goldschmiede brauchten auch die Konkurrenz der damaligen Zivilisationsmetropolen nicht zu scheuen. Im Grunde hatten sie jene Kultur, von der Hanfraucher immer träumen, bis hin zur vollen Gleichstellung der Frauen, zusätzlich aber waren sie schrecklich kriegerisch, und auch etliche Damen wurden in voller Rüstung gefunden. So wurden die Skythen auch das erste Beispiel, dass Hanf und Kampf einander nicht ausschliessen, und sie werden auch immer wieder erwähnt, um zu beweisen, dass die Sache doch aggressiv macht.

Auch die Karthager müssen zum Beweis dieser These herhalten, zumal ihr Haschisch, will man den Berichten glauben, eine ja in der Weltgeschichte einmalige Haltbarkeit aufwies. Dass Hannibal dann doch darauf verzichtete, das schutzlos vor ihm liegende Rom einzunehmen, soll ja auch auf einen dreitä-

Ein vor mehr als zweitausend Jahren vor der sizilianischen Westküste gesunkenes Kriegsschiff Karthagos hatte, wie sich jetzt herausstellte, zwei Behälter mit Haschisch an Bord. Wissenschaftler vermuten, dass die Rauschmittel zur Stärkung der Kampfmoral der Schiffsbesatzung im Krieg mit Rom diente. Britische Archäologen, die die Überreste des karthagischen Schiffes, einer Trireme, und seiner Ladung in der Nähe von Isola Lunga vor Marsala (Sizilien) entdeckt und geborgen hatten, teilten mit, Laboruntersuchungen hätten ohne den Rest eines Zweifels ergeben, dass es sich bei der in zwei Behältern vorgefundenen schwarzen Masse um Haschisch handelt, das so gut erhalten sei, dass es noch heute seine berauschende Wirkung habe. Zu den an Bord des Schiffes gefundenen Resten gehört das Skelett eines Hundes, der möglicherweise das Maskottchen der Schiffsbesatzung war.
(Süddeutsche Zeitung, 30.9.1975)

gigen Dauertörn zurückzuführen sein. Der war allerdings nicht mit Hanf, sondern mit Opium. Und dann wurde auch noch ein frühgermanisches Kriegergrab im märkischen Sand bei Berlin gefunden, in dem ebenfalls ein Klumpen Haschisch lag. Die Sache war verbreitet, aber ob Haschisch bei den Alten als Kriegerdroge angesehen wurde, muss bezweifelt werden. Die doch ganz schön vielen Militärbücher, die aus jener Zeit erhalten blieben, erwähnen nichts dergleichen.

Leider ist auch, von den Skythen abgesehen, nicht bekannt, wie die Sache genossen wurde. Es gibt allerdings eine veritable Sammlung von Pfeifen und Dschillums aus diversen Gräbern von Ägypten bis in die Türkei. Eigenartigerweise sind jedoch alle Geräte unbenutzt, also typische Grabbeigaben, nur zum Zweck des Verscharrtwerdens angeschafft. Da Tabak aber noch völlig unbekannt war, rätseln die Gelehrten, wofür die Pfeifen gut gewesen sein könnten.

Die verbreitetste Technik der Antike dürfte aber gewesen sein, die Sache skythisch zu geniessen, als Teil der Atemluft. In einigen chinesischen Räuchergefässen fanden sich üppige Reste verkohlten Hanfes, und ein ähnlicher Fund wurde in der Nähe von Ankara gemacht. Im Hindukusch war es bei den Kafiren noch vor rund hundert Jahren üblich, bei bestimmten Anlässen das ganze Haus aus grossen Räucherpfannen einzuqualmen, und im Museum von Kabul befindet sich ein schöner Räucherkessel aus der Ghandara-Zeit, zweites vorchristliches Jahrhundert, dessen Aufsatz ein regelrechtes Mundstück hat, zwecks vielseitiger Verwendung.

Hanf spielte auch eine wichtige Rolle im Schamanismus, der sich im Steppengürtel bis in unsere Zeit erhalten hat, und dass sich die Sache bei den Skythen in Zelten abgespielt hat, lässt die Herzen aller Vertreter der Kulturwanderungstheorie höher schlagen – vom hebräischen Laubhüttenfest bis hin zu Tipis für besondere Rituale bei den Indianern lassen sich eine Unmenge Parallelbeispiele aufbieten. Die frappante Ähnlichkeit dürfte allerdings einfach zu erklären sein: die Ritualzelte bei Gesellschaftsformen mit nomadisierender Tradition entspringen demselben Bedürfnis wie Kirchen und Tempel bei immobilen.

Welche religiöse Bedeutung Hanf bei den Skythen hatte, ist nicht bekannt, da sie auf Schrift keinen Wert legten und Griechen oder Chinesen darüber mit dem Überlegenheitsgefühl ihrer Götterhimmel nichts niederschrieben. Herodots Missverständnis deutet eine Reinigungszeremonie an, aber ein Besucher von einem anderen Stern würde auch einen Leichenschmaus bei uns als rituelles Reinigungsmahl interpretieren können. Wann sonst, zu welcher Götter Ehren, aus welchen Anlässen oder ob nur zu ihrem Vergnügen die Skythen kifften, ist verloren gegangen wie ihr Rauch.

Aus der Bibel wissen wir, dass einige skythische Völkerschaften versuchten, quer durch Palästina ziehend, Ägypten auf dem Landweg zu erobern. Hanf dürften sie dort schon vorgefunden haben. Salomon erwähnt seinen «Gott wohlgefälligen Duft», was auf seine Verwendung als Räucherwerk hindeutet, und bei seinem phönizischen Zeitgenossen König Hiram bestellte er um 960 v. Chr. für den Bau des Tempels einen grösseren Posten Hanfseile. Das Originalwort der Bibel für die Pflanze ist *kaneh*, was sowohl Hanf als Schilf bedeutet, und meist steht noch das Adjektiv *bosm* dabei, zu übersetzen als: duftend, aromatisch. Die meisten Übersetzer haben sich damit schwer getan und sagenhafte Pflanzen erfunden. Aber: Schilfseile gab es in der alten Welt genauso wenig wie heute, und auch «aromatisches Schilf» war unbekannt. Da in den Büchern des Alten Testaments die Begriffe *kaneh* und *bosm kaneh* gelegentlich nebeneinander stehen, kann es sein, dass der eine die Faser, der andere Haschisch bezeichnet. Und dass dieser Stoff zu den bedeutenden Handelsgütern zählte, würdigt Ezechiel in seinem Klagelied über die phönizische Handelsmetropole Tyros (27/19):

«Dan und Javan und Mehusal haben auf deine Märkte gebracht Eisenbarren, Gewürze und duftenden Hanf, auf dass du mit ihnen Handel triebest ...»

Und dann gibt es noch die Vorschrift im Codex Leviticus, die für das letzte Kleid des Toten eines aus Hanffasern bestimmt. Hier spiegelt sich ein Abglanz der Bedeutung, die Hanf schon für die ganz Alten gehabt haben dürfte: «die Pflanze, die deine Seele ins Unendliche öffnet», wie es in einem chinesischen Text der Han-Periode heisst. In den schamanistischen Texten des Reichs der Mitte steht die Pflanze oft in diesem Zusammenhang, als Bindeglied zwischen dem Menschen und dem Göttlichen. Der wohl schönste dieser Gesänge stammt aus dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert und stammt wahrscheinlich von den Chu-Schamanen, die zwischen dem Kaiserhof und den Göttern zu vermitteln hatten. Arthur Waley hat ihn übertragen und dabei auch die ergreifende Balance zwischen mystischem und privatem Eros erhalten, durch die einsame Sehnsucht in die Unendlichkeit greift.



Fabelwesen, Tätowierung auf dem linken Arm des Häuptlings aus Kurgan II, Pazirik.
(Tamara Talbot Rice, Die Skythen, Köln 1957)

Der grosse Schicksalsgott

Die Tore des Himmels sind weit geöffnet,
Ich reite dahin, von dunkler Wolke gewiegt.
Mag meine Vorhut aus böigen Winden bestehen,
Mögen den Staub heftige Schauer benetzen!
Der Gebieter zieht Kreise im Flug, er senkt sich hernieder; Ich will den K'ung-sang-Berg queren und dir zu Diensten sein!
Aber in allen Neun Ländern sind Menschen in Menge,
Wie darf ich wähnen, uns gelte sein Werk?
Hoch droben fliegt er in friedvollen Schwüngen,

Getragen vom klaren Äther lenkt er das Yin und das Yang.
Ehrfürchtig und ernst überqueren ich und der Herr
Auf unserem Wege zu Gott die Neun Berge.
Es schleift sein Geistergewand,
Es klirren die Gürteljuwelen.
Ein Yin für jedwedes Yang –
Die Menge begreift unser Tun nicht.
Ich pflücke des Götterhanfs liebliche Blüte,
Sie jenem zu senden, von dem ich getrennt bin.
Schnell kriecht das Alter heran, bald ist alles vorüber;
Sich nicht mehr nahekommen, bedeutet sich weiter entfernen.
Laut rasselt das Drachengefährt, das er lenkt,
Hoch droben jagt er hinein in den Himmel.
Beim Binden von Kassiazweigen verweile ich lange;
Ch'iang! Je mehr ich seiner gedenke, –
Desto trauriger wird mein Sinn. Doch was hilft alle Trübsal?
Könnte nur ewig es sein, so wie es dieses Mal war!
Doch festgesetzt ist des Menschen Geschick,
Dem Begegnen und Trennen kann sich keiner entziehn.

Apoll und Dionysos

Die Grundlagen unseres abendländischen Denkens danken wir den alten Griechen, von denen wir zunächst einmal feststellen müssen, dass es sie als Ganzes nicht gab. Was für uns Hellas wurde, waren viele kleine Stämme und Völkerschaften in meist kargen Tälern, denen nur gemeinsam war, dass nicht alle ihrer Söhne von der Landwirtschaft leben konnten und daher immer wieder Schübe von ihnen als Kolonisatoren losgeschickt wurden. Wer von der Landwirtschaft nicht satt wurde und genügend Glück hatte, nicht in den Bergwerken arbeiten zu müssen, war auf die Städte angewiesen, die als Tor zur übrigen Welt entstanden, auf den Handel oder auf die Kolonien. Daraus entstand, was wir heute unter Hellas verstehen: die faszinierende und überaus fruchtbare Mischung permanenter Kleinstaaterei mit souveräner Weltläufigkeit, von kalkulierendem Krämergeist und kultureller Neugier, von Bäuerlichkeit und höchster Vergeistigung.

Es ist verständlich, dass solche Widersprüche nicht zu einer Ganzheit tendieren. Die Vielfalt muss komplizierter begriffen werden, nach weiteren Zusammenhängen als dem Rhytmus eines bäuerlichen Jahres zugeordnet, und so wurde Hellas auch die Mutter unserer philosophischen Systeme bis hin zur Dialektik. Allerdings dürfen wir uns von dieser Gelehrsamkeit keine professorale Vorstellung machen – die klassischen Philosophen waren allesamt eher Wanderheilige, von ihren Schülern begleitet, an Märkten, Brunnen oder ähnlichen Plätzen wirkend, indischen Wanderpredigern und den Käuzen des Speaker's Corner im Hyde Park ähnlicher als einem unserer Philosophen. Erst Aristoteles veränderte als Hofdenker der makedonischen Herrscher dieses Erscheinungsbild.

Und daneben gab es noch eine grosse und mächtige Sekte, die «Dionysiker», die inbrünstig an die Wiederkehr der Seele glaubten, aber in der Form der Seelenwanderungslehre. Im Mantel der Nacht, beim Flackerschein düsterer Fackeln tanzten sie zum Getöse kreischender Becken, donnernder Pauken und jauchzender Flöten den rasenden Rundreigen durch die wilden Wälder und öden Berghalden, Fuchspelze um die Schultern, Hörner auf dem Haupte, Schlangen und Dolche schwingend. Rauschtränke erhöh-

Was alle Griechen verband, lernten wir, seien die gemeinsamen Götter gewesen, die in voller Besetzung erstmals in den Epen Homers auftreten. Auch das ist so nicht wahr. Es gab viele Regionalgottheiten, die bei gemeinsamen Eigenschaften zu den gesamtgriechischen verschmolzen, ohne an ihren Ursprungsorten ihre Eigenheiten zu verlieren. Manche eroberten erst relativ spät den gesamten griechischen Horizont, und ihr Siegeszug spiegelt sich anschaulich in den alten Gesängen. So lassen sich auch die zahllosen Kompetenzüberschneidungen bei den Himmlischen erklären, die jeweils philosophisch kanalisiert wurden.

Uns interessieren in diesem Zusammenhang natürlich nur die beiden Götter, die für Ekstase zuständig sind, Apoll und Dionysos. Beide gelten als uneheliche Söhne des Zeus, und die Eifersucht der rechtmässigen Gattin des Obergotts bescherte ihnen eine eher aufregende Kindheit. Beide sind auch keine eigentlichen Griechen, sondern Zuwanderer und haben in der griechischen Götterwelt die Plätze anderer eingenommen, die durch sie verdrängt und vergessen wurden.

Dionysos kam aus Thrakien im Osten des griechischen Horizonts, das nur von Wohlwollenden als eine Pufferzone zwischen Hellenen und Barbaren angesehen wurde. In Thrakien mag er ursprünglich ein Naturgott gewesen sein; in Griechenland kam er als Gott des Rausches an, wobei dieser Rausch ein animalischer war, eine Art Rückkehr in den Schoss der Natur unter Überwindung der menschlichen Eigenschaft des Verstandes. Beschränkte sich bei den «klassischen» griechischen Göttern die Religion auf verschiedene Opfer und eine blühende Mythologie, brachte Dionysos ein geschlossenes religiöses System mit, die Mysterien.

Für die meisten Griechen und später für die Römer, die den Gott Bacchus nannten, war die Droge der Ekstase Wein, doch zumindest in Thrakien und Makedonien war das «Blut des Gottes» ein Cocktail aller möglichen Drogen. Bilsenkraut gehörte dazu, Pilze werden in zwei Aufzeichnungen erwähnt und dann auch «der Saft des Hanfes». Die Pilze konnten als Verwandte des auch bei uns gedeihenden «Spitzkegeligen Kahlkopfs» identifiziert werden, einem Verwandten des Psilocybin. Bei dem Saft des Hanfes gibt es Probleme: Haschisch ist in Alkohol zwar löslich, doch da keine genaue Rezeptur erhalten blieb, wird dies ein Geheimnis der Thraker bleiben. Die Initialfeiern der Dionysien immerhin erfolgten «in rauchgeschwängerten Höhlen», und aus einer Hymne wissen wir auch, dass es hier «der süsse Rauch des göttlichen Hanfes» war.

Es sind nur wenige Beschreibungen der Mysterien erhalten geblieben, und sie ähneln frappant den tantrischen Ritualen des Himalaya, die in bestimmten Gegenden regelmässig mit

ten die Ekstase, bis schliesslich die Psyche aus dem Leibe trat und sich mit dem Gott vereinigte, dem thrakischen Fremdling Dionysos. Das Merkwürdigste ist, dass sich diese epidemischen Psychosen mit grosser Regelmässigkeit alle zwei Jahre wiederholten: an den trieterischen Dionysen, mitten im Winter.

Verwandt mit der dionysischen Religion war die orphische. Sie leitete sich von Orpheus her, der ebenfalls ein Thraker war. Sie unterschied sich von der olympischen Religion vor allem dadurch, dass sie eine feste Lehre entwickelt hatte, während diese im wesentlichen immer nur Kult und Mythologie geblieben ist. Man kann fast von einer Dogmatik reden. Nach dieser ist die Seele zur Busse für eine früher begangene Schuld in den Kerker des Körpers gebannt, das Leben auf Erden ist der Tod der Seele: *soma sema*, «der Leib ein Grab». Vom Gläubigen wird nicht Abkehr von diesen oder jenen irdischen Verfehlungen gefordert, sondern Absage an das irdische Dasein selbst: nur so kann er dem tödlichen Kreislauf der Geburten entfliehen. Die Taten des abgelaufenen Lebens werden in der nächsten Reinkarnation vergolten. Ist die Seele völlig rein und aller Flecken ledig geworden, so wird sie eines Tages frei werden und nie mehr den Tod erleiden, in ewiger Seligkeit wie der Gott lebend, von dem sie stammt. Der Weg zur Läuterung geht durch Askese, sittlichen Wandel, Empfang der Mysterienweihen. Fleischgenuss ist Brudermord. Dies alles mutet fast indisch an.

(Egon Friedell, Kulturgeschichte Griechenlands, London 1949)

Man gelangte in das Gebiet der Agrianer, eines anderen thrakischen Stammes. Dareios hatte sie einst, als er gegen die Griechen zog, vergebens zu unterwerfen versucht: sie hatten sich auf den Höhen verschanzt und alle Angriffe abgewehrt.

In dieser Gegend wurde viel Hanf angebaut. Nach den Mahlzeiten pflegten die Einheimischen etwas von diesem Kraut, das wie Origanum roch, zu verbrennen um den Rauch einzuatmen, worauf sie in tiefen Schlaf fielen. Da Alexander von Natur aus gut schlief, verzichtete er auf diese Erfahrung.

(Roger Peyrefitte, Der junge Alexander, Hamburg 1980)

Reitzenstein gibt eine Vorschrift aus der hellenischen Zeit wieder, die derjenige zu befolgen hatte, der den Geist Gottes schauen wollte: «Ziehe dreimal tief Atem aus dem Feuerstein ein, so weit du kannst, und du wirst sehen, dass du dich erleichtert fühlst und dich in die Höhe hebst, so dass du glauben wirst, in der Luft zu schweben.» Diese Anleitung erinnert an die heute gebräuchliche Inhalationstechnik beim Rauchen von Haschisch. *Stringaris* hält es für wahrscheinlich, dass die Priester in den grossen Mysterien von Eleusis und in den zahlreichen Orakeln Griechenlands über geheime Mittel verfügten, mit deren Hilfe sie während der Kulthandlungen ekstasische Rauschzustände provozieren konnten. Wahrscheinlich handelte es sich vorwiegend um Haschisch und Opium.

(Brigitte Woggon, Haschisch, Berlin 1974)

Massensex zu enden haben. Auch die orphischen Texte, die erhalten blieben, zeigen diese Ähnlichkeit. Um sie zu erklären, muss man keine Erdleitungen zwischen dem Himalaya und den Bergen Griechenlands konstruieren – da Hanf in beiden Ritualen eine wesentliche Rolle spielt, kann es auch an der Imaginationswirkung der Droge liegen. Die «Magical Mystery Tour» zielt, sofern sie in den einzelnen Kulten mit Hanf befeuert wird, immer auf eine mystische Vereinigung mit der «Grossen Mutter Erde», und auch im Gottesdienst der kleinasiatischen Magna mater Kybele spielte Hanf eine wesentliche Rolle.

Seltsamerweise ist für Hanf aber auch der andere Gott der Ekstase zuständig, der Gott der Dichter und Seher, Apoll. Er scheint aus Kleinasien zu stammen und verdrängte als Sonnengott den altgriechischen Helios. Ergriff er in der Ilias noch für die kleinasiatischen Trojaner Partei, war er kurze Zeit später schon Herr der wichtigsten Orakel Griechenlands, vor allem des delphischen, ausserdem der Anführer der Musen, der Halbgöttinnen aller Künste.

Wie wir ihn aus der Mythologie kennen, ist er der Lichtgott. Seine Zwillingsschwester Artemis (römisch: Diana) ist eine Art jungfräuliche Muttergöttin der Natur, und beide Gottheiten horten in ihren Köchern auch die Pfeile des Todes. Seit Apoll für die Sonne zuständig ist, trägt Artemis den Halbmond im Haar, aber die Mythen über beide haben auch Episoden von düsterer Wildheit. Manche Legenden ähneln – enterotisiert, da auf Zwillinge übertragen – den Geschichten des indischen Paares Shiva-Durga, und es ist interessant, dass Apoll nicht nur der Lorbeer heilig war, sondern auch der Hanf. Auch hier führt die Spur nach Thrakien und noch weiter: nach Kleinasien und zu den Skythen.

Ein wesentliches Element griechischen Lebens war das Orakel, «die Stimme der Gottheit». Man befragt es in Kultangelegenheiten, bei Städtegründungen, in Kriegen, bei öffentlichen Unglücksfällen aber auch in zahllosen Privatangelegenheiten. So war Delphi ein Kolonialamt, das für Städtegründungen Ortswahl und Anlage vorschlug, und auch eine Art Völkergerichtshof, ebenso parteiisch und ohnmächtig wie alle späteren. Alle diese zahllosen Ratschläge entnahm die Priesterschaft dem Gestammel der Pythien, älterer Frauen, die auf einem Dreifuss über der Erdspalte thronten, aus der Dämpfe stiegen. So berauscht, verkündete die Pythia «mit rasendem Munde», was der Gott aus ihr sprach. Was die Priester dann daraus formulierten, waren meist Verse grandioser Zweideutigkeit, und auf der Stirnwand des Tempels stand das berühmte: «Erkenne dich selbst».

Über den heiligen Rauch von Delphi wissen wir Bescheid: zu den Schwefeldämpfen kam der Qualm von Lorbeer und nur

sehr gelegentlich der «blühender Rispen des Hanfes», wie Hesiod notiert. Aber Delphi war nur das berühmteste Orakel Apolls. Zur Zeit Alexanders gab es mindestens vierzig in Griechenland und Makedonien und ausserdem noch drei berühmte des «thrakischen Apoll». Allesamt waren sie berühmte Wallfahrtsorte und, was ja heute noch in Bayern so ist, dadurch auch Märkte. Wer die einzelnen Lokalmythen vergleicht, kommt zu dem Schluss, dass hier viele alte Götter mit oft nur geringen Ähnlichkeiten zum gesamtgriechischen Apoll verschmolzen, aber eine weitere Gemeinsamkeit aller Orakel war der «heilige Rauch», der nur in Delphi aus der Erde kam. In den übrigen Heiligtümern hiess er «das thrakische Feuer», und in Thrakien wurde es zu Ehren des Gottes mit Hanf gespeist.

Die Hanfkultur der Thraker genoss in der Antike besten Ruf, verstanden sie doch sogar, aus den Fasern feinste Gewebe herzustellen. Haschisch dürften sie spätestens zur Zeit Alexanders des Grossen hergestellt haben, denn in verschiedenen Steuerlisten wird es als wertvolles Exportgut erwähnt. So erscheint nicht verwunderlich, dass sie eine der klassischen Legenden auf ihre Weise variierten: Als Apoll die Nymphe Daphne allzu stürmisch bedrängte, verwandelte sie sich in einen Baum. Die meisten Griechen sahen darin den Lorbeer, die Thraker aber den Hanf.

Im übrigen war die Sache über die gesamte antike Welt verbreitet, hauptsächlich der Fasergewinnung wegen. Besonders guten Ruf genoss der Hanf aus der Gegend von Marseille und der aus dem Sabinerland bei Rom, den Plinius preist. Und hier finden wir einen der seltenen Hinweise darauf, dass die Pflanze nicht nur ihrer Fasern wegen geschätzt wurde.

In der antiken Heilkunst hatte Haschisch einen festen Platz als eine Art Universalmittel. Dioscorides, der den Kaiser Nero verarztete, meinte allerdings, allzuviel beeinträchtige die Potenz. Galen, dessen Kurbetrieb in Pergamon die berühmteste Anlage der Antike war und der bis in das Mittelalter die grösste medizinische Kompetenz blieb, erwähnt: «Manche Leute rösten und essen die Samen zusammen mit anderen Süssigkeiten. Sie nehmen sie nach dem Essen zum Vergnügen, um ihren Appetit zu stimilieren, und zu trinken. Die Samen verschaffen ein warmes Körpergefühl und, im Übermass genossen, auch einen hitzköpfigen Rausch. Es vertreibt die Schwermut, macht aber so durstig, dass es bei allzu reichlichem Genuss der Potenz schadet. Andere Leute pressen den frischen Saft und nehmen ihn als Analgetikum bei Ohrenschmerzen.» Wiederum fällt in diesem Text auf, dass nur von den Samen die Rede ist, die ja eigentlich am wenigsten Wirkung haben. Eine spätere Illustration zu Dioscorides aber zeigt, was gemeint war: die gesamten Blütenstände der Pflan-

Diodor, der unter Cäsar und Augustus lebte, gedenkt der Pflanze. Die Weiber Thebens stellen nach ihm aus Hanf eine Flüssigkeit dar, die wie Nepenthes des Homer wirke.

(Louis Lewin, Phantastica, Berlin 1924)

Aus der Naturkunde des Plinius, Band 19, Kapitel 9:

«... ist besonders nützlich für Seile. Hanf wird gesät, wenn im Frühling die Westwinde blasen; je dichter das Feld bestellt ist, desto feiner werden die Fasern. Die reifen Fruchtstände werden bei der herbstlichen Tag- und Nachtgleiche gepflückt und durch Sonne und Wind getrocknet oder über einem Feuer geräuchert. Die Pflanze selbst wird nach der Ernte gepflückt und bei Kerzenlicht (= im Winter) geschält und gereinigt. Der beste Hanf kommt aus Arabien und wird besonders für Jagdnetze verwendet. Drei Arten Hanf werden dort produziert, wobei der zur Rinde der Pflanze liegende den geringsten Wert hat, der aus der Mitte den höchsten. Der zweitbeste kommt aus Marseille. Was die Höhe betrifft, wächst der aus der rosigen Erde des Sabinerlandes (bei Rom) zur Grösse von Obstbäumen.» (Die zwei Geschlechter der Pflanze wurden schon im Abschnitt über exotische Kräuter erwähnt, unter: «Bactrisches Lachkraut»; Bactrien entspricht etwa dem heutigen Afghanistan) «In Italien sind die Früchte eine Art Nahrung; sie werden in Töpfen aufbewahrt und halten ein Jahr. Zwei verschiedene Teile der Pflanze werden als Gemüse benutzt: Die Fruchtstände und die Zweige.»

(Plinius: geb. um 23, gest. 79 n.Chr. beim Untergang Pompejis)

ze. Und das Dessert der alten Römer wird heute noch so ähnlich in Nordafrika zubereitet. Dort heisst es Majoun.

Ihr Haschisch kam meist aus der heutigen Türkei, Syrien und dem Libanon. Ausserdem gab es noch «westliches» Haschisch aus Südspanien und Marokko. Da es wesentlich billiger war, dürfte es sich dabei um Khif gehandelt haben. Insgesamt galt der Stoff weniger als Medizin, denn als Vergnügungsdroge. Den höchsten Stellenwert aller Drogen hatte für die Römer das Opium, und als Diokletian zum Ende des dritten nachchristlichen Jahrhunderts die Höchstpreise für alle Drogen des Reiches festlegen liess, kostete ein Pfund Opium 150 Denare, während ein Pfund bestes Haschisch schon für 80 zu haben war, rezeptfrei aus der nächsten Apotheke.

Hexenkraut und Teufelsbann

Während wir über die Verbreitung des Weinbaus durch die Römer ziemlich genau Bescheid wissen, sind Quellen über den Hanfbau spärlich. Die Gründe dafür sind einfach: Wein war für Kelten und Germanen eine exotische Droge, ausserdem das römische Staatsrauschgift. Ehe die Pflanze in unseren Breiten akklimatisiert wurde, aber auch noch lange Zeit später, war Weinhandel mit dem Norden ein äusserst profitables Geschäft, und die in unseren Museen gehorteten Grabsteine auf Geschäftsreisen verstorbener Weinhändler sind gewichtige Dokumente. Hanf aber war auch im «unzivilisierten» Norden eine überall wuchernde, selbstverständliche Pflanze. Eine ganz besondere Rolle in der Landwirtschaft allerdings spielte sie immer.

Den ersten Germanen bereits war sie eine «heilige Pflanze», und die meisten Gelehrten erklären dies mit der Faserqualität. Hier sind Zweifel anzumelden, denn auf den Feldern wuchsen auch Lein und Flachs, und obwohl Leinen eine für die Bekleidung weit grössere Bedeutung hatte, war Hanf die geschätztere Pflanze. Da schriftliche Dokumente fast vollständig fehlen, sind wir auf das angewiesen, was Grabhügel berichten. Bereits um 500 v. Chr. bekamen sowohl keltische als germanische Frauen zu ihrer Spinden ein Büschel Hanffasern in das Grab mitgegeben, Bauern ausserdem Hanfsamen und – hauptsächlich im heute mecklenburgischen Raum – gelegentlich auch Blütenstände der Pflanze. Ausserdem sind die aufgefundenen Gewebereste, von ganz wenig Wolle abgesehen, ausnahmslos Hanftextilien, obwohl die Tageskleidung Leinen war. Das erinnert an die Vorschrift des Alten Testaments, doch Germanen und Kelten waren damals noch solide Heiden. Es mag eher damit zusammenhängen, dass Hanf die Pflanze der Liebesgöttin Freya war.

In zwei deutschen Rezepten des 8. Jahrhunderts findet sich der Hanf unter der Bezeichnung «Hanov-samo» und als «Hanfsâmin» in einer Zürcher Heilkunde aus dem 11. Jahrhundert. Zur lokalen Anwendung bei Wunden und Geschwüren wurde Hanf im «Hortus sanitatis» von *Hildegard von Bingen* (1098 bis 1179) empfohlen.

Der deutsch Arzt *Engelbert Kämpfer* beschrieb in seinem 1712 erschienenen Werk «Amoenitatum exoticarum politico-physico-medicarum» ausführlich den Hanf und seine Wirkung.

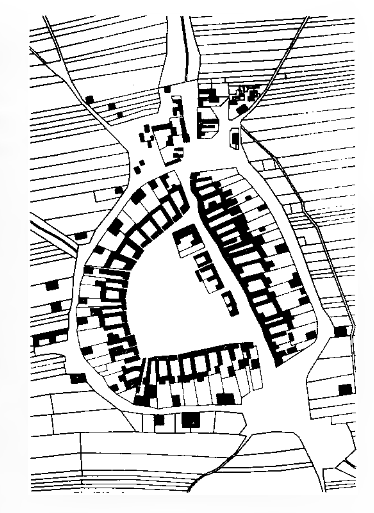
(Brigitte Woggon, Haschisch, Berlin 1974)

Nicht viel wissen wir auch über den Stellenwert des Hanfes bei den skandinavischen Völkern. Immerhin: ein Grabfund aus 150 n. Chr. zeigt, dass die Pflanze bereits bekannt war, und bald darauf waren die Fasern das wichtigste Material für Schnüre, Angelleinen und Netze, während die rauhen Rohfasern – Werg – zusammen mit Pech zum Dichten der Schiffe verwendet wurde, denn Hanf ist extrem wasserresistent. Um 1250 sprossen jedenfalls Hanffelder sogar auf Island, und es ist möglich, dass es die Wikinger waren, die in ihrem Reisegepäck die Samen nach Nordamerika brachten. In jenen Gegenden jedenfalls, die Erik der Rote mit seinen Horden heimgesucht hatte, fanden spätere europäische Kolonialisten üppig wuchernde Hanfdschungel.

Über die berauschende Wirkung des Hanfes fehlt es jedoch an Hinweisen. Die besonders erwähnten Rauschmittel sind stets Alkohol und – mehr noch – Fliegenpilz, der teilweise mit hohen Preisen bezahlt wurde, aber das kann auch daran liegen, dass Hanf eben selbstverständlich war. Immerhin gibt es im germanischen Götterhimmel zwei für verschiedene Rauschformen Zuständige: Thor ist für Alkoholika und den «gewöhnlichen» Rausch zuständig, Wotan/Odin jedoch, ähnlich Apoll, für den seherischen. Wie in den griechischen Mythen lässt ein skandinavisches Lied aus dem 11. Jahrhundert diese Seherkraft aus «heiligem Rauch» entstehen, ohne jedoch das Heizmaterial dafür zu präzisieren.

Ethnologie und Antropologie sind verhältnismässig junge Wissenschaften, und so wissen wir nur sehr wenig über den Stellenwert des Hanfes in Mitteleuropa. Ein besonderer jedoch scheint es immer gewesen zu sein, denn Karl der Grosse schrieb ihn 798 ausdrücklich für alle seine Länder vor, und wenig später berichtet der gelehrte Otto von Bamberg, dass auch bei den damals noch heidnischen Slaven in Pommern die Hanffelder blühten. Zwischen 800 und 1200 war Hanf die wichtigste Nutzpflanze Englands, und um dieselbe Zeit begann er im östlichen Voralpenraum zu wuchern. Eigenartig sind die vielen Ortsnamen in Niederösterreich, die sich auf die Pflanze beziehen, von der Mittelstadt Hampstätten, die später Amstetten hiess, bis zum kleinen Bauerndorf Hanfthal. Unter den Flurnamen des Mostviertels gibt es allein siebzehn Hanfkogel – keine andere Pflanze war Taufpate so vieler Ortsnamen.

Aus Niederösterreich stammt auch eine Tradition, die zeigt, dass Hanf keineswegs nur als Faserpflanze gesehen wurde. Allein acht Sagen aus dem westlichen Landesteil berichten von Jungfrauen, die sich, vom Teufel verfolgt, in ein Hanffeld retten konnten. Nun lauerte ja im Mittelalter der Teufel überall, und da war es schon nötig, satansfreie Zonen zu haben. Dass sie durch Hanf markiert wurden, ist allerdings





Hanfthal in Niederösterreich (o) und normales Dorfbild (u, Unterparschenbrunn)
(Johann Kräftner, Naive Architektur in Niederösterreich. St. Pölten 1977)

interessant, und die Folge war, dass noch in unserem Jahrhundert um alle Bauernhäuser traditionsgemäss eine dichte Reihe Hanfpflanzen wuchs. Das allein mit dem insektenvertreibenden Geruch zu erklären, reicht nicht aus, obwohl der Satan ja mit einem seiner vielen Namen auch Fliegengott heisst, und das Rätsel wird noch etwas grösser, wenn man die lokale Benennung dieses Pflanzengürtels hört: Rauhhanf, Rauchhanf oder schlicht Rauchkraut.

Auf die magische Bedeutung der Pflanze weisen auch andere Traditionen hin. Noch Anfang dieses Jahrhunderts war die Hanfaussaat im Badischen ein Fest. Zwischen 11 Uhr und Mittag wurden die Samen in die Erde gesenkt, und dann wurden kleine Kuchen gegessen, die «Hanfeier» hiessen, und dieses Mahl sollte das Wachstum beflügeln. Aus ähnlichen Gründen gab es nahezu überall in Europa nach der Aussaat ein Tänzchen am Feldrand.

In Polen wurde dieses Tänzchen traditionsgemäss am Gründonnerstag von den verheirateten Frauen zelebriert, die dabei mit flatternden Röcken hoch in die Luft zu springen hatten, um den Pflänzchen zu zeigen, dass sie auch hoch hinauf sollten. Auch bei Hochzeitsfeiern hatte die Braut einen Hanftanz mit dem Zeremonienmeister zu absolvieren. Überhaupt war von Polen über Ungarn bis Jugoslawien Hanf ein Symbol für Glück und Wohlstand. Als es noch üblich war, dass die Braut in Schwarz vor den Altar trat, gehörten zu ihrem Schmuck auch Hanfblätter, mit denen sie später die Wände ihres neuen Heimes zu streicheln hatte. Ausserdem wurden noch Hanfsamen über die Braut geschüttet, von wegen Fruchtbarkeit. In Estland geschah dies schon am Abend vor der Hochzeit, wenn die Braut die älteren Frauen des Dorfes zu besuchen hatte und dabei um etwas Hanf bitten musste.

Allerdings ist in Osteuropa Hanf auch mit dem Totenkult verbunden. Noch heute wird gelegentlich in Polen und Litauen am Heiligen Abend, wenn die Toten für eine Stunde ihre Familie besuchen, die «Semieniatka» verzehrt, eine Suppe aus Hanfsamen zu Ehren der Toten. In der Ukraine wird die aus denselben Gründen am Dreikönigstag gekocht.

Auch die Ernte des Hanfs war allerorten ein Fest, das diese Pflanze vor allen anderen auszeichnete. Zweifellos liegt es am Geruch eines reifen Hanffeldes, dass es dabei fröhlich-gesellig zuging und immer auch Gelegenheit war für die zarteren Formen bäuerlicher Erotik. In Polen wurden bei diesen Gelegenheiten die Bräute des nächsten Jahres von den wissenden Frauen über die nicht ganz zum Haushalt gehörigen Aufgaben aufgeklärt, und in der Schweiz war das Sammeln der Pflanzen Anlass für ein Fest namens Stelg, zu dem die Burschen in bunten Masken kamen.

Als heilige Pflanze wird Hanf auch durch einige bäuerliche

Rituale geehrt. Die grösste Pflanze eines Feldes blieb früher stets stehen. Im südlichen Polen wurde um sie zu Mitternacht des nächsten Neumonds ein Kalkkreis gestreut, dann wurde sie mit Weihwasser besprenkelt und vom Bauern selbst geerntet. Fiel dabei ein Blättchen in seine Schuhe, bedeutete das Glück für das nächste Jahr. In der Ukraine galt ein Hanfzweiglein, in der Johannisnacht gebrochen, als unfehlbares Mittel gegen Hexen und den bösen Blick.

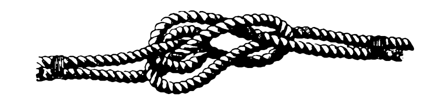
Nicht zu diesen Bräuchen scheint zu passen, dass Hanf in einigen Gegenden Südtirols auch «Hexenkraut» heisst. Da aber lieferte ein alter Bauer Aufklärung: «Wann'st a Büscherl Hanfkraut unters Dach hängst, kaunn koa Hex wos ausrichten. Dös is a gaunz a guads Kraut.»

Auch eine Duftspur vom Kraut der Seher hat sich in der Ukraine erhalten. Sula Benet berichtet, was ein heiratslustiges Mädchen in der Ukraine zu tun hatte, wollte es den Namen seines Künftigen, den Hochzeitstermin und ähnliches wissen:

«In der Andreasnacht, am 30. November, musste sie unter bestimmten magischen Sprüchen ein Büschel Hanf auf den Boden legen. In ihrem Gürtel musste sie Hanfsamen haben, dann auf das Büschel springen und singen:

Andrej, Andrej,
ich setze den Hanfsamen auf dich.
Wird Gott mich wissen lassen,
mit wem ich schlafe?»

Dann musste sie etwas Wasser in den Mund nehmen, auf die Samen spucken und die den Vögeln geben. Einen ähnlichen Brauch gab es auch in den Alpen – aus der Richtung, aus der das erste Vögelchen kommt, wird auch der Zukünftige kommen. In der Ukraine allerdings musste dann ein Mädchen sein Hemd ausziehen und dreimal nackt um das Haus laufen. Vielleicht wartete der Richtige schon im Gebüsch.



Seit relativ kurzer Zeit wird Cannabis von immer weiteren Kreisen der westlichen Gesellschaft – hauptsächlich in den Vereinigten Staaten und in Europa – als Rauschmittel konsumiert; die Droge ist zum Sorgenkind von Gesetzgebern und Justiz geworden und hat Probleme im sozialen Bereich und im Gesundheitswesen geschaffen. Noch herrscht über das Ausmass oder die Art, wie man dieses Problem lösen könnte, wenig oder keine Übereinstimmung. Die Ansichten sind grundsätzlich in zwei Lager gespalten: Die einen sehen im Cannabiskonsum eine grosse soziale, moralische und gesundheitliche Gefahr, die es zu beseitigen gilt; die anderen halten es für einen harmlosen, angenehmen Zeitvertreib, den man legalisieren sollte. Wahrscheinlich wird es noch eine Weile dauern, bis alle Fakten, die mit dem Gebrauch dieser uralten Droge zusammenhängen, vollends bekannt sind. Vielleicht können wir die gegenwärtige Situation nur in den Griff bekommen, wenn wir versuchen, die Geschichte und die Einstellung der Völker zu verstehen, die die Pflanze lange Zeit verwendet haben.

(Richard Evans Schultes, Albert Hofmann, Pflanzen der Götter, Bern 1980)

S'ambhu, Kailashi, Pashupati, Bombole!
Aus DIR selbst geschaffener Herr des Kailas,
Freund aller Geschöpfe, Fröhlichmacher,
DU, dessen Namen zahlreich wie Sterne sind,
Hari, Shankar, Retter, Erlöser,
Schlangengegürteter, in dessen Haar
die Mondsichel ruht, aus dessen Haarschopf
die heilige Ganga strömt, der DU mit DEINEM Dreizack
das ständig neu sich gebärende Übel tötest,
der DU alles Gift der Erde trankst,
bis DEINE Haut dunkel wurde, Herr aller Götter
und aller Dämonen, DU Unnennbarer!

DEIN Lingam will ich mit Milch benetzen,

das ewig gross in DEINER Shakti ruht.

Nimm diese Blumen, nimm meinen Gesang,
der DU unerschütterbar in DEINER Trauer
auf DEINEM Tigerfell meditierst, DEINE roten Augen
hanfschwer nach innen gewendet, alles sehend
was war, was ist und was nicht sein wird.
DEINE Tränen, Rudra, um meinen Hals,
einhundertacht Tränen habe ich glatt gestreichelt,
der DU das Letzte bist vor dem Nirvana.
DU grösste Freude, Lebenschaffender,
schrecklichster Feind alles Bösen!

Singen will ich DEIN drittes Auge,
mit dem DU die Welt immer wieder verbrennst,
tanzen will ich DEINEN Tanz, Nataraj,
mit dem DU die Welt immer wieder erschaffst
in die donnernde Musik des Weltalls.
DEINE kleine Doppeltrommel, Damruraj,
aus meiner Schädeldecke und der meiner Shakti,
endet dieses mein kleines Sein,
erderschütternder Zerstörer des Scheins.
Der grossen Täuschung dessen, was wir wissen,
begegnest DU schrecklich, Bhairava, blutig baumeln
die Köpfe der Hoffnung um DEINE Lenden.

Ich grüsse DICH, der DU als ersten Samen

den des Ganja in die Erde senktest,
aus dem meine Ahnung von DIR wächst.
Herr der Verbrennungsplätze, mein Rauch
möge mich auslöschen und meine Lust
möge grenzenlos sein wie DU, Uma.
Meine hanfroten Augen nach innen senkend
lebe ich DICH im Rausch, und die Welt
habe ich hinter mir gelassen.
Bom' Shankar! DIR zu Ehren
hebe ich mein Dschillum an meine Stirn,
um in DIR aufzugehen. Om nama Shiva!

(nepalisch, etwa 15. Jhdt.)



Glocke zur Anrufung Shivas, Messing, silberhaltige Glockenlegierung, h 14,5 cm, ø 6,8 cm. Der Dreizack kennzeichnet die Glocke als Widmung an diesen Gott. Nepal, um 1750

Shiva als Herr des Kailas mit Dreizack und Dschillum, den Halbmond im Haarknoten, aus dem der Ganges entspringt. Bronze, h 39 cm, Nepal um 1600



2. DAS KRAUT DER EKSTASE

Ein grosser Teil des Hinduismus ist eigentlich nichts anderes als Ekstasetechnik: Religion wird somit zum Mittel zur Erreichung höherer (absolut höchster?) Bewusstseinszustände.

(Klaus Klostermayer in «Archiv für Religionspsychologie», 10, 1971)



Der geborene General-Feldmarschall Singha Shumshere mit 16 ...

Seiner Hoheit High

Zu den beeindruckendsten Persönlichkeiten, die mir je begegnet sind, zählt der Löwe von Nepal. So hiess er wirklich, ausserdem Singha Shumshere Jang Bahadur Rana, gefolgt von gut fünfzig weiteren Namen und Titeln, die er selbst nachlesen musste. Als ich ihn kennenlernte, war er schon ein betagter Löwe, ein zierlicher alter Herr unglaublich kultivierter Lebensformen. Er stammte noch aus dem vorigen Jahrhundert und aus einer Gesellschaft, die für uns schon viel weiter entfernt ist. Schon bei seiner Geburt war er General-Feldmarschall, und da konnte es natürlich nur noch aufwärts gehen. Militärisches allerdings interessierte ihn kaum; Seine Hoheit fühlte sich eher als Homme littéraire und konnte hinreissend plaudern.

Er hatte ja auch was zu erzählen. Als junger Prinz aus den Bergen hatte er noch in London Queen Victoria kennengelernt – «Sie war damals schon mehr als korpulent.» – und Deutschlands Wilhelm II., der ihn an einen Karnevalsprinzen erinnerte. Da er ausserdem fast fünfzig Jahre lang Aussenminister des Himalaya-Königreichs war, hortete er auch einige Souvenirs an Winston Churchill – schliesslich hatte er den Briten die Gurkhas verkauft, die gefürchteten Elitetruppen der Kolonialzeit. Nun sass er in seiner Bibliothek in Kathmandu, umgeben von Unmengen Büchern, Bildern und Fotos, behaglich zurückgelehnt in seinem selbstentworfenen Lesestuhl, rauchte, wie sich das für uralte Herren in Nepal so schickt, schon am Vormittag unglaubliche Mengen Haschisch und liess sein Leben Revue passieren.

In London hatte er noch die Melba gehört, die wir heute nur als Pfirsich kennen, und in Paris einmal Mata Hari gesehen – «eher enttäuschend» –, in Berlin hatte er sich 1910 von Liebermann malen lassen, einige schöne Juwelen von Fabergé aus dem kaiserlichen Petersburg hatte er auch noch, aber dennoch war er davon überzeugt, dass der Westen keine wahre Kultur habe.

«Man muss sich nur einmal diese entsetzlichen Worte anhören, die Ihr für die schönsten aller Zustände habt», knurrte der alte Löwe eines Tages, die Silberpfeife zwischen den Zähnen. «Allein dieses englische ‹Intoxication›, als wäre es eine Vergiftung, oder das deutsche ‹Rausch›, als würde alles an einem vorbeibrausen. Und erst Eure Ausdrücke für die

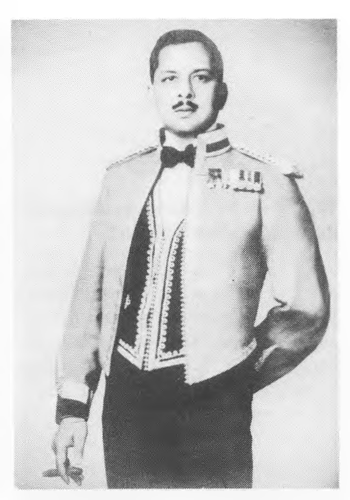
Wonnen der Sexualität!» Er schüttelte sich. «Die höchsten Zustände benennt Ihr mit so niedrigen Worten, dass sich jeder ihrer schämt und, wenn er sie schon nicht vermeiden kann, schnell und fast angeekelt hinter sich bringt. Ihr sprecht vom ‹Tierischen› in Euch oder vom ‹animalischen Instinkt› und bedenkt nicht, dass Anima ja die Seele ist, dass jene Zustände vielleicht die wahrsten der Seele sind. Ihr habt eine Welt erobert, um sie ausbeuten zu können, ja, das habt Ihr dadurch erreicht, dass Ihr ausschliesslich auf den Verstand gesetzt habt und auf die Vernunft. Das konntet Ihr mühelos, denn für die meisten Völker ist diese kalte, kalkulierte Macht nicht so wichtig wie für Euch. Aber was habt Ihr davon? Welche Kultur habt Ihr geschaffen?»

Da erwachte in mir der Weisse Mann. Ich verwies auf Mozart, von dem ich wusste, dass der alte Herr seine Musik liebte, deutete auf Edisons Phonograph, der auch in seinem Palast stand, aber der Löwe knurrte.

«Du sprichst von Partituren, die einzelne geschrieben haben und dabei auch noch verhungert sind, zeigst auf technische Geräte. Ich kenne Eure Kulturtempel, die Museen, Konzertsäle, Galerien ja zur Genüge. Das ist keine Kultur, sondern nur Konsum. Das versteht der Westmensch unter Kultur: selbst ein wenig erlernte Bildung haben, irgendwo hingehen, zusehen und zuhören, wie da ein paar andere für ihn arbeiten, damit er eine ganz entfernte Ahnung davon bekommt, was alles sein könnte, würde er sich nicht nur mit dem materiellen Konsum beschäftigen. Ein Mensch, der wirklich Kultur hat, muss sich nicht mehr ein Bild ansehen, er muss es nicht einmal malen, es würde genügen, es zu sehen. Er müsste keine Musik hören, sie nicht einmal spielen, es würde genügen, sie zu leben.»

«Aber Sie kennen doch auch Venedig», warf ich ein, «und Sie lieben diese Stadt. Angenommen, die Venezianer wären so durchgeistigt gewesen, wie Sie sagen – sie hätten sich diese Stadt nur geträumt und würden heute noch in Hütten am Rand der Lagune dahindösen.»

«Vom abendländischen Standpunkt hast du recht. Venedig ist die vollendetste Kaufmannskultur – hier liessen Pfeffersäkke ihre Träume in solidem Stein bauen, für sich und ihre Kinder. Aber: kamen sie dadurch den Göttern näher? Kann die prunkvollste Kathedrale der Welt auch nur eine Ahnung vermitteln von dem Glanz, der möglich ist? Sicherlich, wer aus einer Hütte kommt, wird bei soviel Gold staunen und ‹Oh!› sagen, vielleicht auch in die Knie gehen. Aber es ist doch alles nur Materie, auf die er hereinfällt. Es ist doch nur die Täuschung, mit der wir diese Welt für wirklich halten. Es sind doch nur kunstvolle Mauern, die wir zwischen uns und das freie Wandernkönnen unserer Seele schieben. Sicherlich: der



... mit 40

Es gibt sieben Methoden, die von den grossen Weltreligionen angewandt werden.

1. Der *Buddhismus* versucht das Leben und die zellularen Manifestationen zu überwinden und ins weisse Licht der Leere zu streben, dem vereinigenden atomar-elektrischen Blitz jenseits der Form.
2. Der *Hinduismus* ist ein vegetativer Dschungel von Wiedergeburtsbildern. Eindeutig zellular. Evolutionär. Genetisch.
3. Der *Tantrismus* (tibetanisch, Bengali) konzentriert sich auf somatische Energie (Kundalini) und Chakra-Bewusstsein.
4. *Zen, chassidisches Judentum, Sufismus und frühes Christentum* benutzten Methoden, um die sinnliche Energie zu konzentrieren.
5. *Protestantismus und talmudisches Judentum* sind die klassischen Ego-Religionen. Logik, harte Arbeit und der Sinn fürs Praktische werden dich in den Himmel bringen.
6. *Katholizismus der Mittelklasse* und nach dem Teufel orientierte, buchstabengläubige Sekten basieren auf emotionaler Erregung – Furcht.
7. *Selbstmord und Todeskulte.*

Was sind die sieben grundlegenden spirituellen Fragen?

1. *Die Frage nach der absoluten Macht.* Was ist die elementare Energie, die dem Universum zugrunde liegt – die absolute Macht, die Galaxen und Atomkerne bewegt? Wo und wie hat alles angefangen? Was ist der kosmische Plan? Kosmologie.
2. *Die Frage nach dem Leben.* Was ist das Leben? Wo und wie hat es begonnen? Wie entwickelt es sich? Wodurch entwickelt es sich? Genesis, Biologie, Evolution, Genetik.
3. *Die Frage nach dem Menschen.* Wer ist der Mensch? Woher ist er gekommen? Was ist seine Struktur und Funktion? Anatomie und Physiologie.
4. *Die Frage nach dem Bewusstsein.* Wie fühlt, erlebt, erkennt der Mensch? Epistemologie, Neurologie.
5. *Die Frage nach dem Ego.* Wer bin ich? Was ist meine spirituelle, psychologische, gesellschaftliche Stellung im Plan? Was soll ich deshalb tun? Sozialpsychologie.
6. *Die emotionale Frage.* Was soll ich dabei empfinden? Psychiatrie. Persönlichkeitspsychologie.
7. *Die Frage nach dem letzten Ausweg.* Wie komme ich da heraus? Anästhesiologie (durch Amateure oder Fachleute). Eschatologie.

(Timothy Leary, Politik der Ekstase, Hamburg 1970)

Erfolg des Abendlandes in dieser Welt beruht auf dem Fixiertsein auf die Materie. Davon immer mehr zu bekommen, nie genug, ist Triebkraft genug für eine weltumspannende Macht. Daher müsst Ihr auch alles andere mit verächtlichen Worten benennen. Aber wer sagt Euch denn, dass nicht ein lumpiger Wanderheiliger, der auf einem Baumstumpf sein Dschillum raucht, mehr Ahnung von Vollkommenheit und Glanz hat als Ihr? Ihr seid erdenschwer, Ihr wollt schauen, höchstens ein wenig über den Gartenzaun Eurer gebastelten Herrlichkeiten hinwegträumen, aber die wahren Augen musstet Ihr schliessen, die Flügel Eurer Seele beschneiden, um nicht am Ungenügen Eurer Vollkommenheit zu ersticken.»

An einem anderen Tag kamen wir wieder auf dieses Thema, und der alte Löwe hatte einige Bücher neben seiner Pfeife liegen.

«Ich habe ja lange genug als Wanderer zwischen Eurer Welt und der hier gelebt, bis ich in mich gekehrt bin. Ich habe da eine Maxime, die geeignet ist, die Gegensätze zwischen beiden zu erklären. Euer Descartes sagt: ‹Ich denke, daher bin ich›, und das mag wahr sein. Daher liegt ja Euer Sein innerhalb des Denkbaren, und Eure Mystiker versuchen, Euch ein wenig Ahnung vom anderen in denkbaren Sätzen zu erzählen. Ihr selbst aber müsst, um des Hier-Seins willen, das andere amputieren, für Euch selbst verächtlich machen. Für uns aber ist dieses Sein nur eine grosse Täuschung, ist dieses Denken nur ein Trug-Denken, um die Fiktion dieser Welt begreifen und aufrechterhalten zu können. Daher ist unser Ziel das Nichtdenken, das Aufgehen in der Ekstase, und alle Mittel, die das fördern, sind heilig.»

Er nahm einen tiefen Zug aus seiner Pfeife.

«Natürlich wissen wir, dass eine dauernde Ekstase gegen dieses irdische Leben gerichtet wäre, aber deshalb dürfen wir uns nicht vor ihr verschliessen. Wir lernen sie, von Kindheit auf. Unser Rausch ist nicht ein Wegtreten aus dem Alltag, sondern das Betreten grösserer Räume, wo diese unermessliche Welt hier zu einem Sandkorn schrumpft, in die wir aber, eingedenk dessen, dass wir durch unsere Taten in diesem Leben stehen, jederzeit freiwillig zurückkehren. Das Nicht-mehr-sein-müssen ist die Frucht unseres Seins, unseres Tuns. Daher gönnen wir uns, solange wir noch arbeiten können, den heiligen Rausch des Hanfes nur am Abend, nach dem Sonnenuntergang. Er zeigt uns, was es jenseits des Tages gibt, und wir lernen, diese Räume mählich zu durchstreifen. Wird aber ein Mensch so alt wie ich, hat er alles getan, was zu tun war, so hat er das Recht gewonnen, diese Welt nur noch aus den Augenwinkeln zu sehen. Ich rauche nicht, um sie zu vergessen, sondern um ihrer Kleinheit bewusst zu werden und um mich vorzubereiten auf die grösseren Räume, in die ich bald einge-

hen werde. Wer den Hanf nur raucht, um berauscht zu werden, und wer den Rausch nur als einen Zustand sieht und nicht als Gefährt in die Räume grösserer Einsicht, versteht uns nicht.»

Ich vermisse den alten Herrn schmerzhaft, wenn ich durch Kathmandu gehe, aber ich weiss, dass dies nicht in seinem Sinne ist. Er war der heiterste und gelösteste Mensch, der mir begegnet ist, und erst bei seinem Tod erfuhren wir, dass er mehr als zehn Jahre mit dem Wissen seiner Krebskrankheit gelebt hatte. An einem milden Novemberabend wurde er zu seinem Scheiterhaufen nach Pashupatinath gebracht, an den heiligsten Platz Shivas im Himalaya. Vorneweg dröhnte das Staatsbegräbnis, das dem letzten Maharaja ja zustand, und erst sehr viel später kamen mit leichterem Schritt und schwereren Herzen seine Freunde, Nepali aller Kasten und viele weisshäutige Langzeit-Nepali, die wir seine Pfeifen und seine Herzlichkeit geteilt hatten. Während der Löwe von Nepal in den Flammen seines riesigen Scheiterhaufens verschwand, zogen seine Freunde auf die andere Seite des heiligen Flusses Bagmati in den heiligen Hain, und wie es sich gehört, wurden zu Ehren des Toten grosse Dschillums schwerstes Haschisch geraucht. Irgendwann kam dabei die Frage auf, welche Wiedergeburt denn der geborene General-Feldmarschall haben werde, vorausgesetzt, er sei doch noch nicht vollkommen gewesen.



... und mit 84

«Ganz einfach», meinte ein auch schon betagter Fürst, «als Hippie.»

Soma

Die westliche Begrenzung des indischen Subkontinents ist ein wildes Gebirge, dessen Zacken im milden Abendlicht wie die Schuppen eines riesigen roten Drachen leuchten. Die Berge sind grausam abgeholzt und enden im Süden in gnadenloser Wüste; ein ziemlich willkürlich ausgesuchter Höhenzug markiert die Grenze zwischen Afghanistan und Pakistan, und der Name dieser Berge verheisst nichts Gutes. Hindukusch bedeutet nämlich: Tod der Inder. Wenn je ein Gebirge seinen Namen zu Recht trägt, dann dieses – die Geschichte des Subkontinents ist eine ständiger Eroberungen, und alle neuen Herren kamen über dieses Gebirge, unter anderem Alexander, die ersten Muslims und *last but not least* die Moguln. Nur die Briten machten da als letzte Fremdherrscher eine Ausnahme, sie breiteten sich gewissermassen aus wie ein Pilz im Kuhmist, begünstigt vom Zerfall des Mogul-Reichs. Über Jahrtausende verlief Indiens Geschichte im präzisen Rhythmus einer Drehorgel: ein für die Grösse des Landes lächerlich

Soma war der Sohn Atris, der Sohn Brahmas. Er führte das Rājasuya-Opfer durch, und durch den dadurch erworbenen Ruhm und die immense Macht, die ihm zugetragen worden war, wurde er derart arrogant und verdorben, dass er Tārā, die Gattin Vrihaspatis, Lehrer der Götter, entführte. Vergeblich versuchte Vrihaspati seine Gattin zurückzuerobern; vergeblich befahl Brahma und protestierten die heiligen Weisen. In der Folge kam es zu einem grossen Krieg; auf der einen Seite kämpften die Götter zusammen mit Indra, um zu versuchen, Tārā zurückzuerlangen; Soma mit den Dämonen auf der anderen. Schliesslich bat sie Brahma um seinen Schutz, worauf er So-

ma befahl, sie zurückzugeben. Da Vrihaspati bei ihrer Rückkehr feststellte, dass sie schwanger war, weigerte er sich, sie bis nach der Geburt ihres Kindes zu empfangen. Entsprechend seinen Befehlen wurde das Kind sofort geboren, und da es gleichsam wundervoll an Schönheit wie Macht war, beanspruchten ihn sowohl Vrihaspati als auch Soma als ihren Sohn. Als man zu Tārā davon sprach, war sie zu beschämt, um antworten zu können. Das Kind war darüber so empört, dass es sie verfluchen wollte und sagte: «Wenn du nicht sagst, wer mein Vater ist, werde ich dich zu einem solchen Schicksal verdammen, dass es jede Frau davon abhalten wird, je beim Aussprechen der Wahrheit zu zögern.» Hierauf griff Brahma erneut ein. Das Kind beruhigend, sprach er zu Tārā: «Sag mir, mein Kind, ist dies das Kind Vrihaspatis oder Somas?» «Es ist Somas Kind», antwortete sie errötend. Wie sie gesprochen hatte, umarmte der Herr der Planeten sein Kind mit strahlendem Gesicht und sprach: «Das hast du gut gemacht, mein Junge, wahrlich, du bist weise.» Und daher gab man ihm den Namen Budha.

Dieser Budha, Sohn des Soma und Herrscher über den Planeten Merkur darf nicht mit Buddha verwechselt werden, dem Lehrer, dessen Grundsätze von den heutigen Buddhisten eingehalten werden. Diese zwei Wesen haben nichts gemeinsam, und ihre Namen sind nur dann gleich, wenn einer von ihnen falsch geschrieben wird.

(W.J. Wilkins, Hindu Mythology, Kalkutta 1822)

kleiner Haufen Einwanderer kommt samt seinen Göttern über den Hindukusch und kann einen erklecklichen Teil des Subkontinents erobern. Man richtet sich häuslich ein, entfaltet eine stets erstaunliche Kultur, und dann kommt über das Gebirge auch schon das nächste Herrenvolk. Wann dieses gar nicht neckische Spiel begann, wissen nicht einmal die Gelehrten. Im südlichen Indus-Tal gruben sie bei Moenjo Daro eine veritable Grossstadt aus, mindestens fünfeinhalb Jahrtausende alt, mit Kanalisation und allen weiteren Finessen einer hochentwickelten Zivilisation. Etwa 40 000 Menschen lebten hier, und wir wissen, wie sie etwa aussahen: ziemlich dunkelhäutig, mit negroiden Lippen aber glattem Haar. Indiens Ureinwohner besassen eine perfekt ausgeformte Schrift, die sich bislang allen Entzifferungsversuchen verweigerte, Juwelen in Überfülle und auch begnadete Künstler – berühmt wurden die würdevolle Statue eines Mannes, der heute «Priester-König» heisst, und das grandios erotische Bronzefigürchen einer Tänzerin. Und dann wurde auch ein Stück Hanfschnur gefunden. Was die Ur-Inder sonst mit der Pflanze anfangen konnten, wissen wir nicht.

Die eigentliche Geschichte des Hanfes beginnt für den Subkontinent mit jenem Feuersturm, der vor gut dreieinhalbtausend Jahren die alten Kulturen hinwegfegte, mit den arischen Einwanderungswellen. Die da über den Hindukusch kamen, waren wohl nicht weniger wild als die Skythen, mit denen sie einiges gemein hatten. Sie waren Bauernvölker. Folgerichtig zerstörten sie die Städte, und dieses Bewusstsein hat sich noch heute in der indischen Gesellschaft soweit erhalten, dass auch moderne Millionenstädte nur eine wahllose Ansammlung von Dörfern sind, unter Beibehaltung dörflicher Praktiken, versteht sich. Dazu gehören die heiligen Kühe – unverletzbares Gemeinschaftseigentum, melkbar für alle, die keine eigene Kuh haben – und natürlich auch das Kastensystem, mit dem sich die Eindringlinge voreinander und erst



Aus einer Wandmalerei an einem Sitalamata-Tempel. Indien: Shiva, der zuweilen den Beinamen Aushadhishvara (Herr der Drogen und Kräuter) trägt, bereitet zusammen mit seiner Frau Parvati «bhāng».

recht gegen die Angestammten abschotteten, die als Parias weniger wert waren als ein Kuhfladen.

Vier grosse Kastengruppen gibt es: die Brahmanen, durch Geburt für das Priesteramt zuständig; die Krieger, also Adeligen; die als eigene Gruppe wohl etwas jüngere Kaufmannskaste und schliesslich die vielen Unterkasten der Handwerker. Aber nur die beiden höchsten Kasten durften an den Opferritualen mitwirken – die Ritter als zahlende Gäste –, und nur ihnen war gestattet, den heiligsten aller Tränke zu verkosten, Soma.

Der heutige Hinduismus hat mit den alten Religionen nur noch wenig zu tun und hat sogar andere Götter. Vertreter der Kulturwanderungstheorie haben immer gerätselt, wie es zu den auffallenden Ähnlichkeiten der einzelnen Götterhimmel gekommen sein könne, und haben schliesslich das Kolumbusei einer gemeinsamen arischen Urreligion gefunden. Die Rauschtrank-Rituale sind ihr stärkstes Argument. Allerdings konnte bei wissenschaftlichen Experimenten mit Haschisch, LSD und Meskalin festgestellt werden, dass es auch bei Menschen aus ganz anderen Kulturkreisen zu mystischen Erlebnissen kommt, die den arischen Religionen verblüffend gleichen. Wenn es also ein Charakteristikum des «heiligen Rausches» gibt, kann es die Entwicklung ähnlich archetypischer Rituale und Mythen sein.

Über Soma wissen wir relativ viel durch die Veden, vor allem durch die Rig Veda, die etwa 3000 Jahre alt ist. Wir wissen über das wichtigste der Opfer Bescheid, das Opfer des Pferdes, das auch die Skythen kannten und das seit rund tausend Jahren vergessen ist. Und wir kennen auch das Normalritual, bei dem die Opferstätte zuerst mit dem «heiligen Gras der Götter» bestreut wurde, dann ein heiliges Feuer entfacht und schliesslich das frischgepresste, mit Milch, Wasser und Honig verdünnte Soma getrunken wurde. Nur: wir wissen nicht, welche Pflanze damit gemeint ist.

Dass die alten Brahmanen daraus ein Geheimnis machten, ist verständlich – da hätte ja jeder daherkommen können und sich ohne grosse Spesen die Reise zu den Göttern erlauben können. Und so gibt es wieder einmal viele schöne Theorien, in der gipfelnd, es handle sich um eine mittlerweile leider ausgestorbene Pflanze. Alkohol scheidet aus – da er schon vor der arischen Migration in Indien bekannt war, ist er den höheren Hindukasten bis heute streng verboten. Albert Hofmann, der Entdecker des LSD, behilft sich mit dem Fliegenpilz, der ja tatsächlich in Skandinavien und Sibirien eine heilige Pflanze war. Nur: auf dem Subkontinent wächst er nicht, und die Worte für Pilz und Pflanze unterscheiden sich auch im Altindischen sehr.

Nach allem, was beschrieben ist, war die heilige Pflanze

Die Vorstellung eines berauschenden Göttertranks scheint in die indoeuropäische Zeit zurückzugehen. Der Trank, der am Menschen geheimnisvolle, ekstasisch erregende Kraft beweist, muss von göttlicher Wesenheit, besonderes Eigentum der Götter sein: so heisst auch der Soma der Indianer, durch den sie sich in den Zustand übernatürlicher Erregung versetzen, der Tabak, bei ihnen das «heilige Kraut»; auch die Götter rauchen, um derselben Erregung teilhaft zu werden. Die Heimat des Göttertranks scheint schon für den indoeuropäischen Glauben der Himmel gewesen zu sein; schon damals war man ja gewohnt, wie die Bezeichnung der Götter als der «Himmlischen» *(deivo-)* zeigt, den Himmel als den eigentlichen Sitz göttlicher Wesen anzusehen. Aus seinem himmlischen Aufbewahrungsort holt den Trank oder raubt ihn dem eifersüchtig hütenden Dämon der Vogel des Gottes oder der Gott selbst in Vogelgestalt: der Adler Indras, der nektarbringende Adler des Zeus, der als Adler den Met davontragende Odin. Vielleicht – man kann hier natürlich nur Vermutungen aussprechen – ist auch schon vor der Völkertrennung der Trank der Götter vornehmlich der Trank eines Gottes gewesen, des grossen göttlichen Trinkers und Trunkenen, des Gewitterers. Endlich darf vielleicht angenommen werden, dass die Vorstellung der göttlichen Unsterblichkeit schon für die Indoeuropäer mit dem Göttertrank (Amrita, Ambrosia) verknüpft gewesen ist. Wie das menschliche Leben durch Speise und Trank, insonderheit durch den wenigstens eine Zeitlang den Tod bezwingenden Medizintrank erhalten wird, muss auch das göttliche Dasein auf dem Genuss eines Trankes beruhen, dessen Wesen Unsterblichkeit ist.

Die Anschauung, dass die Götter den himmlischen Trank trinken, und die Erzählung von der Erlangung dieses Trankes kann schwerlich in dem Sinne als Na-

turmythus angesehen werden, dass irgendwelche am Himmel sich ereignenden Vorgänge zur Entwicklung dieser Vorstellungen den entscheidenden Anlass gegeben hätten. Sondern der Ausgangspunkt war der irdische Rauschtrank; seine geheimnisvollen Eigenschaften führten dazu, in ihm den Trank der Götter zu sehen.

(Hermann Oldenburg, Die Religion des Veda, Stuttgart 1917)



Narada im Hanfkranz, Titelkupfer, Sir William Jones. Über die Musik der Indier – Herrn Joseph Haydn ...Kapellmeister in wirklichen Diensten Sr. Durchl. des Hrn. Fürsten von Esterhazy gewidmet ..., Erfurt 1802

Der Sage nach soll entweder Indra oder Shiva die Somapflanze auf dem Himalaya entdeckt haben und den Menschen gebracht haben. Eine andere Legende erzählt, dass die Somapflanze den Gandharwas, den himmlischen Geistern, gehörte, die sie der Frau des Gottes Indra schenkten. Als bei einer Sintflut die lebens-

Soma unser guter Hanf. «Auf den Bergen wächst Soma» heisst es, und tatsächlich gedeiht diese Pflanze auf sonnigen Hügeln am besten. Von den «zartgliedrigen Blättern» ist ebenfalls die Rede. Dagegen spricht nur das einmal erscheinende Beiwort «weissblühend». Aber die Spitzen der Pflanze haben im asiatischen Raum tatsächlich eine wesentlich hellere Frabe. Wer einwendet, Hanf lasse sich nur schwerlich pressen und anschliessend durch ein Sieb aus Schafwolle giessen, übersieht, dass dieses Rezept, von der Schafwolle im Sieb abgesehen, noch heute angewendet wird.

Die alte Soma-Zeremonie war ein Ganztagsprogramm, bei dem dreimal der Trank frisch gepresst wurde. In der Rig Veda, (IV., 35, 7) wird Indra als Herr des Soma angerufen: «Des Morgens hast du den Saft getrunken, Herr der falben Rosse; die Mittagspressung gehört dir allein; trinke nun zusammen mit den Nymphen der Wolken, den Reichtum spendenden, die du zu deinen Geliebten gemacht hast.» In endlosen Litaneien wurden die einzelnen Götter beschworen, und bei Sonnenuntergang wurden die verstreuten Pflanzenteile des «heiligen Krauts der Ekstase» gesammelt, in Opferbutter getaucht und in das heilige Feuer geworfen.

Direkt mit der Hanfpflanze verbunden ist Indras Sohn Narada, ein heute nahezu vergessener Gott, der immer in einem Kranz von Hanfblättern dargestellt wird. Er ist ein etwas zwiespältiger Charakter, der als ungebetener Götterbote in den alten Mythen gehörig Unruhe stiftet. Dennoch sind wir ihm zu Dank verpflichtet, denn er erfand auch die Veena, das uralte indische Saiteninstrument, die Mutter der Sitar, und wurde somit zum Gott der Musik. Wer ihn verehrt, muss bei bestimmten Gelegenheiten, etwa eine Stunde bevor er zum Instrument greift, Soma trinken. Bei einer solchen Gelegenheit enthüllte sich für mich das Geheimnis von Soma – was Taranath, der Grandseigneur unter Indiens Tablaspielern, bei dieser Gelegenheit trank, war nämlich ein besonders umständlich zubereiteter Bhang. In etwas einfacherer Ausgabe wird er heute noch in einigen Häusern bei den grossen Heiligtümern Varanasis hergestellt, und das Rezept dürfte tatsächlich so alt sein wie Soma.

Indra blieb nicht lange Herr des indischen Götterhimmels. Er wurde von einem Grösseren, Mächtigeren entthront, der ihm nicht nur seine Vorrangstellung, sondern auch seine heilige Pflanze nahm. Shiva kam mit einer neuen Erobererwelle auf den Subkontinent, und er prägte ihn stärker als die vedischen Götter. Heute ist Indra ein bäuerlicher Wettergott, einen kurzen Stossseufzer wert, aber kein Hanfblatt mehr. Nur ein Hymnus, der auch die bösesten Dämonen vertreibt, erzählt heute noch von seiner Macht und der Gewalt seines Tranks:

1. Indra und Soma glüht die Zaubrer aus! Erdrückt
Und schmeisst die grossen Finsternissbeförd'rer hin!
Vertilgt und sengt die Thorenbuben todt und schlagt
Und stosst und reisst die gier'gen Fresser kurz und klein.

2. Indra und Soma, bringt den Schurken unter euch,
Er zische, wie ein glühend heisser Topf am Feu'r!
Dem Priesterfeind, dem Aasverschlinger bösen Blicks
Weiht Hass und Unversöhnlichkeit bis in den Tod!

3. Indra und Soma, mit dem Pack zur Hölle!
Hinein mit ihm ins anfangslose Dunkel!
Auf, dass von dort nicht einer mehr entrinne,
Bewältigt sie mit eures Ingrimms Vollkraft!

4. Indra und Soma, schleudert euern Donnerkeil
Dem Schurken an, zu tilgen ihn vom Erdenrund!
Heraus mit eurm glüh'nden Wetterwurfgeschoss
Und schmettert das gewalt'ge Rakshapack zu Staub!

5. Indra und Soma, schleudert hoch vom Himmel her
Die feuerglüh'den Eisenwaffen erdenwärts
Und schmeisst mit den mit glüh'den Waffen Kämpfenden,
Den Ew'gen, alle Fresser in der Tiefe Grund!

6. Indra und Soma, möchte doch dies Lied auf euch
Uns stets umschirmen, wie ein Gurt ein edles Ross!
Und, das ich euch in Andacht weihe, dieses Lied
Und dies Gebet, vergeltet sie mir fürstengleich!

7. Wohlauf, eilt denn heran mit flinken Rennern
Und schlagt die Truden todt und tück'schen Rakshas!
Indra und Soma, gebt dem Schurken, der uns
Mit Zaubertrug fortwährend nachstellt, kein Glück!

8. Wer mir, der doch den Pfad der Unschuld wandelt,
Ruchloser Weise mit Verleumdung zusetzt,
Den Lügenschmied lass aus dem Dasein schwinden,
Indra, wie Wasser, in der Hand gehalten!

9. Die den Wahrhaft'gen unversehns entrücken
Oder den Guten räub'risch überfallen,
Die überliefre doch dem Drachen, Soma,
Oder wirf sie in der Verwesung Schoss doch!

10. Wer uns und unsern Rossen, Küh'n und Rindern
Die Kraft von Speis' und Trank zu schäd'gen trachtet,
Der Schuft, der Dieb, der Schelm verkomm', o Agni,
Und geh' zu Grund mit Kind und Kindeskindern!

11. Weithin werd' er verschlagen mit den Seinen
Und modre unter allen drei Weltgegenden!
Verdorren möge dessen Wuchs, o Götter,
Der Tag und Nacht uns zu verderben trachtet.

12. Leicht mag erkennen, wer ein Mann von Einsicht:
Das Gute und das Böse liegt im Streite;
Was nun von zwei'n das Gute, was das Bess're,
Das fördert Soma, doch, was schlecht, vertilgt er.

13. Fürwahr doch, Soma hebt den Falschen gar nicht,
Noch, wer der Herrschaft sich mit Unrecht anmasst.
Er schlägt die Rakshas todt und todt den Lügner,
Sie stehn allbeide unter Indras Obmacht!

spendende Pflanze im Milchozean verloren ging, umquirlten Devas (Götter) und Asuras (Dämonen) den Berg Mandara, den Vishnu in seiner Inkarnation als Schildkröte auf dem Rücken trug. Dadurch soll der Ozean das Verlorene wieder hergegeben haben. Aus einer anderen Legende geht hervor, dass bei diesem Geschehen Vishnu durch die heftige Bewegung des Berges auf seinem Rükken einige seiner Schildkrötenhaare verlor, die von der Strömung ans Ufer gespült wurden. Aus diesen Haaren sollen dann Pflanzen, darunter auch die Hanfpflanze entstanden sein, die als «Quelle des Glücks» oder «Lacherreger» bezeichnet wurde.

(F. Brotteaux, Hachich, Herbe de folie et de rêve, Paris 1934)

In verschiedenen medizinischen Abhandlungen werden die therapeutischen Eigenschaften von Cannabis erwähnt. So wird Bhang im «Susruta» (6. Jahrhundert nach Christus) als «Antiphlegmaticum» und im «Sarangadhara Samhita» (um 1500) als «Anregungsmittel» empfohlen. Eine detaillierte Beschreibung der Hanfpflanze und ihrer medizinischen Wirksamkeit findet sich im «Rajanirghanta», das um 1500 veröffentlicht wurde. Auf die verdauungsanregende Wirkung und die Stimulierung der Gallensekretion wird im «Bhavaprakash» (um 1600) hingewiesen. In dem im 17. Jahrhundert entstandenen medizinischen Buch «Rajavallabha» wird die Hanfwirkung folgendermassen beschrieben: «Der Hanf ruft Betörung hervor, erzeugt vitale Energie, steigert die geistigen Kräfte und die innere Wärme, korrigiert die Unregelmässigkeiten des phlegmatischen Humors und ist ein Elexier vitae. Denen, die es regelmässig gebrauchen, bringt es Freude und verminderte Angst.»

(Chopra R.N. und G.S., The Present Position of Hempdrug Addiction in India, Indian med. Res. Mem. 31, 1939)



Shiva als Herr der Ekstase, fünfköpfig (wie Brahma = als Schöpfergott), mit Sitar (= Narada, = Herr der schönen Künste), Damru (der Doppeltrommel = Herr der Dämonen) und Dschillum (ein weiteres um den Hals). Tantrische Verehrungsform aus den Foothills des östlichen Himalaya, Federzeichnung, Kalkutta um 1820

Es dürfte an dieser Stelle auch der indischen Yogins mit ihren «Wundertaten» gedacht werden. Unter manchem anderen haben sie Visionen und können in «trance» und Katalepsie verfallen. Die Herbeiführung des Scheintodes, angeblich bis zu vierzig Tagen, auch mit Begrabenlassen – was von dem Yogin Haridās als ausgeführt angegeben wurde – könnte voraussetzen lassen, dass für diesen Zweck ein narkotisches Mittel eingenommen wird, vielleicht der indische Hanf in der Gestalt des im Sanskrit besonders hochgestellten Bhang oder der Ganja. Für geeigneter hielte ich freilich die bestätigte Verwendung von Stechapfel oder Bilsenkraut, deren wirksamer Bestandteil Skopolamin in neuester Zeit ziemlich ausgedehnt zur Erzeugung eines Dämmerschlafes arzneilich benutzt wird.

(Louis Lewin, Phantastica, Berlin 1924)

14. Bin ich denn, Agni, Ketzer je gewesen?
Hab' ich die Götter jemals denn gemissbraucht.
Dass du uns, Wesenkenner, zürnst? Zur Hölle
Mit dem Geschmeiss der Lügner und Verleumder!

15. Ich will noch heut den Tod, wenn ich ein Zaubrer,
Wenn ich nur Eines Menschen Tod verschuldet!
Zerrissen doch zehn Männer den in Stücke,
Der fälschlich zu mir sprach: «Du bist ein Zaubrer!»

16. Wer da zu mir Nichtzaubrer sagte:
«Zaubrer!» Und wer, obwohl ein
Raksha, sprach: «Ich bin rein»,
Den schlag', o Indra, todt mit Blitz und Donner!
Den möge doch der Boden gleich verschlingen!

17. Das Weib, das in der Nacht als Eule umgeht,
Das seinen Leib durch Zaubertrug sich abstreift,
Sie fahr' hinunter in der Tiefen Tiefe.
Der Opfersteinklang tödte doch die Rakshas!

18. Vertheilt euch, Maruts, unter unsre Stämme!
Sucht und ergreift, zerstampft die Raksharotte,
Die, nächtlich sich in Vögel wandelnd, umfliegt
Und unserm heil'gen Opfer Schaden zufügt.

19. Wirf deinen Donnerkeil vom Himmel, Indra,
Doch schärf' ihn erst im Somarausch, Gewalt'ger!
Zerschmeiss das Rakshapack mit Donnerschlägen,
Von hinten, vorn, von oben und von unten!

20. Da fliegen grade diese Hundskobolde,
Sie möchten gar zu gern den Indra schäd'gen;
Allein der Herr schärft schon den Keil den Schuften:
Erschlug er doch die Zaubrer gleich mit Blitzen!

21. Dass Indra doch die Zauberer vertilgte,
Die uns beschleichen und das Opfer stören!
Hieb' er sie, wie die Axt den Wald, doch nieder!
Zerschmiss' er doch das Rakshapack wie Töpfe!

22. Den Eulenkobold und den Käuzchenkobold,
Den Hunds- und Wolfskobold schlag doch zu Tode!
Den Falkenkobold und den Geierkobold
Zermalme doch, als wie mit einem Stein, Herr!

23. Verschon' uns doch vom Koboldspack! Der Morgen
Verscheuche doch die Paare der Kimidins!
Behüt' die Erde uns vor ird'scher Sünde,
Der Himmel uns vor Sünde wider den Himmel!

24. Schlag todt, o Indra, jeden Hexenmeister
Und jedes Weib, da uns mit Zauber schädigt!
Ans Schwert mit den hauptlosen Truden, Maren!
Lass deine Sonne sie nicht aufgehn sehen!

25. Passt auf! Lasst sie nicht ausser Acht! Indra und Soma, auf der Hut,
Mit Blitz und Donner schlag das Pack der Rakshas und der Zaubrer todt!

(Hermann Brunnhofer, Urgeschichte der Arier, Leipzig 1893)

Eigenartig ist, dass dieser 104. Gesang aus der 7. Rig Veda so ziemlich alle Horrorvisionen unseres eigenen Mittelalters vorwegnimmt – Zauberer (str. 1), Truden (str. 7 und 24),

Werwölfe (str. 22), Hexen und Vampire (str. 17) werden bereits durch den Klang des Mahlsteins, mit dem Soma zubereitet wird, erledigt. Das erinnert nicht nur an den Hanfglauben unserer Vorfahren, sondern hat auch eine deutliche Parallele in der parsischen Religion. Dort hiess der wunderbare Zaubertrank Haoma; das Rezept war dasselbe.

Herr des Lebens und des Todes

Wann immer in Europa von der Götterwelt Indiens die Rede ist, wird Trimurti erwähnt, die indische Dreieinigkeit Brahma, Vishnu und Shiva, übertragen mit: Schöpfer, Erhalter und Zerstörer. Nur: so einfach machen es uns die Himmlischen nicht. Sie sind die Hauptgötter verschiedener Einwanderungswellen, und was von ihnen in den alten Epen berichtet wird, ist eher Dreiuneinigkeit, ausgetragen auf allen göttlichen und irdischen Ebenen.

Als die grossen Drei mit ihrem Gefolge die vedischen Götter degradiert hatten, machte auch Soma eine Wandlung durch. In den Vishnu-Purana, die sich gegen jede Verbindung von Rausch und Religion absetzen und etwa 2000 Jahre alt sind, wird Soma zu einem Enkel Brahmas, und die Geschichte, die dazu im 22. Kapitel des ersten Buches erzählt wird und im 6. Kapitel des 4. Buches eine Variation erlebt, klingt etwas wirr. Wird da der Herr des Sternenhimmels für das grösste Hindus denkbare Vergehen geehrt? Der Grund der Verwirrung dürfte ein einfacher sein: in jener Zeit wurden die vedischen Götter nicht mehr verfolgt, aber in veränderter Stellung wieder anerkannt. Bei Soma ist die religiöse Bruchlinie quer durch den Charakter gegangen, und wenig später erlebte Vishnu eine Inkarnation, deren überquellende Lebensfreude zu den Ekstasen unerschöpflicher Sexualität auch die des Hanfes gerne annahm: einer der vielen Beinamen Krishnas ist auch «Freund des Hanfes, des göttlichen Rausches».

Vishnu ist der vielgesichtigste der männlichen Götter, in immer neuen Inkarnationen auf die Erde kommend, um wieder einmal das Allerschlimmste zu verhindern und die Welt zu erlösen. Der mächtigste, charakterlich vielschichtigste aber ist Shiva, der unbestrittene Herr des Lebens, des Todes und des Hanfes.

Einmal stritten die drei Götter darüber, wer von ihnen der Grösste sei. Um dies bei Shiva herauszufinden, verwandelte sich Brahma in einen Adler und Vishnu in einen Fisch. Vishnu bestätigte, nach einigen Jahren wieder auftauchend, kein Ende gefunden zu haben, aber Brahma log und sagte, Shiva sei auch nicht unbegrenzt. Da verfluchte der Gott Brahma, der



Shiva, auf dem Kailas meditierend, das Dschillum in der Hand, die Augen «hanfumnebelt nach innen gerichtet», Federzeichnung, Kalkutta um 1822

Bhang, wie er heute noch in Varanasi zubereitet wird: Pro Person etwa eine Handvoll frische Hanfblätter von der Blütenspitze, samt Stengeln und den noch nicht voll entwickelten Blüten; ca. 1/8 l Yoghurt; 1/8 l Wasser; 1 Essl. Honig oder Zuckerrohr-Sirup. Die Hanfblätter werden mit ganz wenig Wasser in einem Steinmörser zu einem Brei zerrieben, wobei der Stössel immer im Uhrzeigersinn geführt wird. Der Brei wird entweder in einem Tuch gut ausgedrückt oder gleich in ein Glas gegeben, mit Yoghurt, Honig und Wasser sorgfältigst verrührt und mit Blick auf den westlichen Horizont getrunken. Bei getrocknetem Hanf (Ganja) wird auf ähnliche Weise ein Brei angerührt, der jedoch eine gute Stunde rasten soll, ehe er zu Bhang weitergemischt wird.



Shiva und Parvati. Der Gott hält das Dschillum ausnahmsweise in der Linken, in der um seine Shakti gelegten Hand, um anzudeuten, dass beide Ekstasen gleich hoch zählen. Zentralnepalische Verehrungsform. Federzeichnung, Kalkutta um 1820

Ein solcher tantrischer Ritus der Zubereitung und Einnahme von bhāng wurde 1973 in einem Dorf in Nordbihar filmisch dokumentiert und in einem Begleittext beschrieben. Ein anderer Ritus zur Verehrung von «bhāng» wurde von einem Priester nach tantrischen Ritualtexten wie folgt angegeben:

1. Als Akt der Vorbereitung und rituellen Reinigung werden die Blätter der Cannabisstaude mit schwarzem Pfeffer angerieben, Wasser wird hinzugegeben, und die Mischung wird in einen Steinbehälter gefüllt.
2. Ein *yantra* (Ritualdiagramm) aus Kreis, Quadrat und Dreieck wird gezeichnet. Die weibliche Urkraft *ardhar shakti* wird in diesem Yantra verehrt.

Quadrat = Erde
Kreis = Himmel
Dreieck = weibliche Energie

seither nirgendwo mehr verehrt wird, nicht einmal als pensionierter Weltschöpfer.

Shiva als Zerstörer zu bezeichnen, trifft nur einen Bruchteil seines Seins, denn er zerstört nur, um neu schaffen zu können, und so ist er der Herr der Wiedergeburt und natürlich auch der Verbrennungsplätze, denn dieses Ende ist die Voraussetzung jedes neuen Anfangs. Über ihm ist nur noch das Nichts, das Nirvana, in das einzugehen ihn seine Leidenschaft hindert. Denn Shiva ist der Sexus, daher untrennbar verbunden seiner Shakti, seinem weiblichen Gegenstück, dem Eros, dem unendlich Vielgestaltigen. Die verbreitetste Form der Gottesdarstellung ist daher eine grandios abstrahierte: der aufrechte Lingam (Phallus) in der Yoni (Vulva).

Er ist der Sohn des Feuers und der Dämmerung, und da er weinte, der Gott dieser unvollkommenen Welt sein zu müssen, war sein erster Beiname Rudra. Schon als Jüngling war er wild, ständig hanfberauscht und unersättlich. Seiner Shakti begegnete er zuerst in Gestalt der Uma, der Hingabe, Tochter des Himalaya. Die Beziehung endete zumindest in den Bhagavata Purana tragisch: der unbeherrschbare Gott verweigerte seinem Schwiegervater die Reverenz, und aus Protest gegen die aus den Streitigkeiten folgenden Beleidigungen ihres Liebsten stürzte sich Uma in das Feuer und wurde so Sati, die Treue, und damit leider auch der Grund für den uns unverständlichen Brauch der Witwenverbrennung.

Shiva war untröstlich, nahm den Körper seiner Geliebten und wollte damit zum Berg Kailas fliegen, seiner Heimstatt, wo er hoffte, sie wieder zum Leben erwecken zu können. Doch im Flug zerfiel ihm der Körper – Umas Haupt fiel in Varanasi zur Erde, ihre Yoni in Guheshwari bei Kathmandu, wo sie zu einem dreieckigen Wasserloch im Felsen wurde. Als Shiva nach diesem, ihm doch sehr wichtigen Körperteil suchte, prägten sich seine Fussspuren dort tief in den Fels. Darüber entstand der Tempel von Pashupatinath, das grösste Heiligtum des Gottes im Himalaya (eine andere Legende dieser gigantischen Fussspuren besagt, der einmal als Hirsch auftretende, prompt von einem Jäger verfolgte Gott habe sich hier in seine wahre Göttlichkeit rückverwandelt).

So sass denn Shiva einsam auf dem Kailas, ungeheure Mengen Hanf rauchend und der Welt entrückt. Uma aber war als Parvati wiedergeboren und umwarb den Gott, der sie jedoch nicht zur Kenntnis nahm. Um ihn aus seiner Meditation zu holen, hielt sie ihm von hinten die Augen zu. Da ward der Gott zornig, und ein Feuerstrahl aus seinem dritten Auge verbrannte die Welt. Da aber begann Parvati zu singen, und da musste Shiva tanzen, und aus diesem Tanz wurde die Welt neu geschaffen.

Dass die Verbindung der beiden immer harmonisch sei,

können die alten Gesänge nicht berichten. Milde geht es auf dem Kailas noch zu, wenn sie ihn einen «von Hanf und Geilheit um den Verstand Gebrachten» nennt und er sie eine Säuferin. Dann erscheint Parvati meist in ihrer Verkörperung als Durga, die «Schwerzugängliche» oder gleich als Kali, die Macht. Denn auch dieser Aspekt gehört zum Eros, und Kali säuft, wobei sie gelegentlich zwischen Schnaps und männlichem Blut keinen Unterschied macht.

Die einzelnen Sekten und Verehrungsformen Shivas sind extrem unterschiedlich und reichen von handfest – die landläufige Form des Gottesdienstes ist Hanfrauchen und Geschlechtsverkehr – bis zu einer hochvergeistigten Prüderie. Eine bestimmte Shivaiten-Sekte der Brahmanen beispielsweise glaubt, jeder Verlust männlichen Samens sei ein unersetzlicher für das gesamte Kundalini, die männliche Zeugungskraft. Die bedauernswerten Ehefrauen dieser Frommen kommen nur einmal pro Jahr zu ihrem Eheleben, wenn mit Sicherheit ein Kind dabei herauskommt und auch dann nur nach komplizierten rituellen Vorsichtsmassnahmen. Gemeinhin aber wird Shivas zeitweilige Askese auf dem Kailas anders gedeutet, nach dem Sprichwort: «Jedes Ding zu seiner Zeit». Und dann gibt es noch, vornehmlich im Himalayagebiet, die tantrischen Kulte, zu deren Gottesdienst Ganja, Haschisch, Reisschnaps und Gruppensex gehören, allerdings mit komplizierten Ritualen verbunden.

Vielfältig sind auch die Darstellungsformen des Gottes. Die berühmteste ist wohl der Nataraj, der tanzende Gott, gelegentlich mit Stechapfelblüten bekränzt, denn auch diese noch in unseren Breiten wachsende Pflanze ist ihm heilig, wenn auch erst nach dem Hanf. Dann gibt es die vielen Darstellungen des Asketen auf dem Kailas, gelegentlich das Dschillum in der Hand haltend. Interessant sind die Hari-Hari-Darstellungen, die ihn mit seiner Shakti verschmolzen zeigen, zweigeschlechtlich mit erigiertem Glied oder gewissermassen halbiert. Und dann gibt es noch seine schrecklichen Inkarnationen als Bhairab. So erscheint er den Bösen: mit blutunterlaufenen Augen und Reisszähnen, um die Hüften einen Gürtel aus den Köpfen erschlagener Dämonen. Heilig ist ihm der Dreizack, mit dem er die Dämonen tötet, die kleine Doppeltrommel Damru, die ähnlichen Zwecken dient, ausserdem jede Naturform eines Lingams. Die Armanath-Höhle in Kaschmir beispielsweise enthält ein Lingam aus Eis, das einmal jährlich Ziel einer unglaublich hanfbeflügelten Massenwallfahrt wird.

Des Gottes heiligste Nacht ist die des Vollmonds Ende Februar oder Anfang März, Shivaratri. Sie wird in der Nähe seiner Heiligtümer um kleine Feuerchen wachend verbracht, in Südindien mit Bhang, im Norden eher mit Dschillums, von denen das erste bei Sonnenuntergang entzündet wird.

3. Der Behälter mit *bhāng* wird auf das *yantra* gestellt. Es folgen Meditation und Rezitation.

4. Mit einem *mantra* (eine Art Zauberformel) wird *vijayā* (Name der Göttin) in den *bhāng*-Behälter einberufen und willkommen geheissen.

5. Mit einem bestimmten *mantra* (Zauberformel) wird *bhāng* in *amrita* (ein Göttergetränk) verwandelt.

6. Mit einer rituellen Verehrungsgeste wird der Behälter voll *bhāng* an die Stirn gehoben, und eine Gebetsformel zu Ehren des *Guru* (religiöser Lehrer) wird gesprochen.

7. Einnahme der *bhāng*-Zubereitung. Die beschriebene Handlung wird von Rezitationen und Ritualgesten *(mudra)* begleitet.

(Erika Moser-Schmitt, Soziorituеller Gebrauch von Cannabis in Indien, Köln 1980, zit. nach einer selbst vorgenommenen Feldstudie in Nordbihar, 1973/74)



Trisul (Dreizack Shivas), geschmiedetes Eisen, h 19,9 cm, Nepal um 1500. Die drei Pfauen auf den Spitzen kennzeichnen den Dreizack als Weihegabe zur Erinnerung an den Tod eines als besonders heilig geltenden Sadhu.

Auch sonst wird im Hinduismus Hanf immer erst nach Sonnenuntergang genossen, vorzugsweise, wenn die Mondsichel am Himmel steht, die der Gott im Haar trägt. Haschisch wird kaum geraucht, nur von den alten Leuten, und da gibt es eigentlich nur zwei Ausnahmen: bei Todesfällen ist Haschisch «der Trost des Gottes», und dann gibt es die Sadhus oder Babas.

Sie als Wanderheilge zu bezeichnen, ist etwas irreführend. Sie sind nur so heilig wie die Kühe, also unverletzbar, was nicht heisst, dass es unter ihnen nicht auch anerkannte Asketen gäbe. Sadhus stehen unter dem Schutz Shivas, was fromme Menschen natürlich auch zu Almosen verpflichtet, und wer Sadhu wird, bestimmt dem Volksglauben nach der Gott des Rausches. Seelisch Erkrankte können darunter sein, leicht Verrückte, Aussteiger und leidenschaftlich Fromme, die so ihrem Gott näherkommen wollen. Da gibt es keine Regel, nur für das Weitere: strikte Enthaltsamkeit von allen fleischlichen Genüssen und ständig schwer bekifft sein. Mehr verlangt der Gott nicht, ausser vielleicht noch, dass man sein Haar einfach spriessen lassen muss.

Ein besonders freundliches Exemplar dieser Spezies sass jahrelang am Seeufer bei Pokhra in Nepal. Ein ehemaliger Rechtsanwalt aus Kalkutta, der sich nun fünfzehn Quadratmeter Bewegungsraum zubemessen hatte, meist dasass, wie seit Jahrtausenden festgewurzelt und die Wasserspiegelungen betrachtend. Wir lernten uns vor Jahren dadurch kennen, dass er mir einfach sein Dschillum anbot. Da es früher Morgen war, lehnte ich dankend ab. Er lachte und nahm seufzend einen tiefen Zug. Qualmend wie ein Vulkan meinte er dann: «Es ist auch für mich oft schwer. Dreissig Portionen muss ich am Tag rauchen. Oft kann ich schon mittags nicht mehr, doch es muss sein – es ist ein Gelübde.»

Aus der Horrorkiste: Menschenopfer in Indien, dortselbst in dieser Form allerdings unbekannt.

«Man umgab diese zukünftigen Opfer mit aufmerksamer Pflege. Wie jedes Opfer, das der Göttin angenehm sein sollte, musste auch dieses freiwillig sein. Es war also erforderlich, dass die ‹Merihas› (als Mittler zwischen der Erde und den Gläubigen) sich selbst zum Opfer anboten. Zu diesem Zweck gab man ihnen einen Haschischtrank und steigerte am Tage des Sühneopfers den Mut durch eine besonders grosse Haschischgabe, um Schwachwerden zu verhindern. In trunken-ekstasischem Zustand begab sich dann das Opfer zum Altar, wo ihm so der Hals durchgeschnitten wurde, dass die Erde sein Blut trank. Dann stürzten die religiös-fanatisierten Gläubigen über den noch zuckenden Leichnam. Sie rissen mit den Nägeln, mit den Zähnen, mit dem Messer einen Fleischfetzen heraus, um ihn auf ihrem Felde zu vergraben, sich so einer guten Ernte versichernd, oder aber unter den Hausherd, um dadurch Glück und Wohlergehen der Familie zu erhalten.»

(V.A. Reko, Magische Gifte. Rausch- und Betäubungsmittel der Neuen Welt, Stuttgart 1938. Da dieses von den Nazis immer wieder zitierte Werk von Harry Anslinger inspiriert wurde, gehört es zum Standardgut auch der freien westlichen Welt. Daher: once again, Stuttgart 1949)



Dschillum mit dem Schlangensymbol Shivas, ocker glasierter Ton. l 17,4 cm, Südindien um 1975. Rauchgeräte dieser Art werden vor allem von Sadhus verwendet.

Buddhas Fussspur

Nepali sind stolz darauf, dass Gautama Buddha in ihrem Land geboren wurde, nämlich in Lumbini bei Bhairava. Dass dieser Ort für den Buddhismus keine weitere Bedeutung gewann, liegt allerdings daran, dass der Erhabene auf der Durchreise geboren wurde. Seine Mutter wollte gerade nach Westnepal reisen, als sie in die Wehen fiel und in dem kleinen Garten unter einem Sala-Baum ihre Niederkunft erwartete. Buddhas eigentliche Heimat war das Zwergkönigreich Kapilavastu, zwei Tagreisen südöstlich. Dort herrschte König Suddhodan aus der Sakya-Kaste.

Sakyas gibt es heute noch in Nepal, und sie sind hoch geachtet: als Goldschmiede stellen sie die Elite der Nevari in Kathmandu, und Gemeindevorsteher werden meist aus ihren Reihen gewählt. Nichts anderes wird Buddhas Vater gewesen sein, doch Legenden dürsten nach Vergoldung, und so wurden Buddhas Ahnen strahlende Kronen aufgestülpt und seine Geburt zu einem Naturwunder dramatisiert – aus der Achselhöhle Maya Devis trat der Erhabene, tat sieben Schritte und setzte sich in Meditationspose.

Doch auch so blieb Maya Devi nicht das Schicksal vieler Mütter Asiens erspart – sieben Tage nach der Geburt dieses Sohnes, den sie Siddharta nannte, verschied sie am Kindbettfieber. Die weitere Entwicklung Siddhartas verlief behütet und zufriedenstellend. Der Prinz ehelichte standesgemäss und zeugte pflichtschuldigst einen Sohn. Dann wollte er sich einmal in der Welt umsehen. Papa hatte nichts dagegen, stellte seinen Wagen samt Fahrer zur Verfügung und liess traditionsgemäss dafür sorgen, dass der hohe Ausflug nicht durch den Anblick von Armen und Kranken getrübt würde.

Als der Prinz die Grenzen des kleinen Königreichs passiert hatte, fiel er daher aus allen Wolken. Der gute Channa dürfte sich über die Fragen ziemlich gewundert haben: «Wird jeder Mensch einmal alt?» – «Ja, mein Herr.» – «Ist nur dieser eine Mensch auf der Welt krank?» – «Leider nein, mein Herr.» – «Warum liegt dieser Mensch so still und lässt sich tragen?» – «Er ist tot, mein Herr.» – «Müssen alle Menschen einmal sterben?» – «Leider ja, mein Herr.» – «Warum sitzt dieser Mann unter einem Baum und tut nichts?» – «Er ist Asket, mein Herr, und sucht nach der Wahrheit.»

Da beschloss Siddharta, nach einem Weg zu suchen, der aus den Fährnissen dieser Welt führt. Heimlich verliess er eines Nachts Frau, Kind und Palast, tauschte seine Kleider mit einem Bettler und zog sich in den Hain Shivas bei Urubvila zurück, in das heutige Bodhgaya. Dort gönnte er sich nur ein Hanfkorn täglich, bis er zusammenbrach. Dieser Weg, erkannte er, führe zwar aus dieser Welt, nicht aber zur Erleuch-



Fastender Buddha im Museum von Lahore, Sandstein, h 167 cm, ca. 2. Jhdt. v. Chr.

Mandalas sind gewissermassen die geistigen Weltkarten des Buddhismus. In ihrer reinen Form erscheinen sie abstrakt und ähneln frappierend den kleinteiligen Weltdarstellungen auf den Bodenfliesen frühmittelalterlicher Kirchen, die spätere Generationen nur mehr als «Labyrinthe» deuten konnten. Die Struktur ist stets ein Kreis, von einem Quadrat umschlossen, aus dessen Seiten kreuzartige Arme ragen, die wiederum einen Kreis umschreiben. Die einzelnen Felder beschreiben «göttliche Kombinationen» entsprechend der buddhistischen Dialektik.

Im Mahayana werden die Tugenden durch Buddhas verkörpert, die ausserdem ihre Shakti haben (=dialektische Ergänzung), einen Bodhisatwa als «geistigen Sohn» (=der Weg zur Vollendung) und untergeordnet einen Dämon als Verkörperung des hindernden Lasters.

Das wichtigste aller Mandalas ist das Dharma-datta-Mandala.

die unserer Windrose entsprechende Gesamtdarstellung der Lehre. Im Zentrum (weiss) sitzt Buddha Vairokana, die Allmacht und Vollkommenheit. Sein Symbol ist das Rad, sein Reittier der Löwe. Ihm zugeordnet ist die weisse Tara, das Begreifen, ausserdem aber auch der schwarze Teufel der Dummheit. Sein Sohn ist Bodhisatwa Manjusri, das Lernen, der mit seinem Schwert das Dunkel der Unwissenheit durchschlägt.

Grün ist Amoghasiddhi, der Buddha des Nordens, der Unerschrockenheit und der «Einsicht in die Stärke der Natur». Er hält ein Schwert und reitet auf dem Garuda, dem Menschenvogel Vishnus. Sein Dämon ist der Neid, einen gekreuzten Donnerkeil schwingend, seine Tara «die grüne, mit den Blumen in der Hand», die Barmherzigkeit. Der



Handwasserpfeife (Huka), Körper Onyx mit Silbermontierung, 17. Jhdt., Hals Yakhorn mit Silber, Ständer Sala-Holz, h 33,2 cm. Ein besonders schönes Exemplar einer klassischen Ganja-Pfeife. Der kleine Einsatz am Ständer wird verwendet, sobald Haschisch geraucht wird.

tung. Von einer Hirtentochter liess er sich wieder aufpäppeln, zum Spott seiner Mitasketen. Und dann meditierte er unter einem Feigenbaum, bis er überirdisches Licht sah und Buddha wurde, der Erleuchtete. Da war er fünfunddreissig Jahre alt.

Von da an zog er mit seiner Bettlerschale durch die Lande und verkündete seine Lehre: Die Begierde ist die Ursache allen Lebens, und Leben ist Leid. Durch Freiwerden von Begierde kann der Erleuchtete aus dem ewigen Rad des Lebens in das Nirvana eingehen. Drei Juwelen sind dazu Voraussetzung: der Glaube an Buddha, der Glaube an das Karma, dass nämlich jeder Mensch die Summe seiner Taten ist, und das Leben im Sangha, einer kastenlosen, klosterarrtigen Vereinigung.

Als Buddha 486 v. Chr. im einundachtzigsten Lebensjahr starb, trauerten bereits einige tausend Jünger um ihn. Er hatte ja nicht nur einen Weg aus dem Leid dieser Welt gefunden, sondern auch den Hinduismus in seinem Kern getroffen, im Kastensystem. So, wie ihn Buddha verkündete, war der Buddhismus eine revolutionäre Bewegung, kasten- und besitzlos. Alle Hochkulturen werden, so zeigt die Geschichte, sobald sie eine erstarrende Zivilisation werden, mit solchen Bewegungen geschlagen, die nur noch darauf aus zu sein scheinen, die mühsam errichteten Schranken von Anstand und Dogma zu brechen. Eineinhalb Jahrhunderte später traten in Hellas die Kyniker auf, «die wie Hunde lebenden» Gesellschaftsverweigerer, angeführt von Diogenes, den seine Zeitgenossen als «hanfvernebelt» beschimpften, wir aber als grossen Philosophen ehren, der wohl kaum ein Zyniker war. Den Juden passierte Ähnliches mit einem gewissen Jesus, und sollten wir die Erde nicht vorher ruiniert haben, wäre es amüsant zu wissen, wie künftige Historiker über die heutigen «Aussteiger» urteilen würden. Und wie den meisten revolutionären Bewegungen geschah auch dem Buddhismus, dass er sich allmählich dem Establishment annäherte und später selbst dazu wurde.

Die Rückintegration der aufsässigen Religion in den Hinduismus setzte ziemlich bald ein, vergleichbar der Verrottung des Frühchristentums zur Staatskirche oder – in unserem Jahrhundert – der Zähmung rebellischer Proletarier zu Sozialdemokraten. Bald gab es ausser dem Nirvana auch Himmel und Hölle, und die alten Götter liessen grüssen. Mahayana heisst dieser Buddhismus, «grosser Wagen», auf dem die alten Religionen bald fröhlich mitfuhren – zu den einst hinduistischen Göttern kamen mit der Missionierung Tibets noch die der Bon-Religion und die alten Naturgottheiten, und in China stiegen die angestammten Hauptgottheiten bald mit auf. Im Grunde besteht der Mahayana-Buddhismus aus vielen Buddhismen, die von immer neuen Reformatoren zu immer mehr



Haschischpfeife aus vier Teilen, Silber, l 26,1 cm, 1972 von Bhai Raja Shakya in Kathmandu angefertigt

Sekten aufgesplittert wurden. Mehr vom ursprünglichen Gedankengut blieb im Hinayana erhalten, im «kleinen Wagen», der aber ebenfalls eine Unzahl Sekten zählt.

Buddha selbst dürfte, von seiner Zeit als Jünger Shivas abgesehen, mit Hanf nichts zu tun gehabt haben. Auch im Hinayana ist die Sache nirgendwo religiös eingebunden, und die rigorosen Sekten des Zen lehnen jede Art Droge kategorisch ab. Im Mahayana–Buddhismus unterscheiden sich die einzelnen Sekten je nach der Droge der lokalen Vor-Religion. Allen gemeinsam aber ist, dass Shiva als Boddhisatwa Avalokiteshvar auftritt, als Herr der Abendsonne und des Eros.

Die sehr alte Sekte der Rotmützen-Mönche, heute hauptsächlich in Bhutan, ehrt ihn durch Hanf, der mit Reisbier zu einer Art Bhang verrührt wird. Sie war früher auch in Tibet verbreitet, wurde jedoch als Machtfaktor von den reformierten Gelbmützen abgelöst, die den Dalai Lama stellten und ihren Mönchen strikte Enthaltsamkeit befahlen. Dennoch war Haschisch aus Nepal in Tibet ein jahrhundertelang gefragter-Handelsartikel, hauptsächlich von den Nomaden genossen, ausserdem unentbehrlich bei schamanischen Ritualen. Auch die buddhistischen Schamanen Ceylons verwenden Haschisch – als dieses erwies sich bei Feldstudien das erwähnte «Harz» –, gelegentlich auch mit den Samen des Stechapfels versetzt. Aus China sind einige schöne Darstellungen Buddhas unter Stechapfelblüten bekannt, ausserdem eine grosse Höhlenstatue aus Sinkiang, wo der Erhabene von Hanfblättern umkränzt thront. Dort soll auch eine kleine Sekte versucht haben, der Verlockung des Irdischen durch die «Dämpfe des Hanfes» zu entgehen, doch existieren darüber nur wenige Dokumente.

In die buddhistische Medizin ging auch ein Brauch ein, der aus dem China des 15. vorchristlichen Jahrhunderts stammt: der «Knüppel gegen die Dämonen». Er wird aus dem holzigen Teil der Pflanze gemacht und mit einer sich darum windenden Schlange beschnitzt. Das Ganze ähnelt frappant unserem Äskulap-Stab, dem Standessymbol der Apotheker und Mediziner und gilt als Mittel hoher magischer Kraft. Er ist auch den Chagri bekannt, den Schamanen im Hoch-Himalaya, und gelegentlich ziehen auch hinduistische Sadhus mit solchen Hanfstöcken durch die Gegend.

Höherrangige Gelbmützen sprechen nur ungern über Hanf,

selten dargestellte grüne Bodhisatwa verkörpert die Arbeit.

Gelb ist der Süden des Buddha Ratnasambhawa, des Juwelentragenden. Er verkörpert das Mitleid und reitet auf Pferden als Symbol der Schnelligkeit. Seine Gefährtin ist Mamaki, die Mutterliebe, sein geistiger Sohn Ratnapani, die Freigiebigkeit. Sein Dämon aber ist die Begierde, dargestellt mit der Nase in der Hand. Als Element ist die Luft zugeordnet.

Der Osten ist blau, heisst Buddha Akshobya, reitet auf Elefanten, den Donnerkeil in der Hand, und verkörpert die Standhaftigkeit. Sein Element ist das Wasser, denn das ist beständiger als Felsen; seine Tara ist Lokana, die Klugheit, und sein Sohn Vajrapani die Einsicht und Überlegung. Keulenschwingend braust als sein Dämon die Wut durch die Lüfte.

Der auf dem Mandala oberste der Buddhas ist Amithaba. Er reitet auf Pfauen, die Lotosblüte in der Hand, ist rot und verkörpert den Westen und das Licht. Sein Dämon ist die Böswilligkeit, Fesseln haltend, seine Tara Panduravasini, die Zärtlichkeit, und sein Sohn Avalokiteshvar.

Gelegentlich wird das Dharmadatta-Mandala aus verschiedenen Körnern gelegt, die nach einer entsprechenden Zeremonie als Gottesgabe an die Teilnehmer verteilt werden. Die Buddhisten Kathmandus formen dabei das Symbol Avalokiteshvars aus Hanfsamen.

was allerdings eingestandenermassen am verdächtigen Interesse der Westmenschen liegt. Von Tashi Gyaltsen, einem Mentor des Dalai Lama konnte ich immerhin erfahren, dass die Pflanze zu den heiligen sieben Kräutern zählt und bei exorzistischen Ritualen als Räucherwerk eine Rolle spielt, wenn der Bon eingesetzt wird, der dreiklingige, dämonentötende Dolch Alttibets. Möglicherweise hatte Hanf früher eine noch weitergehende Bedeutung – die beiden ranghöchsten Priester Tibets, der Dalai und der Panchen Lama, gelten immerhin als Inkarnationen von Aspekten Avalokiteshvars.



Die Herrschaften haben sich europäisch eingerichtet, aber ihre Gewohnheiten bleiben indisch. (Holzschnitt aus Kalkutta, um 1875)

Eine eigenständige Form des Buddhismus entwickelte sich in Nepal, im Tal von Kathmandu. Die tantrischen Buddhisten der Nevari verehren auch die Hindugötter, kennen Blutopfer zu Ehren Durgas und sanftere zu Ehren Lokeshvars: Musik und Ganja. Eine Spezialität des Tales ist auch, dass Vishnu-Krishna und Shiva gleichzeitig angerufen werden, was bei der im klassischen Hinduismus existierenden Rivalität der Götter verwunderlich ist; doch die Priester aus der Vajradjari- und Shakya-Kaste erklären dies mit der gemeinsamen Vorliebe der Götter für Hanf. Und so gibt es bei den Tempeln jedes Stadtteils Musikhallen, wo sich jeden Abend um halb zehn die Männer des Viertels zum Bhajan treffen: dann singen sie aus alten Büchern laut das Lob ihrer Götter und rauchen so unglaubliche Mengen Ganja, dass auch die Abgebrühtesten unter ihnen oft mörderisch husten müssen.



Wer in Würde alt geworden ist, darf auch tagsüber schon. In einer stillen Seitengasse von Patan bei Kathmandu, Februar 1978.

Die Bhajan-Sänger auf dem Asantole in Kathmandu haben sich damit abgefunden, dabei regelmässig touristische Zaungäste zu haben. Sie sind überaus freundliche Herren – zwei Tuchhändler, ein Töpfer, ein angegrauter Rikshakuli und vier Männer jenseits der neunzig. Ihr Gesang aber übertrifft an Temperament mühelos jede Hard-Rock-Gruppe, und es freut sie, dass in den letzten Jahren auch ein Halbdutzend jener Nevarijungen zu ihnen stiess, die sonst lieber nur Hindi-Schnulzen hören. Wer als Fremder bescheiden kommt, darf sich zu ihnen setzen, bekommt im Namen Gottes eine Süssigkeit geschenkt, Prasad, und darf auch mitrauchen. Kommen Touristen mit Kameras, schliesst die Runde vorsichtshalber ihre blitzlichtempfindlichen Augen. Tonbandgeräte aber mögen die alten Herren – nach jedem Lied wollen sie die Aufnahme hören und staunen dann, was es alles in dieser unverständlichen Zeit gibt.

Was diese alten Herren so vertragen, erfüllt mich immer mit Staunen. Ein Dutzend Dschillums pro Abend sind keine Seltenheit, und das Ganja ist von einer Bleichgesichter umwerfenden Qualität. Pünktlich um halb elf wird das letzte Rohr entfacht, dann wird auf Muschelhörnern der Zapfenstreich geblasen, und Minuten später sind sie in den dunklen Gassen versickert, nur noch an ihrem Husten zu hören.



Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit ...
Schiller, Wilhelm Tell

Doch nun scheint es, dass der lange Arm westlicher Missbilligung Wirkungen zeitigt. Die Süchtigen, Augen wie Stecknadelköpfe, entdeckten einen amerikanischen Drogenfahnder, der schon verschiedentlich von Delhi hergeflogen war, und im Februar dieses Jahres schickte Nepal einen Abgeordneten zur fünfundzwanzigsten Tagung der Kommission für Rauschgiftfragen nach Genf – das erste Anzeichen positiven Interesses.

Skeptiker in Nepal zweifeln an der Fähigkeit der Regierung, eine entsprechende Gesetzgebung durchzusetzen, trotz guter Absichten. Haschisch bringt zu vielen Bauern gutes Bargeld für ihre Ernten. Das nepalische Polizeisystem ist schwach und deren Büros voller Korruption.

Zugegebenermassen hat der neue Herrscher, der siebenundzwanzigjährige König Birendra, der in Eton und Harvard erzogen wurde, gelobt, dies alles zu ändern. In einer beispiellosen Aktion hat eine kürzliche und weitverbreitete offizielle Untersuchung verschiedene Regierungs- und andere hochstehende Personen des öffentlichen Dienstes wegen Teilnahme an korrupten Gepflogenheiten in Zusammenhang mit Landverteilung verurteilt.

Die *Goldene Pagode* ist ein typischer Haschischladen im Zentrum Kathmandus. Sein junger Besitzer, Zafar Ahmed, ein diplomierter Wissenschaftler von Nepals eigener Universität (sein Partner besitzt übrigens auch ein Diplom derselben Universität) belächelt jeden Gedanken einer wirkungsvollen Gesetzgebung. «Die meisten Bauern in Westnepal

Die Haschischkneter

In den letzten Jahren hat sich Trekking zum beliebtesten Touristensport Nepals entwickelt, und die ausgetretenste aller Strecken ist wohl die von Pokhra nach Jomson, schon hinter dem Himalaya, der hier aber nicht überstiegen werden muss, weil sich der Kali-Ghandaki-Fluss tief genug zwischen Annapurna und Dhaulagiri durchgefressen hat. Der Weg ist ein fussschweisstreibendes Auf und Ab, allerdings in gemässigten Höhen, und die berühmten Achttausender schauen von gut fünftausend Meter höher zu und schicken nur gelegentlich Steinschläge über den schmalen Trampelpfad. Über den keuchen, wenn nicht gerade Monsum ist, rotgesichtige Einzelwanderer mit Rucksack, kleine Grüppchen mit Sonnenbrand, riesige Karawanen mit schwitzenden Bildungsbürgern und unendlich vielen Kulis, die unendlich viel Unnötiges mitschleppen, von Stühlen für die weissen Herrenmenschen angefangen. Neun Zehntel des Verkehrs aber stellen Einheimische – Maultierkarawanen bringen Reis in die Berge und Petroleum, und hinter den Bergen kostet alles dann zehnmal soviel wie in Pokhra. Und deshalb ziehen auch sparwillige Einzelgänger daher, noch herzloser beladen als die armen Maultiere und wenn Schnee liegt barfuss, um die teuren Turnschuhe Marke China zu schonen.

Der wichtigste Rastplatz heisst Tatopani, zu deutsch Warmwasser, und tatsächlich sind direkt am Flussufer einige heisse Quellen, in denen In- und Ausländer ihren auf dem Marsch erworbenen Dreck und Schweiss abschrubben können. Ausserdem ist Tatopani der Hauptumschlagplatz für das Haschisch aus Nepals Bergen.

pflanzen Haschisch an», sagt Ahmed. «Es ist ihr tägliches Brot. Der König, der Wochen damit verbracht hat, in den Bergen umherzuziehen, um sein Volk kennenzulernen, würde es nicht wagen, sich jetzt umzudrehen und ihnen zu gebieten, mit der einzigen Saat aufzuhören, die Geld bringt!»

Der Leiter des Büros der Vereinigten Nationen in Kathmandu ist zuversichtlicher: «Allein die Tatsache, dass die Regierung einer unserer Experten aufgefordert hat, zu helfen, einen entsprechenden Gesetzesentwurf vorzubereiten, ist ein klarer Hinweis dafür, dass sie es ernst meinen. In Nepal nimmt die Zeit ihren eigenen Lauf, doch bin ich sicher, dass wir die Dinge schliesslich unter Kontrolle bekommen werden.»

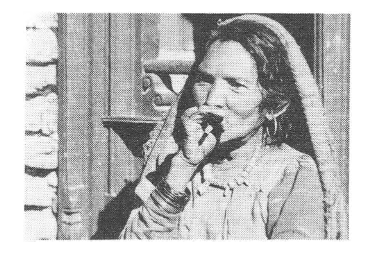
Er ist ebenso sicher, dass diese Gesetze auch durchsetzbar sein werden: «Es ist ein wirtschaftliches Problem, das geben wir alle zu, und auch hier können die Vereinten Nationen oder eine andere Finanzierungsbehörde helfen, indem sie die Bauern in bezug auf eine alternative Saat beraten. Einer Saat, die genauso einträglich ist, wie die Droge, die sie produzieren.»

Das ist ein recht unbescheidener Anspruch, denn was könnte erträglicher sein als Haschisch?

Der Vertreter der Vereinigten Nationen wartet einen Augenblick, bevor er diese Frage beantwortet.

«Nun, so etwas wie ...» er zögert einen Moment, «zum Beispiel so etwas wie Tabak.»

(The Guardian, USA, 6.6.1973)



Der Dhaulagiri ist einer der vielen Throne Shivas, und wer sich etwas von dem Trampelpfad entfernt, kann über die Fussmatte des Gottes staunen – Tagwanderungen lang erstrecken sich regelrechte Hanfwälder, manchmal bis zu fünf Meter hoch, und auch das Unterholz ist nichts anderes. Ein Forstamt ist nicht nötig, das Zeug wächst aus dem Überfluss des Gottes, und da selbst die Ziegen den Pflanzen respektvoll aus dem Weg gehen, breiten sich die grünen Haine auch dort aus, wo die übrige Vegetation schon längst weggefressen oder abgeholzt ist.

Dort auch noch zu rauchen, ist überflüssig. Captain Wick, ein liebenswerter Schweizer und erfahrener Bergpilot der nepalischen Luftfahrt, erinnert sich noch heute an sein High beim Abstieg vom Dhaulagiri, in dessen ewiges Eis er die Maschine seines ersten Bergfluges gesetzt hatte. Zerschunden und zerschlagen, wie er war, fühlte er sich beim Marsch durch die Hanfwälder ganz unschweizerisch schwerelos, und diese Erfahrung teilen mit ihm die dort tätigen Waldarbeiter. Denn von den angetörnten Urwäldern leben die Gurungs, die Magars, die Dolpas und wie immer auch die vielen Stämme der mittel- und westnepalischen Mittelgebirge heissen, und noch weiter westlich leben Kaschmiri davon, auch Pathanen im Hindukusch, und diese Zone heisst im Volksmund «der Gürtel Shivas» oder schlicht «die Ganjahöhen».

Allerdings: die Arbeit ist hart und elend bezahlt. Wer nicht davon leben muss, ist froh, denn er hat dann mehr zum Leben. Aus den üppigen Wäldern Haschisch zu machen ist die einzige Existenzmöglichkeit aller, die nicht als Bauern eigenen Grund und Boden haben, und da deren mehr sind als fruchtbares Land, kommt die Sache billig.

Die älteste Legende über die Zubereitung von Haschisch ist, dass man nur mit einer Lederschürze zwischen den Pflanzen durchzumarschieren habe und dann von ihr den Segen abkratzen müsse. Dem ist leider nicht so – Haschisch ist im wahrsten Sinne des Wortes Handarbeit, nicht nur, weil es keine fünf Meter hohen Lederschürzen gibt. Zuerst werden die Pflanzen gefällt, mit dem Kukri, dem berühmten Allzweckmesser des Himalaya. Auf improvisierten Campingplätzen tragen die Männer die Ernte zusammen, und nachdem die Pflanzen einen Tag in der hellen Bergsonne angewelkt sind, kommen die Frauen dran. Zuerst trennen sie die Zweige von den Stämmen, die meist das einzige Heizmaterial für den Winter sind. Dann werden die Zweige geduldig auf ein Baumwolltuch geschlagen, um möglichst viele Samen herauszubekommen. Die raucht kein Hindu und kein Buddhist, weil sie das erste Samenkorn sind, das Shiva der Erde schenkte, und die Bewohner der Berge pressen aus ihnen ihr einziges Kochöl. Ausser dass es aromatisch-herb schmeckt, hat es keine

sonderlichen Eigenschaften. Ja, und dann werden die Blätter zwischen den Handflächen gerieben. Was davon an klebriger, hellgelber Masse auf der Haut bleibt, wird mit einem Beinschaber abgezogen und in ein Kupferschälchen gestreift, wo es bald dunkler wird. Ist dort genügend drin, wird das Produkt nochmals zu einer Wurst gerollt, die spaghettidünn oder fingerdick sein kann – da hat jede Familie ihr eigenes Mass. Am nächsten Morgen sind diese Würste aussen schon schwarz, nach einigen Tage durch und durch. Nun werden sie entweder lose in Säcke gefüllt oder vorher noch zu Bündeln zusammengepresst.

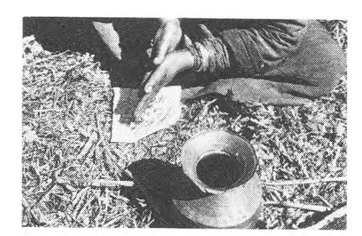
So einfach geht die Sache also, doch so einfach ist das alles nicht: um ein Kilogramm Haschisch zusammenzubekommen, sind zwischen 150 und zweihundert Arbeitsstunden nötig. Dafür gibt es von den Aufkäufern aus Tatopani durchschnittlich 150 Rupien, umgerechnet runde 22 Mark, aber so weit wird nicht gerechnet: ein Kilogramm Reis kostet in jenen Gegenden 12 Rupien, und der Kindersegen ist gross und hungrig.

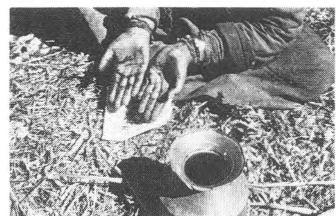
Da ist verständlich, dass die Aufkäufer ihre Lieferanten verachten – sie verdienen schliesslich dasselbe für jedes Kilogramm, das sie abliefern, und haben sich dabei die Hände nicht klebrig machen müssen. Etwa 300 Rupien bekommen sie für das Kilo, geringe Marktschwankungen berücksichtigt, und dann landet der Stoff meist bei jenem Stamm, der für seinen Geschäftsgeist himalayaweit berühmt ist: bei den Thakalis.

Vier Thakali-Stämme gibt es, und sie stammen alle aus einer einzigen Stadt jenseits des Himalaya, aus Thukshe. Das ist ein wirklich sehenswerter Ort, dessen Häuser fast Paläste sind, jedoch nahezu unbewohnt. Hier wurden einst die grossen Geschäfte gemacht, mit den Karawanen zwischen Nepal und Tibet, doch seit dort die Grenze relativ dicht ist, sind Thakalis überall, wo sich Geld machen lässt, und nur die Geschäftsuntüchtigen hüten ihre alte Heimat. Die übrigen der Sippen, vom Jüngling angefangen, handeln quer durch die Berge mit allem, woran sich verdienen lässt, und da gehört eben Haschisch dazu. Unter tausend Rupien ist das Kilo von keinem Thakali zu haben, und andere kommen nicht an das schwarze Gold. Dafür haben die Sippen bei allem Konkurrenzneid untereinander erfolgreich gesorgt.

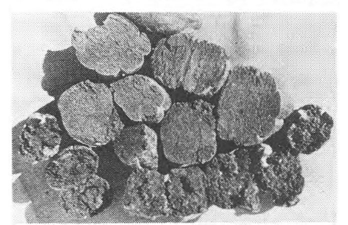
Ganja interessiert sie nicht. Das kann ja jeder ernten, aber Haschisch ist ihr Monopol, und die nichts anderes an Existenzgrundlage haben als eben ihre Handflächen und den Hanf, werden von ihnen treppenweise und gnadenlos ausgebeutet.

So ähnlich läuft das Prinzip allerdings nicht nur im Himalaya. Überall, wo Haschisch hergestellt wird, gilt dieselbe Hackordnung, läuft das Produkt unzähliger Arbeitsstunden in sehr wenigen Händen zusammen, die den grossen Profit ein-









Von diplomatischen Aktivitäten und bleichen Nepali:

Geldmangel, Krankheiten, abgelaufene Pässe – mit solchen Fällen beschäftigt sich der Kanzler der deutschen Botschaft in Kathmandu fast den ganzen Tag. Einen ähnlich starken Zulauf haben die Botschaften der USA, Grossbritaniens, Frankreichs, Hollands und Japans. Häufig muss festgestellt werden, ob Familienangehörige oder Verwandte bereit sind, die Heimreise zu bezahlen.

In Kathmandu braucht man nach den Haschisch-Shops und Hippie-Kneipen nicht lange zu suchen, sie liegen gleich hinter dem

alten, allmählich verrotteten Königspalast und dem prallbunten Gemüsemarkt. «Best Hashish of Kathmandu» und «Oldest Hashish Shop in town» heisst es auf den Ladenschildern. Die bevorzugten Hippie-Lokale nennen sich «Cash and Bull» und «Salt and Pepper». Die Läden und Absteigen entsprechen durchaus landläufigen Vorstellungen von orientalischen Lasterhöhlen, zumal nach Sonnenuntergang: trübes Strassenlicht, rote Laternen, Rikschafahrer, Lastträger, Markstände und heilige Kühe, Hippies in orientalischen Verkleidungen. Bleiche Nepalesen lehnen in holzgeschitzten Fenstern.

Die «Hascher» indessen stammen aus allen Schichten, man begegnet sowohl der Diplomatentochter wie dem Arbeitersohn. Die einen kommen aus Abenteuerlust, andere suchen die Weisheit des Orients. Viele wissen nicht recht zu erklären, weshalb sie zu Haschisch und härteren Drogen greifen; sie äussern sich durchweg ablehnend über die Normen der westlichen Industriegesellschaft.

(Frankfurter Rundschau, 11.8.1973)

Didi bekommt seinen ersten Warnschuss verpasst:

Die nepalesische Polizei hat nach der Festnahme des deutschen Bundesbürgers Gerhard K. durch die Zollbehörden des Himalaja-Staates in einem Haus der Hauptstadt Kathmandu rund 1,2 Tonnen Haschisch beschlagnahmt. Wie die Polizei mitteilt, war K. am 1. April bei dem Versuch verhaftet worden, fünf Kilogramm Haschisch aus Nepal herauszuschmuggeln. Seine Aussagen führten danach zur Beschlagnahme der grössten Haschisch-Menge, die seit dem Anbau-Verbot 1973 in Nepal gefunden wurde.

(Süddeutsche Zeitung, 5.4.1976)

streichen. Dasselbe gilt natürlich auch für Opium, und bei Tabak und Tee wird es von ehrenwerten Firmen ehrenwert angewendet. Die besondere Würze aller Drogen heisst Ausbeutung.

Bhairawa

Das Wort bedeutet eine ganze Menge: Zunächst einmal die schrecklichen Verkörperungen der guten Elemente, die handfest mit Reisszähnen und rollenden Augen ausgestattete Dialektik des Tantra, nach der ja alles Gute auch einen furchtbaren Aspekt haben muss. Ausserdem sind damit Dämonen und Flurgeister ganz allgemein bezeichnet, die zwar zu den himmlischen Heerscharen Shivas gehören, aber gelegentlich nach der Art plündernder Landser ganz irdischen Unfrieden stiften können. Wer beispielsweise zuviel Hanf geraucht hat und dabei vergass, sich dem Herrn Shiva demütig anzuvertrauen, kann von ihnen ganz schön durch alle möglichen und unmöglichen Zustände gewirbelt werden. Und schliesslich ist Bhairawa eine triste Grenzstation zwischen Indien und Nepal, wo allerdings in veritablen Villen auch die von beiden Staaten anerkannten Schmuggler residieren.

Wer sich über die Existenz eines solchen Berufszweigs wundert, möge bedenken, dass der einzige Unterschied zwischen asiatischer und europäischer Korruption darin besteht, dass sie nach westlichem Glauben heimlich zu geschehen habe, des allgemeinen moralischen Dekorums wegen. Asiens Staatstraditionen sind da pragmatischer: die Regierung stellt Maximalforderungen und gewährt Minimalfreiheiten, die, würden sie ernst genommen, für das Volks- und Wirtschaftsleben tödlich wären. Was also nicht erlaubt oder mit zu hohem Zoll belegt ist, geht an den Amtspersonen vorbei, die das nicht sehen können, weil sie gerade mit dem Zählen ihres Anteils beschäftigt sind. Das ist quasi legitim und bringt auch dem Staat was – sowohl in Indien als auch in Nepal werden Finanz-, Zoll- und Polizeibeamte für ein Vielfaches ihres Papiergehalts besteuert, ohne dass sich je jemand darüber gewundert hätte.

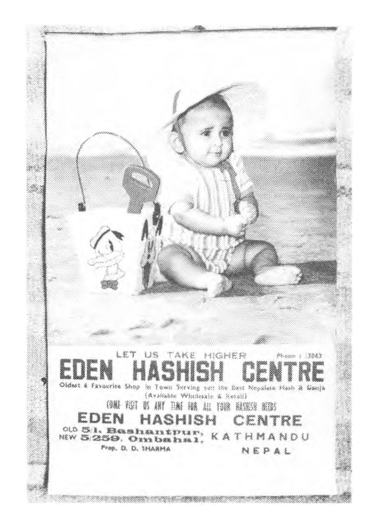
Hanf und seine nicht faserigen Produkte spielten für beide Länder bis 1961 in diesem Seitenbetrieb der Staatswirtschaft keine Rolle. Das Zeug kursierte frei über die Grenzen – Indiens Sadhus schätzten nepalisches Haschisch wegen der «Kraft der Berge» – und war nicht einmal Zoll wert. Dann traten beide Staaten, unter sanftem Druck der USA und auf Entwicklungsgelder hoffend, der UNO-Konvention bei, erklärten Hanf zu einem «nicht export- oder importfähigen Handelsartikel» und kümmerten sich nicht weiter darum.

Da aber kamen schon in beide Länder immer mehr oft seltsam aussehende Touristen, die sich vor allem für diese Sache interessierten und bereit waren, Preise zu zahlen, von denen zuvor kein Bazarkaufmann zu träumen gewagt hätte. Und es kamen auch fast seriös wirkende Geschäftsleute aus Europa und unterhielten sich mit den interessierten Prinzen aus den Bergen, ob man nicht auch versuchen könnte, nach gewohnten Dunkelmethoden Exportgeschäfte zu tätigen.

1962 verkündete Nepals König Mahendra ein neues Drogengesetz, das zunächst einmal alle Hanfvorkommen steuerpflichtig machte. Wie derlei je durchsetzbar sein sollte, wurde nirgendwo festgelegt. Ausserdem sollten zur Befriedigung der touristischen Bedürfnisse staatlich genehmigte Läden errichtet werden, gegen gehörige Lizenz natürlich, und die Privilegien für Gross- und Einzelhandel waren selbstverständlich königliches Monopol.

Im Lauf der nächsten Jahre entstanden allein in Kathmandu zweiunddreissig solcher Läden, und durch die Konjunktur wurde der Jhochen Tole nahe dem alten Königspalast, ursprünglich das Terrain der wenig angesehenen Mist-Träger, die berühmte Freak Street. Das interessantere Geschäft war natürlich der Grosshandel, und um den kümmerte sich der Bruder des Königs, Prinz Himalaya, der seine Sachkunde schon zuvor als oberster Schutzherr des anderen Schmuggels erworben hatte. Wie es Hoheit schaffte, zum reichsten Mann des Landes zu werden, wo doch solche Exportgeschäfte streng verboten waren, wird sein Geheimnis bleiben.

Untrennbar damit verbunden ist allerdings eine erstaunliche Brahmanenkarriere, die des Dilip D. Sharma, in Fachkreisen Didi genannt. Nun sind Brahmanen zwar die allerhöchste Hindukaste, doch dass sie deshalb auch vermögend sein müssten, ist damit zumindest in Nepal noch lange nicht gesagt. Didi gehörte zu den Allerärmsten, war aber offenbar mit dem sprichwörtlichen goldenen Löffel im Mund geboren worden und dementsprechend schon im zarten Alter von vierzehn ein bekannter Schwarzmarktspezialist. Als er 22 wurde, begegnete ihm die Königliche Hoheit, und bald darauf eröffnete Didi in einem eher unscheinbaren Haus am Anfang der Freak Street sein Lokal. Da er nicht nur alle möglichen östlichen Tricks beherrschte, sondern auch die modern westlichen Marketings, wurde das «Eden Hashish Center» bald in allen Erdteilen berühmt. Zweifellos: von der Laufkundschaft konnte der Erfolg nicht herrühren, und Didi rühmte sich, auch auf dem Gebiet des getarnten Versandhandels Nepals Nr. 1 zu sein. Erfindungsreich verpackt reiste der Stoff mal in tibetischen Tischen, mal in indischen Konservendosen, in Holzdruckstöcken und gerne auch in Kunstwerken in aller Herren Länder. Didi wurde schwerreich damit, kaufte in Westnepal



Ein schöner Bericht von nepalischer Gesetzestreue
(was haben wir damals in Kathmandu darüber gelacht!):

Die Krise in diesem einst florierenden Rauschgift-Basar wurde durch ein Rauschgiftverbot ausgelöst, das am 5. September 1976 erging. Es verbietet den Anbau von *Hanf*, aus dem *Marihuana* und *Haschisch* gewonnen werden, sowie Verkauf, Transport und Konsum dieser Drogen.

Die Hippies, Drogensüchtigen und Ausgeflippten, die aus aller Welt in die sogenannte Freak Street strömen, haben es seither schwer, vor Ort noch einen Trip zu machen.

Unter der Flaute leiden auch die Rauschgift-Händler, die Besitzer von fast 100 Restaurants, Herbergen und Wirtshäusern sowie die Ladenbesitzer in der Freak Street.

Im September betrugen die Einnahmen der Speiselokale und Gasthäuser noch 165000 Mark; im November dürften sie auf 50000 Mark zurückgehen.

Aber dort finden die Besucher ihre Genüsse nur noch schwer: Strenge Strafen schrecken die Händler ab. Selbst Hasch-Kaffee im «Del Namaste Lodge» ist kaum noch zu haben.

(Der Spiegel, 29.11.1976)

riesige Ländereien, und dennoch führte er brav 90 Prozent des Gewinns an seinen stillen Teilhaber ab.

Die königliche Familie Nepals ist allerdings ein kopfstarkes Rudel, und zumal die jüngeren Prinzen sahen nicht ein, dass sie nur von ihren legalen Pfründen wie beispielsweise Importlizenzen und Hotels leben sollten. Sie suchten ihre eigenen Strohmänner – hauptsächlich Thakali –, und bald bekam Didi die Konkurrenz schmerzhaft zu spüren.

Die frühen Siebziger waren für Nepal bewegte Jahre. 1972 starb König Mahendra, der mit eiserner Faust regiert hatte, und von seinem Sohn Birendra wurde etwas weniger Autokratie erhofft, ein bei solchen Anlässen ja häufiger Irrtum. Erfolg mit ihren Bitten hatten eigentlich nur die USA – am 16. Juli 1973 wurde für Nepal der Haschisch-Handel verboten; die dadurch der Regierung jährlich entgehenden 100 000 Dollar wurden für zehn Jahre voraus auf ein Privatkonto Sn. Majestät bezahlt. Daher war dann 1976 auch der Anbau von Hanf dran, was natürlich eine bezaubernde Ironie war, doch auch diesmal zahlten die USA.

In diesem Zusammenhang entstand das beliebteste Märchen des modernen Nepal, betreffend das Ende des grössten Regierungspalastes Asiens. Ziemlich genau bis zum Haschischverbot 1973 hatten die Regierungsbeamten in den gut tausend Räumen des Singha Durbar miteinander und ihren Kunden Verstecken gespielt, doch eines Nachts brach ein Brand aus, sinnigerweise in der Buchhaltung des Finanzministeriums. Begeistert fing das hölzerne Innenleben des Palastes Feuer, und der Premierminister liess die Feuerwehren warten, bis der König über den Fall entschieden habe. Der König entschied, das gesamte Kabinett zu entlassen, und mittlerweile war auch Singha Durbar bis auf die Grundmauern abgebrannt. Dass ein solches Riesenfeuer nötig gewesen sein könnte, die Aktenunterlagen solider Korruption zu zerstören, wollte natürlich kein Nepali glauben, und so wird heute noch jene Version berichtet, die ein schwer bekiffter Sadhu quer durch das Land verkündete: Shiva habe sein drittes Auge auf das Gemäuer geworfen, erzürnt über eine Regierung, die es wagen wollte, seine Pflanze zu verbieten.

Natürlich hatte sich nicht viel geändert. Die alten Ladenschilder wurden durch welche mit «Rugs and Arts» ersetzt, und das war's, von einem saftigen Preisanstieg abgesehen, der teilweise zur Beteiligung der zuständigen Polizei diente.

Doch eine neue Generation von Prinzen drängte auf den Markt, und Prinz Himalaya war nicht mehr der jüngste. Didi achtete die Zeichen der Zeit nicht, sondern baute mitten in der Freak Street ein grosskotziges Hotel. Da starb 1975 plötzlich sein Bruder, der für die Stoffbeschaffung zuständig war. Offiziell hiess es, er hätte erst seine Frau und dann sich



Letzte Nachricht von Didi, der seine Aktivitäten nach Indien verlagerte:

Die indische Zollfahndung hat zwei leitenden Angestellten einer Fabrik für Taschenlampenbatterien das Handwerk gelegt, die mit völlig unbrauchbaren Trockenzellen gute «Exportgeschäfte» machen wollten. Sie füllten die Batterien statt mit den üblichen Chemikalien mit Haschisch. Die Behörden erhielten offenbar einen Hinweis, als eine Ladung mit fast 15000 Batterien bereits mit einem Schiff nach Kanada unterwegs war.

(Hannoversche Allgemeine, 16.10.1978)

Die Szene in Neu-Delhi

In Neu-Delhi sind 95% der einheimischen Konsumenten Angehörige der ärmeren Bevölkerungsschichten. Der Verkauf von Dope in den grossen Verteilerzentren Neu-Delhis ist mafiaartig geregelt. Im «Jama Masjid»-Distrikt beherrschen drei Shithändler den Markt. Sie beschäftigen 60-70 Einzelhändler, die pro Tag zwischen 6 bis 15 Rupien verdienen und auf Kommisionsbasis arbeiten. (4 Rupien sind ca. 1 DM). Ähnliche Systeme bestehen in anderen Stadtteilen.

Das Dope für Neu-Delhi wird

umgebracht, doch das Auto mit den beiden Leichen war von 64 Kugeln durchsiebt, was in so armen Ländern ein Luxus ist, den sich nur hochgestellte Persönlichkeiten leisten können. Die Sitten waren rauh geworden, und Didi beschloss, sich dagegen zu rüsten.

Das Gesetz kriegerischer Handlungen gilt auch für den Untergrund – die Soldaten werden verheizt, und nur im Ernstfall geht es gegen die Generäle. Nachdem es in West- und Mittelnepal nach jeder Erntezeit zu regelrechten Kleinkriegen gekommen war, fand 1977 bei Didi eine Razzia statt. Die dreieinhalb Tonnen Haschisch, die dabei gefunden wurden, interessierten die Beamten weniger als das stattliche Arsenal hervorragender Waffen. Ein Minister musste zurücktreten, desgleichen fast alle Spitzen der Polizei – Didis Stern war endgültig verglüht.

Mit seinen Nachfolgern versuchten andere Mächte fertig zu werden. Prinz Gyanendras Schützling Sudarshan Gauchan, der Sieger der Siebziger-Kriege, fuhr 1980 in Paris für zwölf Jahre ein, und gleichzeitig musste fast das gesamte Personal der dortigen königlich nepalischen Botschaft ausgetauscht werden. Ähnliches geschah fast gleichzeitig in Rom und 1981 in London, was darauf schliessen lässt, dass auch die Formen diplomatischer Höflichkeit nicht mehr ganz die alten sind.

Die entscheidenste Veränderung der Szene geschah allerdings in Kathmandu selbst. 1978 tauchten, kurz nach einem Staatsbesuch der königlichen Sippe bei ihren gekrönten Kollegen in Thailand, runde zehn Tonnen thailändisches Heroin auf dem Markt auf. Das war mehr, als die Freak Street verkraften konnte, zumal der Verkauf anfangs mangels Kundschaft ziemlich schleppend lief. Dieses Problem scheint nun behoben, und auch viele der einst aufsässigen Nepali-Studenten kriechen heute hohlwangig und leeräugig herum.

«Die Bhairabs haben zugeschlagen», sagen alte Nepali, die in ihren Tempeln immer noch ihr Dschillum rauchen. «Mit heiligen Dingen soll man keine weltlichen Geschäfte machen.» Das allein wird es wohl nicht sein, was aus dem freundlichen alten Kathmandu eine Drehscheibe des Heroinhandels gemacht hat. Wer hinter diesem Supergeschäft steht, ist Nepals Polizei natürlich unbekannt, und die darüber Bescheid wissen, schweigen lieber.

hauptsächlich aus angrenzenden Bezirken angeliefert, manchmal aber auch aus Kaschmir oder Nepal importiert. Es wird in der Regel von den Grosshändlern über Agenten in grossen Mengen eingekauft. Ein Kilo gutes Hasch kostet zur Zeit in Neu-Delhi zwischen 1.100 und 1.500 Rupien, Afghan zwischen 2.000 und 2.200 Rupien. An die Endverbraucher werden Päckchen von 2 bis 3 Gramm oder «Tolas» (10 Gramm) abgegeben. Ein Afghan-«Tola» kostet 40-45 Rupien, eine Tola aus Manauli 20 bis 30.

(Die Tageszeitung, 23.5.1980)

And the Beat goes on ...

Diese volle enge Stadt ohne Parks, in der man eigentlich nur immerzu Tempel besichtigen, alte und nachgemachte Souvenirs kaufen oder sich den Bauch vollschlagen kann, wird für viele junge Menschen aus dem Westen zu einer Sackgasse. Der Treffpunkt der Asienreisenden – vollgestopft mit Boutiquen, Restaurants und Billighotels – , die Strasse «Jochen Thole», heisst seit zehn Jahren in der Szene *Freak-Street*. Ich meine, jetzt sei der Zeitpunkt gekommen, sie in *Frust-Street* umzutaufen.

Wer sich zu Hause noch nicht an Heroin vergriffen hat, wird hier auf der überbevölkerten Strasse in aller Offen- und Unverschämtheit von -zig Dealern angemacht, der erste Schuss ist zum Greifen nahe. Zu jeder Tageszeit ist es ein harter Spiessrutenlauf, immerzu ruft einem strassauf und -ab jemand zu: «Heroin, Morphium, Kokain, Haschisch, Money-Change?»

(Die Zeit, 28.9.1979)



Pfeife aus Elfenbein mit Silbermontierung, l 36,9 cm, Kanton um 1850. Wahrscheinlich ursprünglich eine Opium-Pfeife, jedoch durch einen Ebenholz-Einsatz auf Hanf umgerüstet.

Hanf ist wie Feuer – wenig wärmt, viel verbrennt.
(Marokkanisches Sprichwort)



Haremsdame im Abkühlraum des Bades, französische Lithographie um 1856

Jagt nun die Traurigkeit fort und den Kummer,
nehmt Lauten, umhüllt euch mit grünem Gewand,
das euch schöner kleidet als Brokat.
Kein Vergleich in Vers oder Bild ist stark genug
um dir gerecht zu werden, Fröhlichmacher.
Erscheint es, füllt es die Augen mit dem Licht der Schönheit
und lässt Wiesen und Blumen neu erstrahlen.
Es ist eine Braut, deren Geheimnis die Seele erfreut.
Kommt es abends, fühlst du es noch zärtlich am Morgen.
In seiner Reinheit ist es süss wie Honig,
in seinem Geruch ist es köstlich wie Moschus.
Es lässt dich die züchtigsten Mädchen erfühlen
und dein Ohr von schönster Musik überquellen.
Alle Farben lässt es dir neu erstrahlen.
In den Gärten wächst es schöner als Blumen.
Mit rotem Stamm und weissen Stengeln
erhebt es sich über alles andre.
Das Sonnenlicht beneidet seinen leuchtenden Stamm
und das Mondlicht beneidet die Helle der Stengel.
Aber die Blätter erst, sie sind die Smaragde
unter allen Geschenken der Natur.
Erscheint es, erweckt es verborg'ne Gefühle.
Wirkt es, wird die Armee meiner Sorgen verjagt.
Herrlich geformt, mächtig im Wachstum
überragt es den Garten, und meine Verse
wachsen mit ihm. Schickt mir indische Mädchen,
schärfer als Schwerter und braun wie die Frucht
des herrlichen Baums. Ach nein, was brauche
ich sie, wo ich alles doch
geheim in der Öffentlichkeit geniessen kann.
(Ali ben Makki, um 1220 in Bagdad, zitiert bei al-Badri)

3. BEIM BART DES PROPHETEN

Tausendundeine Nacht

Die konservativ islamischen Gesellschaften vom alten Afghanistan bis zum modernen Marokko sind, was das öffentliche Leben betrifft, die grossen Scharrplätze schöner Gockel. In die eigene Männlichkeit verliebt, wie dies nicht einmal Mexikaner zu sein wagen, stolzieren die Herren der Schöpfung durch ihre Männerwelt, in den Augenwinkeln einen beständigen Zwang zur Verführung, der uneingestanden auch dem eigenen Geschlecht gilt.

Mit unserem Machismo der Jeans und ähnlichen Muskelprotzereien können sie nichts anfangen, der wirkt derb gegen die kunstvollen Verhüllungen durch Pluderhosen, Djelabas und Burnusse, wo das einzige erlaubte Sexualsymbol ein Gewehr zu sein scheint. Das Wort «Ansehen» hat in den islamischen Sprachen den höchsten Wert, und damit ist auch der Blickkontakt gemeint – wer wen wie angesehen hat oder vielleicht gar scheel, liefert seit undenklichen Zeiten den Stoff für hartnäckig vererbte Fehden und Vendettas.

Mit dem tatsächlichen männlichen Selbstbewusstsein ist es in allen Männergesellschaften schlecht bestellt – offenbar schätzt sich jeder Macker selbst so gering ein, dass er seine Frauen verbergen oder gar verschleiern muss. Und da die offizielle Moral eine unglaublich prüde ist, gibt es im lockeren Männergespräch nur zwei Themen: Sex und Rausch, am liebsten vereint. Alle Gesellschaften kennen diese Doppelmoral, aber in der islamischen hat sie es zu den schönsten Blüten der Dichtung gebracht. Kein Kulturkreis hat so subtile (und natürlich auch sublime) Kunstwerke geschaffen, die sich so ausschliesslich und immer wieder DAMIT befassen. Erst die jüngste Zeit mit ihrem arabischen Wohlstand hat da die Situation etwas verändert, gewissermassen handfester gemacht – wer öfter nach Bangkok fliegt, kennt die Wüstensöhne, die schon im Flugzeug so stockbesoffen sind, dass sie von der Gangway getragen werden müssen, um im nächsten Puff zu versickern. Wo das Verbotene so erschwinglich wird, ist Kunst nicht mehr vonnöten.

Dass ein Rausch den anderen steigern könne, ist der verbreitetste Aberglaube der islamischen Kulturen, und er erstreckt sich auch auf Drogen, die – wie Opium oder manche Alkoholika – erwiesenermassen impotent machen. Sowas lässt natürlich auf eine gewisse Unsicherheit der Sexualität

Vom Haschisch wird der Peniskopf gleich dem Amboss; wie er auch sei – er wird zweimal so gross. Jeder Feueranbeter und Jude und Armenier wird sogleich aus Wohlbehagen ein Moslem, nachdem er Haschisch genoss.
(Das Buch der schönen Mahsati, persisch, 12. Jhdt., ed. Fritz Meier, Wiesbaden, 1963)



Haschisch-Döschen, Kupfer, teilweise Zinnauflage, h 4 cm, Ø 6,4 cm, Nordiran um 1300

Ein Weintrinker, ein Opiumesser und ein Haschischraucher machten einst eine Wanderung. Sehr spät erst kamen sie an das Tor der Stadt. Das war schon verschlossen. Der Weintrinker polterte lautstark an das Tor und fluchte fürchterlich. «Lass gut sein», sagte der Opiumesser. «Wir können hier warten, bis wieder geöffnet wird.» Der Haschischraucher aber nahm einige tiefe Züge und sagte: «Warum wollen wir nicht versuchen, durch das Schlüsselloch zu schlüpfen?»
(Volksmärchen, wahrscheinlich aus Persien, zuerst in Manuskripten um 1100 erwähnt.)

Die geläufigste Hanfzubereitung der islamischen Länder ist Majoun.

Die Rezepte sind natürlich regional verschieden, generell aber gilt dieses, das heute noch in Marokko angewendet wird: 1 Tasse Khif (=Blütenstände des Hanfs; bei Haschisch aufgekrümelt 1/5 der Menge je nach Qualität, eher weniger) wird auf leichtem Feuer schwach angeröstet und zu Puder zerstossen. Hinzu kommen: 1/2 Tasse feingehackte Datteln; 1/2 Tasse Mandeln oder Nüsse, gemahlen; 1/2 Tasse gehackte, getrocknete Feigen; 1/4 Tasse dunkler Honig; 1/4 Tasse Wasser und je 1/2 Teelöffel gemahlener Ingwer, Muskat und Zimt. Manchmal wird noch 1 Teelöffel Anissamen beigemischt. Auf mässiger Hitze wird alles verköchelt, bis die Früchte weich sind. Anschliessend wird 1 Esslöffel Butter eingerührt, nach dem Erkalten auch noch 5 Esslöffel Orangenblütenwasser. Majoun wird als Konfekt gereicht. In vielen alten Schriften ist Majoun gemeint, wenn von «Hanfkörnern» oder Haschisch die Rede ist.

schliessen, und dagegen spricht nicht, dass auch die ersten Hippies diesen Glauben übernahmen, um einen Faktor mehr zu Sex & Drugs & Rock'n'Roll bereichert – er wurde zuvor auch von Europas Gelehrten adoptiert, die zwar keine derartigen Erfahrungen hatten, jedoch der islamischen Dichtung glaubten.

Am bekanntesten wurde im Westen das Konvolut der «Geschichten aus Tausendundeiner Nacht», eine Sammlung höfischer Schnurren und Volksgeschichten, durch den dramaturgischen Trick zusammengefasst, eine Erzählerin um ihren Kopf reden zu lassen. Die Geschichten stammen aus einem Zeitraum von gut dreihundert Jahren, manche Motive sind noch älter, und sie spiegeln auch die einzelnen Modewellen der Moral, und da darf natürlich, etwas prüde abgehandelt, auch unser Thema nicht fehlen.

Die Geschichte vom Haschischesser

«Es war einmal ein Mann, der die Schönen liebte und für sie sein Geld ausgab, bis er ganz verarmte und nichts mehr besass. Da ward die Welt ihm zu enge, und er begann, in den Strassen umherzuirren, um etwas zu suchen, wodurch er sich ernähren könnte. Und während er so umherwanderte, siehe, da drang ihm ein alter Nagel in eine Zehe, so dass sein Blut floss. Er setzte sich hin, wischte das Blut ab und verband sich die Zehe. Dann ging er schreiend weiter, bis er zu einem Badehause kam; in das ging er hinein und legte seine Kleider ab. Und wie er sich drinnen umsah, fand er, dass es ein sauberes Bad war. Nun setzte er sich auf das Becken des Springbrunnens und liess sich in einem fort das Wasser über den Kopf rinnen, bis er müde ward'.» –

Da bemerkte Schehrezâd, dass der Morgen begann, und sie hielt in der verstatteten Rede an. Doch als die *Hundertunddreiundvierzigste Nacht* anbrach, fuhr sie also fort: «Es ist mir berichtet worden, o glücklicher König, dass der Mann sich auf das Becken des Springbrunnens setzte und sich in einem fort das Wasser über den Kopf rinnen liess, bis er müde ward. Dann ging er zu dem Kaltwasserraum, und da er dort niemanden vorfand, setzte er sich in eine stille Ecke, holte ein Stück Haschisch heraus und schluckte es hinunter. Als es ihm zu Kopfe gestiegen war, fiel er rücklings auf den Marmorboden hin. Und nun gaukelte das Haschisch ihm vor, ein vornehmer Kammerherr knete ihn und zwei Sklaven ständen ihm zu Häupten, der eine mit einer Schale, der andere mit den übrigen Badegeräten und dem, was ein Badewärter sonst noch braucht. Als er das sah, sagte er sich im Traume: ‹Es scheint, die irren sich in mir, oder es sind Leute von unserer Zunft, Haschischesser!› Dann streckte er seine Füsse aus und glaubte zu hören, wie der Bademeister sagte ‹O Herr, die Zeit ist nahe, dass du hinaufgehst; und heute bist du an der Reihe.› Lächelnd sagte er zu sich selber: ‹Wunderbar, o Haschisch!› Dann setzte er sich schweigend auf, träumte, dass der Bademeister kam, ihn bei der Hand nahm und ihm ein schwarzseidenes Tuch um den Leib legte. Die beiden Sklaven gingen hinter ihm mit den Schalen und den Geräten. So geleiteten sie ihn, bis sie ihn in eine Kammer führten, wo sie Weihrauch anzündeten. Dann sah er, wie der Raum voll war von allerlei Früchten und duftenden Blumen. Man schnitt eine Wassermelone für ihn auf und liess ihn auf einem Stuhl von Ebenholz sitzen. Der Bademeister aber stand da und wusch ihn, während die beiden Sklaven Wasser über ihn gossen. Dann rieben sie ihn gut ab und sprachen: ‹O unser Herr Gebieter,

Wohlergehen auf ewig!› Dann gingen sie wieder hinaus und machten die Tür zu. Wie er all dies geträumt hatte, nahm er das Tuch von seinem Leibe und fing an zu lachen, bis er fast in Ohnmacht fiel. Eine lange Weile lachte er weiter; dann aber sprach er bei sich: ‹Was ist's mit ihnen, dass sie mich wie einen Wesir anreden und ‹unser Herr Gebieter› zu mir sagen? Vielleicht haben sie jetzt einen Irrtum begangen; aber bald werden sie mich erkennen und sagen: ‹Das ist ein Taugenichts›, und dann werden sie mir sattsam den Nacken verprügeln.› Da er sich nun heiss fühlte, so öffnete er die Tür, worauf er weiter träumte, ein kleiner Mamluk und ein Eunuch träten zu ihm ein. Der Mamluk hatte ein Bündel bei sich; das machte er auf und nahm drei seidene Tücher aus ihm hervor. Das erste legte er ihm über den Kopf, das zweite um die Schultern und das dritte gürtete er ihm um die Hüften. Der Eunuch aber brachte ihm Stelzsandalen, und die zog er an. Nun traten Mamluken und Eunuchen herein und führten ihn stützend, während er immerfort lachte, bis er hinaustrat und in die Halle hinaufstieg. Die fand er mit grossen Teppichen ausgestattet, wie sie sich nur für Könige ziemen. Alsbald eilten die Diener auf ihn zu und setzten ihn auf einen Diwan; dann begannen sie ihn zu kneten, bis ihn der Schlaf übermannte. Und weiter sah er im Traume eine Jungfrau an seinem Busen; die küsste er und legte sie zwischen seine Schenkel; dann kniete er vor ihr, wie der Mann vor der Frau zu knien pflegt, nahm seine Rute in die Hand und zog und presste die Jungfrau an sich. Mit einem Male rief jemand ihm zu: ‹Wach auf, du Taugenichts! Es ist schon Mittag, und du schläfst immer noch!› Da schlug er die Augen auf und fand sich am Rande des Kaltwasserbeckens liegen, mitten unter einer Schar von Leuten,die ihn auslachten, und dabei war sein Glied aufrecht, und das Tuch war von seinem Leib heruntergefallen. Nun ward es ihm klar, dass dies alles nur Irrgänge von Träumen und Täuschungen des Haschisch gewesen waren. Traurig blickte er den an, der ihn geweckt hatte, und sprach: ‹Ach, hätte ich doch zu Ende träumen können!› Aber die Leute riefen: ‹Schämst du dich nicht, du Haschischesser, hier nackt mit aufrechter Rute zu schlafen?› Und sie schlugen ihn, bis ihm der Nacken rot geworden war. Er aber war hungrig und hatte doch den Vorgeschmack der Glückseligkeit gekostet.»

(Übertragung von Enno Littmann, Wiesbaden, 1953)



Bhang-Becher, Glockenbronze mit Teilversilberung (Tauschierungen), innen verzinkt, h 14,5 cm. Kabul um 1800. Am oberen Rand stilisierte Hanfblättchen und Stechapfelblätter. Das grosse Ornament wird aus den Schriftzeichen gebildet: «Der Prophet hat es erlaubt.» Entweder als Freundschaftsgabe oder Statussymbol des Besitzers gefertigt.

Da die rigiden Auslegungen des Koran Rauschmittel aller Art verbieten, entstand Anfang des 12. Jahrhunderts vorwiegend im persischen Kulturkreis eine eigene Kategorie von Dichtungen, in denen die einzelnen Drogen gegeneinander zum Wettkampf antreten. Meist sind das fürchterlich lange und schrecklich gebildete Gedichte, wahrscheinlich zum gesungenen Vortrag bei entsprechenden Parties bestimmt, wo von der Oberschicht mit beträchtlichem Aufwand nicht nur diese verbotenen Genüsse, sondern auch – eine persische Spezialität – knackige Knaben vernascht wurden. Für das Letztere gab es immerhin eine Koranstelle, die sich auf Empfängnisverhütung bezieht: «Einen Knaben fürs Vergnügen; eine Frau für die Nachkommenschaft.»

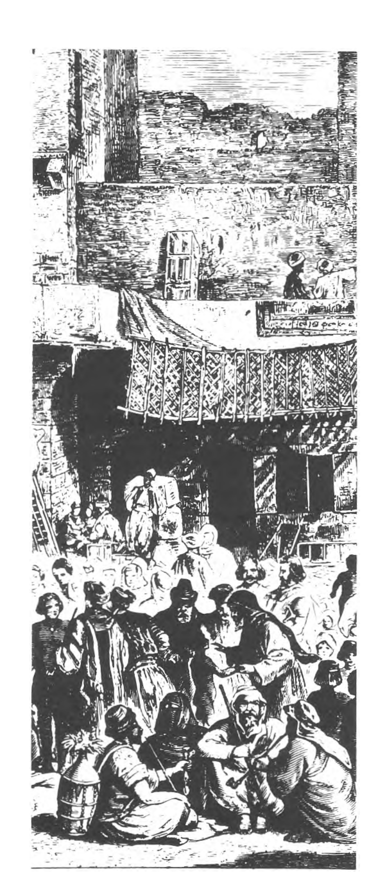
Ein hübsches Mädchen war selig von Haschisch. Ich sagte: Das solltest du doch nicht tun! Sie sagte: Ach was, jede schöne Gazelle frisst doch gerne vom grünen Gras.

(Ibn-al-Wardi, um 1100, zitiert von al-Badri)

Diese Streitgedichte folgen stets demselben Schema und sind, der Reihe nach gelesen, eine ermüdende Angelegenheit, bei der mal der Wein, mal Haschisch den Sieg davonträgt, und gelegentlich treten noch alle möglichen weiteren Zuberei-

Der Rausch von Haschisch ist der Inhalt meiner Sehnsucht, ihr lieben Freunde des Lernens und Begreifens. Sie haben es für verboten erklärt ohne Rechtfertigung, ohne wirkliche Gründe und ohne Tradition. Sie sagten nur: Verboten ist, was nicht verboten ist und nicht verboten sein dürfte.

(Alam-ad-din Ibn Shukr, 1277, zitiert nach: al-Yunini, Dhayl, Bd.3, Hyderabad 1961)



Marokkanischer Markt um 1880

tungsformen der beiden Rauschmittel auf. Da das arabische und persische Mittelalter in Dingen des geistigen Eigentums eine ziemlich lockere Moral hatte, schrieben die Dichter untereinander auch kräftig ab. Ein Versroman allerdings ragt aus diesem poetischen Eintopf, und das mag daran liegen, dass er eher zum Gebiet der Volksdichtung gehört und, wie sich das dabei so schickt, ein anonymes Kunstwerk mit vielen Verfassern ist. Mitte des 12. Jahrhunderts wurden die vielen Vierzeiler aufgezeichnet und zum *Buch der schönen Mahsati.* Dass die Dame ihren Lebensunterhalt mit Liebe bestreitet, scheint ihren Freund Amir Ahmed nicht zu stören, der weiterer Pikanterie halber Sohn eines Geistlichen ist. Einmal kommt Amir auch auf Haschisch zu sprechen:

«Das Haschisch bringt dem Verstand Erleuchtung,
doch ein Esel wird, wer es wie Futter verschlingt.
Sein Geheimnis ist Genügsamkeit – iss nur ein Korn,
und es wird goldgleich das Sein und dein Dasein durchdringen.»

Auch Mahsati hat dazu ihre Meinung:
«Auch der reiche Weintrinker wird sein Gut los,
in Wirrnis und Aufruhr wird es verschwinden.
Doch giesse ich gern mir den Wein in die Kehle,
damit der Viper meines Kummers das Aug' mög' erblinden.
Doch glaub' nicht, der Hanf sei dem Wein unterlegen –
nimm Haschisch mit Rosenwein im Verein.
Zum Edelstein mische die Hefe des Denkens,
denn Haschisch ist Erde und Blut ist der Wein.»

Was Amir als Sohn eines Mullah ablehnt und dafür verspottet wird:
«Deinem Mondgesicht gabst du schöner Knabe
Farbe, seit du mit Haschisch dich labst.
Die Angst vor dem Vater verbietet den Wein dir,
das ist's, warum du dem Hanf dich ergabst.»

Da aber wird Amir deutlich:
«Mir ist Haschisch lieber noch als das Gold,
auch der schwarzen Locke ziehe ich's vor.
Ich halte jeden für eines Esels Arschloch,
der sich den Hanf zur Lust nicht erkor.»

Die Szene endet mit Übereinstimmung:
«Isst du Haschisch, wird dein Verstand nicht vermehrt,
isst du es nicht, wird die Welt auch nicht besser.
Isst du wenig, wird Trauer in Lachen verkehrt,
aber zuviel wird ein glühendes Messer.
Ein jeder, der Haschisch zum Sklaven verfällt,

wird ein lebender Toter, vom Schlafe gefällt.
Während ein Korn den Verstand dir erweitert,
ist der Masslose an seiner Dummheit zerschellt.»

In diesem Fall zumindest ging der Wettstreit, da auf Liebende übertragen, einmal unentschieden aus.

Eine andere klassische Kategorie arabisch-islamischer Dichtung sind blumige Rätsel. Eines davon findet sich im Diwan des Safi-addin-al-Hilli. Es entstand zwischen 1297 und 1300 in Damaskus und wurde 1962 von der Universität Beirut publiziert:

«Gib mir das Elixier jener duftenden Pflanze
aus einem Beutel, nicht aus einer Schale,
den Wein aus dem Fass von Elfenbeindosen,
dessen Trinkschalen meine Fingerspitzen sind.
Er wurde nicht von Wasser verpantscht, aber
er wird oft von Rosenwasser gefolgt.
Er hinterlässt keinen Kater ausser tieferes Denken,
das die Seele streichelt bis zum letzten Atemzug.
Kein anderer Wein kann diesen Rausch schenken,
da kein altes Weib den Reiz eines Mädchens hat.
Das Gesetz hat ihn nicht verboten, und auch die
Lehrer des Worts haben ihn nicht verboten.
Die Heiligen lieben ihn, und sie
kennen von ihm viele Zubereitungen.
Sein Spitzname ist manchmal ‹Erhebung des Denkens›
und manchmal ‹Verdauer des Essens›.
Wenn er seinen betörenden Duft aussendet,
legen die züchtigen Mädchen ihre Gewänder ab.»

Was damit gemeint ist, darf gerätselt werden.

Des Propheten klares Wort

Dass Hanf in den islamischen Ländern stets eine umstrittene Rolle spielte, liegt natürlich am Propheten, genauer: an seinem hinterlassenen Wort, dem Koran. Alle Streitfragen des Islam lassen sich ja mit Hilfe dieses Buches klären, und fehlt es darin einmal an soliden Grundlagen, bleiben immer noch die luftigen Konstruktionen weitgespannter Interpretation. Gerade in der Hanffrage sind die nötig – während der Koran allein 49 Zubereitungsrezepte für Datteln erwähnt, schweigt er sich über die Pflanze gründlich aus.

Die Gründe dafür sind einfach: Mohammed war bekanntlich ein Kaufmann aus Mekka, der frühe Islam eher eine gottgeschützte OHG als eine Religion, und zu den Handelsartikeln der Firma gehörte auch dieser Stoff. Mekkas Bedeutung



Haschraucher mit Wasserpfeife, der eine Schmuggelweste für Gold und Uhren trägt

Gleichnis von einem Muslim-Priester

«Ein Muslim-Priester, der in der Moschee gegen den Gebrauch von *beng* wetterte, einer Pflanze dessen Haupteigenschaft darin besteht, zu berauschen und Schlaf hervorzurufen, war von der Heftigkeit seiner Rede derart hingerissen, dass etwas von der verbotenen Droge, deren Opfer er selbst oft war, aus seiner Brusttasche fiel. Der Priester, ohne die Haltung zu verlieren, schrie sofort: ‹Hier ist der Feind, dieser Dämon, von dem ich euch erzählt habe; die Kraft meiner Worte hat ihn in die Flucht gejagt; passt auf, dass er, indem er mich verlässt, sich nicht auf euch stürzt und Besitz von euch ergreift!› Niemand getraute sich, es anzufassen. Nach der Predigt nahm der beflissene Sophist sein Beng wieder an sich. Man sieht ähnliche Züge in allen Religionen.»

(Lacroix, beim Übersetzen von arabischen Manuskripten, ca. 950 n.Chr.)

hatte lange vor dem Propheten als Kreuzungspunkt zweier uralter Handelsstrassen angefangen: nach Osten führte die «Gewürzstrasse», über die aus Indien via Muskat eben Gewürze aber auch Parfüms, Farben, Elfenbein und spätestens seit dem 2. Jahrhundert auch Haschisch kamen. Nord–südlich verlief die «Weihrauchstrasse», zum Imperium Romanum einerseits, wo sich diese Produkte mit hohem Gewinn verscherbeln liessen, im Süden über Mokka nach Abessinien, von wo auch Gold, Sklaven und später ein Stoff namens Kaffee kamen. An lokalen Produkten spielten nur Weihrauch, Myrrhe und Haschisch eine Rolle, wobei das letztere von den römischen Abnehmern als minderwertig eingeschätzt wurde. Im frühen siebten Jahrhundert, zur Zeit des Propheten, war die grosse Konjunktur schon lange Legende – mit dem Zusammenbruch des Imperium Romanum war im Norden nur noch Ägypten als interessanter Handelspartner geblieben, und dort war man auf arabisches Haschisch wirklich nicht angewiesen. Indisches Opium allerdings war gefragt.

Ob der Prophet selbst Haschisch nahm, ist strittig – seine Visionen und die Beschreibungen ihrer Begleitumstände lassen sich mit einer Überdosis dieses Stoffs und mit Epilepsie nahezu gleichbegründet interpretieren, und im übrigen war es ja Allah, der sie ihm eingab. Dass er den Wein aus dem Islam verbannte, hat allerdings handfeste Gründe: das war schliesslich das Ritualgetränk der schärfsten Konkurrenz, der Christen.

Zwanzig Jahre nach dem Tod des Propheten wurden seine Äusserungen und Predigten zum Koran gesammelt, vier Jahre später, 656, war das Werk vollendet. Das Reich des Islam war mittlerweile eine veritable Weltmacht geworden, die vom heutigen Tunesien bis Ostpersien reichte, aber die einzig verbotene Droge blieb der vom Propheten geächtete Wein. Das war ein harter Schlag für die Völker der Mittelmeerküste und am Kaspensee, und sie bekehrten sich somit zu der klassischen Droge der übrigen Gebiete.

Und bald gab es keinen Islam mehr, sondern etliche Islams – politische Querelen in der obersten Machtetage waren schuld an der Spaltung zwischen Sunna und Schia, die Unvereinbarkeit der Koran-Gesetze mit den regionalen Anforderungen führten zu verschiedenen Schulen der Ulema, der «authentischen Lehre», und dann kam auch über den Islam, was schon andere Religionen so bunt gemacht hat: Eiferer, Sektierer, wundersame Wanderheilige, Einsiedler und erleuchtete Gaukler. Und mit ihnen kam auch der Hanf ins Gerede.

Was alles Mohammed mit Wein gemeint haben könnte, ist seitdem eines der beliebtesten Streitthemen islamischer Theologen, wobei es drei grundlegende Schulmeinungen gibt: 1.

Statements aus der Sammlung al-Badris:

al-Maqrizi (angebl. um 1000): «Die grösste Zerstörung am Ende aller Zeiten wird vom Essen des grünen Haschisch herrühren.» As-Samarqandi (um 1200, unter Berufung auf Ma'mar, um 800): «Der Prophet sagte: Gott möge alle verfluchen, die den Rausch von flüssigem oder *trockenem* Wein suchen.»

Ali (der Schwiegersohn des Propheten; die Quelle, woraus al-Badri dies schöpfte, verriet er nicht): «Der Prophet sagte: Hütet euch vor dem Wein der Nicht-Araber, denn er lässt euch den Glauben vergessen. Damit meinte er den der Perser, denn dies ist Haschisch. Er nannte es Wein, weil es berauscht.» (Tatsächlich war um 620 in Mekka Alkohol sehr gefragt, der von römischen Weinhändlern geliefert wurde.)

Abu Hurayah (um 900): «Der Prophet sagte: Hüte dich vor dem Grünen, denn das ist der grösste aller Weine.»

Hudhayfah ben al-Yaman (um 1100, unter Berufung auf seinen Ahnherren, der ein Freund des Propheten gewesen sein soll): «Einmal ging ich mit dem Propheten über Land. Er sah einen Baum und schüttelte seinen Kopf. Ich fragte ihn warum, und er sagte: Es wird eine Zeit über mein Volk kommen, wo sie die Blätter dieses Baumes essen und berauscht werden, und sie werden sogar im Rausch beten. Das werden die Schlimmsten der Schlimmen sein, die Schande meiner Lehre, und Gott wird mit ihnen nichts zu tun haben.»

Alles was auch nur irgendwie berauscht, 2. Nur Alkohol, fallweise auch noch Opium, 3. Nur unmässigen Genuss. Die berühmteste Zusammenstellung aller Argumente gegen Haschisch verfertigte zwischen 1460 und 1489 ein gewisser Abu-t-Tuqa Taqi-ad-din Abu Bakr ben Muhammad al Badri. Sie heisst «Rahat al-arwah fi L-hashish war-rah» und diente als Grundlage vieler islamischer Verbote. Dennoch dürfte das Werk nie sehr populär gewesen sein, denn es ist selbst in den besten Bibliotheken nur selten zu finden, und von den nichtislamischen Ländern horten nur die Universität Paris (Ms. ar. 3544) und Oxford eine Abschrift.

Insgesamt sind 21 Standardwerke über die Frage bekannt, wie es der Prophet mit Hanf gemeint haben könne, und einige zitieren sogar Äusserungen Mohammeds, die sonst nirgends und auch nicht im Koran auftauchen. Die ersten Hanfverbote sollen schon im achten Jahrhundert ergangen sein, doch haben sich aus dieser Zeit keine einschlägigen Dokumente erhalten. Derlei steht in Schriften, die allesamt nach 1100 entstanden, und aus dieser Zeit stammen auch die ersten strengen Verbote.

Dabei ging es dann gleich mit aller Härte los: Im ägyptischen Landstrich Djoneima liess 1378 der dortige Emir Sudun Sheikhuni alle Hanfpflanzen ausreissen, da sie «dem minderen Volk zum Vergnügen dienen», und wer mit einem Pickel erwischt wurde, bekam die Zähne ausgeschlagen. Erst 1393 wurde Hanf wieder toleriert, nachdem der Emir an einer Überdosis Opium verschieden war. Ähnlich streng gaben sich einige syrische Scheichs, und aus dem Gebiet des heutigen Teheran sind Verbote aus der Zeit um 1200 bekannt. Sie hielten sich allesamt nicht lange, obwohl sich jeweils genügend Geistliche fanden, die sie als «wahren Willen des Propheten» feierten. In dieser Beziehung scheinen sich die alten Mullahs nicht von den neuen des Iran unterschieden zu haben, und natürlich hatten auch sie politische Gründe. Die Verbote hatten nämlich mit einer seltsamen Glaubensgemeinschaft zu tun, den damals Herrschenden mindestens so verhasst wie den heutigen EG-Scheichs Rote Brigaden oder RAF: den Nizari, volkstümlich Haschischfresser genannt.

Unter dem Einfluss dieser Sekte und der Angst aller Fürsten vor ihr bekam Haschisch den Stellenwert, den es mehr oder minder noch heute in der islamischen Welt hat. Für das Volk ist es eine erlaubte Droge, für Geistliche je nach Schule eine zu tolerierende und für die weltliche Macht eine Sache, die es besser nicht geben sollte.

Das glanzvollste Herrschergeschlecht des Islam allerdings hatte zu Hanf ein betont freundliches Verhältnis: die Moguln, denen wir Indiens schönste Kunstwerke islamischen Charakters danken. Der erste von ihnen hiess mit Spitznamen Babur,

Als Zahir Wein und Haschisch verbot, verliess unser Iblis in Eile Ägypten. Er sagte: Was soll ich in einem Land bleiben, wo man mir Wasser und Futter verwehrt?
(Der Richter Nasir ed-din Muyanir, Kairo um 1278)

Haschisch zerstört den Geist und Verstand durch viele Arten von Krankheit und Wahnsinn. Die sagen, es sei erlaubt, sprechen wahr. Es ist erlaubt, doch nur für das Vieh.
(Der Religionsprofessor Ibn Ghanim, Kairo um 1280, beide Texte in: al-Kutubi, Fawat, Kairo 1963)

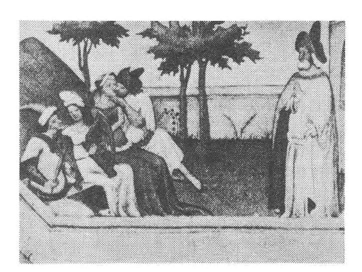
«Am Morgen machten wir einen Ausflug und nahmen ein Boot. Am Bug des Bootes war eine Plattform mit Zeltdach, wo ich mit einigen Gefährten sass; Muhammed, Geddai und Namam sassen beim Heck. Bis zum Mittagsgebet tranken wir Arrak, doch dann schmeckte uns vorne das Zeug nicht mehr und wir zogen Majoun vor. Die am Heck aber bemerkten das nicht mehr und soffen weiter. Beim Abendgebet verliessen wir das Boot und kamen spät ins Lager. Muhammed und Geddai, die nicht wussten, dass ich voll Haschisch war, wollten mir eine Freude machen und kamen mit einer Riesenflasche Arrak in mein Zelt: «Sieh, was für eine Arbeit wir uns angetan haben! Die stockdunkle Nacht hat uns nicht abgeschreckt, dir was zu trinken zu bringen.» Als sie merkten, dass wir nicht trinken wollten, sondern auf Haschisch waren, taten sie sehr verärgert – ach ja, Alkohol und Ha-

schisch vertragen sich nicht! –, bis ich sagte: ‹Das ist doch kein Grund, die Party zu beenden. Wer trinken will, kann trinken. Wer Haschisch mag, soll es nehmen, aber die eine Partei soll die andere nicht beleidigen.› So wurde getrunken und Haschisch gegessen, und eine Weile ging alles gut. Doch Haschisch und Alkohol vertragen sich nicht, und nach einer Weile waren etliche so betrunken, dass sie wild auf uns Haschischesser zu stänkern begannen. Nicht einmal ich konnte sie mehr zur Räson bringen, und als die Schreierei schon im ganzen Lager zu hören war, wurde mir die Sache unerträglich, und ich warf alle aus meinem Zelt.»

(Babur am 5. März 1519)

Am Montag, da Haschisch an der Reihe war, zogen wir in einen anderen Garten. Dort hatte ein kleiner Apfelbaum ein wunderschönes Herbstkleid angelegt: An jedem Zweig waren nur fünf oder sechs Blätter geblieben, fast symmetrisch und von einer Farbe, wie sie kein Maler so schön hinzaubern könnte. Bei Sonnenuntergang ritten wir in ein Dorf und tranken noch im Haus eines Knechtes, doch am Dienstag kehrten wir dann alle nach Kabul zurück ...»

(Babur am 16. November 1519, aus Babur-Nama, ed. London 1921)



Hasan-i-Sabbah, Der Alte vom Berge, französische Miniatur, 15. Jh.

der Tiger. Dass er einmal Kaiser Indiens werden sollte, glaubte der Sohn eines armen Kleinfürsten aus dem heutigen Südrussland selbst noch nicht einmal, als es soweit war. Dazwischen war sein Leben ein abenteuerliches Auf und Ab – einmal bestand seine Armee nur aus einer Handvoll Freunde, mit Knüppeln bewaffnet –, in dem es nur eine Regelmässigkeit gab: Jeden Montag, Donnerstag und Freitag frass der Tiger Majoun. Dann gehörte seine ganze Hingabe seinen Gärten, wo er mit den Freunden des Hauses auf Naturtrip ging. Da er ausserdem hinreissende Tagebücher hinterliess, wissen wir auch über seine Empfindungen Bescheid.

Seine Nachfolger konnten mit Drogen nicht immer so gut umgehen. Humayun (1530–56) pendelte zwischen Alkohol, Opium und Haschisch, bis er sein Reich los war. Erst in seinen letzten Jahren konnte er es zurückerobern. Dschahangir, sein Enkel (1605–27), sass ebenfalls nie nüchtern auf dem Thron, hatte jedoch ein so fähiges Kabinett, dass er nur seine Gesundheit ruinierte. Sein Vater Akbar, Asiens grösster Kaiser, fand allerdings nach wilden Exzessen in seiner Jugend zu einem geregelten Leben: «Jeden Abend gönnte sich der Herrscher eine walnussgrosse Kugel Majoun», berichtet sein Chronist. Und ausgerechnet zu ihm kamen aus dem heutigen Arabien sittenstrenge Mullahs, die ihm erklären wollten, Mohammed habe dies strikte verboten.

Akbar war, was unter Herrschern seiner Zeit eine Seltenheit war, Analphabet. Den Koran aber kannte er auswendig. Als nach langem Hin und Her der eine der Gelehrten immer noch darauf bestand, Mohammed habe absoluteste Nüchternheit gefordert, liess ihm der Kaiser eine winzig kleine Moschee bauen, in die eingemauert der Fromme auf heiligste Weise verhungern durfte. An ihre Wand aber liess Akbar meisseln: «Der Prophet hat den Wein verboten. Von den wahren Freuden des Paradieses aber hat er keine untersagt.»

Die Haschischfresser

Nun müssen wir also auf sie zu sprechen kommen, die in keinem Werk über Haschisch fehlen dürfen und zu den wildesten Legenden und Theorien herhalten mussten. Es ist eine Bizarrerie der Geschichte, dass sie nur unter ihrem Spitznamen bekannt wurden, denn Haschaschyyin, Haschischfresser, nannten sie sich selbst natürlich nicht, und dass dieser Spitzname der englischen und den romanischen Sprachen die Vokabel für Mord lieferte. Seither sind im bekanntlich vierundsechzig-zähnigen Volksmund Haschisch und Gewalt innig verbunden.

Als erster erwähnt ihre Legende 1209 der gelehrte Abt

Arnold von Lübeck, der sich ausführlich mit den Kreuzzügen befasste, ohne natürlich selbst je im Orient gewesen zu sein. Am bekanntesten aber wurde der Bericht Marco Polos, runde hundert Jahre später geschrieben, als die Assassinen schon wilde Sage geworden waren und die Namen ihrer Führer bei Todesstrafe nirgendwo ausgesprochen werden durften.

Nachdem von diesem Lande gesprochen worden ist, soll über den Alten vom Berge berichtet werden. Die Landschaft, in welcher seine Residenz lag, erhielt den Namen Mulehet, welches in der Sprache der Sarazenen den Ort der Ketzer bedeutet, und sein Volk den Namen Mulehetites, d. h. Anhänger des ketzerischen Glaubens, wie wir den Namen Patharini auf gewisse Ketzer unter den Christen anwenden. Er hiess Aloeddin und seine Religion war die Muhammeds. In einem schönen, von zwei hohen Bergen eingeschlossenen Tale hatte er einen überaus herrlichen Garten anlegen lassen, in welchem die köstlichsten Früchte und die duftigsten Blumen, die man sich nur denken kann, wuchsen. Paläste von mannigfacher Grösse und Form waren auf verschiedenen Terrassen übereinander gebaut, geschmückt mit goldenen Schildern, mit Gemälden und reichen Seidenstoffen. Man sah in diesen Gebäuden viele Springbrunnen mit klarem, frischem Wasser; an anderen Orten flossen ganze Bäche von Wein, Milch und Honig. In den Palästen hielten sich die schönsten Mädchen auf, die in den Künsten des Gesanges erfahren waren, auf allerlei musikalischen Instrumenten spielen konnten, köstlich tanzten und auf alle Freude und Kurzweil abgerichtet waren. Angetan mit reichen Kleidern, sah man sie fortwährend sich belustigen und den Garten und die Pavillons mit Lust und Freude erfüllen; ihre Aufseherinnen aber waren innerhalb der Gebäude eingeschlossen und durften sich nicht sehen lassen. Diesen Garten von bezaubernder Schönheit hatte der Fürst nicht ohne eine besondere Absicht anlegen lassen. Muhammed hatte nämlich denen, die seinen Geboten folgen, die Freuden des Paradieses versprochen, wo jede Art sinnlichen Genusses in Gesellschaft schöner Weiber gefunden werden sollte; nun wollte der Fürst bei seinen Anhängern den Glauben verbreiten, dass auch er ein Prophet wäre, der dem Muhammed ähnlich sei, und die Gewalt habe, seinen Günstlingen Einlass in das Paradies zu verschaffen. Damit nun niemand ohne seine Erlaubnis den Weg in dieses köstliche Tal finden könne, liess er ein festes, uneinnehmbares Schloss am Eingange desselben aufrichten, durch das man nur auf einem geheimen Wege hineingelangen konnte. An seinem Hofe hielt der Fürst auch eine Anzahl Jünglinge von zwölf bis zwanzig Jahren, die er aus denjenigen Einwohnern der benachbarten Gebirge wählte, welche kriegerische Fähigkeiten zeigten und kühn und verwegen zu sein schienen. Diesen erzählte er täglich von dem vom Propheten verkündigten Paradiese und von seiner eigenen Macht, sie in dasselbe einzuführen, und zu gewissen Zeiten liess er zehn oder zwölf Jünglingen einschläfernde Tränke geben, und wenn sie in einen todähnlichen Schlaf versunken waren, brachte er sie in verschiedene Zimmer der Paläste des Gartens. Wenn sie nun aus diesem tiefen Schlummer erwachten, wurden ihre Sinne berauscht von all den entzückenden Gegenständen, die ihnen schon beschrieben waren, und ein jeder sah sich von lieblichen Mädchen umgeben, die sangen, spielten und seine Blicke durch die bezauberndsten Liebkosungen auf sich zogen; auch bedienten sie ihn mit köstlichen Speisen und herrlichen Weinen, bis er ganz trunken von dem Übermasse des Vergnügens mitten zwischen wirklichen Bächen von Milch und Wein sich sicher im Paradiese wähnte und einen Widerwillen fühlte, jene Freuden zu verlassen. Wenn vier oder fünf Tage in dieser Weise vergangen waren, wurden sie wieder in tiefen Schlaf versetzt und aus dem Garten gebracht. Alsdann führte man sie vor den Fürsten; und von ihm gefragt, wo sie

«eis cultros quasi ad hoc negotium sacratos, administrat, et tunc poculos eos quodam, quo in ecstasim vel amentiam rapiantur, inebriat et eis magicis suis quaedam somnia phantastica, gaudiis et deliciis, imo nugis plena, ostendit ...»

(Er versetzt diese Geweihten durch Rausch in Ekstase oder Sinnlosigkeit, und dann kommen Magier und zeigen den im Schlafe Liegenden phantastische Dinge, Freuden und Ergötzungen ...Ihnen wurden dann auf ewige Dauer solche Freuden versprochen, wenn sie mit dem übergebenen Dolche die gegebenen Befehle ausführten.)

(Arnoldi Abbatis Lubecensis Chronica Slavorum, Lib.III, Cap. XXXVII, p.349 et Lib.VII, Cap.X, p.523)

Durch die Forschungen von Silvestre de Sacy (1809) ist es klar geworden, dass es sich um den indischen Hanf handelt, dessen Wirkungen zur Zeit der Gewaltherrschaft der Ismaeliten *eben nur sehr wenigen Menschen bekanntgeworden* waren. Die Ismaeliten wahrten diese Kenntnis als tiefes Geheimnis, weil sie es für ihre politischen Zwecke bequem ausnutzen konnten. Haschisch gab den Ismaeliten den Namen Haschischinen, woraus die Abendländer Assassinen machten ...Der wahre Sinn des Wortes Assassine, womit zu den Zeiten der Kreuzzüge sowohl Christen als Sarazenen die Ismaeliten bezeichneten, war schon damals unbekannt; denn Wilhelm von Tyrus, der Erzbischof und Kanzler des Königreiches Jerusalem, schrieb damals, dass er die Bedeutung des Namens nicht habe erfahren können.

(Louis Lewin, Die Gifte in der Weltgeschichte, Leipzig 1920)

Viel Unheil haben die so Beeinflussten geschaffen. Und welch ungeheure Erdstriche hat sich dieses Genussmittel erobert!

(derselbe in Phantastica, Leipzig 1924)

Eine Drogenverwirrung besonderer Art beschert uns Josef von Hammer-Purgstall, der berühmteste deutschsprachige Assassinen-Interpret:

«Den Jüngling, der durch Kraft und Entschlossenheit würdig erachtet ward, zum Meuchlerdienste eingeweiht zu werden, lud der Grossmeister oder Grossprior zu Tisch und zum Gespräche ein, berauschte ihn mit einem *Oppiate* aus *Hyoscyamus (Haschische)*, und liess ihn in den Garten tragen ...Was bisher als Mittel zum Vergnügen gedient, ward nun selbst Zweck, und die Begeisterung des *Opium*rausches ward das Surrogat himmlischer Freuden, zu deren Genuss die Gegenstände oder die Kraft ermangelten. Noch heute zeigt Konstantinopel oder Kairo, was für einen unglaublichen Reiz *Opium aus Hyoscyamus* auf die schläfrige Indolenz des Türken und die feurige Einbildungskraft des Arabers hervorbringt, und erklärt die Wuth, womit jene Jünglinge den Genuss dieser berauschenden Kräuterpastillen *(Haschische)* suchten ... Von den Genuss derselben nannte man sie Haschischin, das ist ‹*die Kräutler*› ...»

(J. Hammer-Purgstall, Die Assassinen, Stuttgart 1818)

Die etymologische Verbindung zwischen den Worten Haschisch und Assassine wurde als eines der Hauptbeweismittel für die Möglichkeit zitiert, dass Haschisch Gewalttätigkeit hervorrufen kann. Eine Prüfung des Ursprungs dieser Worte zeigt jedoch, dass die Verbindung zwischen den Worten eine derartige Annahme nicht unterstützt ...Der Name Hashishiiyyin war allgemein ein Schimpfwort, das, obwohl von Haschisch

gewesen wären, antworteten sie: «Im Paradiese durch die Gnade Eurer Hoheit,» und dann erzählten sie vor dem ganzen Hofe, der ihnen mit Staunen und Neugierde zuhörte, von ihren ungewöhnlichen Erlebnissen. Der Fürst wandte sich alsdann an sie und sagte: «Wir haben die Versicherung unseres Propheten, dass der, welcher seinen Herrn verteidigt, in das Paradies kommen wird, und wenn ihr treu meinem Gebote nachkommt und gehorsam meinen Befehlen seid, so wartet euer dieses glückliche Los!» Durch solche Worte in den höchsten Enthusiasmus versetzt, schätzten sich alle glücklich, die Befehle ihres Herrn zu empfangen, und waren eifrig, in seinem Dienste zu sterben. So geschah es, dass wenn irgend ein benachbarter Herrscher das Missfallen dieses Fürsten erregte, dieser ihn durch die von ihm erzogenen Meuchelmörder töten liess; keiner schreckte zurück, sein eigenes Leben daranzusetzen, das sie gering schätzten, wenn sie nur ihres Herrn Befehle ausführen konnten. Seine Schreckensherrschaft wurde infolgedessen in allen umliegenden Ländern aufs schwerste empfunden. Er hatte auch zwei Abgeordnete oder Statthalter, von denen der eine in Damaskus residierte und der andere in Kurdistan, und diese folgten seinem Beispiel und zogen die Jugend zu unbedingtem Gehorsam heran. So gab es keinen noch so mächtigen Herrscher, der, wenn er sich die Feindschaft des Alten vom Berge zugezogen hatte, dem Tode durch Meuchelmord hätte entgehen können. Da sein Land in dem Reiche Ulaus (Hulagus), des Bruders des Grosskhans (Mangu), lag und dieser Fürst von den entsetzlichen Taten Kenntnis erhielt und hörte, dass er die Reisenden, die durch sein Land zogen, ausplündern liess, sandte er im Jahre 1262 eine seiner Armeen aus, den argen Fürsten in seiner Burg zu belagern. Diese war aber so stark befestigt, dass sie drei Jahre standhielt; endlich wurde der Fürst durch Hungersnot gezwungen, sich zu ergeben, worauf ihn der Sieger hinrichten liess. Seine Burg wurde niedergerissen und sein Paradiesgarten zerstört.

Es ist der Stoff aller grossen Sagas: Sex, Drugs & Crime, und im Fall der Assassinen ist das Gewebe so dicht, dass es erst in unserem Jahrhundert gelang, den Faden der Realität unter den Goldgespinsten der Legenden aufzuspüren. Die Tatsachen sind nicht viel weniger abenteuerlich, und das mag der Grund sein.

Die Frage, wer der «Schatten Gottes auf Erden» sein solle, spaltete schon den frühen Islam. Die Schiiten forderten, Kalif dürfe nur ein Nachkomme des Propheten werden, konkret also Alis, seines Schwiegersohnes. Der Erfolg war bekanntlich gering – da es stets andere Kalifen gab, die mit solcher Konkurrenz nicht freundlich umgingen, fehlte es bald an Thronanwärtern. Beim zwölften Glied der Sippe gaben es auch die Hartnäckigsten auf, erklärten ihn zum «verborgenen Imam», der einst als Mahdi wiederkehren werde, als Erlöser, um dann das Ende der Welt mitzuerleben. Eine andere Gruppe gab schon früher auf, beim siebten Imam, und nach ihm wurden sie Ismaeliten genannt, fallweise auch Nizari. Sie waren natürlich nicht nur für die Sunna-Kalifen, sondern auch für ihre Kollegen von der Schia politischer Zündstoff.

Über Hasan y Sabah, der den Nizari ihre düstere Gloriole verpasste, gibt es viele Geschichten. Eine besagt, er habe den gleichen Lehrmeister gehabt wie Nizam-ol-Mülk, der allmächtige Grosswezir der Seldschuken-Sultane, und Omar der Zelt-

macher, dem wir die frechsten Vierzeiler persischer Dichtung danken. Am Hof der Seldschuken sei er dann als Mathematiker so einflussreich geworden, dass Nizam gegen ihn intrigiert habe. Und dann sei er nach Ägypten geflohen, wo die Fatimiden herrschten, die finanzkräftigsten Unterstützer der Siebener-Schia. Von dort brachte er schliesslich seine Gelder und blutrünstigen Pläne mit.

Hasans Ägypten-Aufenthalt ist aktenkudig, zumal er dort in einen Putschversuch verwickelt war. Damit war er natürlich für die dortigen Herren auch nicht vertrauenswürdig, und so bleibt ein Geheimnis, wie er seine Bewegung organisieren konnte. Es gab zweifellos schon eine Menge Nizari, hauptsächlich unter den Handwerkern und Bazaris, doch ihr Debut unter Hasan hatte eine neue Qualität: an einem Herbsttag des Jahres 1090 erschien der damals Fünfzigjährige mit rund dreihundert Gefolgsleuten vor Alamut, dem «Adlernest», und verlangte die Übergabe der Festung. Die Burg lag im Nordiran, im Gebirge oberhalb von Ghazni am kleinen Flüsschen Pul-i-Rud, war eine der «Perlen in der Krone des Sultans» und galt als absolut uneinnehmbar. Hasan eroberte sie in drei Tagen, dank einiger Freude in der Festung. Zwei Jahre später besassen die Nizari bereits 53 Burgen zwischen Täbriz und Damaskus. Im selben Jahr 1092 starben auch kurz hintereinander der Grosswezir Nizam-ol-Mülk und der Sultan, beide angeblich durch Nizari, auf jeden Fall bei tollkühnen Attentaten. Ein Jahr später waren gut 120 höchste Würdenträger durch Nizari-Dolche in den ewigen Ruhestand befördert.

Im Volk erfreute sich die Bewegung einer breiten Sympathie, zumal ihr Programm leicht verständlich war. Es hiess «dawa gadida», zu deutsch: reine Lehre. Die Nizari selbst allerdings waren ein Orden mit strenger Hierarchie, basierend auf den technischen Notwendigkeiten terroristischer Vereinigungen.

Die Basis bildeten «Sympathisanten» als Quartierbeschaffer für die Aktivisten. Die hiessen Fidai, Todesengel, bereiteten die Anschläge vor und führten sie nach strengen Regeln aus. Vom Zeitpunkt eines Befehls an hatten sie sich des Hanfes zu enthalten. «Haschisch macht sanft; der Dolch trifft dann nicht, da das Herz zu Zärtlichkeiten neigt», heisst es in einer Nizari-Schrift, und daher ist die These, die Assassinen hätten unter Haschisch gemordet, falsch. Ebenfalls falsch ist die Annahme, die Nizari hätten es bei ihren Anschlägen auf ihren eigenen Tod angelegt. «Unser Erfolg soll sein, ungreifbar zu wirken», hatte Hasan formuliert, ähnlich wie etliche Jahrhunderte später Ulrike Meinhof. Die berühmten Beispiele selbstmörderischer Tollkühnheit geschahen nur in ausweglosen Situationen.

Erfolgreiche Todesengel avancierten zu «Ohren». Sie beobachteten die Ausführung der Attentate und erstatteten dem

abgeleitet, sich mehr auf den exzentrischen Glauben dieser Sekte als auf Rauschgiftanwendung bezog. Ausserdem liegt weder ein Beweis dafür vor, dass diese Sekte Haschisch in stärkerem Masse als andere Gruppen im mittleren Osten verwendete, noch dass irgendeine Art von Rauschgiftmissbrauch mit dem dieser Sekte eigenen Ruf für Gewalttätigkeit zusammenhing.

(Don Castro III, Marijuana and the Assassins, in British Journal of Addiction 65, 1970)

Das politische Programm der Assassinen:

1. Kein Mensch darf gegen seinen Willen beherrscht werden. Es gilt nur der Zusammenschluss unter freiwillig anerkannten Führern. Wer unter anderen Bedingungen Macht ausübt, ist des Todes.
2. Die bestehenden Staatsformen sind menschenunwürdig. Erst die Ausrottung aller Machthaber und dann der Machtgier wird auf Erden paradiesische Zustände ermöglichen. Wer dafür sein Leben opfert, kommt ins Paradies.
3. Die künftige Gesellschaft wird kein Privateigentum kennen, sondern in freier Liebe und mit Gemeineigentum leben. Einen Vorschuss auf dieses Paradies kann der Gläubige von Zeit zu Zeit durch feierliche Kommunion von Haschisch nehmen.

(Zitiert nach Josef v. Hammer-Purgstall, Geschichte der Assassinen, Stuttgart 1818 [der sie natürlich überhaupt nicht mochte] und Marshall G.S. Hodgson, The Order of Assassins, Chicago – 's Gravenhage 1955 [der die Rolle von Haschisch etwas unterspielt].)

De Sacy's berühmte Forschungsarbeit hatte einen politischen Hintergrund – 1800 hatte Napoleon das erste Cannabis-Verbot der neueren Geschichte verkünden lassen, was damals allgemeines Befremden hervorrief. De Sacy's Arbeit wurde ja auch nicht zufällig aus der Privatschatulle des Korsen bezahlt. Dass die Nizari natürlich mit Haschisch zu tun hatten, beweisen viele alte Schriften, ausserdem einige schöne Haschischdöschen und Wasserpfeifen, die in verschütteten Zisternen von Alamut und Meimundiz gefunden wurden. 1220 erliess der damalige Grossmeister Hasan III. ein ausdrückliches Verbot sowohl von Haschisch als auch Alkohol, wobei der letztere Punkt eine Säkularisierung der ursprünglichen Drogenmoral beweist. Seit de Sacy hält sich die Verbindung von Hanf und Gewalt hartnäckig – nicht ohne Amusement durfte ich 1971 lesen, in einer konspirativen Wohnung der RAF sei etwas Haschisch und eine Jointkippe mit den Lippenabdrücken Ulrike Meinhofs gefunden worden, so das BKA.

(H.-G. B.)

Bekanntlich wirkt nichts so demoralisierend wie das Bewusstsein, gegen Fanatiker kämpfen zu müssen, die nicht nur den eigenen Tod nicht scheuen, sondern ihn offensichtlich herbeiwünschen. Die Erklärung, es habe sich bei diesen todessüchtigen Tötern um Haschisch-Berauschte gehandelt und von daher stamme ihr Name (wie de Sacy und mit ihm viele Andere, Orientalen und Europäer, annehmen), stellt auch einen Versuch dar, für ein rätselhaftes und höchst beunruhigendes Phänomen eine gleichsam natürliche Deutung zu finden.

(Rudolf Gelpke, Vom Rausch in Orient und Okzident, Stuttgart 1966)

jeweiligen Organisationskomitee Bericht. Das hiess «Hand» und bestand aus altgedienten Ohren. Jede Assassinenburg hatte eine Hand, unterstützt von «Fingern» in den Städten. Über allem standen die «Brüder», in den Burgen gesonderte Trakte bewohnend und mit höchster Geistigkeit beschäftigt. Ihre Gesellschaft geniessen zu dürfen, galt als Wonne des Paradieses.

Und dann gab es noch die «Hostien der Assassinen», die noch heute als «Weisse Plätzchen» im vorderen Orient gebakken werden.

Ob Hasan selbst davon geknabbert hat, muss bezweifelt werden, denn er lebte asketisch und schrecklich puritanisch. er liess zwar Alamut zur komfortabelsten Burg ihrer Zeit ausbauen, doch er selbst begnügte sich mit einem kleinen, kahlen Turmzimmer, das er in 34 Jahren nur einmal verlassen haben soll. «Er sass in seinem öden Loch wie eine furchtbare Spinne, und er hielt alle Fäden in seiner Hand. Er sah und hörte nichts, und wusste doch alles, auch die kleinste Regung in fernen Ländern», schreibt Hammer-Purgstall, der unfreundlichste Chronist der Sekte.

Als Hasan 1134 starb, wurde sein Sekretär Büsürgumid zu seinem Nachfolger gewählt. Er ist wahrscheinlich der sagenhafte «Alte vom Berge», und er baute den Orden von einer esoterisch-terroristischen Gemeinschaft zu einem Staat im Staate auf, der sogar diplomatische Beziehungen zu europäischen Ländern unterhielt. Nahe Alamut liess er als seine Residenz eine luxuriöse Festung errichten, Meimundiz, das «Schloss der Glücklichen», und 1138 vererbte er das Ganze unwidersprochen seinem Sohn Mohammed.

Der interessanteste Charakter der Nizari-Führer ist zweifellos Hasan II., Mohammeds Sohn, der 1162 inthronisiert wurde. Die geplante «machtlose Macht» war ein vererbbares Reich geworden, und nun lud 1164 der Grossmeister an seinem 37. Geburts- und Hasans vierzigstem Todestag seine Getreuen zu einem Picknick vor Alamut.

Die Inszenierung muss grandios gewesen sein. Fast 200 000 Quadratmeter Rasen waren zwischen den Hauptburgen angelegt worden, und darauf strahlten die weissen Zelte mit den roten Bannern. Tausende Blumen dufteten, als Hasan II. in einem langen, weissen Gewand aus der Burg schritt. Fünfhundert Silbertrompeten schmetterten, als er dann feierlich «den Anbeginn des Paradieses» verkündete, «die Geburtsstunde der ewigen Gesetzlosigkeit und der freien Vereinigung aller Menschen freien Willens», und schliesslich: Er selbst sei der verheissene Mahdi, der Erlöser.

Der letzte Punkt entzweite den Orden, und zwei Jahre später wurde der Erlöser von seinem Schwager erdolcht. In den nächsten Jahrzehnten verkam die Organisation allmäh-

lich. Einzele Führer herrschten in ihren Landstrichen nach Art einer plündernden Armee, andere bauten Gangstertruppen auf, andere arbeiteten als bezahlte Killer. Sowohl in der islamischen Welt als auch bei den christlicher Kreuzfahrern waren sie gefürchtet, aber nicht mehr geachtet. Der Templerorden soll mit ihnen kooperiert haben und – wenn den Urteilen des französischen Königs zu glauben ist – gelegentlich selbst die «Hostien der Assassinen» genascht haben. Aber damals wurde fast jedes politische Urteil in Orient und Okzident mit «Verbindungen zu den Assassinen» begründet.

Das Ende kam aus dem Osten. 1253 liess der Mongolenkhan Hulagu einen weiträumigen Belagerungsring um Alamut und Meimundiz ziehen. Vier Jahre später übergab der noch ziemlich jugendliche letzte Grossmeister Kwarshah kampflos Meimundiz; der Kommandant von Alamut handelte bessere Bedingungen aus und durfte mit den Seinen abziehen. Sieben Wochen brauchten die Mongolen, die in 267 erfolgreichen Assassinenjahren angehäuften Kostbarkeiten abzuschleppen. Die berühmte Bibliothek von Alamut, fast eine Million unersetzlicher Handschriften, schenkten sie einem mittelmässigen Dichter namens Rukhneddin, der als Doppelagent gearbeitet hatte. Der liess zehn Koranbände zur Seite legen und den Rest verbrennen. Die übrigen Assassinenburgen waren bereits in den Jahren davor zerstört worden oder fielen bald nach dem Feuerwerk von Alamut.

Die anschliessende Verfolgung der Nizari erstreckte sich bald auf alle Ismaeliten. Viele flohen nach Indien und wählten dort einen neuen Grossmeister. Einer seiner Erben nahm später den Titel Aga Khan an, und unter diesem Namen gibt es die Sippe heute noch. Der derzeitige Nachfolger des «Alten vom Berge» ist eine bekannte Figur des Jet-Set und Grundstückspekulant an der Costa Smeralda im Mittelmeer. Mit Haschisch, das durch seine Sekte zu seiner zweifelhaft düsteren Gloriole kam, hat er nichts zu tun.

Alamut und Meimundiz sind keine Reise wert. Auf jenem Felsen, der einst Hasans Turm trug, verblasst seit Jahren eine riesige Pepsi-Cola-Reklame und im übrigen haben schon die Mongolen ganze Arbeit geleistet. Manche Mauern waren bis zu sechs Meter stark, doch auch sie sind nur noch Trümmerhaufen, aus denen im Frühling verkrüppelte Hanfpflänzchen spriessen. Etwa eine Stunde brauchte ich, den berühmten Garten zu finden – ein kleines Plateau in dem zerklüfteten Gelände, eindeutig künstlich angelegt und von Schutthalden gesäumt. Mit einiger Phantasie kann man sich den Garten vorstellen, mit der strengen Symmetrie altpersischer Gärten nach den vier Windrichtungen angelegt, und ein kleiner, längst verstrockneter Kanal ist auch noch zu sehen. Das Paradies war ungefähr halb so gross wie ein Fussballplatz.



Die Hostie der Assassinen
(nach dem Rezept von Silvestre de Sacy und Dr. Gustave Moreau, 1819)

Etwa ein Pfund Hanf am Stiel (ganze Stengel mit Blüttern und Blütenständen) werden in einem grossen Topf mit Wasser bedeckt. Darauf werden zwei Pfund Butter getan und alles zum Kochen gebracht. Auf kleiner Hitze soll alles sechs Stunden leise kochen, dann wird der Hanf abgeseiht, durch mehrmaliges Übergiessen von den Butterresten befreit, und die Flüssigkeit mit der Butter wird abgekühlt. Ist das Fett starr geworden, wird es abgehoben. Die Brühe ist wertlos. Aus diesem Fett werden kleine, blasse Kekse gebacken, die völlig geruch- und geschmackslos sind, unschuldig aussehen, jedoch von einer sehr grossen Wirksamkeit sind.

(Anm.: Dieses Verfahren, das zur Herstellung eines geruch- und geschmacklosen Hanfextrakts dient, ist in allen islamischen Ländern bekannt und auch in Indien, wo es «heiliges Ghee» heisst. Es wurde ursprünglich zu medizinischen Zwecken angewendet. Heute werden daraus Konfekte zubereitet, ausserdem bei geringer Hitze gebackene Kekse, z.B. die «weissen Plätzchen» von Marakesch.)

Auch nach Italien wurde angeblich ein Assassine geschickt, dort 1158 Friedrich Barbarossa zu ermorden:

«Vom Keyser Friderich dem ersten lieset man da er Meyland belägerte sey ein Zauberer auss der Statt ins Lager geschickt worden, dass er ihn mit Gifft tödtete. Als der Gefangen dem Keyser drawete (=drohte) wo er ihn nicht loss liesse wölle er in zu todt zaubern keerte sich der Keyser nicht daran, liess ihn hinrichten.»

(Augustin Lerchheimer, Christlich Bedenken und Erinnerung von Zauberey, Strassburg 1586, S.160. Assassinen wurden häufig «Zauberer» oder «Magier» genannt, s.a. Arnoldus)

Barbarossas Enkel wurde vom Papst Innocenz IV. auf öffentlicher Kirchenversammlung in Lyon beschuldigt, den Herzog von Bayern durch Assassinen haben ermorden zu lassen, während dieser in einem Briefe an den König von Böhmen den Herzog von Österreich anklagte, ihm selbst auf diese Weise nach dem Leben getrachtet zu haben.

(Louis Lewin, Die Gifte in der Weltgeschichte, Leipzig 1920)

... und ausserdem:

Ein eigenartiges Revival erlebte das Denken der Nizari im 19. Jahrhundert, wieder im Iran. Mirza Ali Mohammed gründete um 1830 die Glaubensgemeinschaft der Bahai, die für das Gemeinschaftseigentum und die volle Gleichberechtigung der Frau eintritt. Obwohl die Bahai keinerlei terroristische Ambitionen hatten, wurde ihr Gründer 1850 hingerichtet, seine Anhänger grausam verfolgt.

«Dennoch gewann die Lehre immer mehr Anhänger. Die einen traten aus Überzeugung bei, andere liessen sich im Rausch, vom Genuss des Haschisch in einen Zustand der Seligkeit versetzt, werben ...Zu allen Zeiten haben religiöse und politische Sektierer im Orient diesen Zustand einerseits der Ekstase, andererseits der Täuschung und der Willenlosigkeit benutzt, sowohl um ihre eigene Phantasie bis zu Visionen zu steigern, als auch um neue Anhänger und Neophyten zu gewinnen, und man kann behaupten, dass an den Revolutionen, welche die muselmanische Welt von Hindostan bis Marokko erschütterten, das Haschisch einen wesentlichen Anteil hatte.»

(E. Polak, Persien, das Land und dessen Bewohner, Leipzig 1865)

Nach Jahren wechselnder Tolerierung unter den verschiedenen Schahs, wurden den Bahai schliesslich eigene Dörfer gestattet. 1979 umfasste ihre Gemeinschaft etwa 300000 Mitglieder. Das gegenwärtige Regime verfolgt sie gnadenlos und liess nahezu alle Führer hinrichten. So machten die Bahai 1980 und 1981 gelegentlich wieder Schlagzeilen, da sich einige Menschenrechtsorganisationen auch der BRD vergeblich für sie einsetzen.

Im Iran sind nach einer Meldung der amtlichen Nachrichtenagentur PARS drei Anhänger der Baha'i-Sekte, der grössten religiösen Minderheit in Persien, hingerichtet worden. Der Meldung zufolge wurden die Todesurteile an den als «Agenten des Zionismus» Beschuldigten in der Stadt Schiras vollstreckt. Alle drei waren Ketzerei gegen die revolutionäre Bewegung gerichtete Bestrebungen und Eintreten für das gestürzte Schah-Regime angelastet worden. Sie wurden ferner beschuldigt, Mitglieder einer in Asien operierenden und «mit Imperialismus und Zionismus verbundenen» Spionageorganisation zu sein.

In den letzten Wochen sind im Iran bereits mehr als ein Dutzend Baha'i hingerichtet worden. Die Religion der Baha'i wurde im 19. Jahrhundert in Persien von Baha'Allah gegründet und wird von den Vertretern der islamischen Revolution im heutigen Iran, da er Grundzüge anderer grosser Religionen übernommen hat, als ketzerische Bewegung angesehen. Die iranische Revolutionsführung hat inzwischen die vorherige verfassungsmässige Anerkennung der Baha'i-Glaubensgemeinschaft widerrufen.

(Süddeutsche Zeitung, 4.5.1981)

Khif, Bhang, Haschisch, Charas

Es ist ein wenig eigenartig, dass von einer Sache, die nahezu weltweit verbreitet ist, nur wenige wissen, wie sie eigentlich hergestellt wird. Vor allem in der frühen Hippieszene kursierten die abenteuerlichsten Geschichten darüber, manchmal auch dadurch geadelt, dass sie kritiklos von der Wissenschaft übernommen wurden.

Hanf ist eine relativ pflegeleichte Pflanze – sind die Pflänzchen erst einmal etwa 30 cm hoch, haben sie keine natürlichen Feinde mehr. Bei landwirtschaftlichem Anbau erschöpfen sie

allerdings die Felder ziemlich einseitig, weshalb nach zweijähriger Bestellung ein Fruchtwechsel üblich ist. Die einzige Voraussetzung für gutes Wachstum ist eigentlich nur lockerer Boden. Auch in Höhen, wo andere Feldprodukte kaum mehr oder nur sehr unzulänglich gedeihen, fühlen sich die Pflanzen immer noch wohl, genügend Sonne vorausgesetzt, denn Hanf ist extrem lichthungrig.

Noch in unserem Jahrhundert gab es auch im islamischen Raum nur wenige Hanffelder, und die waren der Fasern wegen angelegt. Natürlich wurden auch die Blätter verwertet, doch gab es für solche Zwecke überall genügend wildwachsende Pflanzen, die zwar stets wesentlich kleiner waren als kultivierte, aber in ihrer Wirkung erstaunlich ergiebiger. Ausserdem hatten die meisten Hausgärten eine Reihe Hanfpflanzen, meist so gesetzt, dass sie lichtempfindlichere Gewächse abschatteten, und die waren für den Familienbedarf ausreichend. Den grössten Bedarf an Faserhanf deckten die Felder Mittel- und Südosteuropas, Spaniens und der Philippinen, und den Hanf für pharmazeutische Produkte lieferte ausserdem noch Indien. Untersuchungen über die Landwirtschaft islamischer Länder zeigen, dass zwischen 1850 und 1950 Hanf nie mehr als zwei Prozent der landwirtschaftlichen Nutzfläche überwucherte, wobei sich natürlich Verdichtungen in einzelnen Regionen in der Weite der statistisch erfassten Räume verlieren.

Das Rif-Gebirge Marokkos gehört zu den ersten Gebieten, wo Hanf ausschliesslich der Droge wegen angebaut wurde – um 1870 bezog Frankreichs Pharmazie nahezu 90 Prozent ihres Haschischbedarfs über Tanger. Heute erstrecken sich im Frühsommer die Hanffelder vom Rif bis über den Kleinen Atlas, und aus der Provinz von Ketama kommt der bekannteste Khif. So heisst die Pflanze, und was daraus gemacht wird, heisst nur Ausländern gegenüber Haschisch. Einige grosse Bauern beherrschen den Landstrich, und sie haben es geschafft, dass die anderen bei ihnen allesamt in der Schuld stehen. Gnädig nehmen die deren Khif in Zahlung, denn sie haben auch die Kontakte zu den Grosseinkäufern, die wiederum für distinguierte Herren in den Städten arbeiten. Aber so ausschliesslich funktioniert das System auch nicht – da auch die meisten Marokkaner rauchen, funktioniert auch noch der Mittel- und Kleinhandel zwischen Bauern und Bazar. Und seit gut zehn Jahren wird auch versucht, mit den Touristen direkt ins Geschäft zu kommen. Das ist die Aufgabe der Jungen, die als Anhalter überall an den Strassenrändern stehen und jedesmal nur ein ganz kleines Stückchen mitgenommen werden wollen. Solange nur, bis die Frage «Do you like hasheesh?» eindeutig beantwortet ist – man will ja im Neinfall auch nicht so weit zurücklaufen müssen. Liess sich auf diese Weise doch

«Früher pflanzte ich Mais an», sagte der Stammesangehörige, der eine Mischung aus dem Berberdialekt des Rifs, Arabisch, Spanisch und Französisch spricht. «1969 wechselte ich auf Khif über. Manche Leute in diesen Bergen sattelten schon ein Jahr früher um – manche ein Jahr später. Doch jetzt haben sie alle gewechselt. Als ich Mais anpflanzte, verdiente ich nicht viel. Um genug Geld zu haben, musste ich für die Regierung beim Strassenbau arbeiten. Oder in einer Sägemühle. Manchmal nahm ich etwas Khif mit und ging nach Casablanca oder Essaouira (Städte, die 400 und 600 Kilometer entfernt liegen), wo ich es verkaufte.» In jenen Tagen waren seine Kunden meist Marokkaner.

Im Ganzen, rechnet er, habe er etwa $ 300 im Jahr verdient, ein typischer Betrag für diese Gegend, die einer der ärmsten Marokkos ist. «Doch seit ich nichts als Khif und Haschisch anbaue, brauche ich keine Jobs mehr anzunehmen.»

Nach Abzug seiner Ausgaben, sagt er, habe er sein jährliches Einkommen verdoppeln können, auf etwa $ 750. Von ihm aus gesehen, ist das viel. «Wir hatten nichts», sagt er, «nun haben wir etwas.»

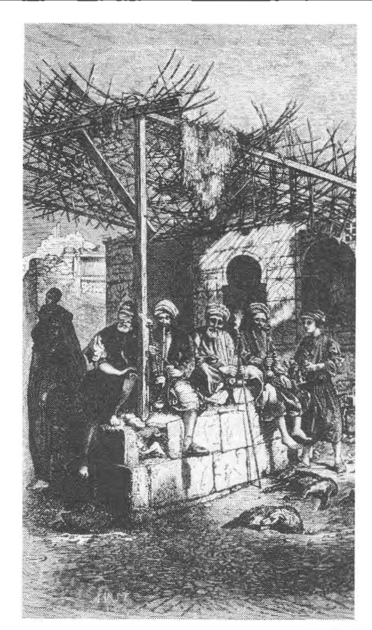
Sobald der geerntete Khif in der Sonne getrocknet ist, sagt er, stellt er zehn bis zwanzig Leute an, meist alte Männer und Knaben, um für $ 2 pro Tag aus dem Khif Haschisch zu machen.

(The Guardian, 28.2.1973)

Wenn der Gebirgler Teebuden fester Orte aufsucht, plaudert er halblaut mit Freunden oder spielt – nie brütet er reglos und gedankenlos vor sich, wie Mauren, Araber und Neger es lieben. Denn er ist geistig regsamer als alle anderen, die Marokko bevölkern. Heiteres Gemüt, Genügsamkeit und Geistesfrische stützen seine unglaubliche Widerstandsfähigkeit gegen Strapazen und Entbehrungen.

Wohl ist Rauchtabak im Rif bekannt, wird er doch an windgeschützten Stellen sogar gebaut. Aber kein Rifi verwendet ihn, ausgenommen der, welcher lange Zeit – zumindest J a h r e – im «Ausland» geweilt. Nur wer viele Ernten in Algerien verbracht oder sonstwo in Nordafrika den Ramadan öfters entfernt den heimatlichen Dörfern gefeiert, gewöhnt sich an Zigaretten. Besonders jene, die auf französischer Afrikaerde geweilt, wo Khif verboten ist.

Allgemein raucht man letzteren. Es ist feingeschnittenes Hanfkraut, das aus winzigen Tonpfeifchen (Sibsi) an langen dünnen Schilfrohren geschmaucht wird. Diese Rauchrohre sind geschmackvoll verziert, mit sich kreuzenden Einschnitten versehen, in welche rote und blaue Farbe gelassen wird, wodurch ausserordentlich harmonische Arabesken entstehen. Mit drei bis vier Zügen ist die Sibsi geleert, wird wieder gefüllt, dem Nachbar gereicht, der raucht, stopft sie vom eigenen Vorrat, reicht sie seinem Nachbar und so fort, bis die Runde um ist. Folgen des Khifrauchens treten nicht sofort auf, höchstens, dass Neulinge Erbrechen und Kopfschmerzen bekommen. Anders bei alten erpichten «Haschaschi». Von weitem erkennt man diese Leute an bleichem Gesicht, eingefallenen Augen, schwankendem Gang. Oft sieht man sie stumpfsinnig in der Ecke kauern und teilnahmslos für alle Vorgänge der Umgebung vor sich hinbrüten. Mancher lacht jeden Augenblick grell auf, andere grinsen stillvergnügt in sich hinein. Einer bildet sich ein, Schwiegersohn des Herrschers zu sein, der andere wähnt sich im Meer und macht verzweifelte Schwimmbewegungen, um auf seiner Holzpritsche nicht unterzugehen. Der dritte befiehlt einer nicht vorhandenen Sklavenschar unsinnige Arbeiten, die nie ausgeführt werden könnten. Und ein vierter erklärt jedem, der es wissen will, dass er eigentlich ein grosser Zauberer sei und morgen – ganz bestimmt, morgen – die Felsennester der Spanier ins Meer sinken lasse, oder mit Hilfe dienstbarer Geister eine Sauja aufführen werde von nie gesehener Schönheit in einziger Nacht.



Nach dem Mittagessen im Café

Tatsächlich ist es *nur die Dauer*, welche verderblichen Einfluss auf menschliche Organismen ausübt. Und doch frönen sie alle dem Genuss, die das Rif bewohnen und den übrigen Atlas, alte und junge Männer von der atlantischen Küste bis in die Sahara und hinüber an die Kyrenaika. Ganz Algerien ist heute noch – besonders in der «Kabylie» – voll Khifraucher, trotz jahrzehntelanger Gegenarbeit der Franzosen. Ebenso in Tunesien. Und wer aus den grossen Oasengruppen der mittleren Sahara kommt, der berichtet unter Siegeln strengster Verschwiegenheit von den Männern des Senussiordens, die sich haschischbetäuben, ehe sie Buss- und Strafpredigten vom Stapel lassen oder ekstasierte Taten vollbringen, wie man bei diesen Sendlingen gewohnt ist. Möglich ist's!

Der Name stammt vielleicht von Kef, womit der Ostmohammedaner den Zustand absoluten Nichtstuns bezeichnet. Oder war's umgekehrt? In Algerien kennt man dieses Wörtchen nicht, wohl aber Haschisch, und es ist sehr gesucht und schwer erhältlich aus schon erwähntem Grund. Auch ist es in der Türkei bekannt unter dem Namen «Esrar» (=Geheimnis) doch in anderer Form, als Präparate, die dem Tabak beigemischt oder gegessen werden. Besonders erpichte Haschaschi mischen Hanf und Tabak zu gleichen Teilen, was ganz besonders wirksam, d.h. aufregend und schädlich, sein soll. Die Wirkung überträgt sich auch der Nachkommenschaft so sehr, dass man skrofulöse Kinder allgemein kennt als Uld l'Khif (Sohn des Khif), im Hanfrausch gezeugte Knaben!

Das Kraut wächst bis in die höchsten Regionen, an sonnigen wie geschützten Stellen und wird oft neben Tabak gebaut. Nach der Ernte wird der Hanf getrocknet und auf ausschliesslich hierzu dienenden Brettern mit dem Sikkin fein geschnitten. Der Khifhanf ist in ganz Marokko geschätzt, ebenso wie der Tabak dieses Gebirgszuges, der jedoch nur an schattenreichen Stellen gebaut wird und nie in grossen Mengen.

(Otto Artbauer, Die Rifpiraten und ihre Heimat, Stuttgart 1911)

ein Kunde fangen, ist das ein Gaudium für das ganze Dorf, zumal Fernsehen nahezu unbekannt ist.

Eigentlich ist der bekannte «Marokko» nur gepresster Hanfstaub. Ende August werden die gleich nach der Schneeschmelze gesäten und im Juni und Juli gelegentlich bewässerten Pflanzen geerntet – die folgende Zeit kennt auch wilde Wolkenbrüche, denen die Ernte zum Opfer fallen könnte. Die Pflanzen sind dann schon etwas angetrocknet und werden für den Transport in die Scheune in grosse Plastikplanen gewikkelt, damit nichts verloren geht. Sind sie, lose gestapelt, im wahrsten Sinn des Wortes staubtrocken geworden, werden sie zu kleinen Zweiglein zerpflückt. Wie überall, wo die Fasern nur geringe Qualität haben, werden die Stämme als Heizmaterial gestapelt. Die Zweige aber werden auf einem Stoffsieb zweimal kräftig ausgeschüttelt, wobei der Staub vom ersten Mal als der bessere Khif gilt. Das Pulver ist grüngelb, ziemlich harzig und wird klebrig, sobald man es etwas knetet. Für den Grossverkauf wird das Pulver in voluminösen Blechkanistern oder in Plastiksäcken, so gut es geht, luftdicht gelagert.

Etabliertere Hanfbauern haben unter ihren Geräten eiserne Schraubpressen, unter denen kleine Spiritusbrenner stehen. Sie füllen den Khif in Säckchen aus starkem Cellophan, an den möglichen Bruchstellen sorgfältig mit Klarsichtband verklebt. Das führen hier auch die kleinsten Händler, made in Germany meistens, und wozu es sonst dient, weiss Allah. Mit einigen Handkantenschlägen wird das Päckchen flachgedrückt, einige Nadelstiche an der Seite pieksen die nötigen Luftlöcher, und dann kommt alles unter die oft ziemlich heisse Presse. Je nach Pressdauer und Sorgfalt ist dann nach dem Auskühlen aus dem Päckchen eine mehr oder minder feste Platte geworden.

Nach demselben Prinzip funktioniert auch die Hanfverwertung in der Türkei, wobei das Ergebnis umso grüner ist, je weniger die Pflanzen bereits auf dem Feld vertrocknet sind. Auch hier sind mögliche Regenfälle der schlimmste Feind der Ernte, und daher ernten viele Bauern Anatoliens die Pflanzen knapp vor der Samenentwicklung und lassen sie, kopfüber von der Decke hängend, unter ihren Dächern trocknen. Angeblich kommt so auch noch die in den Stengeln verbliebene Kraft der Pflanze in die Spitzen.

Im Libanon bleiben die Pflanzen auf den Feldern, bis sie nahezu braungetrocknet sind. Dann kommen sie in riesige Plastiksäcke zur weiteren Verwertung. Eine weitere Besonderheit ist, dass der Stoff in Leinensäckchen gepresst wird. Die Stempel, mit denen diese geschmückt werden, sind nichts weniger als Markenzeichen – jede Sippe, die von Haschisch lebt, hat oft mehrere im Haus, und der einzige Grund ist das Interesse westlicher Endverbraucher an dieser Spielerei, die immerhin etliche Pfennige mehr einbringt, wenn dieses Ge-

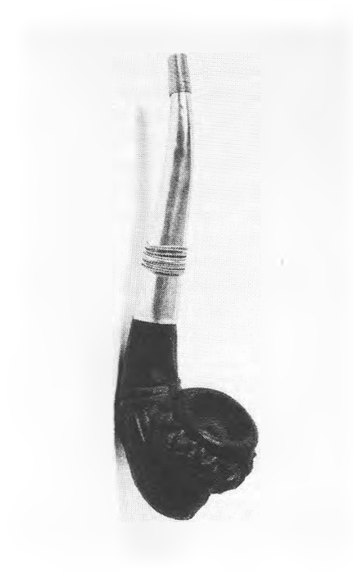
Unter den Zubereitungen des Hanfs, Bhang, auch bekannt als Siddhi, «Vervollkommnung», Sabzī, «grüne Blätter», Thandāi, «ein kühles Getränk», Bijayā oder Vijayā, «überwältigend», Būti, «Schössling, Blüte», findet man entweder die getrockneten, grösseren Blätter der männlichen oder von männlichen und weiblichen Pflanzen, wild oder gezüchtet, des *Cannabis sativa.* Charas ist die harzige Substanz, die sich auf Blättern, Stengeln, Blüten und Spitzen der Hanfpflanzen bildet, wenn sie in trockenen und kalten Gegenden angebaut wurden. Gānja besteht aus den getrockneten Blütenspitzen der weiblichen Zuchtpflanzen, die von einer harzigen Ausscheidung der Drüsenhaare überzogen werden, vor allem wenn man ihnen keine Gelegenheit gibt, Samen zu bilden.

Ma'jūn ist eine Latwerge, die von den Muselmanen eingenommen wird, vor allem von den Liederlichsten, als Nervenstimulans, Rauschmittel und gegen Schmerzen. Eine Überdosis führt nicht selten zu geistiger Umnachtung. Laut Volksglauben vermittelt es den Rausch *(kaifa)*, Mut *(quwwat)* und wird als Aphrodisiakum verwendet. Die Hauptbestandteile dieser Latwerge sind Gānja, Milch, Butter, Mohnsamen, Datura- oder Stechapfelblüten, Pulver der Nux vomica und Zucker. Ein anderes Rezept lautet: Man nehme zwei Quart Milch, leere sie über zwei Pfund Gānjablätter und koche diese Mischung bis drei Pfund davon übrig bleiben. Dann entfernt man die Blätter und lässt die Milch eindicken, indem man etwas Joghurt (dahī) hinzugibt. Am nächsten Tag quirlt man sie, schöpft dann die Butter ab und gibt je drei Drachmen wilde Gewürznelken, Muskatnuss, Nelken, Muskatblüten,

Safran und fünfzehn Drachmen Kandiszucker hinzu. Dann kocht man das Ganze, bis sich eine Latwerge bildet. Oder einfacher: Die Hanfblätter werden in Butter geröstet und abgesiebt. Der Rückstand wird mit etwas Zucker getrunken oder mit Zucker aufgekocht, bis die Flüssigkeit dick genug ist, um daraus Kuchen zu formen, wenn sie abkühlt.

Zwei solcher Plätzchen reichen aus, um bei einem gewöhnlichen Menschen einen Rausch hervorzubringen. Die Leute gewöhnen sich selten an Ma'jün, und es wird meist als sexuelles Stimulans und als Anregungsmittel bei Ausschweifungen verwendet.

(Ja'far Sharif/Herklots, Islam in India, 1832, Oxford 1921)



Haschischpfeife aus Kaschmir, Silber, blauschwarz glasierte Terrakotta, l 12,1 cm, Gegenwart

schäft nicht erst die Gehilfen des Aufkäufers besorgen. Hat der Stoff gute Qualität und knetet man einen Krümel längere Zeit mit der Hand, verfärbt er sich dunkelbraun – und das ist das Geheimnis der südöstlichen Haschischarten.

Auch für das berühmte afghanische Haschisch ist der durchgesiebte Staub die Ausgangsbasis. Die Pflanzen des Hindukusch sind infolge des kargen Bodens ziemlich klein, glänzen aber zur Erntezeit geradezu von Harz und zerfallen, sobald sie nur etwas getrocknet sind, schon in der Hand zu Pulver. Der Staub wird mit etwas Wasser zu einem festeren Teig gebunden, der dann in die Nähe des Feuers gebracht wird, und das Kneten kann beginnen, immer wieder von kurzem Erhitzen des Stoffes unterbrochen. Auch hier sagen die vielfältigen Formen nichts über die Qualität, die letztlich von der Feinheit des Ausgangsprodukts und der Sauberkeit der Verarbeitung abhängt.

Eine sehr abweichende und überraschende Methode haben die Pathanen des östlichen Hindukusch entwickelt. Sie vermahlen die von den gröbsten Stengeln befreiten Pflanzen mit etwas Wasser in einer normalen Getreidemühle zu einem Brei. Der wird in die Haut eines frisch geschlachteten Schafes gefüllt, zugenäht und etliche Wochen nahe dem Düngerhaufen aufgehängt. Dann ist durch einen Fermentierungsvorgang, den ich mir nicht genau erklären kann, aus der Masse ein sehr zäher, dunkel-braungrüner Brei geworden, der zu Platten ausgewalzt wird. Ein weiteres Pressen ist nur selten nötig, und die Oberfläche ist bereits nach zwei Tagen schwärzlich oxydiert. Meines Wissens ist diese Zubereitung nur in der Gegend unterhalb von Chitral gebräuchlich. Alle anderen Landstriche, in denen Hanf verarbeitet wird, wenden die «Feuer-und-Wasser»-Methode der Afghani an.

Die Moslems Indiens stellen nur wenig Haschisch her, sondern bevorzugen die getrockneten Hanfblätter, die in den anderen islamischen Ländern überraschenderweise einen eher schlechten Ruf geniessen. Nur in Kaschmir wird, wie auch sonst in den Himalayas, der Stoff mit den Handflächen von den lebenden Pflanzen gerieben, ein Nebenverdienst der Viehhirten. Auch die berühmten «Thai–Sticks» Südostasiens sind vorwiegend eine Angelegenheit der dortigen islamischen Gruppen – die Spitzen der Pflanzen werden noch in grünem Zustand mit einem feinen Faden dicht umwickelt und so im Schatten getrocknet. Da die Nachfrage grösser ist als das Angebot, sind Fälschungen häufig: Der Stengel im Hanf ist alles andere als Hanf. Haschisch wird in tropischen Ländern praktisch nicht hergestellt, von kleinen Ausnahmen für medizinische Zwecke abgesehen.

Treibstoff der Dichter und Fakire

Es ist eine schöne Sache, die man in der Geschichte aller grossen Religionen beobachten kann: Sobald der ordnungspolitische Anspruch ein totaler wird, tanzen aus den geschlossenen Reihen einige besonders abenteuerliche Gestalten, verhalten sich in allem so ziemlich entgegengesetzt zu den gerade erstellten Regeln und werden damit auch noch Heilige. Als der Papst kaiserlicher sein wollte als der Kaiser, erfand der fröhliche Freak Franziskus die Bettelmönche, und Ähnliches geschah dem Islam, gerade als die Mullahs der weltlichen Macht erfolgreich das Ordnungsprinzip abnahmen – fast zur selben Zeit wie die struppigen Bettler vor christlichen Haustüren tauchten auch im Islam zerlumpte Heilige auf. Ob es tatsächlich eine «indische Unart» war, wie erboste Ayatollahs vermuteten, spielt keine Rolle. Natürlich hatten die hinduistischen Sadhus eine lange Tradition, aber die Muslims müssen bei ihnen ja nicht in die Lehre gegangen sein – auch die Hippies des Spätkapitalismus entdeckten Indien erst, nachdem ihnen aus eigener Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen die Haare gewachsen waren. Um 1100 waren sie auf einmal da, zunächst in Persien, dann, schneller verbreitet als ein Steppenbrand, in allen Ländern Allahs: die Sufis, Derwische und Fakire, organisiert oder freischweifend, das Herz voller Mystik, deren Treibstoff der Hanf war.

Vorbei war es mit der nüchternen Gottsuche. Der Weg zum unfassbar Unendlichen führte über die Brücke der Ekstase, zu deren Stützpfeilern auch der Hanf gerechnet wurde. Die Bewegung war nicht leicht fassbar: strenge Ordengemeinschaften gehörten dazu, mit Armuts-, Keuschheitsgelübden und Scheichs genannten Äbten, gelegentlich unterstützt von wohlhabenden Laienbrüdern, die «draussen in der Welt» blieben – das Ganze erinnert ein wenig an die Organisation der Franziskaner –, schöngeistige Zirkel der Wohlhabenden, die gewissermassen nur im Urlaub eine oft sehr luxuriöse Armut pflegten, «Aussteiger» und schliesslich jenes bunte Heer nicht zuordenbarer Gestalten, die für den schlechten Ruf sorgten – geistig Behinderte, Scharlatane, fromme Einsiedler und schlichte Tagediebe. Die Solidarität zwischen allen war nicht grösser als zwischen den christlichen Bettelorden. Von beiden sind Werke rührender Nächstenliebe ebenso bekannt wie wüste Schlachten, bei denen es mal um die reine Lehre ging, mal nur um die Stellplätze für das Betteln.

Die Geschichte, wie Hanf zu den Sufis kam, ist bekannt und eigentlich nur ein klassisches Märchen. Um 1155 war auch kein Scheich Haydar mehr nötig, die Sache zu entdecken, doch wurde Hanf als mystische Droge so sehr mit seinem Orden verbunden, dass er in vielen mittelalterlichen Manus-

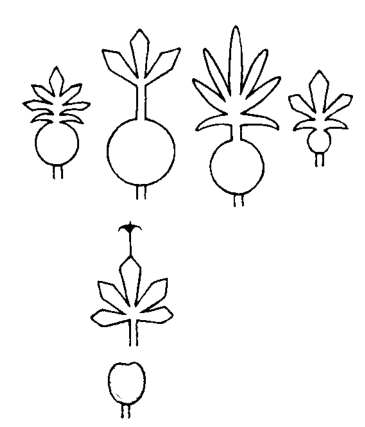
Meister Haydar lebte in einem Kloster mit einigen Mönchen, erging sich in mystischen Übungen und fastete streng. Zehn Jahre lang hatte er seinen Raum nicht verlassen, als er eines Tages allein in die Natur ging. Mittags war die Hitze sehr bedrückend, doch als er am Abend zurückkam, strahlte er vor Freude und Kraft und war ganz anders als gewohnt. Als wir den Meister nach all den Jahren der Abgeschiedenheit so fröhlich sahen, fragten wir nach dem Grund, und er sagte: In meiner Einsamkeit überkam mich plötzlich das Bedürfnis, über Land zu gehen. Als ich dies tat, bemerkte ich, wie alle Pflanzen und Bäume ganz still und reglos waren, denn die Hitze drückte und kein Windhauch wehte. Nur eine einzige Pflanze bewegte sich wie jemand, der in Ekstase ist. Ich pflückte einige Blätter und ass sie. Und da kam Freude über mich. Kommt, lasst und gehen – ich will euch die Pflanze zeigen, so dass ihr sie wiedererkennen könnt.

Wir gingen mit ihm, und er zeigte uns die Pflanze, die wir als Hanf erkannten. Wir assen gemäss seiner Weisung einige Blätter, gingen ins Kloster zurück und fühlten uns unbeschwert fröhlich. Als uns der Meister in diesem Zustand sah, befahl er uns, diese Pflanze zu hüten und davon keinem gewöhnlichen Menschen zu erzählen, nur unseren Mitbrüdern.

Solange Haydar lebte, pflanzte ich Hanf in unserem Garten, und als er starb, befahl er mir, auf seinem Grab Hanf zu pflanzen. Ich war von jenem Tag an über zehn Jahre in seinen Diensten, und keiner verging, wo ich ihn nicht davon essen sah. Er starb 1221 in seinem Bergkloster. Über seinem Grab wurde ein prächtiger Dom errichtet, und von weither kamen

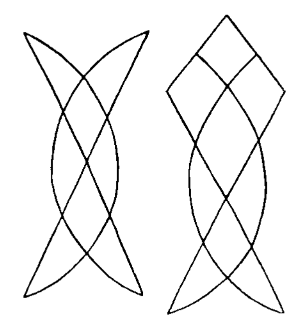
die Menschen, um zu beten. Seine Jünger wanderten in alle Welt, trugen Haschisch mit sich und lehrten die Frommen, es zu essen. So verbreitete sich unser Glaube über Persien, nach Hormuz und Bahrain, in den Irak, nach Syrien, Ägypten und Anatolien.

(Abu Khalid, zitiert in Ahmad Al-Maqrizi, Khitat, um 1400, gedruckt in Paris 1806 und Karachi 1958)



Standarten verschiedener Sufi-Kongregationen mit stilisierten Hanfblättern, eine mit Mohnkapsel

(Aus Ja'far Sharif/Herklots, Islam in India, 1832, Oxford 1921)



«Rauchzeichen», die aus verschiedenen magischen Gründen mit dem brennenden Dschillum über der Brust der Raucher ausgeführt werden.

(Aus Ja'far Sharif/Herklots, Islam in India, 1832, Oxford 1921)

kripten als «Wein Haydars» bezeichnet wird – was die Sufis natürlich abwerten soll, denn Wein war ja vom Propheten verboten. Dabei hatten auch andere Sufi-Orden schon ihre Erfahrungen gemacht. 1172 berichtet der gelehrte Globetrotter Ibn al-Baytar aus Ägypten: «Ich sah dort Sufis Hanf auf verschiedene Weise verwenden. Manche trocknen die Blätter und reiben sie sorgfältig in der Hand, bis sie eine Paste bilden, die dann zu Pillen geformt wird. Andere rösten die Blätter, mahlen sie und mischen sie mit zerstossenem Sesam und Zucker, stecken alles trocken in den Mund und kauen lange daran.» Es fehlte auch nicht an Warnungen vor der Droge, denn al-Baytar zitiert einen gewissen Ali al-Qayrawani:

«Sie sagten: Haschisch macht deine Leber müde.
Hör' auf, es ständig zu rösten und zu kneten.
Ich sagte: Es enthält Gedanken, die du nicht verstehst,
und es jagt die Schatten des Denkens fort.»

Einen anderen Sufi-Vers zitiert al-Badri:

«Ich sagte einem Mann, der Haschisch frass:
Wehe dir! Fürchte den Stoff!
Er vernichtet die Menschen wie die Pest.
Er sagte: Ich lebe davon, diese Seuche zu vertilgen.»

Gelegentlich geschahen auch bekiffte Exzesse, die nichts mehr mit Gottsuche zu tun hatten, dafür aber den Sufis Ägyptens ihre bekannt schlechte Reputation eintrugen. Al-Mazuni erzählt eine aus dem Jahr 1299 (abgedruckt in adh-Dhahabi *Ibar V.*, Kuweit 1965), deren Held der bekannte Derwisch al-Jaishi war. Vollgedröhnt hatte er einige Badeanstalten Kairos besucht, und bald wusste er nicht mehr, in welcher ihm seine Kleider abhanden gekommen waren. Schliesslich tanzte er einen Nachmittag lang splitternackt durch die Bazargassen, gefolgt von einer Prozession seiner Berufskollegen, umschwärmt von Gassenjungen, und die Schar sang ein schier endloses Stegreiflied, dessen Kehrreim «Bravo, Haschisch!» lautete.

Generell wurde die Droge mehr respektiert, als das «grüne Tor zu Gott». Um 1400 schrieb der Sufi-Dichter al-Yanbu'i: «Nehme ich Haschisch, wird mein Raum zur Moschee», und al-Badri zitiert einen Scheich Qalandar: «Für den intelligenten, wohlerzogenen und tugendsamen Mann ziemt sich, so er die Droge nehmen will, seinen Körper zu reinigen, saubere Kleider anzulegen und sich mit den Errungenschaften seiner Tugenden zu schmücken. Er soll dazu die Gesellschaft von Männern suchen, die das Geheimnis kennen, und er möge die Nichtgebraucher der Droge meiden. Er soll sie in die rechte Hand nehmen und sagen: ‹Im Namen Gottes, des Herrn der letzten Welt und der ersten, der die Weiden grünen lässt, die er erdacht und geschaffen hat ... Der DU alles zu bestimmtem Nutzen geschaffen hast und die Geheimnisse den von

DIR Erwählten enthüllst, der DU in DEINER Weisheit diese Pflanze geschaffen hast, sie durch DEINE Macht wachsen liessest und durch DEINEN Willen zur Nahrung vieler Geschöpfe machst! Ich bitte DICH, lass durch DEINE Güte ihre Kraft mich auf DEINEN Weg führen, befreie mich durch sie aller hinderlichen Gedanken..› Dann soll er es in den Mundnehmen, gut kauen und mit Wasser nachspülen. Sodann soll er Gott für seine Güte preisen, seinen Mund reinigen, sein Gesicht waschen und seine Stimme zum Lob Gottes erheben ...»

Ähnlich präzise Vorschriften gibt es für viele Sufi-Orden, und manchmal gewinnt das Haschisch-Ritual einen dem christlichen Abendmahl verwandten Charakter. Daraus zu schliessen, wie gelegentlich geschieht, Hanf sei «das Sakrament der Sufi» gewesen, ist allerdings nur bedingt richtig. Es gab und gibt einfach zuviele Gruppierungen und Orden, als dass generalisiert werden kann. Britische Wissenschaftler zählten 1879 für Indien allein 643 Orden, von denen sechzehn jeden Hanfgebrauch ablehnten, und im Iran wurden 1976 noch 28 Derwisch-Orden gezählt. Den Gesetzen der Neuzeit entsprechend, wurde in den Untersuchungen eventueller Hanfgebrauch nicht erwähnt.

In Europa am bekanntesten wurden die türkischen Sufi-Orden, vor allem die «tanzenden Derwische» von Konya. Gründer des Ordens war der berühmte Religionsgelehrte Celaleddin Rumi, genannt Mevlana. Er war ein etablierter Professor, als ihm eines Tages auf dem Markt von Konya ein Wanderderwisch aus Täbriz namens Sems begegnete und er sich unsterblich in ihn verliebte. Die Stadt hatte ihren Skandal, und nach einem Aufstand von Mevlanas Schülern musste Sems fliehen. Mevlana suchte ihn über Jahre, fand ihn schliesslich in Damaskus und konnte ihn zu einer Rückkehr nach Konya überreden. Nach einigen Monaten des Glücks war Sems plötzlich verschwunden, wahrscheinlich erschlagen von den konservativen Jüngern des Meisters. Doch der verzehrte sich von nun an in Sehnsucht nach seinem mystischen Geliebten, und als Mevlana 1273 starb, hinterliess er über 25 000 Verse der Liebe und Sehnsucht, deren bekannteste mit den Worten beginnen:

«Damit du nicht stirbst, sei nicht ohne Liebe,
damit du lebst, stirb an der Liebe.»

Das ist auch das Motiv des berühmten Derwischtanzes, der sich zum Klang der Nay-Flöte, immer wirbelnder werdend, aus der Erdenschwere dreht. Atatürk verbot den Orden und verwandelte das Kloster um Mevlanas Grab in ein Museum. Doch das ist immer noch das religiöse Herz der Türkei, und die Derwische tanzen immer noch in Konya.

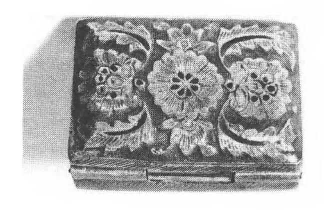
Ihnen verwandt fühlen sich die Derwisch-Gemeinschaften

Wenn ein Murshid einen Fakir in seinen eigenen *(silsila)* oder einen anderen Orden aufnehmen will, bereitet der Kandidat ein Fest vor *(melā*, eigentlich eine «Messe oder religiöse Versammlung»). Etwa vierzig oder fünfzig Fakire verschiedener Orden versammeln sich auf Einladung, mit ihren Freunden und Bettlern, zu der sie von einem Herold *(izni)* aufgerufen werden. Blumen, Sandelholz, Süssigkeiten, Hanf *(gānja, bhang)*, getrockneter Kautabak *(sūkhā)* und mit Melasse versetzter Tabak *(gurākū)* stehen zur Verfügung. Der Murshid veranlasst den Kandidaten, die «vier Herrlichkeiten seines Gesichts» *(ābrū)* abzurasieren, seinen Bart, seinen Schnauz, seine Augenbrauen und sein Haar, oder es werden ihm statt einer kompletten Rasur mit einer Schere von jedem Teil einige Haare abgeschnitten. Während er rasiert und sein Haar geschnitten wird, rezitiert der Murshid Koranverse oder arabische Gebete. Wenn der Kandidat dann gebadet worden ist, heisst er ihn sich vor ihn hinzustehen oder -sitzen und lässt ihn die fünf Grundfesten des Glaubens wiederholen: die zwei Sätze der Beichte, die Bekräftigung der Einheit der Gottheit, die Ablehnung der Ungläubigkeit und die Bitte um Vergebung, wie auch die anderen Glaubenssätze, die unter den Fakiren gebräuchlich sind.

Die Jalāliyā beziehen ihre Namen von ihrem Gründer, Sayyid Jalāl Bukhāri (1307-74 n. Chr.) von Uch im Staate Bahāwalpur. Sie tragen eine Halskette aus feiner Wolle *(pashm)* oder aus verschiedenfarbigen Fäden, ein Halsband *(gulūband)* und ein schmales Lendentuch *(lūng, langoti)*, und sie führen einen Stab *(sontā)* mit sich. Sie haben eine Narbe auf dem rechten Oberarm, die durch Einbrennen mit einer glühenden Lunte aus Tuch bei der Einweihung entsteht. Sie betteln in den Bazars, und wenn sie keine Almosen erhalten, brandmarken sie sich mit einer Lunte dieser Art, während andere ihre Ziele durch

Lärm und Aufruhr erreichen. Im Punjab, ihrem Hauptquartier, geben sie wenig auf Gebete und rauchen massenhaft Hanf *(bhang)*, essen Schlangen und Skorpione, rasieren Kopfhaar, Schnauz und Augenbrauen und lassen nur eine Skalplocke *(chonti)* an der rechten Kopfhälfte stehen. Sie werden mit einem besonderen Zeichen auf der rechten Schulter gebrandmarkt, tragen kleine Armspangen aus Glas, eine wollene Schnur um den Hals, ein Tuch auf dem Kopf und sind Vagabunden ohne feste Bleibe. Eine Abteilung des Ordens wird Chihaltam genannt, die «vierzig Körper», von denen man sagt, sie seien einer glücklosen Frau entsprungen, die in ihrem Wunsch nach Mutterschaft vierzig Liebestränke statt einem schluckte und statt einem vierzig Kinder gebar.

(Ja'far Sharif/Herklots, Islam in India, 1832, Oxford 1921)



Haschischdöschen, Messing, Emaille, 3,9 × 2,4 × 1,6 cm. Rajasthan um 1960

In den Uferstrassen kommen wir an ganzen Cafés voller griesgrämiger Araber vorbei, die alle grünen Pfefferminztee aus Gläsern trinken und endlose Pfeifen Khif (Marihuana) rauchen – Sie beobachten uns aus jenen eigenartigen rotgeränderten Augen, als wären sie halb maurisch und halb karthagisch (halb berberisch) – «Mein Gott, müssen die uns hassen.»

Istanbuls, die sich einmal pro Woche in ihren Tekke genannten Versammlungsräumen treffen und durch Singen und Tanzen in Ekstase geraten. Der Scheich eines Ordens heisst Muzaffar und ist tagsüber ein bekannter Buchhändler, Spezialgebiet islamische Literatur. Ob den abendlichen Ekstasen nachgeholfen würde, beispielsweise mit Hanf? Solche Fragen hört er nicht gern, ebensowenig wie seine Kollegen in Konya. Das Interesse, aus dem heraus solche Fragen gestellt werden, ist zu bekannt und nach Meinung eines Derwischs zu oberflächlich. Man muss sich schon eine ganze Weile kennen, um da offen sprechen zu können.

«Alle diese Europäer und erst recht die Hippies verstehen nicht, was Haschisch ist», sagte Muzaffar. «Sie interessieren sich nur für den Stoff, und nicht für das, was daraus entstehen kann. Natürlich nehmen die meisten Orden vor ihren Zeremonien Majoun, aber das verstehen Nicht-Sufis meist falsch. Es geht uns nicht um den Rausch, sondern um den Weg zu Gott.»

Wer heute Sufi ist, spricht nicht gern darüber. Die Zeiten, wo Sultane und Kaiser in die Höhlen von Derwischen pilgerten, sind vorbei, Geschichte geworden wie Indiens grosser Mogul-Kaiser Akbar. Der fanatische Gottsucher, der an seinem Hof Vertreter aller Religionen diskutieren liess, verehrte Scheich Selim Tschischti. Der Sufi hatte seine Einsiedelei unweit Agra, in Sikri, glücklicherweise auf einem Hügel aus hartem, rotem Sandstein. 1571 beschloss Akbar, zu seinen Ehren eine Stadt bauen zu lassen, und beorderte rund 80 000 Handwerker in die Idylle. Der arme Heilige starb ein Jahr später, vom Baulärm genervt, doch um sein Grab entstand die grossartigste Palastanlage Asiens. Unbeschädigt haben die Paläste überdauert, und in die Moschee, wo der Sufi-Heilige nun in einem kostbaren Marmor-Pavillon ruht, führt der grösste Torbau des Subkontinents. Gut sechzig Meter hoch türmen sich die Massen aus Sandstein und Marmor, und da wirkt der Sufi-Satz schon etwas befremdlich, den der Kaiser dort einmeisseln liess: «Jesus, Friede sei mit ihm, sagte: Die Welt ist eine Brücke. Gehe darüber, aber baue kein Haus.»

... und feine Leute trinken.

Die grössten Erschütterungen der islamischen Welt geschahen in unserem Jahrhundert. Die blutigen Wirbelstürme, die seit den Mongolen immer wieder über Asien tobten, zerstörten Reiche und Wohlstand, aber nie das islamische Bewusstsein. Das kam erst unter die Gummireifen der westlich-spätkapitalistischen Zivilisation, wurde gegen Petrodollars gewechselt, und die alte Herrschaft der Dörfer unterlag den zentralistischen Märchenerzählern aus dem Radio. Scheinbar

über Nacht erwachte das arabische Dornröschen unter dem Kuss der ölsuchenden Prinzen aus dem Abendland, sah um sich und fühlte, dass es rückständig sei. Und der Fortschritt, der mit Flugzeugen kam, auf LKWs rollte und keine Kamele mehr brauchte, hatte seine eigene Droge. Wo sich Pakistans Elite trifft, wird Cola getrunken, in einer heimlichen Ecke mit geschmuggeltem Whisky verdünnt, der in dieser braunen Brühe ja nicht auffällt. Saudi-arabische Reiche kredenzen ihren vertrauten Freunden Fruchtsaft. Ich habe eine Packung davon, abgefüllt von einer deutschen Firma, und sie enthält deutschen Rotwein. Für den Preis, den solches Schmuggelgut in den feinsten Läden Dschiddas kostet, kann man in einem Vorort der Stadt ein Kilo Haschisch erstehen. Und von Pakistan bis Marokko wird man, sobald die Rede auf Hanf kommt, den Standardsatz hören: «Jaaa, das dumme Volk nimmt sowas ja noch. Aber feine Leute trinken.»

In Marokko ist Khif immer noch ein Handelsartikel des Bazars, allerdings nur für Einheimische. Auf die interessierten Fremden haben sich clevere Jungs spezialisiert, die nebenbei mit der Polizei zusammenarbeiten und dadurch jedem alteingesessenen Händler Ärger machen könnten, dessen Gewerbe seit 1960 ja offiziell verboten ist. Die Sache lebt gewissermassen in einer Zwischenwelt zwischen Regierungsanspruch und Wirklichkeit. Kommt es dabei zu Kollisionen mit der Ordnungsmacht, ist Bargeld vonnöten, das in diesem Fall nicht als Bestechung geachtet wird, sondern eher als Tribut. Auch die vielen Khif-Cafés bekommen gelegentlich uniformierten Besuch. Die Ordnungshüter zerbrechen dann sämtliche herumliegende Pfeifen und nehmen auch einige herumhängende Touristen mit, um deren Kassen zu erleichtern. Offiziell untersteht Hanfbau und -verwertung dem Staatsmonopol der Tabakregie, die seit 1960 keine Lizenz vergab. 1962 sollte aus diesen staatspolitischen Gründen Marokkos Armee die Hanffelder der Berber ausrupfen. Doch des Königs Krieger holten sich blutige Köpfe, und seither herrscht gespannter Waffenstillstand – die Innenpolitik des Vielstämmestaates ist auch ohne Khif kompliziert genug. Ein- bis zweimal im Jahr werden aus Prestigegründen drakonische Urteile verkündet, deren Opfer stellvertretend für alle leiden müssen.

Im Libanon hat die Hanfszene seit etlichen Jahren neue Kaliber bekommen, von Kalschnikoff über Uzzi (aus Israel) bis hin zu den modernsten aus der BRD, Österreich, Belgien und auch der Schweiz. Nirgendwo in der Welt werden die Hanffelder so gut bewacht wie hier – alle paar hundert Meter gefährlich bewaffnete Posten –, und zur Bestellung der riesig gewordenen Felder stehen modernste Traktoren bereit. Dass Hanfbau verboten ist, hat noch nie jemanden gekümmert, und seit dem Bürgerkrieg ist Haschisch so ziemlich der einzige De-

«Ach wo», sagt Bull, «die sitzen bloss da und warten, dass wer Amok läuft. Hast du schon mal einen richtigen Amoklauf gesehen? Den gibt's hier von Zeit zu Zeit. Da greift sich einer urplötzlich eine Machete und fängt an, mitten durch den Markt zu traben, in schön gleichmässigem Trab, und sticht im Vorübergehen die Leute nieder. Gewöhnlich tötet oder verstümmelt er ein Dutzend, bevor die Typen hier in den Cafés Wind davon kriegen, aufstehen, ihm hinterherstürzen und ihn in Stücke reissen. Zwischendurch rauchen sie ihre endlosen Pfeifen Khif.»

(Jack Kerouac, Engel, Kif und neue Länder, Darmstadt 1967)

«Kurz vor Fez kam die Kontrolle. Vier Mann in einem Jeep. ‹Sagt wieviele Kilos ihr habt. Sagt's gleich, dann wird's billiger›, brüllten sie. Und dann: ‹Auspakken!› – Sie fanden 90 Gramm bei dem Kanadier. Es war mein Auto. Also mussten wir alle mit auf die Gendarmerie. Dann vier Wochen Knast – für alle. Und 4000 Dirham Strafe – für jeden. Ob es sonst noch irgendwo mittelalterliche Gefängnisse gibt, weiss ich nicht, aber in Fez gibt es sie. 32 Mann in einem winzigen Raum. Essen kann man den Frass nicht nennen, und dann das Tribunal. Pässe, Adressen von den Eltern, wenn man nicht selber zahlen kann.»

(Der Tagesspiegel, Berlin 10.2.1974)

Haschischanbau ist in *einigen Gebieten* von Marokko tatsächlich *legal* – z.B. in der Gegend um Ketama sowie bei Diabet –, auch der Verkauf erfolgt unter den Augen der Polizei, aber wehe, man wird «an der nächsten Ecke» mit Haschisch erwischt: Transport und Besitz von Haschisch wird mit Haft und hohen Geldstrafen verfolgt. Für den Betroffenen bedeutet das z.B., mit 80 Menschen in eine 10-qm-Zelle gesperrt und

ständig misshandelt zu werden. Wenn man weiss, dass Reisenden Haschisch nahezu aufgenötigt wird (es wird berichtet, dass sich Autofahrer zu Konvois zusammentaten, um sich vor den «Überfällen» der Haschischverkäufer zu schützen) und dass Haschischverkäufer gegen Prämien direkt mit der Polizei zusammenarbeiten, dann müsste verständlich werden, warum Haschischkauf als Ursache von Haft und Misshandlung irrelevant ist.

Die Tatsache, dass in marokkanischer Polizei- und Untersuchungshaft die Folter zur Regel gehört, ist längst bekannt. Mehrere Menschen sind bereits unter der Polizeifolter umgekommen. Zum Beispiel im April wurden nach Schülerdemonstrationen mehrere Schüler inhaftiert; dabei starb Mohammed Grina, dessen Schwester ebenfalls vor den Augen anderer Schüler gefoltert wurde, am 24. April 1979 in Agadir unter der Polizeifolter.

Die Höflichkeit von Polizisten ist nur scheinbar ein Widerspruch. Es wird berichtet, dass Polizisten ganz höflich zum Folterraum abführen liessen.

amnesty international. Marokko-Koordinationsgruppe, Gunter Höhn, Köln

(Frankfurter Rundschau, 18.7.1980)

Auch im Bürgerkrieg spielte das Rauschgift eine nicht unwichtige Rolle. In Libanon ist es ein offenes Geheimnis, dass die christlichen Kampfverbände einen Teil ihrer Waffenkäufe mit Haschisch finanzierten. Die Kämpfer hinter den Barrikaden waren häufig high. Das amerikanische Magazin «Time» behauptete unlängst, dass die PLO den Schmuggel von libanesischem Haschisch nach Israel kontrolliert und daran nicht schlecht verdient.

(Frankfurter Rundschau, 22.8.1977)

Im kommenden Jahr werden die Haschisch-Pflanzer des Landes die wichtigsten Devisenbringer des zerrissenen Landes. Baalbek ist traditionsgemäss das Hauptanbaugebiet, und dort kommt es alljährlich August und September zu regelrechten Haschischkriegen zwischen den Syrern und den christlichen Milizen.

«Womit sonst sollen wir denn unsere Waffen bezahlen?» fragte mich ein Falangist, und ich verkniff mir die Antwort. Die Herren und die Sippe der Gemaiels haben noch etliche ähnliche Geschäfte. Nicht zuletzt sind sie ein wichtiges Glied in der Handelskette pakistanischen und kurdischen Heroins nach Europa, und das ist einfacher zu transportieren und ungleich profitabler. Aber diese Geschichten sind ein anderes Kapitel, auch in diesem Buch. Die Qualität des Haschisch hat durch die militärische Verwaltung sehr gelitten, auch im Süden, wo Palästinenser als bewaffnete Zuhälter der Bauern auftreten. Und da alle der verfeindeten Parteien sich mit Haschisch zumindest teilfinanzieren, ist der Hanf ein Thema geworden, über das man im Libanon lieber nicht spricht. Es sind schon aus geringeren Anlässen Leute umgelegt worden.

Auch im Iran redet man seit Jahren nicht mehr von Hanf. Unter dem Schah war «Rauschgift» ein bekannter Vorwand, politisch Verdächtige ins Gefängnis oder an den Galgen zu bringen, und zumindest diese Praxis haben die Mullahs dankbar übernommen. Und wie einst die Polizei kontrollieren nun ihre Schlägertrupps den offiziell schwarzen Markt, dem Koran zuliebe noch um Alkoholika angereichert. Er funktioniert nach wie vor reibungslos, ist für die mit seiner Bekämpfung offiziell Befassten äusserst einträglich, ausserdem nach Zugehörigkeit zur Linken und Homosexualität der beliebteste Hinrichtungsgrund. Da für die meisten jüngeren Perser so ziemlich alles zutrifft, ist Iran für sie kein empfehlenswertes Land. Dass an Haschisch Mangel herrsche, behaupten allerdings weder Regimefreunde noch -feinde – in allen autoritären Ländern ist die Doppelmoral stets so alt wie die Herrschaft.

Die pakistanische Situation wirkt im Vergleich dazu fast idyllisch, da die herrschenden Militärs wie die Fettaugen einer Armensuppe auf dem Volk schwimmen. Ihre Macht endet an den «Tribal Areas», den Stammesgebieten, wo das Haschisch gemacht wird und sofort ein gutbewaffneter Aufstand ausbräche, würde die Zentralgewalt auf den Teppich zu klopfen versuchen. Natürlich: offiziell wird der Stoff bekämpft, da aber im Islam die rechte Hand nie wissen sollte, was die Linke tut, erhalten die Beamten und Militärs von den etablierten Grosshändlern und Exporteuren stets angemessene Beteiligungen. Im übrigen interessiert Hanf nur noch am Rande, seit sich an Heroin ungleich mehr verdienen lässt.

In Afghanistan ist Opium allerdings Mangelware geworden. Wohl wissend, dass der Mohn die Waffen der Aufständischen finanziert, haben sowjetische Helikopter während der letzten

Jahre die Mohnfelder vergiftet. Um den traditionell wildwachsenden Hanf kümmern sie sich nicht, und seit die Hippies ausbleiben, versuchen die afghanischen Händler, ihr Haschisch an die Sowjets zu verscherbeln. Die Offiziere der Roten Armee kümmern sich nicht darum.

Mit diesem System ist die Sowjetunion ja in ihren islamischen Gebieten sehr gut gefahren. Haschisch gilt als Rauschgift, das nach offizieller Lesart fürchterliche Schäden verursacht. Damit hoffte die erste Generation der Sowjets, die Sache auszurotten. Aber die unbekehrbaren Alten vererbten ihr Laster den Jungen, und so kam es auch auf diesem Gebiet zum bekannt russischen Pragmatismus: solange die Hanfstauden nicht in den Himmel wachsen, wird nicht darüber geredet. Das Zeug hat ja in seinen Ländern eine ehrwürdige Tradition, und was soll man sich auch da noch mit dem Volk ärgern. Nur für Ausländer ist die Sache tabu, und wenn in der Jugendszene Moskaus oder gar Leningrads allzuviel davon auftaucht oder gar zuviel davon geredet wird, weisen die staatstragenden Kräfte nachdrücklich darauf hin, dass sich derlei doch für Sowjetbürger nicht schickt.

In der Türkei geriet Hanf in die allumfassende Schizophrenie zwischen islamischer Tradition und rabiat westlicher Zivilisierung. Da man ausserdem noch Bündnisgenosse der USA ist, sind die entsprechenden Gesetze schauerlich, und Bhayram Pascha, das übelste Gefängnis bei Istanbul, wurde eigens «für solche Fälle» gebaut, wobei natürlich zwischen Haschisch und Heroin kein Unterschied gemacht wird. Immer wieder kann man von wahren Terrorurteilen gegen Nicht-Türken lesen, die mit ein wenig Hanf in den Taschen erwischt wurden. Und die türkischen Heroin–Grosshändler, die nach irgendwelchen ausländischen Interventionen auch einmal verurteilt werden mussten, stürzen sich etliche Male pro Woche mit ihren Wärtern in das bescheiden gewordene Nachtleben am Bosporus, um am Morgen wieder einzusitzen. Daran hat auch das Militärregime nichts geändert, und auch Haschisch kursiert wie eh und je und überall in der Türkei.

Überall in Mittelanatolien leuchten im Sommer die grünen Felder, vorzugsweise auf der Höhe von Konya, im Südraum der grossen Seen. Fragt man die Bauern, ist das Zeug natürlich nur zur Fasergewinnung gut, und einer will mir gar einreden, Haschisch würde aus ganz, ganz anderen Pflanzen hergestellt. Tatsächlich ist Hanf das gute Geschäft der Mittelbauern – Grossgrundbesitzer haben sich schon längst auf Mohn umgestellt.

Auch in Istanbul sind die Grossen natürlich mehr an Heroin interessiert. Im berühmt-berüchtigten Hotel Anadolu, nahe beim nicht weniger bekannten Puddingshop, sind Warenproben verschiedenster Hersteller in Schraubgläsern gleich bei

des – nach einer Rekordernte im Sommer – nach verlässlichen Schätzungen 700 bis 800 Tonnen des in einschlägigen Kreisen geschätzten «roten Libanesen» auf den Markt werfen und dafür zwischen 450 und 500 Millionen libanesischen Pfund (zwischen 250 und 300 Millionen Mark) kassieren.

Bester Kunde sei hier Ägypten. Der Rest wird nach Europa eingeschmuggelt, vor allem in die Niederlande.

Einer der Gründe für die «gestiegenen Selbstkosten», die jetzt die Bauern geltend machen, ist die syrische Armee: Die Soldaten haben oberhalb des Dorfes Yammouneh ein Wasserreservoir Beschlagnahmt. Wer sein Haschisch-Feld bewässern will, muss zahlen.

(Süddeutsche Zeitung, 3.11.1979)



Gerhard Seyfried, Invasion aus dem Alltag, Berlin 1981

Die sowjetische Armeeführung sieht sich vor einem für sie völlig neuen Problem: Die in Afghanistan stationierten Sowjetsoldaten decken sich in grossen Mengen mit Rauschmitteln und Schmerztabletten ein. Drogen sind auf dem schwarzen Markt in Afghanistan leicht und billig zu kaufen. Westliche Diplomaten in Kabul glauben Belege zu haben, dass der Rauschgiftschmuggel in die Sowjet-Union seit der Invasion sehr stark zugenommen hat.

(Der Spiegel, 26.1.1981)

Wie haben Sie den Stoff bekommen?
Wir haben es bei den Afghanen gekauft.
Wieviel verdienen Sie?
Neun Rubel.
Wie können Sie Haschisch kaufen?
Wir verkauften den Afghanen jede Sorte Ausrüstungsgegenstände – Ersatzteile für Lastwagen, Benzin, Militärmaterial. Die Patronen waren am meisten beliebt.(...)
Juri Grigoryevich Povarnystin, Unteroffizier, 19 Jahre alt, Russe

Rauchte man viel Haschisch in Ihrer Einheit?
Ja.
Wie haben die Offiziere das zu verhindern gesucht?
Man rauchte heimlich, und die Offiziere hatten keine Ahnung.(...)
Wie fanden Sie Haschisch?
Kinder kamen uns sagen, welche Ersatzteile sie wollten, oder wieviel Benzin oder Knete. Wenn wir uns einigten, machten wir ein Treffen aus; sie brachten das Haschisch mit, und wir das, was sie gefordert hatten.
Wieviel Haschisch gab es für fünf Groschen?
Ungefähr einen halben Finger.
Mahomet Kuli Yazkuliev, Gefreiter, 19 Jahre alt, Turkmene
(aus: Libération, 29.12.81)

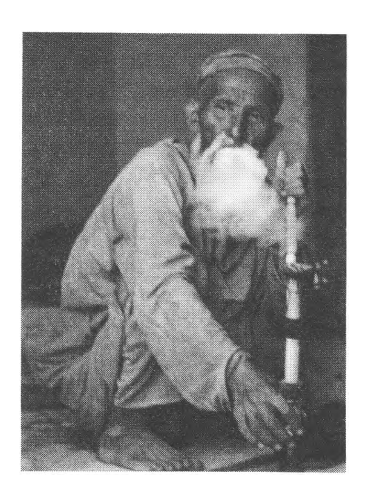
der Rezeption ausgestellt, während Haschisch kaum erhältlich ist. Das hat dafür fast jeder Bosporus-Schiffer in seiner Tasche, doch das wird nur mit Freunden geteilt – die Zeiten sind unsicher. Woher der Stoff für verschiedene religiöse Zeremonien kommt, beispielsweise für die Jungen bei der Beschneidung, weiss natürlich auch niemand.

Am Blumenbazar, wo man sich abends immer noch trifft, um Bier zu trinken und die zahllosen Naschereien zu fressen, haben die alteingesessenen Gauner ein neues Spiel für ahnungslose Touristen entwickelt, hinreissend schön wie ein türkischer Film. Einer winkt mit einem Stückchen Haschisch und verdreht selig die Augen. Wer dieser Einladung folgt, wird stets an dieselbe Stelle zwei Strassenecken weiter geführt – ein Trafohäuschen mit überwältigendem Rundblick auf die Stadt und umwerfendem Pissgeruch. Dort schreiten dann zwei als Polizisten kostümierte Kollegen zur Verhaftung, und nun geht's ans Bargeld.

Der Trick ist billig, aufwendig und leicht durchschaubar. Da ausserdem das Leben hart ist, lauern mehrere Teams auf Kundschaft, und eines soll sogar mit echten Polizisten arbeiten. Trotzdem werden nur zwei, drei Dumme pro Abend erwischt, meist auch sonst unschuldvolle Deutsche.

Auch in der Provinz wird versucht, aus unerfahrenen Touristen Kapital zu schlagen. Die Polizei weiss ja genau, wo gekifft wird, und da genügt schon ein Hinweis auf die bekannt strengen Gesetze, ein paar Banknoten flattern zu lassen.

Einige Ecken von solchen Stätten des Unglücks entfernt, sitzen dann immer freundliche Türken, und wer auch zu ihnen freundlich ist, wird selbstverständlich zu einigen Zügen aus der voluminösen Zigarette eingeladen. Das hat ja schliesslich Tradition, sagen sie und seufzen dann, dass die Zeiten ganz allgemein nicht besser geworden seien.



Der Fall machte Schlagzeilen: «Deutsches Mädchen soll gehängt werden.» Im «Hasch-Prozess von Izmir» wurden am 14. Dezember 1976 die 17jährige Angela W. aus Wiesbaden und ihr drei Jahre älterer Bruder Angelo von einem türkischen Gericht wegen Rauschgiftschmuggels zum Tode verurteilt. Nur wegen des Alters der beiden Angeklagten wandelten die Richter das Urteil später in Freiheitsstrafen um: 16 Jahre und acht Monate für das Mädchen und 30 Jahre für ihren Bruder. Erst als Angelo W. in der Berufungsinstanz allein die Schuld auf sich nahm, kam das Mädchen im Frühjahr 1977 frei.

Der junge Wiesbadener sitzt seit fünf Jahren hinter türkischen Gefängnismauern – ohne Sprachkenntnisse und nur selten besucht von seiner Familie. Diplomatische Bemühungen, den jungen Mann in eine deutsche Haftanstalt zu überführen, wurden bisher von der türkischen Regierung zurückgewiesen. Angelo Winkler hofft jetzt auf ein «Gesetz über die internationale Rechtshilfe in Strafsachen», das zur Zeit von der Bundesregierung vorbereitet wird.
(Stern, 7.1.1982)

4. GÖTTERATEM, SLUMGESTANK

Feuerdampf

Globalvorstellungen von Kontinenten sind zumal im deutschen Sprachraum zählebig. Abgesehen davon, dass in letzter Zeit Asien von der Wundertüte zum Armenhaus der Erde degradiert wurde, blieb alles beim alten Klischee, beispielsweise Amerika der Kontinent der unbegrenzten Möglichkeiten. Und bei Afrika, «Schwarzafrika» wohlgemerkt, zieht sich durch die Schilderungen der Forschungsreisenden, Kolonialisten, Nazis, Touristen und Nachrichtenmagazine ein unendlicher, in diesem Falle schwarzer Faden: überwältigende Natur, unerschöpfliche Rohstoffe und mehr oder minder geduldige Neger, ausserdem noch Giraffen, Elefanten, Zebras und rätselhafte Rituale.

Dieses Bild ist älter als der weisse Kolonialismus und findet sich schon bei den alten Ägyptern. Die Römer hielten es auch nicht anders und später die Araber. Stets waren die begehrtesten Rohstoffe Gold, Elfenbein und Sklaven, obgleich der Prophet den letzteren Handelsartikel nicht sehr schätzte. Zum Warensortiment kam Kaffee hinzu, später Diamanten, Uran und Erdöl, während der Posten Sklaven aufgelassen wurde. Nur in Südafrika gibt es ihn noch, modifiziert unter dem Markenzeichen Apartheid. Die Geschichte des «schwarzen Kontinents» ist die finstere von unendlich langer und ebenso skrupelloser Ausbeutung, und will man den Büchern glauben, kam mit einem der vielen Räuberschiffe auch der Hanf auf den Erdteil.

Brian M. du Toit von der Universität Florida hat in den letzten fünfzehn Jahren nachzuweisen versucht, wie dies geschehen sein könnte. Dabei ging er davon aus, wie die Sache bei den einzelnen Stammesgruppen Südostafrikas heisst: Bangi auf Sansibar und in Kenya und so ähnlich auch noch nordwestlich des Tschad. Lubange heisst sie in Namibia, und südlich davon mbange, mbanji, mbhanzhe undsoweiter. Damit war für ihn klar: das waren die Inder, die ja tatsächlich in Südostafrika eine beachtliche Minderheit vorwiegend von Kaufleuten stellen, und der Hafen, durch den Hanf nach Afrika kam, sei eben Sansibar gewesen. Und wenn's schon nicht die Inder waren, dann eben die Araber.

Kulturwanderungstheorien haben immer etwas verlockendes, und als gute Christen sollen wir ja auch glauben, unsere ganze Erde sei von einem einzigen Menschenpaar bevölkert



Sitten im Laufe der Zeit

«Den Inhalt deines Schreibens an mich, den König, habe ich zur Kenntnis genommen. Daraus erfahre ich, dass du mit deiner Truppe bis ins Land Imam vorgedrungen bist.

Weiter erfahre ich aus deinem Brief, dass du einen Zwerg mitführst, der die Gottestänze im Märchenland tanzt, einen Zwerg, der jenem ähnlich sein soll, den der Gottesschatzmeister Baurded zur Zeit Aosis' aus Punt mitgebracht hat. Du berichtest meiner Majestät ferner, dass noch niemals durch irgend einen Diener Gleichwertiges heimgebracht wurde.

Bringst du den Zwerg lebendig, heil und gesund zu meinem Palast, dann wird dich meine Majestät mit weit grösseren Ehrungen bedenken, als sie dem Schatzmeister zur Zeit Aosis' zuteil wurden. Darum ermesse, wie gross meiner Majestät Sehnsucht ist, diesen Zwerg zu sehen.»

(Der Pharao Nefrkare an seinen Feldherrn Herihuf, um 2300 v.Chr.)

worden, aus dem Garten Eden bekanntlich. Gegen sie lässt sich mühelos die Veränderung der Benennung in unseren Breiten während der letzten Jahre stellen: eines schönen Tages hiess unser guter, alter Hanf plötzlich spanisch-mexikanisch Marihuana, und seit einigen Jahren sagt man lateinisch Cannabis. Wer daraus schliessend Spanier und Römer verantwortlich machen möchte oder in Afrika Inder oder Araber, möge bedenken, dass auch die Sprache Moden unterliegt.

Der Arabist Neville Chittik erwähnte zu dieser Theorie 1965 die vielen arabischen Siedlungen entlang der afrikanischen Ostküste, die zwischen 1000 und 1300 entstanden und schwunghaften Handel mit den Bantus im Hinterland trieben. «Und das ist ja auch die Zeit, in der Cannabis von Indien über Persien westwärts bis Ägypten vordrang.»

Dagegen spricht Handfestes. In den letzten zwanzig Jahren wurde eine Reihe eisenzeitlicher Siedlungen im Zambezi-Tal ausgegraben. Zu den häufigsten Gebrauchsgegenständen jener Zeit gehörten voluminöse Tonpfeifen. Sie wurden nach allen Regeln der Kunst untersucht. Der Radiokarbon-Test ergab als Verwendungszeiten die Jahre 185 bis 300, dünnschicht-chromatographische Untersuchungen zeigten, dass aus ihnen Hanf geraucht wurde. 1971 veröffentlichte J.C. Dombrowski, was er in der Lalibela-Höhle der äthiopischen Provinz Begemeder ausgegraben hatte. Zwei schöne, noch hanfgefüllte Pfeifen aus der Zeit um 1320 gehörten dazu. Ein halbes Jahrhundert jünger sind äusserst voluminöse Pfeifen vom Ufer des Tana-Sees und eine sehr elegante aus Liberia. Eine ganze Kollektion Rauchgeräte wurde schliesslich bei Brandberg in Süd-west-Afrika gefunden, hergestellt zwischen 1590 und 1720.

Hanf war demzufolge schon lange in das gesellschaftliche Leben ganz Afrikas integriert, und die ältesten Pfeifen waren schon vor den ersten Arabern geraucht worden. Und diese Eigenart des Rauchens – Muslims bevorzugten damals Majoun, Inder Bhang – scheint wie die Pfeifen eine afrikanische zu sein. Es war wohl kein Import nötig – nahezu alle frühen Reiseberichte erwähnen überall in Afrika den üppig wildwachsenden Hanf, und die Äthiopier glaubten, er sei die erste Pflanze nach der Sintflut gewesen.

Die einzige Ausnahme schein Südafrika zu machen, wo Hanf kultiviert und gegessen wurde. 1658 berichtet der erste Platzhalter der Holländischen Ostindien-Companie am Kap, eine Pflanze namens «Daccha» werde von den Einheimischen als trockenes Pulver gegessen. Sein Landsmann Orel Dapper wurde zehn Jahre später schon ausführlicher: Die Kaffern oder Hottenttotten betrieben nur Viehzucht und keine Landwirtschaft «ausser eine bestimmt wirkende Wurzel, die sie Dacha nennen und essen, um betrunken zu werden». Ähnliche Beobachtungen notierten gleichzeitig auch die Briten, und



«Jolly Nigger Bank», Gusseisen, emailliert, h 16 cm, USA 1865

Schweinfurth kannte die alten griechischen Quellen der Sage, und er sass nun am Hofe des Königs Munsa in einer Gegend, die wahrscheinlich der Schauplatz der uralten Mythe gewesen war. Immer wieder erkundigte er sich bei den Nubiern und Mangbattu nach den Zwergen, aber er bekam keinen zu Gesicht.

Schliesslich teilte *Schweinfurth* seinen Kummer seinem nubischen Freund mit, dem Elfenbeinhändler Mohammed. Und eines Tages erschien dieser unter dem lauten Geschrei der mitlaufenden Eingeborenen im Lager der Expedition mit einem sich heftig sträubenden Zwerg auf den Schultern. Er hatte ihn bei Munsa überrascht, kurzerhand gegriffen und fortgeschleppt. *Schweinfurth* hatte die Lösung eines uralten Geheimnisses vor Augen.

(Georg Schweinfurths Afrika-Expedition, 1869, aus: Im Herzen von Afrika, Leipzig 1878)

Die Verbreitung des Cannabinismus in Afrika.

In Bornu scheint das Hanfrauchen keine oder nur eine sehr kleine Stätte gefunden zu haben.

Vereinzelt mag an der afrikanischen Westküste die Leidenschaft dafür vorherrschen. Deutlicher wird sie in den Gebieten, in denen Kongoneger wohnen, z.B. in Liberia am Messurado River, im Grassteppengebiet von Oldfield, am Junk River, am Fisherman Lake, in der Nähe von Grand Bassa. Sie rauchen die frischen Blätter, aber auch trockene. Die kultivierte Heilpflanze nennen sie «Diamba». Die Pfeife besteht aus einem Flaschenkürbis, dessen offenes Stielende als Mundstück dient und an dessen dicker Bauchseite sich ein Loch befindet, auf welchem der aus Ton geformte Pfeifenkopf sitzt.

Am unteren Ogowe rauchen die Ininga Hanf, während die benachbarten Fan dies nicht tun.

An der Loangoküste wird Hanf aus Wasserpfeifen geraucht. Es sind Blätter und Samen, die, wie ich sie besitze, in dicke, lange wurstähnliche Rollen mit Basthülle verpackt, gehandelt werden. In Angola verhalten sich die verschiedenen Stämme nicht gleichmässig gegenüber dem Hanfrauchen. Während es z.B. bei den Ngangela selten geübt wird, betreiben es die Tjivokve leidenschaftlich in Wasserpfeifen. Weiter südlich gelangt man in eine Zone, in der das Hanfrauchen zu einer Volksgewohnheit geworden ist. Dies gilt von den Bergdammara im Nama- und Dammaraland, den Ovambo und in noch höherem Masse von den Hottentotten, Buschmännern, Kaffern. Das Glück eines Kaffers besteht darin, den ganzen Tag auf dem Rücken zu liegen und gelegentlich ein paar Züge des Hanfs, der Dacha, zu rauchen. Zulukaffern legen eine Handvoll davon auf die Erde, darauf ein Stück brennenden Mistes, beides decken sie mit Erde zu, und legen sich einer nach dem anderen auf den Bauch und tun ein paar Züge, denen stets ein starker Hustenanfall und Speichelfluss folgt. Statt dieser Erdpfeife benutzt man auch häufig Kuduhörner oder andere Gehörne oder Kalabassen als Wasserpfeife. Mit gewöhnlichen Tabakpfeifen vollzieht sich die Verwendung bei den Buschmännern. So rauchen die Heigum, d.h. Leute, die im Busch schlafen, den selbstgebauten Hanf, der gleichfalls Heigum (Haium) heisst. Er bringt den Schlaf im Busch. Ebenso leidenschaftlich rauchen Auin-Männer und -Frauen den Hanf, der von Kaffern in Oas und Betschuanen in Chansefeld, wohl auch von weissen Farmern angebaut wird und durch Tauschhandel zu ihnen kommt. Anbau und Verbrauch finden sich weiter ausgedehnt in Süd-Zentralafrika, z.B. Mambunda, Matabele und Rhodesia, im Zambesigebiet, z.B. bei den Makololo, wo ebenso wie bei den Batoko Hanf oder Hanfrauchen als «muto kwane» bezeichnet wird, ferner in Mozambique – in Quelimane heisst Hanf «ssrúma» oder «dumo» – und im Kongogebiet.

Auch Ostafrika – mit Ausnahme des Zwischenseengebietes – weist reichlich das Hanfrauchen auf. Schon östlich vom Tanganjika-See beginnt es. Die Wanyamwesi bauen überall die Pflanze. Sie rauchen aus der Kalabassen-Wasserpfeife und schnupfen auch Haschisch. Sie nennen die Pflanze «njemu». An der Küste, z.B. in Khutu und Usegua wird sie reichlich gepflanzt. Die Länder um den Victoria-See sind starke Verbrauchsgebiete für den Hanf, so z.B. Usukuma, die Landschaft Ututwa, Uganda, Kawirondo, Karagew, Ukerewe. Die Wassinyanga, Waschaschi, die Neraleute pflanzen und rauchen das Genussmittel stark, während es in manche Gebiete Ostafrikas, so auch z.B. an der Tangaküste, wenig Eingang gefunden hat. Reichlich begegnet man ihm wieder bei den Nyam und in Kordofan, wo es, obschon verboten, auf den Märkten gefunden wird.

(Louis Lewin, Phantastica, Leipzig 1924)

Titel einer Missions-Zeitschrift, 1889



Über Buschleute

Zufrieden und glücklich hocken sie um das Feuer, schmatzen vor Wohlbehagen und lecken die Finger ab. Gierig haben sie das halbgebratene Fleisch verschlungen. Nun stopfen sie noch einen Haufen gerösteter Knollen hinterher. Sie essen solange, bis nichts mehr übrig ist. Wenn die Mahlzeit vorbei ist, sitzen die Alten noch eine Zeitlang zusammen, rauchen aus ihren Tonpfeifen und unterhalten sich über die Ereignisse des Tages. Aber das junge Volk vereinigt sich lärmend zum Tanz. Man klatscht in die Hände, und Rasseln aus Insektenkokons machen die Begleitmusik. Unermüdlich bewegen sich Tänzer und Tänzerinnen, jeder für sich im Schritttanz hinter dem andern her, bis in die späte Nacht hinein. Bei Tanz und Musik sind alle Strapazen des Tages schnell vergessen.

Im Kampfe gegen Hottentotten, Kaffern und Weisse war der Buschmann freilich auf die Dauer unterlegen. Er kannte keine Disziplin, welche die zersplitterten Gruppen seiner Rassegenossen hätte zusammenrufen und zur Verteidigung einsetzen können. Auch kennzeichneten seine ganze Lebenshaltung und seine einfachen Waffen ihn von vornherein als Verlierer.

(Paul Kunhenn, Pygmäen und andere Primitivvölker, Stuttgart 1952)

was nun diese Pflanze Dagga war, wurde nie erläutert. Das Geheimnis lüftete erst 1796 La Vaillant, der ausserdem eine Veränderung der Konsumgewohnheiten bemerkte: «Sie rauchen die Blätter einer Pflanze, die sie Dagga nennen. Diese Pflanze ist keine Besonderheit, sondern der Hanf Europas».

In der folgenden Zeit entwickelte sich Hanf auch zu einem beliebten Handelsartikel. Kunden waren die Buschleute, die noch auf der Kulturstufe der Jäger und Sammler lebten. Auch die christlichen Missionare wollten da nicht zurückhalten. 1824 beschrieb der Berufsreisende William Burchell den Garten einer Missionsstation bei den Khoikhoi, wo «gewöhnlicher Hanf» gezogen wurde, «um als Geschenk an Buschleute gegeben zu werden». Die frühen Kolonialisten machten's ihnen nach. 1868 berichtete Gustav Fritsch: «Die Europäer verwenden nur selten Dagga, doch sie kultivieren es in ihren Gärten für ihre Diener. Ausserdem machen sie sich damit die Viehzüchter und Jäger dienstbar, und die letzteren wurden hervorragende Schafhirten.»

Auch in Südwestafrika wurde Hanfbau nicht der Fasergewinnung wegen betrieben. Vor allem die Damara kultivierten die Pflanze, so Charles John Anderson 1856, «nur wegen der Blätter und Samen», und dabei blieb es, denn Stow berichtet 1905, dass «sie damit einen schwungvollen Handel mit den Ovambo-Stämmen betreiben, von denen sie Kühe, Ziegen, Kupfer und Eisen im Tausch gegen Dagga bekommen, denn Dagga war das Geld der Bergdama, für das sie alles kaufen konnten».

Wie es scheint, war für die Kolonialisierung Südafrikas kein Feuerwasser oder Opium nötig.

Will man den alten Reiseberichten glauben, erreichte der afrikanische Hanf seine erstaunlichsten Qualitäten in den jeweils zehn Breitegraden um den Äquator. Zu einer innerafrikanischen Handelsware brachte er es nicht – er wuchs einfach wild, und erst in den letzten Jahren gelangt er über verschiedene Routen auch in unsere Breiten. Wodurch wagemutige Experimentatoren Gelegenheit bekommen, an sich jene Erlebnisse nachzprüfen, die den Entdecker der Viktoria-Fälle David Livingstone um 1860 so befremdeten.



Herr Livingstone nimmt ungeheure Strapazen auf sich, um sich dann auch noch über die rauchenden Neger zu ärgern

Herr Livingstone wundert sich:
Wir hatten ausgiebig Gelegenheit, die Auswirkungen dieses Matokwane-Rauchens auf unsere Männer zu beobachten. Es gibt ihnen das Gefühl, körperlich sehr stark zu sein, doch hat es die genau entgegengesetzte Wirkung auf das Gehirn. Zwei unserer besten jungen Männer wurden zu eingefleischten Rauchern – und zum Teil idiotisch. Die Verrichtungen einer Gruppe von Matokwane-Rauchern sind etwas grotesk; man bringt ihnen eine mit reinem Wasser gefüllte Kalabasse, ein gespleisstes, fünf Fuss langes Bambusrohr und die grosse Pfeife, die über eine grosse Kalabasse oder das Horn eines Kudus verfügt, als Wasserrohr, durch das der Rauch in der Art des Nargilehs in den Mund gezogen wird. Jeder Raucher nimmt ein paar Züge, wobei der letzte besonders tief ist, und gibt die Pfeife an seinen Nachbarn weiter. Er scheint den Rauch zu schlucken; denn gegen die konvulsiven Bewegungen von Muskeln, Brust und Kehle ankämpfend, nimmt er einen Schluck Wasser aus der Kalabasse, wartet ein paar Sekunden und lässt dann Wasser und Rauch aus seinem Mund in die Rille des Bambusrohrs laufen. Der Rauch bewirkt bei allen heftiges Husten und bei manchen eine Art Euphorie, die sich in einem schnellen Strom von bedeutungslosen Worten oder kurzen Sätzen wie «es wächst das grüne Gras», «es gedeihen die fetten Herden» oder «es schwimmen die Fische» äussert.

Die Bakotas dieser Gegenden sind sehr heruntergekommen in ihrer Erscheinung und werden sich wohl kaum erholen, weder körperlich noch geistig, solange sie so sehr dem Rauchen des *matokwane* verfallen sind. Dieses verderbliche Kraut wird von allen Stämmen im Innern des Landes weitgehend benutzt. Es bewirkt eine Art Verzückung, und Sebituanes Soldaten setzen sich hin, um davon zu rauchen, sobald sie ihrer Feinde ansichtig werden, damit sie einen wirkungsvolleren Angriff unternehmen können. Ich konnte den jungen Makololo nicht davon abhalten, das Kraut zu gebrauchen, auch wenn sie keinen alten Mann in der Sippe nennen können, der dieser Sucht verfallen gewesen wäre. Da ich es selbst nie versucht habe, kann ich die angenehmen Wirkungen, die es haben soll, nicht beschreiben. Manche sehen alles, als würden sie von der verkehrten Seite in ein Teleskop schauen; andere heben ihre Füsse, wenn sie über einen Strohhalm hinwegschreiten, als würden sie über einen Baumstamm steigen. Die Portugiesen in Angola glauben derart an dessen schädliche Auswirkungen, dass der Gebrauch davon durch einen Sklaven als Verbrechen gilt.

(David Livingstone, Narrative of an Expedition to the Zambesi and its Tributaries, London 1865)

Götteratem

Wieweit Hanf in die Riten der einzelnen Stammesgruppen eingebunden war, ist leider nie untersucht worden, und heutige ethnographische Anstrengungen ähneln den Versuchen, aus Knochensplittern ein Lebewesen zu rekonstruieren. Das lag zunächst einmal daran, dass die ursprünglichen Völker keine Geschichtsschreibung betrieben, und dass die Weissen, unter deren Fuchtel sie ja allesamt gerieten, nur ein Interesse an ihrer Verwertbarkeit hatten. Zu diesem Zweck wurde auch am Rande etwas von Kultur notiert, aber doch stets mit dem Befremden eines unendlich überlegenen Herrenvolks. Zusätzlich herrschte zu jener Zeit, als Afrika von seinen Ausbeutern bis in den letzten Winkel durchstreift wurde, in den europäischen Machtzentralen die Moral des Viktorianismus – so prüde, dass Dessous nur «die Unaussprechlichen» hiessen und über Rausch nur bekannt war, dass es den gelegentlich bei Proletariern gab. Natürlich gab es als Begleiterscheinung die florierendste Pornoproduktion seit Erfindung des Buchdrucks und ein Drogenangebot, wie es nie wieder über die Menschheit hereinbrach, aber darüber sprach man nicht, und daran hielten sich auch die viktorianischen Forschungsreisenden.


Pfeifenkopf der Batua

Höchstens dass sie Rauschmittel mit moralischem Nasenrümpfen erwähnten, wie eben Livingstone, aber ihre Bedeutung im Gesellschaftsleben war kein Komma wert. Zugegebenermassen reiste man ja nicht aus kulturellem Interesse, sondern als Vorhut der Militärs und Kaufleute, die den soeben entdeckten Kulturen dann den Rest gaben.

Unter diesen Voraussetzungen sind die Berichte der deutschen Zentral-Afrika-Expedition unter der Leitung Hermann Wissmanns zwischen 1883 und 1885 eine unschätzbare Kostbarkeit.

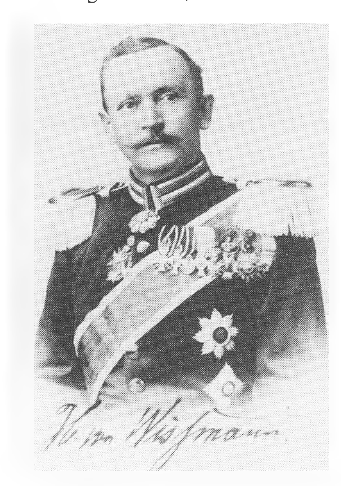
Herr Wissmann nähert sich dem Hanfvolk

Vor diesem «Palast» befindet sich ein grosser freier Platz, die Kiota, wo sich die Männer zu den Berathungen und dem gemeinschaftlichen Hanfrauchen einfinden. Hier sind bereits alle eifrige Söhne des Hanf- – Riamba in der Balubasprache – Cultus. Fast in der Nähe einer jeden Hütte finden wir Hanfculturen. Auf der Kiota liegen die grossen Riambapfeifen, die wie die Kalabassen aus Flaschenkürbissen (Cucurbita maxima) angefertigt werden und nicht selten 1 m Umfang messen.

Am 13. November komme ich nach sechsstündigem Marsch nach Mulamba-Kambulu-Bena-N'gansa, einem Dorf von fast 300 Häusern, ich sage absichtlich Häuser, denn die Wohnstätten weichen so erheblich von den bisher passirten Hütten ab, dass man sie mit dem Ausdrucke Häuser benennen kann. Die Bewohner machen einen sehr guten Eindruck. Sie sind freundlich und entgegenkommend und durchaus bescheiden in ihren Forderungen. Hanf-, Mais- und Erdnusspflanzungen umgeben jedes Haus.

Die Männer beschäftigen sich Tag und Nacht mit Hanfrauchen, dabei fürchterlich brüllend, was meinen vom Fieber noch angegriffenen Nerven eine recht unangenehme Empfindung verursacht. Den Weibern bleiben die Arbeiten überlassen, nur die Herstellung der Mabelestoffe liegt lediglich den Männern ob.

Auf der Kiota, dem Marktplatz, begrüsste mich Sangula-Meta, die Schwester Kalamba's, und Kalamba-Muana, der Thronfolger. Erstere ist die Priesterin des Hanfes. Ihre Bewillkommnung bestand darin, dass sie mir Stirn und Hände mit Hanfasche einrieb und mir dann mit weissem Thon, Pemba genannt, einen Strich auf den Rock machte. Unsere Unterhaltung wurde durch Kassongo, den Sohn eines gleichnamigen Bruders von Kalamba, etwas gestört. Derselbe erschien, um in mir Dibue-Tosselle, seinen von ihm ermordeten Onkel, zu begrüssen und mich seiner Freundschaft zu versichern. Seitdem nämlich das Hanfrauchen als Cultus bei den Baluba zuerst durch den östlich vom Muansangomma wohnenden Häuptling Muamba-Putu eingeführt ist, soll sich auch



der Glaube an eine Art Seelenwanderung ausgebildet haben. Eine grosse Pfeife wurde angeraucht und ging im Kreise herum. Auch wir mussten, um die junge Freundschaft zu besiegeln, kräftig mitrauchen.

Der Häuptling Kalamba-Mukenge konnte vor Ungeduld kaum den Tag erwarten, an welchem wir seinen Besuch entgegennehmen wollten. Es wurden allerlei Vorbereitungen dazu getroffen. Einige unserer Leute waren mit rothem Fes und weissen Matrosenjacken uniformirt, das von *Herrn Krupp* geschenkte Geschütz war aufgestellt und die Grashütte Wissmanns, mit Flaggen und Gewehren ausgeschmückt, als Empfangssalon hergerichtet.

Immer mehr schwoll die lärmende Menge bewaffneter, mit Federn geschmückter Krieger, Weiber, Mädchen und Kinder bunt durcheinander an. In der nächsten Umgebung Kalambas befanden sich als hervorragende Persönlichkeiten sein «Minister» Kakoba, sein präsumtiver Nachfolger in der Herrschaft Kalamba-Muana und der Häuptling Tschingenge. Sangula, in der Hand einen Büschel grünen Hanfes, beschloss den Zug mit 15 singenden jungen Mädchen. Um unsern Freundschaftsbund zu besiegeln, hatte er sich auch bereit erklärt, mit uns «Kischila» zu trinken, welches zur Blutsbrüderschaft verpflichtet. In Gegenwart der Betheiligten wurde zu diesem Zwecke statt des sonst üblichen Wassers von uns eine halbe Fla-

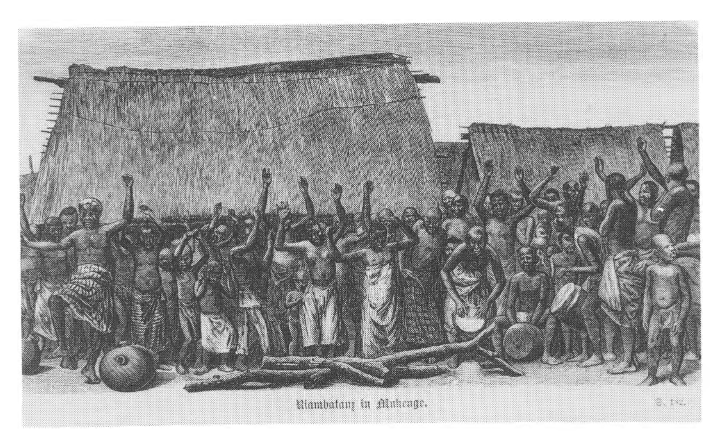
sche Cognak erwärmt; in diese sollte jeder von uns und Kalamba nach der bestehenden Vorschrift einige Tropfen Blut fallen lassen, als Kalamba-Muana plötzlich in einer langen Rede Folgendes erklärte: «Wenn wir gegenseitig nach alter Sitte unser Blut trinken, wird das Volk sagen, wir seien keine Söhne des Riamba mehr, sondern blutdurstig geworden. Das Feuer ist die höchste Macht der Erde, und Riamba (Hanf) das einzige Mittel für Gesundheit und Leben! Wenn wir Kischila nun vom Feuer mit Riamba trinken, so ist dies unverbrüchlich. Wer es dann wagen wird, sein Wort zu brechen, der wird vom Feuer vertilgt werden, dem wird kein Feuer mehr brennen und leuchten und Riamba nicht mehr helfen. Ohne Feuer kann aber niemand das Eisen bearbeiten, ohne Eisen kann niemand seine Felder bebauen oder ein Haus errichten, ohne Riamba kann kein Mensch auf Erden leben, somit muss sich jeder hüten, das Feuer und Riamba durch seinen Wortbruch zu erzürnen!»

Wir gingen gern auf diesen Vorschlag ein, mit dem sich auch Kalamba und Sangula einverstanden erklärten. Letztere als Riambapriesterin streute dann selbst einige Hanfkörner in den kochenden Cognac, von welchem jeder von uns und den anwesenden höchsten Häuptlingen trank. Kalambas Schicksal war nun an das unserige gekettet.

Aus der Beschreibung des Stammes:

Die Alten waren nicht damit einverstanden, dass die Nachbarvölker zu ihnen kommen sollten, und wurden schliesslich theils getödtet, theils vertrieben. Es gab dann einzelne entfernt liegende Ortschaften, in denen nun diese geflüchteten betagten Männer und Frauen lebten.

Nach diesem Kriege war die Macht Kalamba-Mukenges immer mehr gewachsen. Er hatte sich



Riambatanz in Mukenge.

die benachbarten Häuptlinge unterworfen und tributpflichtig gemacht und strebte danach, sein neubegründetes Reich auch im Innern zu befestigen und lebensfähig zu machen.
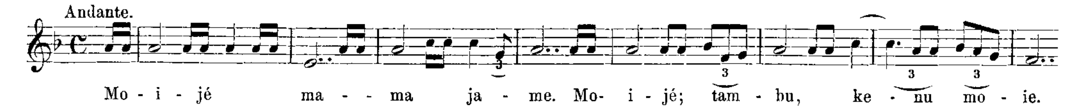
Rechtliche Grenzen zwischen Mein und Dein wurden gezogen, Mord mit dem Tode bestraft, fremde Händler sollten in Lubuku, d.h. Land der Freundschaft, wie das Reich Kalambas genannt wurde, frei und ungehindert verkehren dürfen.

Mit Gewalt wurde nun der von Osten eingeführte Riambacultus, welcher in Sangula-Meta, der Schwester Kalamba's, seine eifrigste Priesterin fand, verbreitet. Sie sowohl als ihr ebenfalls geistig hochstehender Bruder hatten die Überzeugung gewonnen, dass eine Art Staatsreligion das beste Mittel sein würde, um die wilden, zügellosen Baluba, welche bis dahin an keinerlei Ordnung gewöhnt waren, zu vereinigen und zusammenzuhalten. Die alten Fetische und Zaubermittel wurden auf Befehl Kalambas zerstört und öffentlich verbrannt. An ihre Stelle sollte Riamba (Hanf) als Universalzauber- und Schutzmittel gegen alle Unbilden treten und ein geheiligtes Symbol des Friedens und der Freundschaft werden.

Die Anhänger Kalambas nennen sich daher auch Bena-Riamba, d.h. Söhne des Hanfs, und begrüssen sich gegenseitig mit «Moio», was Leben und Gesundheit bedeutet. Das Hanfrauchen ist ihnen zur Pflicht gemacht. Alle Feste werden mit Riambarauchen gefeiert, bei der Riambapfeife, die gewöhnlich aus einem grossen Flaschenkürbis angefertigt ist und nicht selten 1 m Umfang misst, werden Freundschaftsbündnisse geschlossen und die wichtigsten Geschäfte abgewickelt. Hat jemand sich eines Vergehens schuldig gemacht, so wird er zu einer bestimmten Anzahl Pfeifen Hanf verurtheilt, die er unter Aufsicht oft bis zur Bewusstlosigkeit rauchen muss.

Die Riambapfeife begleitet den Mann auf Reisen und in den Krieg. Ist er ermüdet, abgespannt und hungerig, so genügen einige Züge aus derselben, um ihn zu erneuter Thätigkeit anzufachen. An jedem Abend vereinigen sich die Männer auf der Kiota, dem Hauptplatze inmitten der Ortschaft, um Hanf zu rauchen, und auch die Stille der Nacht wird gewöhnlich von den spastischen Hustenanfällen eifriger Riambaraucher unangenehm unterbrochen.

Wenn auch das mässige Rauchen des Hanfes schon vor dem Riambacultus bekannt war, so es ist doch durch denselben zu der rasenden Leidenschaft ausgeartet, mit welcher es jetzt betrieben wird und die der Mehrzahl eines hochstehenden Volkes ein frühzeitiges Grab gräbt. Ein eifriger Hanfraucher ist oft bereits in seinen besten Jahren lungenkrank, und die Schwindsucht fordert un-



ter den Bena-Riamba zahlreiche Opfer.

Eine besondere Bedeutung hat auch der Riambatanz, der nicht allein bei allen festlichen Gelegenheiten, auf Kriegszügen, sondern auch fast täglich zur Unterhaltung und um den religiösen Eifer zu zeigen, bis zur Erschöpfung getanzt und bei welchem Hanf geraucht wird.

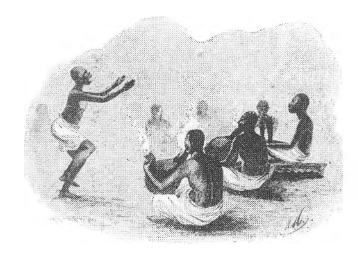
Zur Zeit des Vollmondes wird während der Nacht ebenfalls ein derartiger Festtanz veranstaltet, damit die Feldfrüchte gedeihen mögen. Auch wenn der Häuptling besondere Kriegspläne oder Wünsche hat, lässt er Riamba tanzen. Nach dem Takte grosser Trommeln, die mit den Handflächen geschlagen werden, entwickeln beide Geschlechter in allen Körper-, besonders aber den Hüft- und Schultergelenken, eine geradezu erstaunliche Beweglichkeit.

Während die erhobenen Arme sich fortwährend flatternd bewegen, werden Oberschenkel- und Unterleibsmuskeln so in Thätigkeit versetzt, dass An- und Abspannung derselben unmittelbar ineinander überzugehen scheinen. Bald produciren sich gewandte Solotänzer und -tänzerinnen, bald tanzen aber auch alle zugleich in wildem chaotischen Durcheinander, bis ein Zustand wüster Raserei eintritt.

Gesänge ohne musikalische Basis, die sich nur zwischen wenigen Tönen bewegen und sich infolge ihrer unbestimmten Tonfolge kaum wiedergeben lassen, oft auch nur unartikulirte Laute, dienen zur Begleitung. Ein derartiger Riambatanz, besonders wie er fast allnächtlich in der Nähe des üblichen grossen Holzfeuers auf der Kiota zu Mukenge aufgeführt wird, macht den Eindruck, als ob alle bösen Geister der Unterwelt sich hier gesellig vereinigt hätten.

Die Baluba scheinen durchweg das Bewusstsein zu haben, dass ein höheres Wesen, ein guter Geist (Fidi-Mufullu), ihre Geschicke bestimme und ein böser Geist (Koëmbe) ihnen zu schaden suche. Von beiden können sie sich keine Vorstellung machen, auch konnte eine Erklärung für die Benennung Fidi und Koëmbe nicht gegeben werden. Da sie jedoch das Alter des guten Geistes nicht bestimmen können, nennen sie ihn Mufullu, d. h. alt.

Für die geistige Überlegenheit der Baluba über alle bis da hin berührten Negerstämme, sogar die Angola, spricht, dass sie für alles ihnen Unbekannte eine Erklärung wünschen.



Alle bösen Menschen nennen sie «Bena mupongo» (Bena: Söhne, mupongo: schlecht). Auch die Stelzvögel, besonders Störche und Riesenkraniche, sind den Bena-Riamba eigenthümlicherweise als Unglücksboten unheimlich. Kommen diese einzeln oder gar ein Zug derselben in Sicht, so laufen Männer, Frauen und Kinder zusammen, rufen: «Bena mupongo! Bena mupongo!» und blasen dabei in die mächtigen Riambapfeifen, um so durch die Macht des Hanfes den bösen Einfluss der Vögel unschädlich zu machen.

Kalamba selbst ist der höchste Richter. Alle Streitigkeiten werden durch ihn endgültig entschieden. Leichte und schwere Vergehen werden durch Riambarauchen gestraft. Die Anzahl der Pfeifen wird nach der Höhe der Strafe bemessen und hat in besondern, aber seltenen Fällen den Tod des Verurtheilten zur Folge.

Die Baluba sind ein Volk, das wie wohl kaum ein anderes in Afrika ein dankbares Feld für Missionare bieten würde.

Sie pflegen dem Weissen mit unbegrenztem Vertrauen und Wissbegierde entgegenzukommen, während man gewöhnlich bei andern Negerstämmen das Gegentheil beobachtet.

(Hermann Wissmann, Im Innern Afrikas, 1883–85, Leipzig 1888)

Natürlich ist auch dieser Bericht nur mit Vorsicht zu geniessen. Wäre beispielsweise ein Reisender der Beni Riamba unter ähnlichen Voraussetzungen nach Zentraleuropa gelangt, hätte er möglicherweise die Bayern als «Söhne des Biers» verewigt und einen eigenen Abschnitt dem kultischen Gebrauch des Schnupftabaks gewidmet. Interessant wäre allerdings, wie er das alpine Leiden des Kropfs mit jenem Laster in Verbindung gesetzt hätte. Denn was die Lungenerkrankungen betrifft, besitzen wir noch einen anderen Bericht. Ziem-

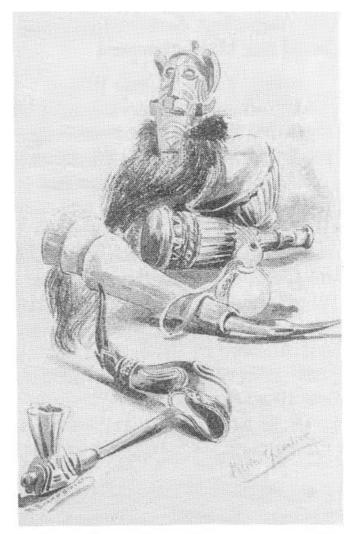
lich gleichzeitig durchstreifte der belgische Arzt und Forscher Arthur Legrosse dieselben Gegenden, ein kolonialer Pionier des späteren Belgisch-Kongo, und auch ihm fiel dieses Phänomen auf. Nach seinen Recherchen wurde der «blutige Husten», wie ihn die Baluba nannten, durch Kaufleute aus dem Küstengebiet eingeschleppt. Nun war Tuberkulose im neunzehnten Jahrhundert die Geissel der europäischen Arbeiterviertel, und sie machte auch vor den Villen der Reichen nicht halt. Auch in den engen Städten der afrikanischen Ostküste wütete sie, und das Äquatorialklima bot für sie ideale Voraussetzungen. Die mangelnde Hygiene und das Fehlen körpereigener Widerstandskräfte förderten eine seuchenartige Ausbreitung der Krankheit, und heute noch ist TBC neben und mit dem Hunger die Plage Zentralafrikas. Dass sich unter diesen Umständen Rauch in der Lunge kaum empfiehlt, ist einsehbar, obwohl Cannabis-Tinkturen in den Ländern der Weissen gerade gegen TBC massenhaft verordnet wurden.

Hinweise auf religiöse Einbeziehungen des Hanfes geben einige Berichte über verschiedene Formen des Konsums, die sehr oft bei denselben Stämmen auftreten. So war bei den Zulus die Ton- und die Wasserpfeife bekannt, ausserdem aber ein kompliziertes Ritual, das uns William Burchell erhalten hat. Bei bestimmten Erkrankungen, die eine «Reinigung der Seele» erforderlich scheinen liessen, wurde zunächst ein Erdaltar gebaut, also ein ca. 40 cm tiefes Loch gegraben, an dessen Rand ein kleiner Wall blieb. In dieses Loch, das den Schoss der Erdmutter symbolisierte, tropfte das Blut eines Opfertiers. Nach dem Opfermahl wurde dieses Loch mit reichlich Hanfblättern gefüllt, darüber kam die vom Mahl übriggebliebene Glut, über die schliesslich die Schüssel des Opfermahls gestülpt wurde. War dann alles mit Erde bedeckt, erinnerte der kleine Hügel an einen Meiler, und bei der abschliessenden Zeremonie wurden an der Seite kleine Löcher gebohrt, durch die der Hanfrauch eingeatmet werden konnte.

Ähnliche Zeremonien sind aus dem westlichen Zentralafrika bekannt, wo diese Art von Rauch «Götteratem» hiess, und sie finden sich, nur geringfügig abgewandelt, in einigen afroamerikanischen Kulten.

Ethnographische Berichte aus Benin vermerken, dass es zumindest vor einigen Jahren noch üblich war, bei bestimmten Anlässen die Ahnenbilder mit Hanf üppig einzuräuchern, und eine solche Figur im Völkerkundemuseum Hamburg trägt ein kleines Beutelchen Hanfsamen um die Taille.

Weniger mit Kult zu tun haben dürften die respektablen Kultgeräte von Pfeifen, die in Nigeria und Ghana immer wieder auf den Trödelmarkt gelangen. Manche von ihnen sind üppig mit Bronzefiguren verziert, tragen gelegentlich auch



Original-Bildunterschrift von Herrn Wissmann: *Industrie* der Lussambo.

Der Geruch von Tradition ...

Kwadwo Diboawoho, 28, hatte sich für den Zoll am Flughafen Köln Wahn etwas Besonderes ausgedacht. Im Koffer des Ghanaers, der einer Caravelle aus Akkra entstieg, befanden sich stinkende halbfaule Fische und Mottenkugeln. Mit den seltsamen Gerüchen konnte er zwar die Haschhunde des Zolls überlisten, nicht aber die Zöllner selbst, denen die Nervosität des Fluggastes aufgefallen war. Sie rümpften nicht einmal die Nase, als sie entdeckten, was unter der Stinkbombe verborgen war: 30 kg Marihuana im Werte von einer Viertelmillion Mark.
(Stern, 24.4.1975)

Fischgestank aus dem Pappkarton eines 31 Jahre alten Afrikaners kam Zöllnern des Flughafens Düsseldorf anrüchig vor. Unter verdorbenem Fisch und angefaulten Früchten entdeckten sie 17 Kilo Marihuana im Schwarzmarktwert von 85 000 Mark. Der vorbestrafte Chemiearbeiter aus Kenia wurde verhaftet.
(Süddeutsche Zeitung, 22.1.1982)

Im westlichen Zentralafrika wird nicht nur Hanf genossen

In den Iboga-Kulten finden auch andere als Rauschdrogen betrachtete Pflanzen Verwendung; sie werden allein oder als Zutaten zu Tabermanthe iboga benützt. Cannabis sativa – hier Yama oder Beyama genannt – eignet sich zum Rauchen, nachdem eine kleine Dosis eingenommen worden ist. Häufig stösst die Pflanze aber als nicht landesübliches Gewächs auf Ablehnung. In Gabun isst man gelegentlich Cannabisharz mit Iboga zusammen.

(R. E. Schultes/Albert Hofmann, Pflanzen der Götter, Bern 1980)

Die Assassinen grüssen Afrika

Auch bei den Unruhen im Kongo Anfang der 60er Jahre sei auf seiten der Anhänger des schwarzen Nationalisten Lumumba Cannabis im Spiel gewesen. Immer wieder habe man Cannabisberauschte unter seinen Soldaten angetroffen, und *viele der Exzesse dieses Krieges liessen sich durch Cannabisintoxikation erklären.* Es sei, als reiche der Schatten *Hassans,* des Alten vom Berge, noch über Afrika hinüber.

(Karl-Ludwig Täschner, Das Cannabis-Problem, Quellenangabe fehlt, Wiesbaden 1979)

Zwei nigerianische Generäle sind, wie die in Lagos erscheinende Zeitung «Daily Times» am Samstag berichtete, ihres Postens enthoben worden, weil sie möglicherweise in einem Rauschgiftskandal von internationalem Ausmass verwickelt sind. Ihre Verwicklung in den Skandal sei aufgedeckt worden, als Anfang März in London eine Nigerianerin zu vier Jahren Gefängnis verurteilt wurde. Sie hatte sieben Koffer voll Haschisch im Schwarzmarkthandelswert von einer Milliarde Mark nach Grossbritannien eingeschmuggelt. Ihre Flugkarte habe sie als Frau des Generals Adekunle ausgewiesen.

(Frankfurter Allgemeine, 18.3.1974)

Götterdarstellungen, und mit ihnen verglichen sind die Friedenspfeifen der Indianer geradezu schmucklos. Doch ausser dass sie geehrten Gästen angeboten werden, haben sie keine andere Funktion, als den Reichtum und den Geschmack ihrer Besitzer zu demonstrieren. In den diversen europäischen Museen, in die welche gelangten, werden sie gerne als Tabakpfeifen bezeichnet, doch dieses Kraut wurde aus ihnen vor Ort nie geraucht, und dünnschicht-chromatographische Untersuchungen ergaben immer wieder Hanfrückstände.

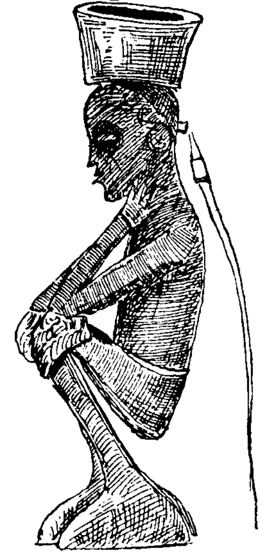
Berichte aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts erwähnen immer wieder die Bedeutung solcher Rauchgeräte für Initiationsriten, bei denen ein Junge zum Mann wird. Die christlichen Religionen kennen ähnliche Rituale als Konfirmation oder Firmung, und ganz allgemein gilt in unseren Breiten ein Junge als zumindest Halbwegs-Mann, wenn er in Gegenwart seines alten Herrn rauchen darf oder gar mit Papi ins Wirtshaus ziehen darf und auch ein Glas abbekommt. In diesem Fall würde natürlich niemand von einem Initiationsritual sprechen, obwohl es, fragt man Afrikaner, auf dasselbe herauskommt. In wohl allen Kulturen wird ein Junge dadurch zum Mann, dass er die Rauschmittel der Alten nun ebenfalls geniessen darf.

Ich selbst durfte 1968 so eine Zeremonie in Kenia erleben, in der luftigen Hütte eines Dorfhäuptlings. Mit dem ältesten Sohn der Sippe war ich befreundet. Er hatte im Westen studiert, war nun Regierungsbeamter, und das Dorf seiner Väter lag kaum hundert Kilometer von Nairobi und doch Lichtjahre von dieser Zivilisation entfernt. Wir wirkten, trotz der Hautfarbe meines Freundes, in unseren Anzügen reichlich kolonial, und in einem Körbchen unter der Decke hing sorgfältig getrockneter Hanf. Das Rauchgerät war für afrikanische Verhältnisse höchst exklusiv – eine echte Dunhill aus London –, und der Jüngste der Sippe war etwa sechzehn. Wir sassen feierlich im Kreis, und ich werde nie die grossartige Geste vergessen, mit der unser Alter seinem Jüngsten die Pfeife reichte. Was er dazu sagte, klang in seinem Bass höchst erhaben, aber alle kicherten. Mein Freund übersetzte: «Er hat gesagt: Heimlich rauchst du ohnehin schon.» Da musste ich an meinen Grossvater denken, als dieser mir das erste Mal eine Zigarette anbot, und dasselbe war's ja wohl auch dort.

Heute wächst der Hanf quer durch Afrika, wo immer nur Boden und Klima halbwegs geeignet sind, und es nicht nötig ist, ihn zu kultivieren. In einigen Ländern – vorzugsweise an der Westküste, aber auch ein wenig in Kenia – haben sich seiner erfindungsreiche Kaufleute angenommen, die das Zeug von den Stämmen des Hinterlandes kaufen und nach Europa schmuggeln, doch all dies geschieht in bescheidenem Rahmen, und von einem «Cannabis-Problem» ist aus keinem Land

Afrikas auch nur andeutungsweise bekannt. Natürlich ist die Pflanze auf dem Papier nahezu überall verboten – man weiss ja, was man dem Westen und der UNO schuldig ist –, aber die Diskrepanz zwischen Gesetz und Wirklichkeit ist in Afrika womöglich noch grösser als in Asien. Der Riss unseres Jahrhunderts geht auch noch durch die kleinsten Gemeinschaften – die uralten Stammesrivalitäten beherrschen auch noch die in ehemaligen Kolonialgrenzen entstandenen jungen Staaten, und hinzu kommen die Welten zwischen den Städten, ihren westlich orientierten Eliten und den Dörfern mit ihren alten Hackordnungen. Manchmal gibt das heitere Episoden – ich muss z.B. an den Kultusminister in Lagos denken, der schwor, Hanf nicht zu kennen, obwohl der auf dem Grundstück neben seinem vollklimatisierten Bungalow wucherte –, manchmal traurige – ein würdiger Sippenchef, seit fünfzig Jahren mit seiner Pfeife beschäftigt, der plötzlich über den Alkoholismus seines Sohnes weinen musste –, aber Hanf ist zweifellos das geringste der Probleme des Kontinents.

In den frühen Befreiungsbewegungen spielte die Pflanze gelegentlich noch eine Rolle, als ein Element der nationalen Identifikation, da Alkohol ja «weiss besetzt» war. Das gab natürlich den alten Assassinen-Geschichten Auftrieb, und so konnte man lesen, dass sich Kenias Mau-Mau mit Hanf zu ihren Terror-Akten rüsteten. Veteranen dieses Vereins lächeln darüber: «Natürlich haben wir auch geraucht. Das tat doch hier *jeder.*»


Baschilange-Pfeifenkopf

Böse neue Welt

Im Jahre des Herrn 1982 wunderte sich ein ehemaliger Priester und nunmehriger *Stern*-Reporter, warum denn bloss der Dominikanermönch Bartolomé Las Casas nicht heilig gesprochen worden sei. Schliesslich habe er sich doch entschieden gegen die Unmenschlichkeiten gewandt, die von den Spaniern im Namen Gottes an den Indios begangen wurden. Nun ja, das Erstaunen trägt alle Züge klassisch-katholischer Argumentation. Tatsache ist, dass die Spanier gleich nach ihrer Landung alle vorgefundenen Menschen ausschliesslich als Sklaven und Arbeitstiere betrachteten und dementsprechend behandelten. Von den etwa 1,1 Millionen Indios, die 1492 die Insel Haiti bevölkerten, lebten 1516 noch knappe 16000. Der Rest war in den Goldminen verheizt oder umgebracht worden, und zu den Sklavenhaltern gehörte auch Las Casas. Was tut ein Unternehmer, wenn das Rohmaterial knapp wird? Er sieht sich nach neuem Rohstoff um, und das tat Las Casas. 1517 erhielt er die erste Lizenz, Sklaven aus Afrika zu importieren, 1520 seine zweite. Dass er nebenbei

National-Ökonomisches aus Kolumbien ...

1948 kamen mit dem Beginn des Bürgerkrieges, der Violencia, flüchtende Bergbauernfamilien aus dem Landesinneren in das Municipio, die in den Bergtälern vergleichbare Anbauvoraussetzungen fanden und sich niederliessen. Mit ihnen kamen Geschäftsleute, die Läden, Bars und Bordelle errichteten.

Zwischen diesen Cachacos, den Leuten aus dem Landesinneren, bildete sich rasch eine ökonomische Zusammenarbeit, die Händler verkauften die Produkte der Bauern, Vieh, Reis, Bohnen, Manioc und Korn. Der Anbau von Cannabis bildet für die Bauern eine zusätzliche Einkommensquelle, doch das Cannabis wird nicht von Cachaco-Händlern, sondern von Mittelsmännern der Küstenzen-

tren gehandelt. Die Cachacos selbst rauchen das Cannabis nicht, doch die Verdienstspanne (1 kg Kaffee – 12 1/2 Pesos, 1 kg Cannabis – 200–600 Pesos je nach Qualität) lässt sie das Risiko der Illegalität eingehen. Zur Zeit dieses Berichts wurde noch kein Cannabis-Bauer des Municipio polizeilich verfolgt oder arrestiert, doch wissen alle, dass in anderen Regionen Kolumbiens auf Druck der USA die bestehenden Gesetze stärker zur Anwendung kommen. Auch der zuständige Polizeikommissar ist Mitglied einer Cachaco-Familie und baut Cannabis zum Verkauf an.

Die Manager bilden eine kleine Elitegruppe in den ländlichen Lowlands, haben eine Schulbildung genossen und sind in vielen Fällen Nachkommen von Angestellten der United Fruit Company.

Die Cannabis-Aufkäufer sind sämtlich Angehörige der Oberschicht, die durch diese Tätigkeit ihren während der U.F.C.-Periode erworbenen Wohlstand und Lebensstandard erhalten. Von ihnen aus laufen die Kontakte zum Schwarzmarkt in Venezuela, sie organisieren den Grenzschmuggel und bekleiden nicht selten Regierungsposten. Mitglieder der ersten Familien des Landes sind in den Schmuggel verwickelt und konsumieren Cannabis nicht selten selbst.

Die Bauern der Küste haben weniger Land als die Cachacos, nur 2–3 ha, und sie verkaufen ihre Produkte, meist Obst und Gemüse, an Strassenständen. Sie leben meist in ärmlichen Hütten in den Städten und gehen zu Fuss oder mit dem Esel zur Farm, wo sie mehrere Tage zum Arbeiten bleiben. In der Regel haben sie in ihrer Jugend als Lohnarbeiter gearbeitet, und der Bauernstand bedeutet für sie einen Statusgewinn. Sie rauchen das Cannabis, welches sie auf ihren Feldern anbauen, in der Regel allein bei der Arbeit, und die meisten Lohnarbeiter decken ihren Bedarf bei ihnen. Die kommerziellen Canna-

Indios missionieren wollte, ehrt ihn. 1530 lebte auf Haiti ohnedies keiner mehr, und dafür kamen nahezu wöchentlich neue Sklavenschiffe aus Afrika. Ihre Insassen hatten gegen Ende der Reise mehr Platz als am Anfang – ein Drittel starb meist schon unterwegs, gering geschätzt.

Die Geschichte ist so unerquicklich, dass sich in westlichen Bibliotheken nur verschwindend wenig Material dazu findet – zum Holocaust an den Indios kam die bedeutungsschwerste Völkerwanderung der Neuzeit. Während die weissen Immigranten Amerikas stets liebevoll der Ahnenforschung pflegen, ging als hohntriefende Schlagzeile durch die Presse, dass ein schwarzer Versuch, *Roots*, doch nur eine Fälschung sei.

Bei soviel Unerfreulichem ist zu verstehen, dass sich viele Autoren lieber bei jenen Dingen aufhalten, die Alte und Neue Welt einander schenkten, von Edelmetallen und Sklaven mal abgesehen. So bescherte uns Amerika Paprikaschoten, Mais, Kartoffeln, Tomaten, Schokolade und nicht zuletzt Tabak und Coca, während die Spanier die Keime aller möglichen Geschlechtskrankheiten und den Hanfsamen in die Terra Nueva senkten. Letzteren des Tauwerks wegen, das ihre Schiffe brauchten, um die ganzen Herrlichkeiten abzutransportieren.

Was den Hanf betrifft, ist nach Ansicht etlicher Gelehrter nicht einmal dies ein Verdienst der Spanier, zumindest für Mittelamerika. Edward R. Bloomquist, der als Professor für Anästhesiologie an der University of Southern California ein ziemlich unfreundliches Buch zum Thema schrieb, behauptet ohne weitere Quellenangaben, die Pflanze hätte bereits zum Repertoire aztekischer Riten gehört. Einige Kollegen pflichten ihm bei und nennen als Beweis für das originäre Vorhandensein des Hanfes die wildwachsenden Haine, die auf die Wikinger zurückgehen sollen.

Dagegen spricht zunächst, dass sich Lateinamerika wirklich nicht über einen Mangel an psychotropen Pflanzen beklagen konnte. Das Angebot der Natur reichte von Trichterwinden über Pilze bis zu Kakteen, und die Menschen verbuchten diese Gaben als «Pflanzen der Götter». Unter diese Rubrik wäre zweifellos auch der Hanf gefallen, doch fehlt er in den frühesten Schilderungen. Dagegen spricht ausserdem ein Bericht des spanischen Gouverneurs von Südmexiko von 1567, dass in diesem Jahr ein Mangel an Tauen infolge unzulänglichen Hanf-Saatguts aufgetreten sei – ein Problem, das bei wildwachsenden Pflanzen nicht vorkommen sollte. Auf den karibischen Inseln allerdings schien die Pflanze hervorragend zu gedeihen, denn dort verbot bereits 1550 der Vizekönig Don Antonio Mendoza «den übermässigen Gebrauch von Hanf» durch die Sklaven.

Wer nun den Hanf auf den westindischen Inseln, im Mittelamerika und Mexiko spriessen liess, ist nicht mehr zu klären.

Nach Südamerika brachten ihn jedenfalls die Spanier und nach ihrer Methode: mit Gewalt. 1545 befahl ein Edikt des Vizekönigs den Hanfbau für die Gebiete des heutigen Chile, Peru und Kolumbien. Die letzte Adresse war keine gute: Regierungsberichte von 1607, 1610 und 1632 vermerken, dass der Hanf dort nur sehr spärlich gedeihe, und 1789 wurde ein Fachmann zur Lösung dieses Problems konsultiert. Antonio Silvestre war ein Hanfspezialist aus dem Südosten Spaniens, und sein Gutachten ist in Auszügen erhalten. In der Hochebene waren die Missernten so gründlich gewesen, dass nicht einmal mehr Saatgut vorhanden war. Daher sah sich Silvestre nach neuen Anbaugebieten um und empfahl die Provinz Cartagena, ausserdem die Einfuhr frischer Hanfsamen aus Spanien. Nach allem, was man seither hören kann, scheinen seine Ratschläge auf fruchtbaren Boden gefallen zu sein.

An der Ostküste besorgten dasselbe Geschäft die Portugiesen, und zumindest in Brasilien gab es dabei keinerlei landwirtschaftliche Probleme. Der wegen ganz anderer Skandale berühmte Borgia-Papst Alexander VI. hatte den Süden Amerikas zwischen den beiden rivalisierenden Staaten verteilt, mittels eines Strichs auf einer sehr ungenauen Landkarte und auch sonst ziemlich ungerecht, doch der Hanf überwand mühelos diese Grenze. Die schwarzen Sklaven begrüssten die Pflanze als liebe, alte Bekannte, und alle ihre afrikanischen Namen sind heute noch, höchstens geringfügig verändert, jenseits des Ozeans gebräuchlich.

Dass man in der Fremde Bekanntes mit den bekannten Namen nennt, hat auch hier die Theorie aufkommen lassen, die Sache sei mit den Schwarzen angekommen. 1958 wollte Pedro Rosario sogar genau wissen, wie: Um den Hals von Negersklaven, in jenen kleinen Stoffpüppchen, die als Talismane von vielen Schwarzen Afrikas und Brasiliens getragen werden und stets mit Hanfsamen gefüllt sind. Wann? 1549, denn damals erlaubte König Joao III. von Portugal den Zukkerpflanzern am Amazonas, pro Farm 1 200 Sklaven zu importieren. Dass derselbe Joao III. ein Jahr zuvor auch die Anlage grösserer Hanffelder befahl, passt zu dieser Theorie nicht so ganz.

Immerhin spielt der Hanf Brasiliens auch in einer schönen Skandalgeschichte des portugiesischen Königshauses eine angemessene Nebenrolle. 1808 flüchtete Joao VI. aus Angst vor Napoleon samt Anhang nach Brasilien und residierte etwa sechs Jahre in Rio. Zum Haushalt der Königin Charlotte Joaquina gehörte auch der Negersklave Felisbino, mit dem sie sich tröstete, wenn Majestät mit Staatsgeschäften zugange war. Als die Königin 1817 fühlte, es sei Zeit, das Zeitliche zu segnen, bat sie Felisbino, «mir eine Infusion von dem *Diamba* des Amazonas zu machen, mit der wir schon so viele Feinde

bis-Grossbauern der Highlands produzieren für den städtischen Markt Kolumbiens und für den Export auf Feldern, oft grösser als ein Hektar, während der Küstenbauer oft nicht mehr als ein paar Pflanzen hat.

(Wolfhard Willeke, Drogenberatung für Cannabisraucher in der BRD ..., Dortmund 1981)

Angesichts des führendes Rangs Brasiliens als erstes Marihuana-anbauendes Land des Westens, erscheint es einem sowohl natürlich als auch passend, dass dieses Land immer noch das stärkste und wertvollste *Dope* der westlichen Hemisphäre hervorbringt. *Brazilian Black*, der Name, unter dem diese Droge in den Vereinigten Staaten bekannt ist, ist im Grunde genommen eine Übersetzung von *Cabeça de Negro*, oder «Mohrenkopf», wobei diese Anspielung nicht der Farbe der getrockneten Pflanze sondern ihrem typisch buschigen Aussehen am Stengel gilt.

(Albert Goldmann, Grass Roots, New York 1979)

1915 berichtet Doria im Zusammenhang mit der Cannabis-Kultivation von Vorurteilen und Aberglauben. Wenn die Pflanze zu treiben begann, wurde der Haupttrieb beschnitten, um das Wachstum zu fördern. Dieser Vorgang wurde capacao genannt, ein verbreitetes Synonym für Kastration. Es durfte nicht von Frauen vorgenommen werden, besonders nicht während der Menstruation, da dieses Pflanzen männliche Qualität hervorbringe. Während der Trieb beschnitten wurde, wurden Obszönitäten gesprochen und geflüstert. Auch bei der Ernte sollten weibliche Einflüsse ferngehalten werden.

(Rodrigues Doria, Os fumadores de maconha ..., Rio de Janeiro 1958)

Schon die Sklaven rauchten das Marihuana aus Tonpfeifen, sogenannten Maricas, welche noch heute von den Eingeborenen am Ufer des San Francisko-River benutzt werden. Bei der «Queimada da herva», dem Verbrennen des Grases, trafen sich Gruppen an Wochenenden, Feiertagen und Ferienzeiten im Haus des ältesten Mitgliedes, sassen um einen Tisch und reichten die Marica herum. Ähnliche Versammlungen sind bekannt von Flossfischern und Kanufahrern, auf dem San Francisko-River und auf See.

In diesem Jahrhundert wurde das Rauchen von Marihuana in Form von Joints zur allgemeinen Gewohnheit.

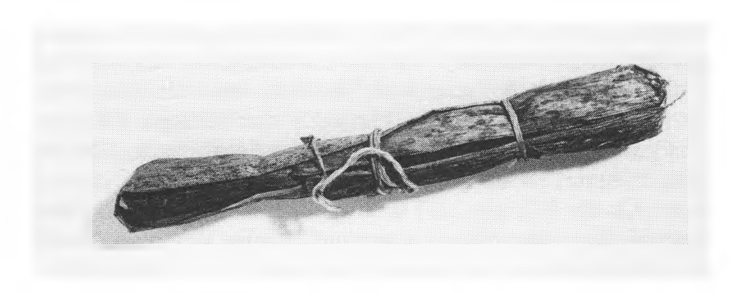
(Alvaro Rubim de Pinho, «Social and Medical Aspects of the Use of Cannabis in Brazil», Neurobiologia 25, 1962)

Die Revolutionsregierung des karibischen Inselstaats Grenada hat eine Kampagne eingeleitet, um den Anbau von Hanf zu stoppen. Ministerpräsident Maurice Bishop, der vor 14 Monaten durch einen Staatsstreich an die Macht kam, macht den illegalen Hanfanbau für innere Unruhen verantwortlich, die vor einigen Wochen zu einem Putschversuch führten. Nach seiner Darstellung zerstören Hanfanbauer Obst- und Gemüseplantagen, um dadurch Platz für den einträglicheren Hanfanbau zu gewinnen. Schon Kinder im Alter von fünf Jahren würden zum Marihuanarauchen gezwungen, um neue Kunden heranzuziehen.

(Süddeutsche Zeitung, 22.5.1980)

zur Hölle geschickt haben». Ihr Galan reichte eine Mixtur aus Hanf und Arsenik. Nun ist der letztere Stoff eine der schmerzhafteren Möglichkeiten, aus der Welt zu scheiden, «doch die Königin spürte keinerlei Schmerzen durch die betäubende Wirkung des Diamba», wie der Chronist vermerkt, «sondern nahm ihre Gitarre und sang und starb später». Was von dem Zeug übrigblieb, trank Felisbino und starb so als schwarze und männliche Isolde den Liebestod. Diamba aber ist heute noch eine gängige Bezeichnung für schwer harzige, fast von selbst klebende Hanfblätter aus der Gegend um Sao Paulo.

Weniger ehrgeizige Sklaven hatten eine schlichtere Beziehung zu Hanf, und ihre weissen Herren gönnten ihnen das Vergnügen. In den grossen Plantagen durften das ganze 18. Jahrhundert über die Schwarzen einige Reihen Hanf «für ihr Vergnügen» anbauen, und Berichte nennen das daraus gewonnene Produkt Maconha oder Macumba. Welche Rolle Macumba bei den aus Afrika importierten und christlich verschnittenen Kulten spielte, wurde nie untersucht. Aus der Provinz Bahia ist jedoch umfangreiches Aktenmaterial erhalten, in dem Macumba eine vielgesichtige Rolle spielt. «Die Schwarzen rauchen es als ein Sakrament und verbrennen es bei ihren Riten als Räucherwerk», heisst es 1802 über Bantu-Sklaven, die im allgemeinen als besonders leistungsfähig galten. Vielen Anhängern dieses «Macumba-Kults» aber passte irgendwann ihr Sklavendasein nicht mehr. Sie schlugen sich in die Urwälder und überfielen in Rudeln die Plantagen. Um 1820 häuften sich die Horror-Berichte über liebe weisse Sklavenhalter, denen von diesen undankbaren Schwarzen die Bäuche aufgeschlitzt wurden. Also erliess 1823 die Deputiertenkammer in Rio das erste Cannabisverbot in der Geschichte der Neuen Welt. Der Handel wurde verboten, ohne Strafandrohung, und wer einen Schwarzen beim Macumba-Rauchen erwischte, durfte ihn für drei Tage in den Keller sperren. Diese Strafen wirken im Verhältnis zu heutigen Gesetzen noch milde, aber sie bewirkten auch nicht mehr.



Binsenbehältnis, 133 cm, typisch für jene einfachen Verpackungen, in denen auf den Provinzmärkten Lateinamerikas Marihuana der besten Qualität an die Einheimischen verkauft wird. Venezuela 1977

Sklavenkraut

Von Hanf ist in der Geschichte Lateinamerikas selten die Rede. Das sagt aber nicht viel, denn auch die Rituale der Schwarzen und Mischlinge, gemeinhin afro-amerikanische Kulte genannt, werden nur selten erwähnt und sind auch heute noch nur sehr selten ethnographisch registriert worden, und doch machten sie nachhaltig Geschichte. Denn die vielen Befreiungskämpfe, mal schlicht als Negeraufstand bezeichnet, mal ernster genommen, hatten meist als Keimzellen solche Kultgemeinschaften, und zu den Mitteln der Ekstase zählte bei fast allen Hanf.

Die Trommelklänge der Voodoo-Riten waren den französischen Kolonialherren auf Haiti schon viele Jahre vertraut und gehörten für sie zu der Primitivität, die Sklaven nun einmal zu ihrem Schicksal bestimmt. Ende des achtzehnten Jahrhunderts signalisierten die Trommelklänge bereits Unangenehmeres: In den Urwäldern, wo auch der Hanf wild wuchs, hausten die Marrons, entlaufene Sklaven, die mit Vergnügen an ihren weissen Blutsaugern blutige Rache nahmen. Wirklich gefährlich aber wurden die Marrons, als sie einen Führer fanden, Toussaint, der sich selbst «Der Eröffner» nannte. 1789 und 1791 inszenierte er blutige Revolutionen quer über die Insel, und 1801 erklärte er Haiti für unabhängig. Napoleon schickte 40 000 Soldaten, die diesem Unsinn ein Ende machen sollten, doch 1804 waren die «Ganjalles» im Verein mit dem Typhus siegreich geblieben.

Warum die rebellischen Schwarzen den Spitznamen Ganjalles bekamen, wurde nie ausführlich erörtert. Der einzige Hinweis findet sich in einer zeitgenössischen Reportage: «So nennt man sie nach einer Pflanze, die bei ihren Versammlungen eine besondere Rolle spielen soll.»

Als unabhängiger Staat glaubte Haiti nicht auf den Luxus einer Monarchie verzichten zu können, und der seltsamste König war der zweite, Henri Christophe, der 1811 den Thron bestieg. Als ehemaliger Oberkellner hatte er einen Hang zu Etikette mitgebracht, der bald seltsame Blüten trieb. Da es an Adel nicht fehlen sollte, kreierte er einen Grafen von Limonade, einen Herzog von Marmelade, tja, und dann gab es noch einen Marschall Ganja. Im übrigen aber war Majestät ein Ekel, das seine Untertanen noch brutaler ausbeutete als die einstigen Herren. Im Urwald liess er sich einen aberwitzigen Palast nach europäischem Vorbild bauen, und bei den Arbeiten an einer ebenso gigantischen wie sinnlosen Zitadelle starben über 20 000 Haitaner. 1820 erlitt Henri Christophe einen Schlaganfall, und das Volk witterte Morgenluft. Da Majestät nicht von seinen Untertanen aufgeknüpft werden wollte, erschoss er sich standesgemäss mit einer silbernen Kugel. Auch

Die «Heilige Rose» von Mexiko

Angehörige eines indianischen Stammes, die in kleinen Gemeinschaften in der Nähe des Golfs von Mexiko leben, verwenden Marihuana, das sie *la santa rosa* nennen, in ihren religiösen Zeremonien.

Die Pflanze befindet sich immer auf dem Altar des Göttlichen. *La santa rosa,* die Heilige Rose, liegt dort neben heiligen Glocken, Flöten, Töpfen mit Räucherwerk und einer Schale mit Geräten aus Kristall und Obsidian, die man *antiquas,* «alte Dinge» nennt. Diese Altertümer sind die Götter, die im mythischen Hügel des Goldes leben.

La santa rosa ist Gegenstand täglicher Pflege und Aufmerksamkeit: Man bringt ihr Opfer in Form von Wasser und Erfrischungen dar, und sie wird mit Räucherwerk parfümiert.

Die Betreuer werden *padrinos* und *madrinas,* Pateneltern der Heiligen Rose genannt.

Die Heilige Rose wird bei besonderen Anlässen verspeist: Das Fest der Glücklichen Ernte, das von einem Wahrsager und seiner Gefolgschaft begangen wird, oder wenn ein Kandidat des Priesterberufs die Weihen empfängt.

Während der Zeremonien wird kultische Musik gespielt und die Musiker essen ebenfalls von der heiligen Pflanze. Jeder, der mit dem Kult verbunden ist, isst von der Pflanze.

Was fühlen die Musiker, wenn die Menschen, die von der Pflanze gegessen haben, zu tanzen wünschen? Sie sind lediglich Übermittler der Gefühle der Heiligen Rose, ihre Deuter. Die Musiknoten sind die Worte der Heiligen Rose, die jeden berühren, von dem die Heilige Rose Besitz

ergriffen hat. Dies kommt in der Musik zum Ausdruck:

Tausend Dank,
ich danke dem, der mich berührt,
jedem, der mich berührte.
Ist er eins mit mir, wünsche ich ihm,
dass wir auf immer eins sein mögen,
einen Gedanken teilen,
ein Herz,
einen Weg.

Es gilt als gefährlich, die Pflanze alleine zu essen. Der Mythos scheint die Pflege zu bestimmen, die man der Pflanze angedeihen lassen soll. Wer einen Kräutergarten besitzt, pflegt ihn täglich, sammelt die kleinen Blätter und jätet das Unkraut. Seine Nachbarn und der Priester zählen auf ihn. Die gezüchteten Pflanzen werden über einen Meter hoch, und kleinere Pflanzen wachsen an den Böschungen der Bäche. Der Zugang zum Garten ist jedoch nicht gestattet, er ist nur einigen wenigen vorbehalten.

(Roberto Williams-Garcia, «The Ritual Use of Cannabis in Mexico», in Cannabis and Culture, Den Haag 1975)



Raucher am Kreuztempel von Palenque, Mexico, präkolumbianisch

mit seinen späteren Herrschern hatte Haiti nur sehr bedingt Glück. Der wohl grausamste Diktator war «Papa Doc» Duvalier, unter dem wirklich niemand seines Lebens sicher war, US-Geschäftsleute ausgenommen. Derzeit regiert sein Sohn «Baby Doc». Er ist ein etwas gross geratenes Baby und soll eine mildere Knute führen als sein Alter. Wer Haiti in den letzten Jahren besucht hat, kann sich das schwer vorstellen, aber der Hanf wächst immer noch überall wild. «Trost der Armen» heisst er mit einem seiner vielen poetischen Namen, und die Ärmsten haben ihn nötig. Andere Aussichten als Hanfwolken gibt es kaum.

Bei Voodoo-Ritualen fällt Hanf selten auf. Charakteristischer ist der Gebrauch von Schnaps, der als Trankopfer vergossen wird. Der Schnaps, den die Teilnehmer trinken, ist jedoch besonders zubereitet: einige Tage vor der Zeremonie wird eine Flasche halbvoll mit Hanfblättern gefüllt und dann mit Schnaps aufgegossen. Angeblich gehen so die Wirkstoffe «der beiden Heiligen» ineinander über. In den Armenvierteln der Karibik und der südamerikanischen Ostküste sieht man solche Flaschen gelegentlich in den Fenstern stehen, und in Brasilien dient als Sprit Cachaca. Bei Zeremonien wird ausschliesslich die Flüssigkeit verwendet, die zu diesem Zweck in eine andere Flasche umgefüllt wird.

Überhaupt zeichnet diese Religionen eine unglaubliche Phantasie aus, die durch christliche Anleihen oft noch gesteigert wird. Bodenzeichnungen magischer Symbole werden mit Früchten, Getreide oder Mehl angefertigt aber auch mit Babypuder oder Kartoffelchips, und als Maske der Totengeister kann eine gewöhnliche Sonnenbrille fungieren. Viele der symbolischen Gesten haben keine Tradition, sondern entspringen dem Einfallsreichtum des jeweiligen Priesters und sind morgen schon durch andere, neue ersetzt. Ein Freund, der solche Bräuche im Norden Brasiliens lange beobachten konnte, erfuhr von einem dieser Magier: «Früher brachte man der Göttin Macumba. Seit einiger Zeit bevorzugt sie Zigarren. Derzeit stimmen wir sie mit Marlboro gewogen.»

Diese Vermischung aller Rituale passt gewissermassen auch zu der Völkermischung, die im Lauf der Jahrhunderte entstand. Ein grösserer Reichtum verschiedenster Hautschattierungen ist nirgendwo in der Welt anzutreffen, und die wenigen wirklich Weissen, die überall noch die Wirtschaft kontrollieren, schwimmen als eine dünne Fettschicht auf der Armensuppe. Nein, solche feinen Leute haben mit Hanf nichts zu tun, der ist eine Angelegenheit der Armen, quer durch die Hautfarben. Nur die Indios in den Anden rühren ihn immer noch nicht an, sondern kauen Coca wie vor Jahrhunderten.

Zweifellos: Wer sich's leisten kann, besäuft sich, doch diesen Luxus können sich Taglöhner höchstens bei Festen leisten,

und Hanf wächst nach wie vor überall und reichlich. «Kraut der Armen» oder «Geruch der Armen» sind gängige Spitznamen von Brasilien und Chile bis Mexiko, und da Arme nirgendwo zählen, wo es sie in Überfluss gibt, und auch kein Mitleid zu erwarten haben, umgibt auch den Hanf die Aura sozialer Despektierlichkeit. Gelegentlich machen ihn Politiker für die Armut verantwortlich und erklären die Missstände ihrer Länder mit dem «schädlichen Hanfrauchen». Aber auch unter den Ärmsten herrscht in der Regel weise Vorsicht beim Umgang mit der Pflanze. Gibt es Arbeit, wird nur am Feierabend geraucht, und auch sonst gilt, wer zuviel raucht, als masslos. Im kolumbianischen Magdalena wurden 1973-75 umfangreiche Befragungen unter den niederen Einkommensklassen durchgeführt. Von den Männern waren etwa 80 Prozent regelmässige Hanfraucher, von den Frauen nur 5 Prozent, aber während ihrer Mens kauten die meisten Hanfblättchen. Die meisten hatten zwischen 14 und 21 ihren ersten Joint geraucht, und etliche Männer hatten schon ein halbes Jahrhundert mit der Sache gelebt. Schäden wurden keine festgestellt, obwohl das Untersuchungsziel «der geistige Verfall durch Cannabis» hiess. Nein, sagten alle Befragten, wer «debil en la cabeza» sei, zu deutsch schwach auf der Birne, dürfe das Zeug ohnedies nicht anrühren.

Zu den Legenden, die immer wieder auch in ernsthaften Büchern auftauchen, gehört, dass die Mexikaner ihre Kampfstiere und -hähne mit Hanf wild machten. Dass Hanf tatsächlich angrifflustig machen soll, gehört auch zu den vielen Legenden, die den Volkshelden Francisco «Pancho» Villa umkränzen.

Er war 1877 als Sohn landloser Bauern zur Welt gekommen und hat selbst auch nie eine Schule von innen gesehen. Mit 16 erschlug er einen Regierungsbeamten, der seinen jungen Machismo beleidigt hatte, und wurde für vogelfrei erklärt. In den nächsten Jahren entwickelte er sich zu einem Helden, der alle Züge annahm, die Mexiko zieren: einen ausgeprägten Machismo, verbunden mit Tollkühnheit, ein Organisationsgenie als Räuberhauptmann, der in der Bevölkerung zahllose Anhänger fand, weil er auch die Beute grosszügig verteilte, kurz ein Robin Hood mit Colt.

1910 brachte er seine Räuberbrigaden überraschend zu den Revolutionstruppen ein, und bis 1912 kämpfte er in der ersten Phase der mexikanischen Revolution. Dann wurde er völlig überraschend und in einem mehr als dubiosen Kriegsgerichtsverfahren «wegen Befehlsverweigerung» zum Tod verurteilt, konnte jedoch durch Gönner an den höchsten Stellen aus der Todeszelle entfliehen. Er fand vorübergehend Exil im texanischen El Pasos, und von dort brach er im April 1913 auf, Mexiko von der Militärdiktatur zu befreien – mit acht Kame

Assassinen im Stall!

Sehr unterschiedlich wirkt Haschisch bei Tieren. Während Hunde und Katzen auf Haschisch ruhig werden und bald in eine Art Wachtraum verfallen, wirkt das gleiche Gift auf Pferde, Stiere und Hähne erregend. In Frankreich wurden lange Zeit Pferde vor einem Wettrennen mit Haschisch gedopt. In Mexico war es üblich, Kampfstiere mit Haschisch anzufeuern. Dasselbe war bei Kampfhähnen der Brauch. Deshalb wurden die Hähne vor Beginn des Kampfes von den Kampfrichtern nach Haschisch «abgerochen».

(Hildebert Wagner, Rauschgift-Drogen, Berlin 1969)

Pancho Villas Traum

Es ist wohl nicht uninteressant, zu erfahren, wovon dieser unwissende Kämpfer, der «nicht genügend Bildung besass, um Präsident von Mexiko zu werden», träumte, was seine leidenschaftliche Sehnsucht war. Er erzählte mir einmal von dieser seiner Vision: «Sobald die neue Republik Fuss gefasst hat, wird es in Mexiko nie mehr eine Armee geben. Armeen sind die stärkste Stütze der Tyrannei. Es kann keinen Diktator geben ohne Armee.

Wir werden die Armee arbeiten schicken. In allen Teilen der Republik werden wir militärische Gemeinschaften bilden, die aus den alten Kämpfern der Revolution bestehen. Der Staat wird ihnen Ackerland zuteilen und grosse Industrien aufbauen, damit sie Arbeit finden. Drei Tage in der Woche werden sie arbeiten, schwer arbeiten, denn ehrliche Arbeit ist wichtiger als Krieg führen, und nur ehrliche Arbeit schafft gute Bürger. Während der

übrigen drei Wochentage werden sie militärisch ausgebildet und alle anderen Bürger lehren, wie man kämpft. Wenn dann unsere Heimat angegriffen werden sollte, brauchen wir nur vom Palast in Mexiko City anzurufen, und innerhalb eines halben Tages werden alle Bürger Mexikos von ihren Feldern und Fabriken heraneilen, mit all ihren Waffen und ihrer Ausrüstung, um gemeinsam Haus und Familie zu verteidigen.

Mein Ziel im Leben ist es, in einer dieser militärischen Gemeinschaften zu leben, inmitten meiner Compañeros, die mir so teuer sind und die so lange und so schwer mit mir gelitten haben. Ich denke, die Regierung sollte eine Lederfabrik errichten, wo wir gute Sättel und gutes Zaumzeug herstellen könnten, denn darauf verstehe ich mich; die übrige Zeit würde ich mein eigenes kleines Stück Land bestellen, Vieh halten und Mais anbauen. Wäre es nicht wunderbar, dabei mitzuhelfen, aus Mexiko ein glückliches Land zu machen?»

(John Reed, Insurgent Mexico, New York 1969, Berlin 1972)

La cucaracha, la cucaracha
Ya no puede caminar:
Porque no tiene, porque no tiene,
Marihuana que fumar.

raden, drei Pferden, je zwei Pfund Zucker und Kaffee und mit einem Pfund Salz.

Zu diesem Zeitpunkt war er bereits Held vieler Gedichte und Lieder, und die Leute liefen ihm scharenweise zu. Binnen kurzem hatte er eine Armee von 5000 Mann beisammen. Verglichen mit dem Weltkrieg, der ein Jahr später losbrach, war die Sache noch ein beschauliches Morden, zumindest den Schilderungen der Reporter nach, die mit Pancho Villa mitzogen. Auch der General hielt nicht immer revolutionäre Disziplin. Als Mitte März 1914 Torreón gestürmt werden sollte, das letzte Hindernis vor Mexiko City, war Villa plötzlich verschwunden, um an der Hochzeitsfeier eines Freundes teilzunehmen. Erst drei Tage später tauchte er wieder auf, verkatert und rotäugig, und blies zum Angriff. Was seine und seiner Getreuen Augen rötete, war allgemein bekannt, und alle Mexikaner glaubten, nur das viele Marihuana helfe über die unendlichen Strapazen der Kriegszeit hinweg.

Schon früh war Pancho Villa mit seinem Spitznamen «die Küchenschabe» Held eines Volkslieds geworden, das seither alle Welt trällert, wenn von Mexiko die Rede ist. Wenig respektvoll, dafür mit der auf den Freak gekommenen Arroganz des weissen US-Bürgers gedenkt Gilbert Shelton in den *Freak-Brothers* der Küchenschabe: der Mülltonnen-General verheizt seine Truppen in immer neuen sinnlosen Kämpfen. Pancho Villa war anders – ein hervorragender Stratege und behutsam weitblickender Politiker, obwohl er nur seinen eigenen Namen schreiben konnte, und den krakelig. Seine stets geröteten Augen fielen allerdings auch John Reed auf, der ihn als junger US-Reporter begleitete, und eine der vielen hundert Strophen über die Küchenschabe erklärt, warum Villas Feuer gelegentlich weniger glühte:

Die Küchenschabe, die Küchenschabe
kann nicht mehr marschieren,
denn sie hat kein, denn sie hat kein
Marihuana zu rauchen.

Rasta, Reggea, Ich & Ich

Die Geschichte ist rührend, und kein Weisser sollte sich darüber erheben. An fremden Kulturen merken wir eher, wie leicht (missverstandene) Tatsachen und (missverstandene) Legenden Bausteine neuer Mythen werden. Dass auch unsere aus demselben Material bestehen, merken wir unter dem Putz unseres Alltags nicht oder nur, falls die Gedankengebäude mit wirklichen Folgen einmal zusammenbrechen. Vielleicht sollten wir die Rastafari zunächst als Versuch begreifen, eine eigene schwarze Identität zu gewinnen, wofür natürlich die

Vorgeschichte Jamaicas keine ideale Voraussetzung liefert.

Die Insel gehört zu den Armenhäusern südlich der USA, und noch ein wenig einflussreicher als deren Firmen ist vielleicht Grossbritannien, das seine schwarze Sklaveninsel 1962 in die Eigenverantwortung entliess. Die Religionsgemeinschaften wuchern in tropischer Üppigkeit – 1977 vermerkte das Telefonbuch von Kingston 31 christliche Glaubensbekenntnisse –, und hinzu kommen noch eine Unzahl Geheimkulte. Da kam es auf die Rastas schon nicht mehr an.

Zwei Ereignisse stehen am Anfang der Bewegung, und sie haben miteinander nichts zu tun. Das erste: Im November 1930 liess sich Ras Tafari Makonnen zum Kaiser von Äthiopien krönen und nahm bei dieser Gelegenheit den Namen Haile Selassie I. an und die Titel König der Könige, Herr aller Herren, der siegreiche Löwe vom Stamme Juda, der Erwählte Gottes, Licht der Welt. Die Zeremonien waren dementsprechend bombastisch, und das Volk hatte daran noch viele Jahre zu zahlen. Der Titel mit dem Stamm Juda geht übrigens auf eine jahrtausendealte Pikanterie zurück, nämlich die Geschichte Salomos mit der Königin von Saba. Ras Tafari reklamierte diesen Seiten- als seinen Ursprung.

Das zweite Ereignis war, dass der Laienprediger Leonard Howell vom ersten las und seine eigenen Rückschlüsse zog. Er soll ein weitgereister Mann gewesen sein und sogar Afrika gekannt haben. Auf jeden Fall kannte er die frühe Black Power-Bewegung, die für eine Rückkehr aller Schwarzen nach Afrika eintrat, und das Land seiner Verheissung wurde Äthiopien. Im Dezember 1933 verkaufte er in Kingston etwa 5 000 Postkarten mit dem Bild Haile Selassies zu ziemlich überhöhten Preisen und mit dem Zusatz, diese Karte sei ein Ticket aus diesem Babylon in die grosse Heimat.

Howell gewann ziemlich schnell Anhänger, und die Kolonialverwaltung reagierte wie jedes Establishment: Howell wanderte wegen Volksverhetzung und Ähnlichem für zwei Jahre ins Gefängnis. Das half nicht weiter. Kaum aus dem Gefängnis, gründete Howell die «Äthiopische Heilsgesellschaft», und 1940 erwarb er die Farm Pinnacle in den Bergen. Dort lebte er mit etwa 500 Anhängern. Für den Lebensunterhalt wurde Kalk und Holzkohle gebrannt, ausserdem Hanf angebaut, den die Gemeinde Ganja nannte. Das brachte natürlich wieder die Polizei auf den Plan, und nach einem neuerlichen Gefängnisaufenthalt schuf Howell eine Leibgarde, die erstmals geschlossen das Erscheinungsbild bot, das wir heute von den Rastas kennen. Allerdings drehten sie ihre berühmten «Dreadlocks» nicht nach überlieferter äthiopischer Art, sondern verwendeten dazu Lehm und was sich sonst so finden liess.

1954 zerschlug die Polizei in einer grossangelegten Aktion

Der Rasta isst kein Schweinefleisch, keine schuppenlosen Fische, keine Schnecken, keine Muscheln. Er gebraucht kein Salz, trinkt keine Kuhmilch.

Der Rasta trinkt keinen Alkohol, es sei denn Wein in geringen Mengen.

Der Rasta rührt keine Nahrung an, die von Nicht-Rastas zubereitet ist.

Der Rasta trägt keine Kleidung aus zweiter Hand.

Der Rasta schneidet nicht seine Haare, kürzt nicht seine Nägel, lässt sich nicht tätowieren, lässt kein Messer in sein Fleisch eindringen, geht nach Möglichkeit nie in ein Krankenhaus.

Der Rasta reicht keinem Nicht-Rasta die Hand.

Der Rasta heiratet nicht, lässt seine Kinder nicht taufen, geht nicht zu Begräbnissen.

Der Rasta übt keine Geburtenkontrolle.

Der Rasta legt sich neben keine Frau, die ihre Regel hat.

Der Rasta arbeitet möglichst für niemanden, den er nicht als Bruder anerkennt.

Der Rasta lehnt Obeah, magische Rituale und Zauberglauben ab.

Der Rasta nimmt nicht teil am politischen Geschehen in Jamaica. Er lehnt beide der etablierten Parteien ab. «Die eine steckt dich ins Feuer, die andere schürt das Feuer.»

Der Rasta kennt keinen Besitz. Land, das er benötigt, nimmt er sich. «Die Erde ist des Herrn und was darinnen ist, der Erdkreis und die darauf wohnen.» (Psalm 24:1)

Der Rasta verurteilt Arglist, Stehlen, Lügen, Habsucht, Eifersucht, Neid, Hass, Hurerei, Verrat.

Der Rasta ist nie Objekt, sondern Subjekt. Er gebraucht des

halb auch nie das Pronomen «me», sondern benutzt immer die Form «I» oder «I and I».

Für die Rastas ist Europa und Nordamerika Babylon, «die Behausung der Teufel» und «ein Gefängnis aller unreinen Geister», wie es in Offenbarung 18 heisst. Jamaica ist die Hölle, ein Land ohne Hoffnung; seine Regierung und das gesamte politisch-ökonomische System ist das Ungeheuer, das das Leben auf der Insel unerträglich macht und die Sehnsucht nach dem Tag der Heimkehr nur noch stärker werden lässt. Politiker in Jamaica, auch wenn sie mitunter schwarz oder braunhäutig sind, denken wie Weisse und sind die Agenten falscher Propheten, sagen die Rastas. Äthiopien ist dagegen der Himmel, «das Land, wo Milch und Honig fliessen», in dem die Rastas «unter ihrem eigenen Weinstock und Feigenbaum» werden sitzen können.

Christus, so sagen die Rastas, ist das Werkzeug des weissen Mannes, das Jahrhunderte lang dazu benutzt wurde, die Schwarzen zu versklaven und sie ihrer Würde zu berauben. 300 Jahre lang haben sie als Verschleppte in der neuen Welt für frühere Missetaten und Starrsinn gebüsst, jetzt aber ist die Zeit der Erlösung und Heimkehr gekommen.

Für die Rastas ist Ganja – Cannabis sativa – das einheimische Marihuana – das «heilige Kraut», von dem an mehreren Stellen der Bibel gesprochen wird. Es wird auch «Kraut der Weisheit» genannt, weil es Legenden zufolge auf dem Grab Salomos gewachsen sein soll.Es gilt unter der Mehrzahl der Rastas als Nahrung für das Gehirn und als Heilmittel. Man sagt ihm auch nach, dass es eine tiefere und klarere Einsicht in das Leben vermittle. Als frische Pflanze wird das Ganja ähnlich wie Spinat als Gemüse zubereitet, das besonders gut für Kinder sein soll.

(Peter M. Michels, Rastafari, München 1979)

Pinnacle. Wer nicht verhaftet wurde, floh nach Kingston, und in kürzester Zeit breiteten sich die Rastas über ganz Jamaica aus. Howell selbst, der sich schon gelegentlich für Haile Selassie gehalten hatte, fühlte sich nach dieser Polizeiaktion als Gott. Seine Allmacht allerdings konnte nicht verhindern, dass ihn die Regierung 1960 in die psychiatrische Klinik sperrte. Dort war schon ein Vorgänger von ihm verschollen: der Prophet und Prediger Alexander Bedward, der Silvester 1920 versucht hatte, in einem selbstgebastelten Streitwagen gen Himmel zu fahren.

Die führerlosen Rastas vereinigten sich mit der «Ethiopian Zion Coptic Church», die 1933 von dem ehemaligen Seemann Archibald Dunkley gegründet wurde. Der hatte unabhängig von Howell durch intensives Bibelstudium herausgefunden, dass Haile Selassie der Messias sei, der Sohn Gottes, der die Menschheit erlösen wird. Später stiess noch Ras G. Graham mit seiner «Rastafarian Brethren United Front» hinzu. Er hatte in den Fünfzigern festgestellt, dass Christus niemand anderer sei als der Negus, und die Römer seien jene Italiener, die 1935 in Äthiopien einfielen. Dass zwischen der Bibel und dem faschistischen Äthiopienkrieg ein paar Jahrhunderte lagen, störte da nicht so. «God is black.»

Mit der Unabhängigkeit Jamaicas gewannen die Rastas eine Atempause von der Polizei, und die nutzten sie, ihre Mystik weiter zu vertiefen. Die Ich & Ich-Sprache, die dazu nötig ist, kann Neulinge ganz schön zur Verzweiflung bringen, denn zu den höheren Graden ihrer Virtuosität gehört, auch das gesamte sprachlich Umfeld einzu-Ichen. Dann werden aus Kindern Ichder, und ich mache kein Buch, sondern ich iche es. Aber dies ist ohnedies nichts für Ich & Ich, der ich ja aus Babylon stamme, also aus jener Welt, die nicht Afrika ist.

In den Fünfzigern glaubten die Rastas noch fest an eine Heimkehr nach Äthiopien, und nahezu jedes Jahr versammelten sich einige Tausend an irgendeinem Hafen, um die von ihren Propheten erwarteten Schiffe zu besteigen. 1961 und 1963 begaben sich dann Delegationen nach Addis Abeba, und der Höhepunkt der Rasta-Geschichte ist zweifellos der 21. April 1966, wo der leibhaftige Messias zu einem Staatsbesuch nach Kingston kam. Nahezu 100000 Jamaikaner, gespickt mit etlichen Tausend Rastas stürmten den Flughafen und ersäuften die vorgesehenen Staatsakte in einer Flut von Begeisterung.

Dass der Messias acht Jahre später nach einer langen Regierung grauenvoller Misswirtschaft gestürzt wurde und 1975 als verbitterter Alter unter Hausarrest starb, störte die Bewegung nicht – dass ein Messias verfolgt wurde, gehörte ja dazu. Und seit der machtvollen Demonstration auf dem Flughafen wollte keine politische Partei mehr auf dieses Stimmpotential ver-

zichten. Am geschicktesten profitierte davon Michael Manley, der zwar ein Weisser ist, aber in seinen Wahlkampf mit einem Spazierstock zog, den ihm der Negus geschenkt haben soll. Natürlich erkannten alle Rastas in diesem Stock den Stab Josuas aus der Bibel ...

In den Siebzigern wurden Rastas gelegentlich mit politischer Gewalt in Verbindung gebracht, aber überzeugende Beweise gab es praktisch nie. Zweifellos: als Hanfproduzenten schufen sie den devisenträchtigsten Handelsartikel der Insel, doch die grossen Geschäfte machen andere Kreise. Rastas sind meist bettelarm, und den Ganja-Verkehr in die USA besorgen regelrechte Luftflotten kleiner Privatflugzeuge. Um ihnen die Sache etwas zu erschweren, liess die Regierung auf US-Empfehlung an den Rändern der wenigen geraden Strassen Eisenbahnschienen senkrecht einrammen, und seither wird die Fracht mit Enterhaken im Tiefflug geladen. Doch solche Geschäfte kann keiner besorgen, der Dreadlocks trägt.

Afrika ist als Reiseziel mittlerweile aufgegeben. Man richtet sich häuslich ein in Babylon und übt ausgiebig «die Befreiung der Seele durch den Körper durch himmlische Harmonie». Nicht-Rastas würden diese Exerzitien Fussball nennen, aber damit sehen sie nur den alleräussersten Aspekt der Sache, und jeder gute Jamaikaner *kann* zu Fussball stundenlang psalmischen Tiefgang reden. Wir, pardon: Ich & Ich beweisen ja unser Unverständnis schon durch unser Staunen über die Tatsache, dass Menschen pausenlos soviel Hanf rauchen und dann doch Fussball spielen können, ohne ausser Puste zu geraten.

Eine weitere rituelle Übung, von Ganja-Rauchen abgesehen, hat in Babylon mittlerweile viele Freunde gewonnen und etliche Rastas zu Millionären gemacht. Die Rede ist von Reggae. Ich muss zugeben, damit nicht allzuviel anfangen zu können. Nach spätestens fünf Nummern bin ich soweit anzunehmen, dass es sich um ein einziges Stück handelt, von dem nach Bedarf musikalische Meterware abgeschnitten wird, aber genau das, versicherten mir Kenner, sei ja auch das tiefe Geheimnis von Reggae. Dass mit dem Siegeszug dieser Musik nicht auch andere Rasta-Gewohnheiten übernommen wurden, hat einige Frauengruppen wieder versöhnlich gestimmt, denn die Rastas sind wirklich böse frauenfeindlich, d.h. sie behandeln sie so, wie dies kein Kiffer sollte. Nun ja, nobody is perfect, not even I & I.

In Jamaica selbst gewann Reggae politischen Stellenwert, seit Bob Marley für Michael Manley sang. Seither werden die Werbesprüche der Parteien gerne in Reggae verpackt, zumal sie dabei durch die ständigen Wiederholungen zu ähnlichen Ohrwürmern werden wie einst Ravels Bolero. Es gibt natür-

Auch die Jugendlichen rauchen Ganja in relativ grossen und in formellen Peer-Groups, die gewöhnlich von einem etwas Älteren angeführt werden, der den anderen das Ganja verkauft. Kein Erwachsener würde sich dazu aus Angst vor Entdeckung bereitfinden.

Mit der dritten Periode des Erwachsenseins beginnen die jungen Männer von etwa 20 Jahren, eigene Haushalte zu gründen, mit Frauen zusammenzuleben, Kinder zu bekommen und einen selbständigen Lebensstil zu entwickeln. Die gewohnheitsmässigen Raucher pflanzen nun Ganja an, um nicht permanent auf die Händler angewiesen zu sein. Die früher lockeren Gruppenbezüge werden stabiler, konzentrieren sich mehr auf vertraute Nachbarn, Freunde und Arbeitskollegen. Das Ganja-Rauchen ist nunmehr Bestandteil des normalen Tagesablaufs, zur Routine geworden bei Arbeitszusammenkünften, Frühstückspausen, abendlichen Besuchen etc.

Ebenfalls bestehen diese Gruppen eher aus gleichberechtigten Mitgliedern ohne die hierarchischen Strukturen der Jüngeren, und entweder raucht jeder sein eigenes Ganja oder es wird das für einen Abend benötigte Ganja gemeinsam eingekauft.

Die vierte Periode beginnt mit etwa 60 Jahren, wo mit dem Austritt aus der Arbeitswelt auch das Ganja-Rauchen von vielen aufgegeben wird, die Freundeskreise durch Krankheit und Tod auseinanderbrechen, und wo auch die eigenen Felder nicht mehr bestellt werden können, so dass für einen regelmässigen Genuss wiederum die ökonomischen Mittel fehlen.

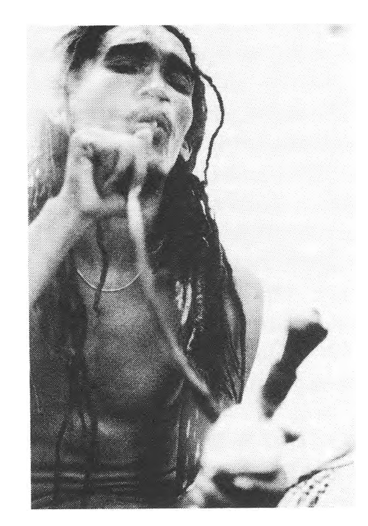
(Lambros Comitas «The Social Nexus of Ganja in Jamaica», in Cannabis and Culture, Den Haag 1975)

Die Welt im allgemeinen und im besonderen ...

Früher ruderte John mit sieben anderen im Einbaum zum Fischfang hinaus. Das war schweisstreibend, dauerte jeweils länger als einen Tag und eine Nacht, aber wenn ein Boot wiederkam, herrschte grosse Freude, denn dann kam Fisch auf die Tische in den Hütten, und jeden Tag kehrte ein Boot zurück. Die Erträge des Fangs wurden durch acht geteilt, der Besitzer des Einbaums erhielt nicht mehr als die Mitruderer. Dank der weltweiten Bemühungen der Firma «Yamaha», Konzernbereich Aussenbordmotoren, fliesst jetzt kein Schweiss mehr am Ruder, mit 50 PS am Heck fährt man morgens hinaus und kommt nachmittags zurück. Dadurch und aufgrund der segensreichen Gesetze der Marktwirtschaft gibt's jetzt mehr Fisch, die Preise fallen, die Einkünfte der Fischer pro Kilo Fisch natürlich ebenfalls. Sie teilen immer noch durch acht – mit einer Einschränkung: Vorher wird der Preis für das sündteure Benzin abgezogen. Johns erheblicher Einkommensverlust und der seiner Mitfischer erscheint gesamtvolkswirtschaftlich überhaupt nicht bedenklich, weil er und die anderen vor Kummer und Existenzangst nun um so mehr holländisches Heineken-Bier saufen, das zum Wohle der Inselentwicklung an jeder Ecke vertrieben wird.

Fisch dagegen wird in Vieux-Fort überhaupt nicht mehr zu haben sein, denn die Fischer sind jetzt auf den Vorschlag eines fortschrittlichen französischen Kühlwagenbesitzers von der Nachbarinsel eingegangen: Er garantiert ihnen feste Abnahmepreise für jeden Fang, höher als die heute zu erzielenden, und damit werden dann die Kingfishes and Snappers, die heute noch auf den Kochstellen der Hütten von Vieux-Fort brutzeln, demnächst komplett eingefroren in den Läden von Miami oder London herumliegen.

Solche Geschichten vom wundersamen Nutzen des ausserkaribischen Geistes für die innerkaribische Entwicklung haben sich auf Union Island bei zahlreichen Jüngeren mit dem Resultat herumgesprochen, dass sie sämtliche Industrieprodukte sowie auch den Import jedes Entwicklungshilfe-Gedankens stolz ablehnen. Natürlich hat es ihre Ideologie etwas schwer gegen das Weltbild der älteren Laden- und Barbesitzer, die es durch den Verkauf von Butter



aus staatlichen europäischen Hilfsreserven, von Hühnerkeulen aus Neuseeland oder gar Kokosmatten aus Dänemark (gerade eingetroffen!) an betuchte vorbeikommende Yacht-Segler zu relativem Wohlstand und einigen Steinhäuschen gebracht haben. Die jungen Verweigerer ernähren sich von dem, was hier wächst (Papayas, Tamarinds, Erbsen, Kokosnüsse), essen kein Fleisch (sowieso knapp), wohnen in den Hüttchen auf den Berghängen zusammen und bezeichnen die restliche Welt als «Babylon», das gefälligst ohne sie den Weg ins Verderben gehen soll. Ihre Vorbilder sind die «Rastafaris» in Jamaica, und wie diese nennen sie sich selbst verkürzt «Rastas». Ohne etwas über seine historische oder politische Rolle zu wissen, verehren die Rastas den ehemaligen Pomp-Kaiser Äthiopiens, Haile Selassie, als Erinnerung an vermeintlich heile afrikanische Zustände, doch nach Afrika, dem Herkunftsland ihrer versklavten Vorfahren, zieht es sie nicht: «We will build a new Africa here», sagen sie. Ein weiteres Rasta-Idol ist Reggae-Sänger Bob Marley, sein Song «Real Situation» wird hier auf allen Pfaden und Stränden locker heruntergesungen wie ein Wanderliedchen, und dabei heisst es im Text über die Leute aus Babylon: «Give them an inch, they take a yard, give them a yard, they take a mile» and «total destruction – the only solution ...»

Um Rastas wie Innocent oder Albert zumindest mein Verständnis für ihre radikale anti-zivilisatorische Haltung auszudrücken, ging ich dann freilich einen Schritt zu weit. Ich bastelte mir einen Lendenschurz aus zwei Kokosnusshälften, eine hinten, eine vorn, seitlich durch verknüpfte Palmenblätter verbunden. Mein Aufzug weckte totale Verständnislosigkeit, stellte aber klar, dass auch die Ideologie der Rastas nicht ohne Widersprüche ist: Die von mir abgelegte «adidas»-Hose gehört, so lernte ich, zu den speziellen Rasta-Sehnsüchten ebenso wie noch einiges andere aus Babylon. Zum Beispiel die Hifi-Super-Power-Stereo-Anlage, mit der einer der entschiedensten Rastas auf der Insel, berufslos, aber mit eigenem, vom Vater gebautem Haus, täglich die Barclay-Bank-Filiale gegenüber am Hafen beschallt: «Total destruction – the only solution ...»

(aus Jürgen Woldt «Brief aus Union Island», Trans-Atlantik, August 1981)

lich auch Lieder, die das ganze System ablehnen, und manche Texte haben eine stupende literarische Qualität. Und dann gibt es unendlich viele Songs, die einfach «Lebenshilfe» leisten, von Gemeinschaftskunde bis hin zu Kochrezepten mit Rhythmus. In den ausgedehnten Slums dudeln die Botschaften nahezu rund um die Uhr aus allen möglichen Lautsprecher-Konstruktionen und werden, wenn nur der Sound stimmt, gläubig aufgenommen wie das Evangelium. Manchmal ist Vorsicht zu empfehlen – dass beispielsweise Ganja gut sei gegen Krebs, wie Bob Marley einmal sang, liess sich ja in seinem eigenen Fall nicht gerade beweisen.

Im übrigen Babylon wurde Reggae wohl deshalb so populär, weil die Sache so sehr mit Ganja verbunden ist. Und so scheint es verständlich, dass der stille Teilhaber dieser schwungvollen Musikproduktion allmählich seine Aktivitäten auch auf ein anderes, naheliegendes Produktionsfeld erstreckt. Da alles mit rechten Dingen zugehen soll, wurde die Ethiopian Zion Coptic Church einer der Sponsoren für die internationalen Cannabis-Legalisierungs-Versuche. 1980 finanzierte sie grosszügig die ICAR, die «Erste Weltkonferenz» zu diesem Thema in Amsterdam. Dort schlug denn auch ein freundlicher Rasta vor, die hanfproduzierenden Länder mögen als Gegenstück zur OPEC eine DOPEC gründen.

Ich & Ich werden ja sehen.

Legalisiert es
kritisiert es nicht
legalisiert es
und ich werde dafür werben
einige nennen es tampee
einige nennen es weed
einige nennen es marijuana
einige nennen es ganja
Sänger rauchen es
ebenso Musiker
legalisiert es
das ist das Beste
was ihr tun könnt
Ärzte rauchen es
Pflegerinnen rauchen es
Richter rauchen es
selbst auch die Rechtsanwälte
es ist gut gegen Grippe
es ist gut gegen Asthma
gut gegen Tuberkulose
sogar gegen Umara composis
Vögel essen es
und sie lieben es
Hühner essen es
Ziegen spielen gern damit
legalisiert es

(Peter Tosh, 1976. Die Platte ist mittlerweile in der BRD indiziert.)

White Men, Black Men

Wie der nordamerikanische Kontinent in die Hände des weissen Mannes geriet, ist verständlicher Weise ein Thema, das an den Universitäten der USA liebevoll und ausführlich abgehandelt wird. So richtig ernsthaft betrieben wird dieser Sport allerdings erst seit etwa 35 Jahren.

Dabei fiel die Pflanze schon den allerersten Reisenden auf, die sich vorsichtig ein wenig an die Küste wagten. Der Italiener Giovanni da Verrazzano erwähnt den «wilden Hanf» 1524, und zehn Jahre später findet sich eine kurze Notiz bei Jaques Cartier. Beide Herren waren natürlich keine Botaniker und hatten nicht einmal ein Oberflächeninteresse an der Flora des Landes. Wie alle damaligen Entdecker suchten sie Gold, und als sie sahen, dass die Indianer jener Landstriche keines hatten, verzichteten sie auf weitere Erkundungen. Erst fünfzig Jahre später wurde die Gegend für Weisse interessant. 1584 nahm Sir Walther Raleigh, hauptberuflich eher ein Seeräuber, die Sache für Königin Elisabeth in Besitz. Nach ihr, die trotz vieler Liebhaber Wert darauf legte, eine Jungfrau zu sein, nannte er die Gegend Virginia.

Im Grunde galt damals Nordamerika als der Happen für die

es riecht so gut, pass auf, dass du nicht/geschnappt wirst. Sie sind nämlich hinter/dir her, du alter kiffer/dabei geht ihre gesellschaft am alkoholismus/zugrunde, aber dich jagen sie, DICH.

haschisch, feinstes kaschmir/ edelster tuerke, afghanisches gras/ ein plaetzchen fuer mein schaetzchen/cannabis in holland/bob marley auf der venus.

i wanna go to africa, to the black jah rastaman/to the black culture/i will do tinge like my black friends do/i do love it, holladahiti/etc.

was soll ich denn aber in africa als frau, als frau/wenn der schwarze mann die schwarze frau kastriert/au-au.
castration.

get up stand up for the black revolution/for the revolution of the revolution

get up stand up.

(Nina Hagen, Unbe-Hagen, 1979)

Zuspätgekommenen. Beim grossen Goldrausch hatte sich vor allem Spanien bedient, und für die nachstossenden Portugiesen war vergleichsweise wenig geblieben. Den Briten, Franzosen und Niederländern blieb nur, mit ihren relativ wendigeren Schiffen die schwerfälligen Goldsegler der Spanier zu überfallen und dann eben noch das Land, wo es kein Gold gab. Ein Jahr nach Jamestown gründeten Franzosen Quebec und spezialisierten sich auf den Pelzhandel. 1616 bauten die Holländer auf der Halbinsel Manhattan ein Dorf namens Neu-Amsterdam und hofften, es werde einmal eine grosse Stadt werden.

Was das alles mit Hanf zu tun hat? Er war neben Holz die wichtigste Grundlage der damaligen Seefahrt, von Wasser abgesehen. Schon ein kleines Handelsschiff brauchte fast dreitausend Meter Tauwerk, und Hanf war dadurch in der Alten Welt Mangelware geworden. Zwar hatte schon Heinrich VIII., der mit den vielen Frauen, seinen Bauern in weiser Voraussicht bestimmte Feldquantitäten Hanf befohlen, doch als der Kolonialismus ernst wurde, reichten diese bei weitem nicht aus. 1611 befahl James III., zwei Drittel aller Felder in den neuen Ländern seien mit Hanf zu bestellen, und bei den Holländern grünte das Zeug fast noch üppiger. Als dann später bei den allgemeinen Feindseligkeiten die Holländer Hanflieferungen von Europa nach England kaperten, wurden die Hanffelder Neu-Englands noch einmal vergrössert und waren viermal so gross wie die des Weizens.

Damit, meinen einige Gelehrte, sei der Hanf nach Nordamerika gekommen, und was die ersten Reisenden gesehen hätten, sei Hundshanf gewesen, ein entfernter Verwandter der Pflanze. Das ist so nicht plausibel, denn zwischen diesen beiden Pflanzen hätten auch Nichtbotaniker unterscheiden können, und wenn Verrazzano die Gegend mit «skythischen Landschaften» vergleicht, dürfte er gewusst haben, wovon er redete.

Als Frage bleibt, was die Indianer mit Hanf anfangen konnten, von Dekorationszwecken abgesehen. Die den Europäern auffälligste Pflanze war natürlich Tabak, der in den ersten Beschreibungen noch für eine Art Bilsenkraut gehalten wurde. Im übrigen wurde der Drogenkonsum der Indianer nicht untersucht, und es interessierte nur, dass man sie für Feuerwasser begeistern konnte.

Es waren interessanterweise Deutsche, die sich dann in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wissenschaftlich mit Indianern befassten. Der bemerkenswerteste war Maximilian Prinz zu Wied, der es als amtlich preussischer Naturforscher bis zum Generalmajor brachte. Er war bereits fünfzig, als er 1832 mit dem Schweizer Maler Carl Bodmer eine zweijährige Tour durch den Wilden Westen antrat, und seine Neugier schlug in

1845 hatten die Vereinigten Staaten die mexikanischen Territorien Texas und Kalifornien annektiert, in denen sie die Sklaverei im Namen der Zivilisation wiederherstellten, und im Kriege verlor Mexiko auch die jetzigen nordamerikanischen Staaten Colorado, Arizona, Neu-Mexiko, Nevada, Utah und einen Teil von Oklahoma und von Kansas: insgesamt mehr als die Hälfte der Bodenfläche des Landes. «Armes Mexiko», hört man seit damals, «so weit von Gott und so nahe den Vereinigten Staaten!» Der Rest seines verstümmelten Territoriums erlitt später die Invasion nordamerikanischer Investitionen auf dem Kupfer-, dem Erdöl-, dem Kautschuk-, dem Zucker-, dem Bank- und dem Transport-Sektor. Der American Cordage Trust, eine Tochtergesellschaft der Standard Oil (Esso-Exxon), war an der Ausrottung der Maya- und der Yaqui-Indianer in den Pittapflanzungen Yukatans – Konzentrationslagern, in denen Erwachsene und Kinder wie Maultiere gekauft und verkauft wurden – keineswegs unbeteiligt; denn dies war das Unternehmen, das mehr als die Hälfte der Pittaproduktion aufkaufte, und es war daran interessiert, die Fasern zu niedrigen Preisen zu erwerben. In anderen Fällen fand, wie Turner entdeckte, eine direkte Ausbeutung von Sklavenarbeit statt. Ein nordamerikanischer Verwalter erzählte ihm, dass er für eine «Partie» angeworbener Arbeiter fünfzig Pesos pro Kopf bezahlte, «und wir behalten sie, so lange sie aushalten ... In weniger als drei Monaten begraben wir mehr als die Hälfte».

(Anm.: Pitta = hochschiessender Faserhanf. Eduardo Galeano, Die offenen Adern Lateinamerikas, Wuppertal 1980)

der vierbändigen «Reise in das innere Nordamerika» zu Buche. Nebst tausend anderen Kleinigkeiten notierte er, dass den Indianern Tabak pur in den Pfeifen meist zu stark erschien. Sie streckten ihn, mal mit Stechapfel, mal mit «Sakkakomi». Stechapfel gehört auch zum Drogenrepertoire der indischen Sadhus, und die Blätter sind der alte «Asthma-Raucher-Tabak» unserer Apotheken. Was Sakkakomi bei den Assiniboins bedeutet haben könnte, ergibt sich aus den Sprachaufzeichnungen George Catlins, die etwa zehn Jahre später entstanden: «wildes Hanfkraut, etwas niedriger wachsend als der bekannte Hanf».

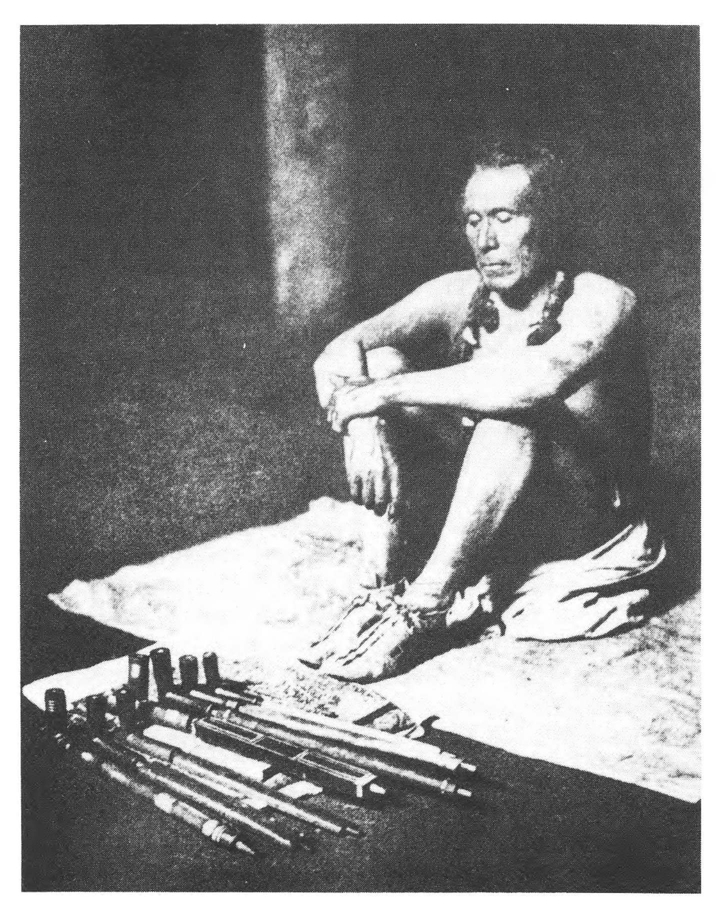
An der weiss gewordenen Ostküste wurde Hanf die nach Baumwolle wichtigste Textilfaser, und im 18. Jahrhundert wurden daraus sogar Kleiderstoffe gewebt.

Damit war Hanf so selbstverständlich für eine geordnete Landwirtschaft, dass er sonst kaum der Rede wert war. Höchstens dass Bauern Bussgelder zahlen mussten, auf deren Fel-

George Washingtons Hanfbriefe

Oktober 1791. Privatbrief von Mount Vernon an den Schatzmeister: «Wie weit wäre es Ihrer Meinung nach angebracht, eine Politik der Ermutigung der Anpflanzung von Baumwolle und Hanf in solchen Teilen der Vereinigten Staaten vorzuschlagen, die sich zum Anbau dieser Artikel eignen? Die Vorteile, die diesem Land durch die Produktion von Artikeln, die zuhause angebaut werden sollten, entwachsen würden, sind offensichtlich.» (Band 31, S. 389)

1794 weist Washington seinen Gärtner in Mount Vernon an «das Beste» aus den «indischen Hanfsamen zu machen» und diese überall auszusäen. Ein Brief an einen befreundeten Arzt in Schottland: «Ich danke Ihnen sowohl für die Samen wie auch für die Abhandlungen, die Sie die Güte hatten, mir zu übersenden. Die künstliche Zucht von Hanf in Schlesien stellt wirklich eine Kuriosität dar.» Ein Brief an seinen Aufseher in Mount Vernon: «Ich kann mich nicht mit Sicherheit daran erinnern, ob ich den indischen Hanf wachsen sah, als ich das letzte Mal in Mount Vernon war, doch meine ich, er war zwischen den Reben; ich hoffe, er wurde irgendwo ausgesät und wünsche deshalb, dass die Samen zu gegebener Zeit aufbewahrt werden; und dies mit so wenig Verlust wie möglich.» (Band 33, Seiten 279, 384, 469)



Medizinmann der Arikara, USA um 1900



Ein Präsident kultiviert die Völkerfreundschaft, zumindest auf einer Medaille

Mai 1776: «Was geschah mit den aufgehobenen Samen des indischen Hanfs vom letzten Sommer? Es hätte *alles* wieder gesät werden müssen, so dass nicht nur für meine Bedürfnisse eine genügende Menge aufgezogen worden wäre, sondern auch um es an andere weiterzugeben, da es wertvoller ist, als gewöhnlicher Hanf.» (Band 35, S. 72)

(George Washington, Writings of Washington, zitiert in High Times Encyclopedia, New York 1978. Dazu ist zu bemerken, dass bereits damals «indischer Hanf» als ungeeignet zur Faserproduktion galt.)

dern die Pflanze nicht wuchs – wie in Virginia 1762 –, und dass alte Tagebücher gelegentlich über die Sorgen der Landwirte berichteten. Zum Beispiel die George Washingtons, der sich nebenbei auch als Gentleman Farmer betätigte. Es ist so das Übliche: «9. August 1765 – Abt. 6 o'clock put some Hemp in the Rivr. to Rot –», er liess also Hanf im Fluss rotten, und Anfang September, undatiert: «Begann die Hanfsamen auszuschälen – aber nicht zufriedenstellend reif.» Am 7. August des Jahres aber findet sich eine Notiz, die aufmerken lässt: «began to seperate the Male from the Female hemp at Do – rather too late.» Derlei ist nun zur Fasergewinnung wirklich nicht nötig.

Für die Potheads der USA ist seither die spannende Frage: Hat nun der Staatsgründer oder nicht? Sie ist schwer zu beantworten. Es kann ja sein, dass er die weiblichen Pflanzen, die man zur Fasergewinnung weniger schätzte, einfach ausrupfte. Aber auch das Gegenteil ist möglich, zumindest für einen Teil seiner Felder. Denn auch die Weissen der USA rauchten damals Tabak nur selten pur, und einige Hanfblätter in der Pfeife galten damals als gutes Hausmittel gegen Melancholie, also Weltschmerz aller Art, und gegen Zahnweh. Und mit seinen Zähnen hatte Washington solange Schwierigkeiten, bis er sich zu einer Prothese entschloss. Aber auch Zahnersatz war damals Glückssache – des General drittes Gebiss schmerzte nicht weniger, und dass er heute noch die Dollarnoten mit geschwollenem Mund ziert, ist auch ein Denkmal damaligen Dentistenpfusches. Abgesehen davon, dass Washington den Hanf als Hausmittel benutzt haben könnte, füllten die «Modest Smokers» seiner Zeit ganz allgemein ihre Tabakspfeifen mit einigen Hanfblättchen. Von Thomas Franklin ist diese Sitte bekannt, und Thomas Jefferson, der spätere Präsident, zog zu diesem Zweck um sein Haus einige Pflanzen. Dass die Sache besonders berauschend gewesen wäre, wird allerdings nirgendwo berichtet.

Ganz allgemein war das Rauchen von Hanf auch im 19. Jahrhundert der USA eine Sache der Negersklaven in den Südstaaten. Auch wo Tabak wuchs, durften sie ihn nicht rauchen, und so behalfen sie sich mit den Pflanzen, die bald überall wild an den Wegrändern wuchsen. Das dürfte wiederum dazu beigetragen haben, dass die weissen Herrenmenschen allmählich ihre Finger von diesem sozial despektierlichen Kraut liessen. Um 1860 hatte der Hanf in den Südstaaten bereits den Spitznamen «Niggerweed» weg, und er taucht auch gelegentlich in den Schriften sozial progressiver Autoren wie Mark Twain auf.

Dass aber auch den Weissen die besonderen Qualitäten der Pflanze geläufig waren, zeigt das Wort «hempish» für etwas wie Aufgedrehtsein.

5. EINE EHRENWERTE TRADITION

Das merkwürdige Kraut

Das Rom der Renaissance empfand sich so sehr als Mittelpunkt der Welt, dass von den schwitzenden Chronisten sogar jeder Furz registriert wurde, vorausgesetzt, er wurde von der entsprechenden Persönlichkeit gelassen. So wissen wir genau, worüber sich Papst Julius II. bei Tisch zu unterhalten pflegte. Der Heilige Vater liebte Kunst und Kriege mehr als seine Kirche, deren Kassen er so leerte, dass sein Nachfolger den Peterspfennig einführen musste und damit Luther aufbrachte.

An einem milden Oktoberabend des Jahres 1510 wurden beispielsweise die Reize einiger Damen der Gesellschaft durchgehechelt, anschliessend die schon skandalösen Affären eines gewissen Michelangelo mit Jünglingen von Stand und auch von zweifelhafter Herkunft, und dann wurde einem gewissen Leo Africanus das Wort erteilt. Der war ein ziemlich frisch getaufter Marokkaner und erzählte Wundersames von einer Pflanze, mit der sich in seiner Heimat die Fakire in Schwung brachten. Das Erstaunlichste für die Tafelrunde war, dass diese Pflanze Hanf sein sollte. «Der Heilige Vater kam zu dem Schluss, dass es sich um eine besondere Pflanze Hanf handeln müsse, denn Hanf hat zwar bestimmte Eigenschaften, aber doch wurde derlei noch nie berichtet», endet die Chronik dieses Abends.

Schon damals musste, wer interessant sein wollte, Sensationen berichten, und unser Fall ist so ziemlich der erste, wo die Wirkung von Hanf derart übertrieben wurde, dass sie mit den praktischen Erfahrungen der Pflanze nicht mehr in Einklang gebracht werden konnte. Diese Tradition reicht bis weit in unser Jahrhundert, und erst die jüngste Forschung nimmt die alten Sensationsberichte nicht mehr ganz so ernst.

Im mittelalterlichen Europa war die psychotrope Wirkung der Pflanze spätestens seit den ersten Kreuzzügen bekannt, und Hanf war ein Bestandteil der Volksmedizin geworden.

Wer wann herausgefunden hat, dass Hanfblätter zum Tee gebraut besser wirken, entzieht sich unserer Kenntnis. Manche Autoren vermuten, die Pflanze hätte aus dem Klostergarten Hildegards direkt ihren Weg in die Hexengärten genommen, doch dafür fehlen sämtliche Hinweise, denn was dort wuchs, wurde zumindest von den Hexenjägern aufmerksam registriert. Nur in einem einzigen der vielen Rezepte für Hexensalben kommt Hanf vor, hingegen in sehr vielen Klo-

So unzuverlässig die meisten der im Handel befindlichen Hanfpräparate befunden werden, so stark narkotisierend wirken sie in frischem Zustande in den Ländern ihrer Produktion.

(Louis Lewin, der ja alles selbst ausprobiert hat und sich nicht vorstellen kann, dass manche Autoren übertreiben, in Phantastica ...)

In Zusammenhang mit Hexerei wird Hanf nur zweimal erwähnt:

1584 in den Akten der Inquisition zu Strassburg, in denen das Rezept einer «Flugsalbe der Hexen» wiedergegeben wird: 10 g Menschenfett vom Galgen (ersatzweise Hühnerfett), 4 g Hanf-Blütenstaub, 5 g Samen vom Bilsenkraut, 2 g Frucht der Tollkirsche, 26 g Hanfblätter, 3 g Sonnenblumenkerne, 25 g Opium, 6 g Calamus, 10 g Weizen. Das zu einer feinen Paste zerstossene Gemisch wurde angeblich auf Solar plexus, Halsansatz, Arm- und Kniekehlen, Handflächen und Sohlen aufgetragen.

1615 erwähnt Thomas Nynauld in seiner Londoner Schrift *Lycanthropy, Transformation and Ecstasy of Sorcerers* ein nahezu ähnliches Rezept, durch das sich Menschen in Werwölfe verwandeln.

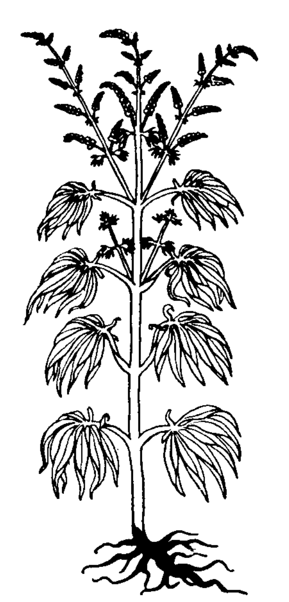


Illustration zum Pseudo-Dioscorides, Süddeutschland um 1300

Herr Rabelais wird ausführlich und schliesslich am ungeeigneten Objekt patriotisch:

Da sah ich auch unter anderem, dass er einen reichlichen Vorrat von seinem Kraut Pantagruelion in grünem und rohem wie in verarbeitetem Zustand in die Schiffe laden liess.

Dieses Kraut hat eine kleine, ziemlich harte, rundliche, stumpf auslaufende weisse Wurzel mit wenig Wurzelfasern, die nicht tiefer als eine halbe Armlänge in der Erde steckt. Auf dieser Wurzel erhebt sich ein einziger runder, rutenartiger, aussen grüner und innen weisser hohler Stengel, ähnlich dem des Smyrniumkrauts, des *Olus atrum*, der Bohne und des Enzians; er ist holzig, spröde, ein wenig gerieft wie eine kannelierte Säule und voller Fasern, besonders in seinem mittleren Teil, *mesa* genannt, sowie in dem, welcher mit *mylasea* bezeichnet wird: diese Fasern sind es, welche das Gewächs so wertvoll machen. Der Stengel selbst wird gewöhnlich fünf bis sechs Fuss hoch.

stermedizinen, jedoch nahezu unbedeutend neben dem Universalheilmittel der Zeit, dem aus Mohn gewonnenen Opium. Dass Hanf in den Pflanzenlisten weder der Hexen- noch der Klostergärten vorkommt, dürfte allerdings einen einfachen Grund haben: als Faserpflanze wurde er ja überall felderweit gezogen, und für die Samengewinnung wurden Einzelpflanzen meist unter Hackfrüchte wie Rüben gesät. Die Blätter dieser Pflanzen dürften eine weitere Verwendung gefunden haben, denn ein Rezept eines fürsterzbischöflichen Hofarztes aus Salzburg von 1486, gegen «hart hustn» ausgestellt, vermerkt «hanff krautt vom ruebackr».

Dass es nahezu vollständig an Notizen über die berauschende Wirkung von Hanf fehlte, hat einen sehr einfachen Grund: Rausch gehörte damals zu praktisch jeder Art von Medizin, und dieser Effekt wurde geradezu als Voraussetzung für die Heilwirkung einer Pflanze genommen. Auch noch die Rezepturen des Paracelsus weisen Alkohol und Opium in derart hohen Dosen auf, dass der damit Behandelte wohl nicht mehr wusste, ob ihn nun die Krankheit oder die Medizin in andere Sphären hob, und dennoch werden nirgendwo diese «Nebenwirkungen» der Drogen erwähnt.

Es gibt eine Reihe Anzeichen, dass Hanftee bei Bronchialerkrankungen angewendet wurde. Ein prominenter Konsument des Gebräus war Martin Luther, der im Winter 1523 auf der Wartburg mit einem «absud aus hellig» behandelt wurde. Helling war noch vor hundert Jahren die in Sachsen übliche Bezeichnung weiblicher Hanfpflanzen, und da die Verschreibung im Dezember erfolgte, dürfte das Kraut dafür apothekenmässig gelagert worden sein. Auch bei rheumatischen Erkrankungen wurde Hanf verwendet, allerdings als schlechter Ersatz für Opium, wie ein Rezept in der Wiener Stadtbibliothek aus der Zeit um 1540 zeigt: «so es felet an opio nim hampf». Diese irrtümliche Gleichsetzung hielt sich nahezu ein Jahrhundert lang, denn in einer seiner Predigten wettert der als Abraham a Santa Clara berühmt gewordene Ulrich Megerle gegen die «bauren, so sich mit Hamf vollstopffen wie der türck mit Opium». Was damit gemeint ist, erklärt er leider nicht, denn die Sache war ihm nur einen Nebensatz wert. Interessant ist noch eine kleine Stelle in seinem Bannstrahl gegen die Tabak-Raucher, die, nachdem sie sich heiser gesungen haben, «Ungarisch- und Türckische Blätter» trinken. Unter «Folii turcii» firmierten damals in den Apotheken zu Bündeln gerollte, gepresste und getrocknete Hanfblätter. Wie die angeblich schwächer wirkenden aus Ungarn wurden sie gegen Husten verschrieben.

Immerhin hatte zur Zeit der Renaissance der Hanf auch seine erste wissenschaftliche Würdigung erfahren, durch einen sehr erstaunlichen Universalgelehrten aus Basel. 1542 veröf-

fentlichte dortselbst Leonhard Fuchs einen dicken Wälzer mit dem lateinischen Titel «De Historia Stirpium», und damit wurde er der Begründer der modernen Botanik. Der Hanf kommt darin mit einem wunderschönen Holzschnitt vor, den seither die meisten Botanikbücher abgezeichnet haben, und bereits unter dem Namen *Cannabis sativa.* In einem erstaunlich präzisen Text wird die Zweigeschlechtlichkeit der Pflanze ebenso notiert wie ihre Fähigkeit, zu berauschen.

Etwa acht Jahre später entstand eine noch wesentlich umfangreichere Beschreibung der Pflanze aus der Feder eines noch erstaunlicheren Franzosen. François Rabelais wurde 1494 als Sohn eines reich gewordenen Rechtsanwaltes geboren und entschied sich ziemlich früh für die Karriere eines Geistlichen. Sie scheint dennoch nicht seine ideale gewesen zu sein, denn nach verschiedenen Versuchen mit verschiedenen Orden und einem längeren Abschnitt als Weltpriester studierte er Medizin, und als Arzt erlangte er einen weittragenden Ruf. 1536 verzieh ihm der Papst alle bisherigen Verstösse gegen seinen ursprünglichen Berufstand, aber es scheint neue gegeben zu haben, denn zehn Jahre später musste Rabelais wieder vor dem Bannstrahl der Kirche fliehen, sinnigerweise unter den Schutz eines Kardinals. Sein Gönner vermittelte ihm 1551 sogar noch eine Kanoniker-Stelle, und so starb der Wanderer zwischen allen Welten zwei Jahre später als gerngesehener Geistlicher. Berühmt aber wurde der verhinderte Priester und praktische Arzt durch seine literarische Nebentätigkeit und das krause Riesenwerk *Gargantua und Pantagruel.* In diesem als viele kleine Heftchen entstandenen Sammelsurium seiner Gedanken und all dessen, was er erfahren konnte, ist eine erstaunlich lange Passage auch dem Hanf gewidmet. Da Rabelais aber nicht wusste, dass die Sache bereits in Basel ihren verbindlichen wissenschaftlichen Namen bekommen hatte, taufte er es nach dem sanften Riesen, der einer der Helden seines Buches ist.

Bereits unter dem Namen Cannabis sativa verbucht Prospero Alpinus 1591 die Pflanze. Der venetianische Arzt und Botaniker war von 1580 bis 1584 Medicus seines Konsuls in Kairo, und in seiner Freizeit registrierte er zunächst einmal alle Pflanzen vom Kaffee bis zum Papyrus, und schliesslich widmete er einen dicken Band der «medicina Aegyptorum». Hanf kommt darin als «Dawamesk» vor, in einer Majoun-Zubereitung, die heute noch in Syrien bekannt ist und einst über ganz Nordafrika verbreitet war, und als Esrar, womit sich die «weissen Plätzchen» der Assassinen identifizieren lassen. Als besonders kräftig wirkend erwähnt er ein «Manzun», das ausser Haschisch noch Opium, Bilsenkraut, Stechapfel, Brechnuss (Strychnin), Akonit und Arsenik enthalten soll. Wir wollen ihm glauben, wenn er berichtet, nicht davon

Obgleich die Pflanze nur einjährig ist und nicht wie ein Baum Jahre überdauernde Wurzeln, Stamm, Äste und Zweige hat, gehen doch von ihrem Stengel dicke und starke Seitentriebe aus. Die Blätter sind ohne Ausnahme grün, dreimal so lang wie breit, rauh wie die der Ochsenzunge und hart, dabei gelappt wie die des Beilkrauts und der Begonie und enden in Form einer Lanzenspitze oder der einer Lanzette, wie die Chirurgen sich deren bedienen. Die Zahl der in gleicher Entfernung um den Stengel stehenden Blätter ist fünf oder sieben, denn so innig hat die Natur diese Pflanze geliebt, dass sie ihren Blättern jene göttlichen und geheimnisvollen ungeraden Zahlen gegeben hat. Der Geruch der Blätter ist streng und für zarte Nasen wenig angenehm. Der Same sitzt am oberen Ende des Stengels, ein wenig unter der Spitze, und zwar in so reichlicher Menge wie nur bei irgendeinem andern Kraut; er ist länglichrund, rautenförmig, hellbraun oder vielmehr lohfarben, ziemlich hart und Pmit einer dünnen Schale bedeckt. Von den Singvögeln, namentlich den Hänflingen, Finken, Lerchen, Zeisigen und anderen, wird er sehr gern gefressen; aber dem Menschen, welcher oft und viel davon ässe, würde er die Zeugungskraft lähmen, und obgleich die alten Griechen allerlei Kuchen, Törtchen und Fladen daraus bereiteten, die sie als Lekkerbissen nach dem Abendessen genossen, um sich den Wein schmackhafter zu machen, stört er doch die Verdauung, ist dem Magen nicht zuträglich, verdirbt das Blut, legt sich durch seine erhitzende Wirkung aufs Gehirn und beschwert den Kopf mit lästigen Dünsten. Man sät das Pantagruelion zur Zeit, wenn die Schwalben kommen, und zieht es aus der Erde, wenn die Grillen anfangen, heiser zu werden.

Nur kurz erwähn ich, dass der Saft des Pantagruelions, ausgepresst und ins Ohr geträufelt, alles Ungeziefer tötet, das dort

durch Fäulnis entstanden, und auch jedes andere Tierchen, das durch Zufall hineingeraten ist. Schüttet man etwas davon in einen Eimer mit Wasser, so gerinnt dies wie Molke und ist dann ein vortreffliches Mittel gegen Kolik und Dämpfigkeit der Pferde. Die in Wasser gekochte Wurzel wirkt erweichend bei Schrumpfungen, Steifheit der Gelenke, podagrischen Anschwellungen und Gichtknoten. Auf Brandwunden, gleichviel ob sie von Feuer oder Wasser herrühren, braucht man nur frisches Pantagruelion zu legen, ganz so wie man es aus der Erde zieht, ohne alle Zubereitung und Zutat, wobei man aber darauf achten muss, dass man es wechselt, sobald es auf der Wunde trocken geworden ist. Ohne diese treffliche Pflanze wären die Küchen ein Greuel, die Tafeln, selbst mit den köstlichsten Speisen beladen, ekelerregend, die Betten unerquicklich, wenn sie auch von Gold, Silber, Elektron, Elfenbein und Marmor starrten. Ohne sie brächte kein Müller Korn in die Mühle noch Mehl heraus, und wie sollte man erst die Aktenstösse der Advokaten ins Gericht tragen? Wie den Gips in die Werkstatt? Wie zöge man ohne sie das Wasser aus dem Brunnen? Was würden die Gerichtsschreiber, Aktuare und Sekretäre anfangen ohne sie?

Deshalb:

Arabien, Saba, Indien, prahlet doch
mit Weihrauch, Myrrhe, Ebenholz nicht mehr!
Hier kommt und schaut – wir haben Bessres noch:
holt Samen dieses Krauts euch übers Meer.
Gedeiht es dann bei euch, von Segen schwer,
so bringt den Göttern reichlich Dank zum Lohn
und gebet Frankreichs Glück die Ehr
in seinem Kraut Pantagruelion!

(François Rabelais, Gargantua und Pantagruel, übers. von Adolf Gelbcke, Berlin 1891)

probiert zu haben, und nehmen an, dass er einem orientalischen Schauermärchen aufsass, denn eine solche Mischung hätte nicht einmal ein ägyptischer Mumienmagen ausgehalten.

In jener Zeit träufelten auch die ersten wundersamen Meldungen aus dem fernen Orient nach Europa, und zu den Nervenkitzeln, die sie bereiten sollten, gehörten auch phantastische Geschichten über die Wirkung von Hanf. Am sachlichsten notiert noch Adam Olearius in seinem Reisebericht von 1647, was die Perser damit anfangen konnten. Von nun an zählten wilde Abenteuer mit Rauschmitteln zu den Pflichtübungen aller Asien-Reisenden. Eine Zusammenstellung solcher Schilderungen wurde 1690 von der holländischen Ostindien-Companie veröffentlicht, und da findet sich als Quintessenz, dass indischer Hanf eben ganz anders wirke als der europäische. Zwei Jahre später versuchte ein unternehmungslustiger Kaufmann namens Jan Kaempher während einer Schiffahrt durch den persischen Golf alles, was er so in den Mund bekommen konnte, und beschrieb das Ergebnis als «Reise in der Reise». Noch kühner war Jean Chardin, ein Goldschmiedsohn aus Paris, der 1665, kaum 22jährig, nach Indien geschickt wurde, dort Diamanten einzukaufen. Er machte sich mit Vaters Geld selbständig und zog ziemlich bald nach Persien weiter, von wo er nach fünf Jahren als «königlicher Kaufmann» und mit vielen Antiquitäten zurückkehrte. Seinen Reisebeschreibungen wird grosse Wahrheitsliebe nachgesagt. Von seinen Reiseversuchen mit Stechapfel, Haschisch, Opium und Brechnuss möchte ich das nicht behaupten. Die Halluzinationen seiner Jugend, im reiferen Alter niedergeschrieben, erscheinen zumindest überlebensgross. Aber die Zeit liebte Legenden, und es war Zeit, dass eine neue entstand: Cannabis indica.

Haschisch ist jedoch nichts anderes als das Pulver von Hanfblättern und wird mit Trinkwasser zu einer Paste verarbeitet. Nach Ablauf einer Stunde, wenn sie fünf oder mehr Stückchen dieser Masse gegessen haben, was einer etwa gleich grossen Menge Kastanien entspricht, verraten sie wie Betrunkene ihren Wahnsinn, und gleich denen in Ekstase, erfreuen sie sich an den von ihnen gewünschten Visionen. Wenn diese Medizin billig zu haben ist, wird sie vom Volk häufig benutzt.

(Prospero Alpinus, De medicina Aegyptorum, Venedig 1592)

Auch *Jean Wier* führt um dieselbe Zeit an, dass das «Opium» bei den Türken und noch mehr bei den Persern sehr verbreitet war und erzählt die Leidensgeschichte eines in Gefangenschaft geratenen jungen Edelmanns aus der Gascogne, aus welcher hervorgeht, dass die Türken ein Haschischpräparat als Anästhetikum bei der Kastration ihrer künftigen Lustknaben benutzten.

(M. G. Stringaris, Die Haschischsucht, Berlin 1972)

Alla turca

Unser heute noch geltendes System der Botanik entstand vor etwa 240 Jahren durch die geradezu manische Sammelwut des Carl Linnäus, der sich nach seiner Auszeichnung mit einem Adelstitel französisierend von Linné nannte. Bislang hat noch kein Psychologe seinen Lebensweg kritisch kommentiert, aber das dürfte sich lohnen: In der Schule erbrachte der 1707 geborene Sohn eines schwedischen Pastors so schwache Leistungen, dass ihn sein Vater schon in eine Schusterwerkstatt stecken wollte, als ihm sein Hausarzt von den Geschlechtsorganen der Pflanzen erzählte. Von nun an war Carl ein Musterschüler, und da es Botanik als eigene Disziplin noch nicht gab, machte er auch seinen Doktor der Medizin mit Bravour. Seine gesamte Arbeits- und Freizeit galt noch jahrelang ausschliesslich dem Geschlechtsleben der Pflanzen, und er war schon selbst Familienvater, als er begann, seine botanische Systematik über diese Details hinaus zu erweitern. Dafür sammelte er nun in seiner Freizeit alle Tratschgeschichten, hinter denen er Spuren göttlicher Vorsehung vermutete, und diese vor der Umwelt geheim gehaltenen Schaudergeschichten nannte er *Nemesis divina,* «Göttliche Vergeltung». Als er mit 71 Jahren starb, hatte er nicht nur die moderne Botanik begründet, sondern auch weit über hundert Fälle in das Futteral seiner leicht paranoiden Horrorsammlung gestopft.

Mit Hanf befasste er sich schon früh und ausgiebig, weil ihn die Zweigeschlechtlichkeit der Pflanze faszinierte. Er hielt stets einige Blumentöpfe der Pflanze in seinem Zimmer, und natürlich las er auch alles, was die Reiseliteratur darüber berichtete. Nach einigen enttäuschenden Experimenten mit seinen eigenen Gewächsen und nach einem anscheinend erstaunlichen mit aus Indien mitgebrachtem Hanf kam er zu dem Schluss, es müsse sich bei allen Ähnlichkeiten doch um völlig verschiedene Pflanzen handeln, und so stellte er der bekannten Cannabis sativa eine neue Art gegenüber, die er Cannabis indica nannte. Damit war die Unterscheidung zwischen Hanf und Hanf geboren, und es dauerte weit mehr als zwei Jahrhunderte, bis sich herausstellte, dass die unterschiedliche Wirkung ausschliesslich auf klimatischen Unterschieden beruht.

Zu jener Zeit allerdings war der Unterschied zwischen einheimischem und importiertem Hanf nicht nur für Botaniker von Interesse. Der Orient kam ganz allgemein in Mode und damit auch – das achtzehnte Jahrhundert war experimentierfreudig – seine Drogen.

1683 unternahmen die Türken den letzten Versuch, mit der Eroberung Wiens einen Teil Mitteleuropas ihrem Grossreich einzuverleiben. Als dieses Unternehmen mit Niederlage und

Linnés Manuskript wirft ein eigentümlich fahles Licht nicht nur auf die schwedische, sondern auch auf die Geschichte der Wissenschaft. Wir sehen hier eine der Leuchten der Aufklärung, einen Pionier der modernen Naturwissenschaften, mit ominösen Vorzeichen, okkulten Ahnungen und magischen Korrespondenzen beschäftigt, die jeder aufgeklärten Rationalität Hohn sprechen. Eine monströse Theologie will hier aus den Eingeweiden des Schicksals lesen und der Alchimie der Vorsehung auf die Schliche kommen.

Freilich, wer sich die Mühe macht, die Geschichte der exakten Naturforschung zu studieren, wird auf manchen Parallelfall stossen. Viele grosse Astronomen haben sich mit Sterndeuterei befasst; Newtons esoterische Spekulationen sind einigen Historikern der Physik heute noch peinlich; Swedenborg war unter anderem ein hochbegabter, solider Biologe, bevor er sich der Geisterwelt verschrieb. So leicht, wie die Positivisten meinten, lässt sich also aus unserer Wissenschaftsgeschichte das abergläubische Unterfutter nicht heraustrennen, und es gibt gute Gründe für die Vermutung, dass auch in unseren heutigen Disziplinen, von der Hochenergiephysik bis zur Biochemie, ein Rest von magischen Praktiken steckt.

(Hans Magnus Enzensberger, Der Spiegel, 7. 9. 1981)

Ein Europäer hört von einer neuen bewusstseinserweiternden Droge ...

Der Mufti von Aden, Gemaleddin Abou Abdallah, « ... entdeckte bald die weiteren Eigenschaften des Kaffees; vor allem jene, die die Schwere des Kopfs vertreiben, das Gemüt erheitern und den Schlaf verscheuchen, ohne dass man sich dadurch beeinträchtigt fühlt. Er profitierte vor allem von dieser letzteren Eigenschaft, indem er mit den Derwischen, oder mohammedanischen Gläubigen, bei Anbruch der Nacht Kaffee trank, um diese in grösserer Geistesfreiheit im Gebet oder mit anderen Bräuchen seines Glaubes zu verbringen.»

(La Roque, Voyage de l'Arabie heureuse, Amsterdam 1716)



Barocke Sitten und ein Getränk aus türkischen Blättern

Unter allen Nationen aber rauchet den Tabak niemand manirlicher subtiller und langsahmer/als die Türken/spürtzen auch selten aus/sondern die Speichel hinab schlucken/so ihnen zum Laxiren dienlich; Hingegen die Teutschen rauchen den Tabak noch stärcker. Mit zwar solchem Effect/und Affect/dass es ihnen die Bayrische Seufftzer zum Maul ausstosset/ hernach fangen sie an zu singen/ dass Notten unter dem Tisch umherspringen/und machen eine solche Harmonie, dass einem Ohren und Zähne wehe thun/denn dieser ist ein Schwab/der andere ein Böhm/der dritte ein Schweitzer/

Flucht endete, sollen sie in ihrem Lager viele Säcke grüner Bohnen hinterlassen haben, die von den Siegern für Kamelfutter gehalten wurden.

Da Kaffee heute nicht mehr als anrüchig gilt, darf seine europäische Geschichte ohne Angst vor Indizierungen berichtet werden, und sie ist ein anschauliches Frühbeispiel staatlicher Drogenpolitik. Manche Fürsten machten daraus flugs ein einträgliches Staatsmonopol, andere wie Preussens König versuchten das Laster mit Hilfe polizeilicher Kaffeeschnüffler zu unterdrücken, und in Windeseile hatte sich auch eine florierende Paraphernalia-Industrie entwickelt. Den Beschreibungen zufolge waren die alten Kaffeehäuser wahre Drogenhöhlen: dort wurde auch Tabak geraucht, standen scharfe Brände zur Verfügung oder milde Liköre, kursierten der Tratsch und die neuesten Zeitungen, und ausserdem gab es «konfects» und alle möglichen Pillen.

Auf eine Untersuchung dieser letzteren Artikel des Sortiments wird meist verzichtet, doch hier zeigt sich, dass Kaffee beileibe nicht der einzige Drogenimport aus dem Osten war. In alten Warenverzeichnissen findet sich beispielsweise ein strenger Unterschied zwischen «türckischem Toback» und «ächtem Toback», und ein 1920 von Gustav Gugitz ausgegrabenes Wiener Journal von *1782* notiert: «Item haben sie da den Türken-Tabak in den Pfeiffen, der wo zwar den Hals mehr brännet, aber den Kopf freyer machet alss der ordinäre Tabak und annehmlicher wircket.» Da die Türkei damals nur in sehr beschränktem Masse Tabak kultivierte, liegt die Vermutung nahe, dass es sich dabei um ein Hanfprodukt handelte. Doch Hanfblätter gehörten nicht gerade zu den türkischen Spezialitäten. Einen Aufschluss gibt eine Inventarliste des Österreichischen Tabak-Monopols von 1779: «130 hungarische Pfund Smyrna-Pulver, daraus Tabak zu bereiten.» Das heutige Izmir war mit seinen griechischen Kaufleuten eine Handelszentrale der Levante, und Smyrna-Pulver gab es auch in Apotheken der Zeit: in Leinensäckchen lose verkaufter Hanfstaub.

Überhaupt ist für das Rokoko weniger die berühmte Muschelform charakteristisch als eine Vorliebe für Exotik, die in immer neuen Modewellen gefeiert wurde. Wie heute in der Haute Couture die Rocklängen, wechselten alle paar Jahre die geographischen Breiten, und wer «in» sein wollte, staffierte sich dementsprechend aus. Wer durch die Parks des späten Absolutismus geht, kann noch die Reste von Chinoiserien finden – die Pagodenburg in München und das «chinesische Dorf» in Kassel sind die amüsantesten –, und in den Schlössern gab es «Persische Salons», «Chambres indiennes» und den Harems nachempfundene «Salons alla turca».

Diese ganzen Installationen waren im wahrsten Sinn Kulis-

sen, in denen sich dann die Herrschaften entsprechend kostümiert verlustierten, und selbstverständlich durften auch die passenden Requisiten nicht fehlen. Die oft aberwitzig kostbaren, gern als «Tabatieren» bezeichneten Rund-Döschen dienten nicht nur dem stets griffbereiten Schnupftabak, sondern auch den zahlreichen Pillen, die für und gegen alles Mögliche aber auch ohne jeden Grund geschluckt wurden. Auch in dieser Beziehung ist das Endzeitalter des Absolutismus unserem sehr ähnlich. Opium war gewissermassen die Modedroge und fehlte in kaum einer Zubereitung, aber auch diverse Cannabisprodukte waren in Schwang. Und das gewöhnliche Volk wollte da nicht zurückstehen.

In den berühmten Briefen Wolfgang Amadeus Mozarts an sein Bäsle in Augsburg, die nahezu ebensoviele spätpubertäre Ferkeleien enthalten wie Worte, findet sich auch diese Stelle: »... schauen sie, dass sie vorm Neüen jahr noch drinn sind, so will ich sie dann betrachten von vorn und hind – will sie überall herum führen, auch wenns nothwendig ist klistieren – also kommen sie gewis, sonst ist ein schys; ich werde alsdan in eigener hoherperson ihnen Complimentiren, ihnen den arsch Petschieren, ihnen Damaceniren ...» Was der Komponist damit im Winter 1777 gemeint haben könnte, erklärt sich aus dem Angebot eher zweifelhafter Kaffeehäuser: «Damacener-Pillen» galten als unfehlbares Mittel zur Hebung männlicher Potenz und weiblicher Bereitschaft. Sie enthielten ausser getrockneten Früchten, Zucker und «Smyrna-Pulver» auch noch eine Spur Kantharides. Bis auf die letzte Zutat ähneln die erhaltenen Rezepte so frappant dem von Majoun, dass anzunehmen ist, die Pillendreher kannten das orientalische Rezept und hatten es nur um die «spanische Fliege» erweitert.

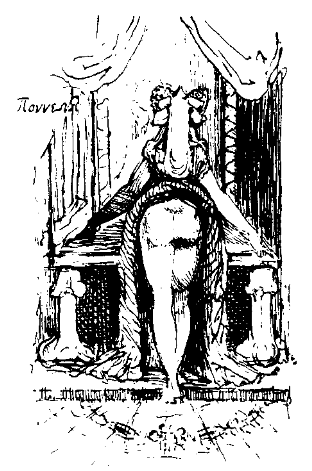
Die Damacener-Pillen waren ein so gutes Geschäft, dass sie auch ausserhalb von Apotheken hergestellt wurden. Zumindest in Wien und München setzten die Apotheker durch, dass nur von ihnen hergestellte verkauft werden durften, da – so die Wiener Akte – «gemeine Kaffeesieder mit den Sachen ja nicht umgehen können».

Mozart selbst hat sich als Erwachsener zumindest gelegentlich dieses Wundermittels bedient. Die rührenden Geschichten vom «armen Wolferl» stimmen nämlich nicht. Er war ein durchaus hochbezahlter Künstler, der jedoch alles Geld schleunigst in obskuren Etablissements verjubelte. Nach seinem Jugendruhm, der damals ähnlich peinlich war wie in unserem Jahrhundert der Heintjes, zeigt der erwachsene Mozart zumindest einige neurotische Züge. Seine Freunde berichten von einigen ausgefallenen Spielarten von Sex und seinem chronischen Medikamentenkonsum, der seine ohnedies nie robuste Gesundheit wohl endgültig zerrüttete.

Mozart deshalb für einen Drogenfreak zu halten, wäre

der vierdte ein Schlesinger/der fünffte ein Steyrer/der sechste ein Sachse/und so fort/welche alle eine Melodie und Text/in eines jeden Mutter-Sprache intonieren/ welches dann ein solches Geschall verursachet/dass man vermeynet/ sie halten die Landshuter Vesper/ wie sie der Bayrische Bueb beschrieben hat/da man zum Knyficat tapffer rauchet/und muss wohl einer vom anderen selbst toll und voll werden/dann einer trinckt Brusil/Hanauer/Ungarisch- und Türkische Blätter/Aneiss/rothen/ schwartzen Taback/darzu weiss/ braun/Mertzen/Horner/Schwerdtberger/Kellheimber/Regenspurger/ Freystätter/ und anders Bier/das verursachet dann einen solchen Dunst und Brunst/als wie eine finstere Wolcken in Lüfften.

(Abraham a Santa Clara, geb. 1664 als Ulrich Megerle, 8. Kind eines leibeigenen Bauern und Wirten im Badischen, gest. 1709 als kaiserlicher Hofprediger zu Wien, Centi-Folium Stultorum in Quarto oder Hundert Ausbündige Narren in Folio, Nürnberg 1709)



Bei dem Traum-Maler Johann Heinrich Füssli (1741–1825) wurde oft die Frage gestellt: Hat er oder hat er nicht? Der Maler an seinen Arzt am 15.3.1812: «Der mir von Ihnen geschickte Charas bekommt mir wesentlich besser als Opium.» Abb: Kallipyga, Federzeichnung um 1813.

Aus dem Waarenbuch für das jar 1799 der k. k. privil. Tabac-Regie; Eintragung vom 12. 9.:
Item ausgewogen für *Alexandrinischen* Tabac
25 hpfd Tabac von dem aus Venedig gekommenen
80 hpfd von dem hungarischen Tabac ex Aug. –98
3 hpfd Smyrna-pulver von der feileren Sorten
2 hpfd vom Tyrus-pvr. I. Sorten je ein Loth Macis und Näglein
50 hpfd ordinari Tabac
macht Einkauf summarum 138 fl 16 pf
geht aus in Packen je 1 fl
macht summarum 400 fl
(Wien, Finanz-Kammer-Archiv cv. 187/1799 TM.; hpf = ungarisches Pfund = 460 g; der Tabak wurde in den «Verschleiss-Stellen» offensichtlich in Packungen zu 115 g abgegeben und kostete dann im Einzelhandel 30% mehr. Für 1 Gulden bekam man 1799 in Wien 25 kg Mehl oder 2 Hühner)

Aus dem handschriftlichen Recepturen-Buch des Magister Martinus Luechtmayr, 1794–1803 St. Josephs-Apotheke St. Pölten, 1804–1812 Apotheke zum Guten Hirten Wien:

für Starcken Tobac nimm 7 pf grobschnittigen Hungarn Tobac vom schwartzen, 2 pf lichten wällischen Tobac, 1 pf Tyrus-pulverum. Stöss gut miteinander in heissem Kessel. Wo der Tobac zu trucken wird, geh mit wenig schwartzem Rum drieber und rühr gut um.

abwegig. Er war ein Hypochonder und würde heute eher zu jener halben Million Bundesbürger gerechnet, die von den Krankenkassen als «schwer medikamentenabhängig» eingestuft werden. Nach eigenen Angaben hielt er diese ganzen Mittelchen für nötig, seinen tatsächlich unglaublichen Arbeitsrhytmus durchzuhalten. Erwähnenswert bleibt, dass er die schönste Musik zur allgemeinen Orient-Romantik schuf, *Die Entführung aus dem Serail* und etliche hinreissende Kompositionen «alla turca».

Von gelegentlichem Apothekengebrauch abgesehen, wo Hanfprodukte allerdings weit hinter Opium rangierten, galt die Sache nicht als Droge oder wenn, dann nur in demselben Mass wie Tabak. Und in vielen Fällen wurden die beiden Stoffe in den Tabak-Manufakturen auch gemischt, um der Sache «die Würze des Orients» zu geben. Die Frühgeschichte der Tabakindustrie ist gelegentlich eine anrührende von Hinterhofsmethoden der Streckung. Orient-Tabake waren gefragt, aber bis Mitte des vorigen Jahrhunderts eine äusserst rare und teure Angelegenheit. Die Ballen kamen über Venedig ins Land, das damit etlichen Firmen der Stadt einen letzten Goldglanz gönnte, und dort wurden auch die verschiedenen «Tabak-Würzstoffe» angeboten. In den Manufakturen nördlich der Alpen kam dann noch jede Menge Eigenbau hinzu, und das Ganze wurde als «echt Orient» in kleinen Papiertütchen zu wahren Wucherpreisen verkauft. Und da die Sache so teuer war, mischte es der sorgsame Hausvater zuhause noch einmal mit Tabak aus seinem Gärtchen oder er stopfte als Bauer ein paar eigene Hanfblättchen hinzu.

Die dienten sowohl der Geschmacksverbesserung als auch einer Veränderung der Wirkungsart. Manche Sorten wurden mit medizinischen Argumenten verkauft. Gegen Zahnschmerzen gab es eine Mischung, die gemahlene Nelken enthielt und damit ähnlich geschmeckt haben muss wie indonesische Zigaretten. «Gegen Husten zu rauchen» war eine Mixtur mit sehr viel Minze und etwas Kampfer. Und die meistverwendeten Würzstoffe waren «Smyrna-Pulver» oder «Tyrus-Pulver», das als wirkungsvoller galt und, zumindest einigen Anmerkungen zufolge, leider oft zu Klümpchen zusammenklebte. Worum es



Pfeifchen für Smyrna-Pulver, Meerschaum, Silber, Ebenholz und Horn, kleiner Silbereinsatz mit 0,5 ccm Fassungsvermögen, l 22,7 cm. Punzierung und Beschauzeichen der Silberteile: Wien 1816. Der spezielle Einsatz und der «Sturmdeckel» machen dieses Pfeifchen zu einem einmalig eindeutigen Beispiel.

sich handelte zeigt die gelegentliche Anmerkung in den Warenbüchern: «fol. cann. Tyrensis».

Diese Beigaben erklären auch, warum der Orient-Tabak von seinen frühen Jüngern auf eine Weise gepriesen wurde, die ihn schon psychedelisch erscheinen lässt. Andererseits waren die Haschischzugaben so minimal, dass auch an einem langen Abend kaum mehr geraucht wurde, als derzeit in einen halben Joint passt. Daraus erklärt sich auch, dass eine bedenkliche Nebenwirkung kaum festgestellt wurde, und wenn, dann auf den Tabak geschoben, der ja das meiste an der Mischung war. Die allgemein Haschisch zugeschriebenen Wirkungen waren zu schwach, um zu den Schilderungen zu passen, die über Haschisch aus dem Orient kamen. Immerhin gab es auch einige Sprichworte, die vor einem Zuviel warnten:

«Rauch nit zuviel Orient,
weil dich sonst der Schädel brennt.»

steht auf einer Tabak-Dose von 1794, und aus derselben Zeit dürfte der Stammbuchspruch stammen:

«Misch' nicht Orient und Bier,
sonst werden deine Träume wirr»,

was ja für gewöhnlichen Tabak in Zusammenhang mit Alkohol nicht galt. Dass Haschisch in grossen Mengen genossen ganz anders wirken kann, bekam Europa erstmals 1799 zu lesen, in Zusammenhang mit Napoleons Ägyptenzug. Es fehlte den Soldaten an Alkohol, und so stürzten sie sich hemmungslos in den Hanf. Die Disziplinlosigkeiten, die von den Offizieren an Napoleon gemeldet wurden, waren nicht schlimmer als auf einem besoffenen Feldzug, aber das reichte dem Korsen, Hanf für seine Soldaten verbieten zu lassen. Bald nach seiner Abreise wollte ein zurückgelassener General noch rigoroser werden, und versuchte sogar, den Ägyptern den Hanf zu verbieten. Dass dieser Erlass nicht ernst genommen wurde, lag in der Natur dieser Herrschaft.

In Europa selbst war Hanf nur den Zoll wert, den der Staat als Wermutstropfen allen Genussmitteln zufügte. Nach den Napoleonischen Kriegen kam dann über England auch indischer Hanf auf den Markt, der bereits korrekt als Bhang oder Ganja angeboten wurde. Ein Grossteil der Importe wurde in

So pulverum Tyrii hart werd oder klumpcht, tu in ser heissn Mörser mit doppelt Tobac und stöss gut. Tu evtl. nachernander mehr Tobac zu, bis es wieder wercken thut.
(Wien, Stadtbibliothek ex. coll. Karl Blümml, ms. 62)

Am 8.10.1800 erliess General Menou für Ägypten folgendes Gesetz:

Art. 1. Der Gebrauch des Getränkes, das von einigen Moslems aus dem Hanf *(Haschisch)* gemacht wird, sowie das Rauchen des Hanfsamens ist für ganz Ägypten verboten. Die Gewohnheitstrinker und -raucher dieses Krautes verlieren ihre Vernunft und verfallen in heftige Delirien, welche sie oft zu Exzessen jeder Art verleiten.

Art. 2. Die Herstellung des Haschischgetränkes ist in ganz Ägypten verboten. Die Türen derjenigen Kaffee- oder Wirtshäuser, in denen es verabreicht wird, werden vermauert und die Eigentümer auf drei Monate ins Gefängnis gesetzt.

Art. 3. Alle Ballen mit Haschisch, welche an die Zollstelle gelangen, werden konfisziert und öffentlich verbrannt.

Am 18.1.1801 wurde dieses Gesetz «infolge Unausführbarkeit» wieder aufgehoben.

(Anm.: Heutige Drogengesetze sind von diesem inspiriert, halten sich aber länger. Wir haben ja gelernt, was ein Fortschritt.)



Knasterdöschen, Papiermaché, Lackmalerei, teilw. auf gepresster Goldfolie, 9,4 × 4,1 × 3,3 cm. Im Inneren Cannabis-Spuren. Hamburg, um 1830

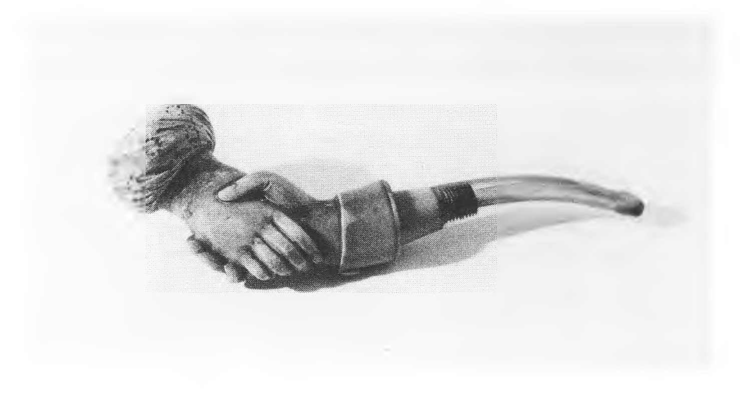
Nord- und Mitteldeutschland in Apotheken vertrieben, im südlicheren Deutschland in den Tabak-Läden.

Gegen 1800 hatte sich auch noch ein Tabak-Gemisch mit ziemlich hohem Cannabis-Anteil auf dem Markt etabliert, der «starke Tobak». Er wurde entweder wie der Orient anderem Tabak beigemischt oder aus speziellen Pfeifen geraucht, die wesentlich zierlicher waren als die normalen Tabak-Kocher. Sie hiessen Smyrna-Pfeifen, Tschibuks oder Tabak-Veilchen und wurden manchmal zu regelrechten Kultgegenständen dekoriert, weil sie auch eine beliebte «Freundschaftgabe» waren. Sie sind leider nur sehr selten im Antiquitätenhandel zu finden, da vom natürlichen Verschleiss abgesehen ihre Erben oft sorglos mit ihnen umgingen, und sie sind meist ziemlich teuer. Am häufigsten tauchen sie noch auf dem Wiener Flohmarkt auf, denn Wien war eines der Produktionszentren. Meist sind sie aus Meerschaum, geschnitzt und poliert, manche haben Bernstein-Mundstücke, manche Silberbeschläge. Charakteristisch ist ein kleiner Einsatz aus Metall, der jedoch bei vielen Stücken verloren ging. Letztes Jahr sah ich eine zusammenklappbare Taschenpfeife aus Silber und Bernstein, ein wahrer Biedermeier-Traum, aber über meinen irdischen Möglichkeiten. In Nord- und Westeuropa wurden für denselben Zweck kleine Silberpfeifen angefertigt, von denen manchmal eine in Londons Portobello Road zu sehen ist. Und natürlich beschäftigte sich die Paraphernalia-Industrie des Biedermeier auch mit allem Drumherum. Da gab es Döschen mit sinnigen Inschriften für die Liebhaber des starken Tobak, winzige Pfeifenbestecke, und als Clou galten eine Weile Döschen, die in ihrem Inneren mehrere Fächer für die verschiedenen Sorten aufwiesen.

Da Hanf mittlerweile einen anderen Ruf bekommen hat, liegen diese Dinge in vielen Museen leider in den Depots. Als müsste sich ein Europäer dieser Auch-Vergangenheit schämen. Geblieben aber sind immerhin viele Redewendungen mit «starkem Tobak».



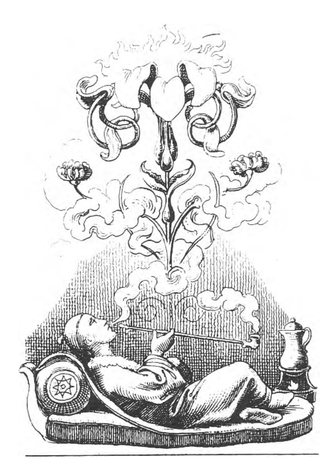
Orient-Döschen, Papiermaché, Applikationen aus Presspapier (teilw. verloren), Lackmalerei, 9,2 × 6,2 × 2,8 cm, im inneren drei Fächer für Smyrna-Pulver u. ä., Spuren von Smyrna-Pulver (dünnschicht-chromatographisch als Cannabis identifiziert) im Fach rechts oben. Solche «Special-Tabatieren» wurden in Wien während des ganzen Biedermeier hergestellt und bis in die Türkei exportiert. Wien, um 1820



Freundschaftspfeifchen, Meerschaum, Bernsteinmundstück, l 12,2 cm, der Einsatz, für den im Etui gesondert Raum gelassen wurde, ging verloren. Solche Pfeifchen für «starken Tobak» waren eine beliebte Freundschaftsgabe und wurden oft entsprechend gestaltet. Wien, um 1850

Starker Tobak ...

Wenn von Glut entflammt, des milden
Krautes Wunder-Geist entbrennt,
Schlingt der Rauch sich zu Gebilden,
Die nur Künstlers Sinn erkennt.



Er gewahrt in dessen Kreisen
Eine wundersame Schrift,
Die den tiefsten Sinn mit leisen,
Räthselhaften Zügen trifft;
Sie zu bannen bleibt vergebens,
Sie verweht ein schwacher Hauch,
Doch er ahnt den Sinn des Lebens
Und so deutet er den Rauch.

Sieh, da schmiegt das Luftgewimmel
Enger sich an seine Brust,
Malet ihm der Freundschaft Himmel,
Ihm der Liebe Götterlust;
Und er folgt dem frischen Triebe,
Folgt dem alten Adamsbrauch; –
Dass er ihm doch ewig bliebe,
Dieser wunderschöne Rauch!



Abbildung Seite 1:
«Orient-Döschen», Papiermaché, Applikationen aus Presspapier (teilw. verloren), Lackmalerei, 9,2 × 6,2 × 2,8 cm, im inneren drei Fächer für Smyrna-Pulver u.ä., Spuren von Smyrna-Pulver (dünnschicht-chromatographisch als Cannabis identifiziert) im Fach rechts oben. Solche «Special-Tabatieren» wurden in Wien während des ganzen Biedermeier hergestellt und bis in die Türkei exportiert. Wien, um 1820



Der Maler Moritz von Schwind (1804–1871) erinnerte sich 1857 in einem Brief an seine Jugendzeit im «Mondscheinhaus» nahe der Wiener Karlskirche; um 1822:
« ... so dass wir in dem milden Sommernächten unsere Betten in den Hof trugen und im Freien schliefen. Manche Nächte aber wurden sehr kurz. Einmal hatten wir lange musizieret und geraucht, und Schubert war im Kopf von dem Alexandriner so überheitert, dass er um keinen Preis schlafen wollte. So setzte er sich schliesslich auf meine Bettstatt und wir besahen gemeinsam den Sternenhimmel. Vorübergehend schlief ich an seine Schulter gelehnt ein, aber Schubert war noch immer so voller Lustigkeit, dass er erst stille wurde, als schon die Vögel sangen.»



Träume möchten gern verführen,
Heucheln des Gesetzes Schein, –
Formen wollen imponieren,
Und sind doch nur Gaukelei'n

Wie sie Nirot's duft'ge Pflanze
Und Arabiens brauner Saft
Bei dem räthselhaften Tanze
Bunter Phantasien schafft.



(Album vom Rauchen und Trinken, 1844, Neudruck 1875, Radierungen Moritz von Schwind, Verse Ernst von Feuchtersleben, Arzt und Psychiater, 1806–49)

Quai d'Anjou No. 17 fällt unter den Häusern der Ile Saint-Louis nicht sonderlich auf – eine strenge Fassade aus dem Jahre 1656 mit einem schönen Schmiedeeisenbalkon, trotz dieses Schnörkels verschlossen wirkend, in sich gekehrt wie das Leben auf der Insel, deren Bewohner sich stolz «Insulaner» nennen und nur geziert widerstrebend «nach Paris hinüber» gehen. Man muss sich vorstellen, an einem eiskalten Winterabend durch die Einfahrt zu laufen. Ist man dem kalten Wind entronnen, der zum Januar an der Nordseite der Insel gehört, ist ein kleiner Hof zu durchqueren, in dessen Ecken ständig Dämmerung herrscht. Am Fuss der Treppe hockt ein ägyptischer Sphinx. Im ersten Geschoss ist ausser der Tür noch ein schwerer Samtvorhang zu öffnen. Dahinter warten wandgrosse Spiegel, halb blind, blätterndes Gold an den Rahmen. Aus den Gewölben winden sich Allegorien; über die Sofas sind Kelims geworfen; auf den Tischen Platten aus Limoges-Email, Batterien venetianischer Gläser und japanische Porzellanschälchen mit grünlicher Haschischpaste, ausserdem natürlich jede Menge Opiumpfeifen.

Man muss sich vorstellen: den Hausherrn, Ferdinand Boissard de Boisdenier, 27, Maler. Zu seinem Glück muss er nicht von der Kunst leben, da ihm seine Eltern mehr als beachtliches Vermögen hinterliessen und «freundlich genug waren, so früh zu sterben, dass ich es geniessen konnte». Das Haus gehört ihm allerdings nicht. Ein Baron vermietet es «an junges Künstlervolk», zu gesalzenen Preisen, versteht sich. Boissard ist glücklicher als sein Vorgänger in den Räumen, der dort von 1843 an wohnte. Er hiess Charles Baudelaire und war gerade 21, als er hier einzog, ein Eigenbrötler, der zuviel trank, zuviel Opium nahm und schliesslich am 30. Juni 1845 mit Laudanum Selbstmord versuchte. Von ihm hatte Boissard die Etage übernommen, und Baudelaire kam immer noch regelmässig.

Boissard hatte beinahe jeden Abend Gäste, und im November 1845 schrieb er an seinen Freund Theophile Gautier folgende Einladung: «Am kommenden Montagabend gibt es bei mir Haschisch unter der Leitung (der Ärzte) Moreau und Roche. Willst Du mitmachen? Dann komm zwischen 5 und 6. Du wirst an einem bescheidenen Abendessen teilnehmen und die Halluzinationen abwarten. Du kannst auch den Spiesser mitbringen, den du spritzen wolltest – da man auch sonst Unbekannte zu mir mitbringt, kommt es auf einen mehr oder weniger nicht an. Ich muss es nur vorher wissen, damit ich entsprechend viel Futter bestellen kann ...»

(Hans-Georg Behr, Weltmacht Droge, Düsseldorf 1980)

Herr Gautier isst zu Abend und flippt aus

Der Arzt stand neben einem Buffet, auf dem ein Holzteller mit kleinen japanischen Untertassen lag. Einer Kristallvase entnahm er eine Paste oder grünliche Marmelade und tat jeweils einen daumengrossen Klecks neben den Löffel auf jeder Untertasse.

Das Gesicht des Arztes strahlte Begeisterung aus; seine Augen glänzten, seine purpurroten Wangen glühten, seine Schläfenadern standen deutlich hervor, und er atmete schwer durch geweitete Nasenlöcher.

«Dies wird dereinst von deinem Anteil im Paradies abgezogen werden», sagte er mir beim Aushändigen der Portion. Nachdem jeder sein Quantum gegessen hatte, servierte man uns Kaffee auf arabische Art, d.h. mit Satz und ohne Zucker. Dann nahmen wir am Tisch Platz ...

Das Essen wurde auf einmalig pomphafte Weise aufgetragen, und es bestand aus allen nur erdenklichen Gerichten, die raffiniert zubereitet und malerisch angerichtet waren.

Ein biederer Philister hätte sicherlich beim Anblick solcher Tischgesellen das Fürchten gelernt, wie sie mit struppigem Haar, mit Backen- und Schnurrbärten oder auf eine andere seltsame Weise zurechtgestutzt dasassen, mit Messern aus dem 16. Jahrhundert, malaiischen Dolchen oder Macheten hantierten und sich über ihr Essen beugten; die flackernden Kerzen verliehen dieser Szene eine nicht gerade anheimelnde Atmosphäre.

Das Mahl ging zu Ende; schon fühlten einige der erregbareren Teilnehmer die Wirkung der grünen Marmelade: was mich betrifft, so hatte bei mir ein vollkommener Geschmackswandel stattgefunden. Das Wasser, welches ich trank, dünkte mich der erlesenste Wein, das Fleisch, kaum lag es in meinem Mund, schmeckte nach Stachelbeeren, die Stachelbeeren nach Fleisch. Ich hätte einen Fisch nicht mehr von einem Kalbsschnitzel unterscheiden können.

Meine Nachbarn begannen mir irgendwie befremdlich zu erscheinen. Ihre Pupillen wurden so gross wie die eines Waldkauzes, ihre Nasen verlängerten sich zu Rüsseln, und ihre Münder öffneten sich glockenweit. Die Gesichter wurden in ein übernatürliches Licht getaucht. Irgend jemand, eine blasse Erscheinung mit schwarzem Bart, lachte lauthals über ein unsichtbares Schauspiel; ein anderer unternahm unglaubliche Anstrengungen, um sein Glas an die Lippen zu führen, und die sich daraus ergebenden Verzerrungen verursachten ein ohrenbetäubendes Gewieher seiner Tischgenossen; wieder ein anderer, den

Der gewisse Club

Niemand, der sich mit Hanf und Kultur befasst, kommt um jene eher freakige Runde herum, die in den Vierzigern des letzten Jahrhunderts das Hôtel Pimodan bevölkerte. Da es einige von ihnen später zu erheblichem Ruhm brachten, schossen die Mythen ins Kraut, und dabei wird fast schon übersehen, dass der Wirbel auf einen einzigen Zeitungsartikel zurückgeht, erschienen in der *Revue des Deux Mondes*, Februar 1846, und der trug auch den Titel, der seitdem diesem divergenten Haufen anhängt: *Le Club des Hachichins*.

Auf heutige Verhältnisse übertragen, wäre die Vereinigung wenig Aufhebens wert: Ein Spekulant hat ein etwas heruntergekommenes Stadtpalais erworben und vermietet es, bis er mit den Instandsetzungsarbeiten beginnen kann, an Wohngemeinschaften. Die Räume sind prunkvoll aber ungemütlich und im Winter lausig kalt. Dementsprechend zieht junges Künstlervolk ein, mit viel Hoffnungen auf die Zukunft und etwas Trödel vom Flohmarkt, in manchen Etagen ging es zu wie in einem Taubenschlag, und in der pompösen Belétage trafen sich die Drogenfreaks, ohne damals mit polizeilichen Hausdurchsuchungen rechnen zu müssen.

Bemerkenswert ist allerdings, dass sich die Runde gelegentlich traf, um Versuchskaninchen für einen erstaunlichen Arzt zu spielen, Jaques Joseph Moreau de Tours. Der hatte, was in seiner Zeit etwas ungewöhnlich war, schon als junger Arzt ein besonderes Interesse an seelischen Erkrankungen entwickelt. Psychologie und Psychiatrie gab es als Wissenschaft in unserem Sinne noch nicht, aber eine Fülle von Vermutungen, die jedesmal schnell ins Metaphysische verflogen. Während seines Studiums lernte Moreau die Mystik Swedenborgs kennen, die damals in Paris gerade Mode war, und er befasste sich ausführlich mit den Spielarten neuplatonischer Philosophie. Grundlage seiner weiteren Arbeiten war die Annahme, der menschliche Geist sei jeweils eine winzige Facette des «Weltgeists», und Ekstatiker – von mystisch Verzückten bis zu Schizophrenen – seien diesem eine Stufe näher. Man müsse daher, um den Weltgeist und sie zu verstehen, eine drogengesteuerte Ekstase herbeiführen, «die andere Wirklichkeit erleben».

Auf Haschisch kam der 36jährige durch seinen Kollegen Aubert-Roche, der eine Weile in Algerien gelebt hatte und 1840 mit Moreau eine gemeinsame Praxis eröffnete. Allerdings war Moreau nicht der einzige, der unter denselben philosophischen Voraussetzungen mit Haschisch experimentierte. Einige Blocks weiter tat Alphonse Cahagnet dasselbe. Da er seine Ergebnisse aber erst drei Jahre später veröffentlichte und unter seinen Klienten keine später berühmten

Das Haschisch macht gottgleich; indem der Rausch die Augen des Leibes trübt, erleuchtet er die der Seele.
(Gérard de Nerval, Le Voyage en l'Orient, Paris 1857)



Dr. Moreau

... soviele Dinge befinden sich in diesem Zustand [des Gleichgewichts (d.h. ohne Verwechslung dieser beiden Bewusstseinsaspekte)], es besteht perfekte *moralische Gesundheit,* das heisst eine Ausgewogenheit der intellektuellen Funktionen, entsprechend jenen Grenzen, die für jeden von uns festgelegt worden sind. Doch kommt es vor, dass sich diese zwei Leben dank dem Einfluss verschiedener, sowohl physischer wie moralischer Ursachen, überschneiden; die Phänomene, die dem einen oder anderen eigen sind, sich einander angleichen, sich vereinen, im einfachen und unteilbaren Akt der intimen Bewusstheit oder des *Ichs.* Eine perfekte Verschmelzung findet statt und der einzelne, ohne sein wirkliches Leben ganz hinter sich gelassen zu haben, gehört in mehre-

nervöse Krämpfe durchzuckten, drehte seine Daumen mit beachtlicher Schnelligkeit; ein vierter schliesslich, der sich auf seinem Stuhl zurückgelehnt hatte, sass mit erschlafften Armen und mit ins Leere starrenden Augen da und liess sich geniesserisch im unauslotbaren Meer des Nichts dahintreiben.

«In den Salon, in den Salon!» rief einer der Gäste; «hört ihr nicht jene himmlischen Chöre? Schon lange sind die Musiker versammelt.»

Der Salon war ein gewaltiger Saal mit einer geschnitzten und vergoldeten Wandtäfelung, einem Deckengemälde, dessen Friese Satyrn zeigten, die Nymphen durchs Schilf jagten, einem riesigen Kamin aus buntem Marmor und wallenden Vorhängen aus Brokat. Hier spürte man den Überfluss und Reichtum längst vergangener Zeiten. Bestickte Stühle, Kanapees, Bergèren und Polsterbänke, die einst den Kleidern von Herzoginnen und Marquisen ausreichend Platz geboten hatten, nahmen die Haschischesser auf und hiessen sie mit weichen und offenen Armen willkommen. Die Wärme aus der Kaminecke lud mich ein, und ich nahm dort Platz, um mich widerstandslos den phantastischen Wirkungen der Droge hinzugeben ...

Vor mir erschien plötzlich eine rätselhafte Gestalt. Woher war sie gekommen? Ich weiss es nicht. Aber ihr Anblick versetzte mich nicht in Erregung; ihre Nase krümmte sich wie ein Schnabel, ihre grünen Augen, die sie häufig mit einem grossen Taschentuch wischte, waren von drei braunen Ringen umgeben, und in dem Knoten ihres weissen Stehkragens steckte eine Visitenkarte mit der Aufschrift: *Daucus-Carota aus dem Goldenen Topf.* Der Kragen erwürgte ihn beinahe, so dass die Haut auf seinen Wangen von rötlichen Kratzern starrte; sein Leib war in einen schwarzen Frack gepfercht, von dem eine Kette mit einer Weinrebe daran herabhing, und seine Brust blähte sich wie die eines Kapauns. Was seine Beine betrifft, so muss ich sagen, dass sie einer Alraune ähnelten: sich gabelnd, schwarz, rauh, knotig und voller Warzen, als ob sie frisch aus der Erde gerissen wären, die noch an den Wurzelenden hing. Diese Beine ringelten und kringelten sich mit ausserordentlicher Geschwindigkeit, und als der kleine Torso, den sie trugen, vor mir stand, redete mich das seltsame Geschöpf unter ständigem Schluchzen und Augenwischen – erst mit der einen Hand, dann mit der anderen – in einem äusserst kläglichen Tonfall an: «Heute ist der Tag gekommen, an dem wir vor Lachen sterben müssen.» Und grosse, schwere Tränen rollten seine Nasenflügel entlang. «Lachen ... Lachen ...», wiederholte ein widerhallender Chor disharmonischer und näselnder Stimmen.

... Allmählich füllte sich der Salon mit ungewöhnlichen Figuren, wie man sie nur auf den Stichen Callots oder den Aquatinten Goyas findet; ein Mischmasch aus Lumpen und Fetzen, tierischen und menschlichen Gestalten. Zu jeder anderen Zeit hätte ich mich in solch einer Gesellschaft nicht wohl gefühlt, doch jetzt lag nichts Drohendes in diesen Ungeheuern. List, nicht Bosheit blitzte aus ihren Augen. Nur bei einem gutmütigen Grinsen vermochte man die ungleichen Hauer und spitzen Zähne zu entdecken ...

Unter ständigem Augenwischen vollführte Daucus-Carota Pirouetten und Kapriolen, die für dieses Männchen mit seinen Alraunenbeinen erstaunlich waren, und wiederholte mit lächerlich-trauriger Stimme: «Heute ist der Tag gekommen, an dem wir vor Lachen sterben müssen.» ...

Der etwas krampfhaften Ausgelassenheit am Anfang folgte nun ein unaussprechliches Wohlbehagen, ein Frieden ohne Ende. Ich befand mich in der glücklichsten Phase des Haschischrausches, die im Orient *kif* heisst.

Während dieser Ekstase kehrte Daucus-Carota zurück. Wie ein Schneider oder Pascha hockte er auf seinen verschlungenen Wurzeln da und starrte mich mit flammenden Augen an; sein Schnabel knackte auf eine so hämische Art, und ein solch höhnisch-triumphierender Ausdruck entquoll dieser eingebildeten Figur, dass es mich gegen meinen Willen schauderte. Sobald er meine Furcht bemerkte, verstärkte er seine finsteren Blicke und Grimassen und näherte sich mir, indem er wie ein verwundeter Weberknecht oder ein Krüppel in seinem Gehkorb hüpfte.

Plötzlich verspürte ich einen eisigen Wind im Ohr, und eine Stimme, deren Tonfall ich sehr wohl kannte, wenn ich auch nicht mit Sicherheit hätte sagen können, wem sie gehörte, sprach: «Dieser elende Daucus-Carota, der seine Beine verkauft hat, damit er trinken kann, hat deinen Kopf gemaust und an seine Stelle zwar nicht einen Eselskopf, wie Puck dem bramarbasierenden Bottom, aber einen Elefantenkopf gesetzt!»

Auf diese einzigartige Weise hintergangen, begab ich mich geradewegs zum Spiegel und sah, dass die Warnung stimmte. Man hätte mich für ein javanisches oder Hindu-Idol halten können: meine Stirn war hoch, meine Nase zu einem Rüssel verlängert, der sich auf meiner Brust bog, meine Ohren strichen über die Schultern, und, um das Ungemach vollkommen zu machen, ich war über und über indigofarben wie Shiva, die blaue Gottheit ...

Mühsam erhob ich mich und ging auf die Tür zu, welche ich erst nach geraumer Zeit erreichte, da mich eine unbekannte Macht nach jedem dritten Schritt wieder einen zurückzog. Nach meiner Schätzung mussten zehn Jahre verstrichen sein, als ich diese Entfernung zurückgelegt hatte. Dau-

Literaten waren, ist er ziemlich vergessen worden. Wer diese frühen Schriften liest, gerät leicht ins Schmunzeln über die mystischen Spekulationen, die dazugehören, vom Magnetismus bis hin zur schon vergeistigten Alchimie. Dabei wird leicht übersehen, dass Cahagnet und Moreau damit Pioniere der klinischen Psychologie wurden. Ihre Überlegungen hinsichtlich der Einsetzbarkeit von Drogen, zu diagnostischen und therapeutischen Zwecken, werden immer wieder von der Wissenschaft aufgegriffen und sie führten, was die etablierte Psychiatrie betrifft, in unsere derzeitige Sackgasse einer «Chemotherapie» mit dem allerletzten Ziel eines pflegeleichten und vertrottelten Kranken. Interessanter in diesem Zusammenhang und leider noch nicht genügend in die psychiatrische Praxis eingeflossen sind die Versuche Timothy Learys – der sich allerdings durch seine Extravaganzen um die Reputation brachte – und Ronald D. Laings, dem wir ein neues Verständnis des Begriffs «seelische Erkrankung» danken. Allerdings verwendeten diese beiden Haschisch nur noch sehr gelegentlich, und ihre Untersuchungen arbeiteten mit den wesentlich potenteren Halluzinogenen Mescalin und LSD 25. Unsere Drogendiskussion hat jedoch mittlerweile einen derartigen Grad von Dämonisierung erreicht, dass solche Experimente nur noch unter vertrauenswürdigen Fachkollegen erörtert werden.

Moreaus Interesse an Haschisch war klar definiert: Ihn interessierte «die andere Wirklichkeit», also halluzinationsartige Zustände, und dementsprechend grosse Dosen verabreichte er seinen begeisterten Versuchskaninchen. Die exotische Atmosphäre des Hôtel Pimodan interessierte ihn nur insoweit, als er sie für eine Hilfe zu ausgefallenen Phantasien hielt. Und bei dieser Erwartungshaltung des «Führers» konnten Missverständnisse nicht ausbleiben – die ohnedies rege Erfindungsgabe der jungen Dichter und Maler wurde stimuliert, gewissermassen im Konkurrenzverfahren immer exquisitere Halluzinationen zu erfinden und schliesslich welche, die sich aus der Wirkung der Droge auch bei extremen Dosen nicht mehr erklären lassen. Theophile Gautiers Bericht ist, gerade was die Visionen betrifft, mit äusserster Vorsicht zu geniessen: Erstens musste der Bericht sensationell sein, um überhaupt gedruckt zu werden – und damit haben wir die erste Kostprobe der Methoden, wie heute dieses Thema in Illustrierten aufbereitet wird –, und zweitens kannte er die phantastischen Geschichten E.T.A. Hofmanns und Edgar Allan Poes sehr gut und hat auch bei anderen Gelegenheiten daraus geerntet. Zweifellos ist es unter Haschisch möglich, die groteskesten Gedankengänge zu entwickeln. Aber sie auch zu «sehen» und noch dazu so plastisch, geht über die Wirkungsmöglichkeit der Droge hinaus.

ren Beziehungen durch verschiedene intellektuelle Folgerungen, irrige Gefühle oder falsche Annahmen, usw. der ideellen Welt an.

(Moreau de La Tour, Du hachich et de l'aliénation mentale, Études psychologiques, Paris 1845)



Herr Moreau in türkischem Kostüm, ein Klavier traktierend. Federzeichnung von Theophile Gautier, laut handschriftlichem Zusatz unter Haschisch entstanden.

Ich lehre euch hiermit die Wege, um euch selbst zu unterrichten und um jene Wahrheiten überprüfen zu können, die ich euch heute offenbart habe; lernt, wie ihr daraus euren Gewinn ziehen könnt.

Dieser Zustand unterscheidet sich so sehr vom materiellen Zustand, dass es, während man sich unter dessen Einfluss befindet, gänzlich unmöglich ist, zu spüren, wie die Zeit verrinnt und welcher Abstand zwischen Auftreten und Ablauf dieser Bilder besteht. Ich war überzeugt, dass ich über dem Mittelpunkt und über dem mikroskopischen Universum schwebte, welches nichtsdestotrotz eine Ähnlichkeit in Form und Raum aufweist, und dieselbe Wirkung und denselben Eindruck hervorrief wie materielle Formen und

cus-Carota folgte mir, wobei er mit einer heuchlerischen Miene, die Mitleid bekunden sollte, kicherte und murmelte: «Wenn er mit dieser Geschwindigkeit weitergeht, dann wird er als Greis ankommen.»

In der Tat fühlte ich, wie meine Glieder zu Stein erstarrten. Bis zur Körpermitte war ich zu einer Statue geworden ... Nichtsdestotrotz gelangte ich zum Treppenabsatz, und ich versuchte hinunterzugehen ... Als ich hinabblickte, sah ich einen Abgrund aus Stufen, Strudel von Wendeltreppen, verwirrende Spiralwindungen. Diese Treppe muss einfach bis zum Ende der Welt vorstossen, dachte ich, während ich mechanisch weitertappte. Erst am Tage nach dem Jüngsten Gericht würde ich unten ankommen ... Die schlaffen und weichen Steine gaben wie Froschbäuche nach; immer neue Treppenabsätze, immer mehr Stufen boten sich unablässig meinen Füssen dar, die keinen Widerstand spürten; jene, die ich betreten hatte, erstanden vor mir aufs neue. Mich dünkte, dieses Karussell würde tausend Jahre dauern ...

Dann verlor ich völlig die Nerven; ich wurde wahnsinnig und phantasierte. Daucus Carota sprang bis zur Decke und sagte: «Schwachsinniger! Ich habe dir deinen Kopf zurückgegeben, doch zuvor dein Gehirn ausgelöffelt.» Verzweiflung hatte mich gepackt, denn als ich mit der Hand an meinen Schädel fuhr, spürte ich, dass er offen war. Da schwand mir das Bewusstsein.

Als ich wieder zu mir kam, merkte ich, wie sich der Raum mit schwarzgekleideten Gestalten füllte, die mit trauriger Miene aufeinander zugingen und sich mit melancholischer Anteilnahme die Hände schüttelten, als seien sie mit einem gemeinsamen Kummer behaftet. Sie sagten: «Die Zeit ist tot ... und wir gehen sie jetzt begraben.»

«Zwar war sie sehr alt, aber ich hätte nicht gedacht, dass so etwas geschehen könnte; für ihr Alter hat sie sich noch tapfer gehalten», fügte einer der Trauernden hinzu, in welchem ich einen mir befreundeten Maler wiedererkannte.

«Die Ewigkeit ist fadenscheinig geworden; alles muss einmal sein Ende haben», erwiderte ein anderer.

«Um Himmels willen», rief ich bei dem Gedanken, der mir plötzlich kam: «Wenn es keine Zeit mehr gibt, wann wird es dann elf Uhr sein?» ...

«Niemals», erscholl die Echostimme Daucus-Carotas, wobei er mir seine Nase ins Gesicht steckte und sich von seiner wahren Seite zeigte ... «Niemals ... es wird immer Viertel nach neun sein ... Der Zeiger wird dort stehenbleiben, wo er sich befand, als die Zeit aufhörte zu existieren, und deine Strafe wird darin bestehen, dass du die bewegungslosen Zeiger beobachtest und an deinen Platz zurückkehrst, um wieder aufzustehen, so lange, bis du auf Knochen gehst.»

«Nun komm», sagte der Beobachter. «Ich glaube, jetzt muss ich die bösen Geister austreiben. Das Klavichord Erards soll dabei Davids Harfe ersetzen.»

Und er setzte sich auf den Stuhl und spielte beschwingte und fröhliche Melodien ... Dies schien das Alraunmännchen ungemein zu ärgern, und es schrumpfte, wurde platt, entfärbte sich, und es schauderte ihn fürchterlich; schliesslich verlor es jegliches menschliche Aussehen und wälzte sich in Gestalt eines doppelwurzligen Bocksbartes auf dem Boden: Der Bann war gebrochen.

«Halleluja! Die Zeit ist auferstanden!» riefen kindliche, freudige Stimmen. «Schaut jetzt nur auf die Uhr!»

Der Zeiger wies auf die Elf.

«Die Kutsche des Herrn wartet unten», sagte der Diener.

Der Traum war zu Ende. Die Haschischesser hatten sich einzeln in ihre Wohnungen davongestohlen, wie die Offiziere nach Malbroucks Begräbnis.

Was mich betrifft, so ging ich leichten Schrittes die Treppe hinunter, die mir unsägliche Qualen verursacht hatte, und wenige Minuten später trat ich in mein eigenes Zimmer, ganz in die Wirklichkeit zurückgekehrt; auch die letzten, noch zögernden Nebel des Haschischrausches waren geschwunden. Ich befand mich wieder im vollen Besitz meiner Vernunft oder wenigstens dessen, was ich in Ermangelung eines treffenderen Ausdrucks als Vernunft bezeichne. Die Klarheit meines Verstandes würde genau ausgereicht haben, um einer Pantomime oder einem Singspiel zu folgen oder Verse zu schmieden, die sich dreifach reimen.

(Théophile Gautier, Le Club des Hachichins, Auszüge, Revue des Deux Mondes, 1.2.1846, übers. Harald Jung, Frankfurt 1967)

Herr Dumas verwertet seine Erlebnisse

Im 36. Kapitel unterhält sich die Tafelrunde über den geheimnisvollen Grafen:

«Demnach ist er also reich, Ihr Graf?»

«Das will ich meinen! Er besitzt auf seiner Insel eine Höhle, in der er Schätze aufbewahrt, mit denen man Indien aufkaufen könnte.»

«Sind Sie etwa dort gewesen, Morcerf?»

«Nein, aber Franz. Doch still, er will nicht, dass man darüber spricht. Er wurde mit verbundenen Augen hineingeführt, von Stummen bedient und von Frauen, an denen gemessen Cleopatra nur ein Laufmädchen ist. Wegen der Frauen allerdings ist er nicht ganz sicher, ob sie von Fleisch und Blut waren, auch hat er sie erst richtig gesehen, nachdem er Haschisch gegessen hatte.»

«Erzählen Sie uns doch keinen

Immerhin entstand als Folge dieser seltsamen Abendmahle eine ganze Reihe Literatur, die man als gedopt bezeichnen könnte, und da die drogenspezifischen Phänomene nicht so vielfältig zu sein schienen wie die beschriebenen Seiten, ähneln manche Texte einander wie ein Ei dem anderen. Aber auch Romane und Theaterstücke schienen nicht ohne eine entsprechende Passage auskommen zu können, und da die Literaturwissenschaft gemeinhin prüder ist als die Literaten, gehört zu den Arbeiten über Frankreichs 19. Jahrhundert auch die Standardfrage: Hat er oder nicht? Die meisten haben, und es gibt nur zwei berühmte Fälle, die das Hôtel Pimodan besuchten und sich mit Theorie zufriedengaben. Balzac gehörte dazu. Er liess sich Haschisch ausführlich beschreiben und nahm auch einige vorsichtige Züge. Dass die Jünger der Tafelrunde ihm dann allerdings Opium anboten, irritierte ihn, und er liess die Finger davon. Was ihn nicht hinderte, einige seiner Erzählungen ausgiebig mit Drogen zu würzen.

Auch Gustave Flaubert rührte Haschisch nicht an und kritisierte seinen Kollegen Baudelaire wegen dessen schon bedenklichem Umgang mit Rauschmitteln. Doch in seinem Roman *Die Spirale* wirken einige Passagen wie aus eigener Erfahrung geschöpft.

Weit weniger zimperlich war Alexandre Dumas, der zur Hochzeit des Pimodan gerade seinen *Graf von Monte Christo* schrieb und, voll der neuen Erfahrung, unserem Thema ein ganzes Kapitel widmete. Aus seinen späteren Jahren ist bekannt, dass er gerne eine Haschischpfeife rauchte, aber Dawamesk soll er nicht mehr genascht haben. Auch Gérard de Nerval lernte den Stoff in der illustren Runde kennen, und in seiner «Geschichte des Kalif Hakem» verwertet er seine Erfahrungen zum «genau orientalischen Parfum, das durch die Sache ziehen muss».

Dieser exotische Drall war es möglicherweise auch, der die meisten Gäste des Hauses keinen Unterschied zwischen den einzelnen Drogen machen liess. Auch Gautier hatte, bevor er seine beiden Haschisch-Texte veröffentlichte, schon eine «Opium-Pfeife» verfasst. Noch eifriger war Charles Baudelaire, der ein langes Prosastück namens «Das Gedicht vom Haschisch» schrieb, das in vielen Passagen mit der Genauigkeit eines Psychologen beobachtet und einen irritierenden Schluss hat. Um diesen zu verstehen, muss man wissen, dass der Dichter damals bereits opiumabhängig war und diesen Katzenjammer ja bereits kannte. Er glaubte aber seinen Briefen zufolge, Haschisch würde die Entzugsschmerzen noch steigern. Baudelaire wurde das tragische Opfer der fröhlichen Runde im Hôtel Pimodan; Haschisch rührte er in späteren Jahren nicht mehr an, aber sein Genius wurde von seiner schweren Alkohol- und Opiumabhängigkeit verdüstert.

Räume. Da ich ganz vom Gedanken der Beobachtung und des Vergleichs zwischen diesem und dem materiellen Zustand beseelt war, konnte ich nicht umhin, mich zu Gunsten des ersteren auszusprechen. Der materielle Zustand scheint in jeder Beziehung unterlegen – das heisst, die Städte, Monumente, öffentlichen Gebäude, Gärten, der Himmel und die Erde waren von unvergleichlicher Schönheit. Ich fand mich an den Orten wieder, die ich zu besuchen wünschte, ohne dass ich aufhörte zu sehen, dass ich diese in mir selbst wahrnahm – dass sie mein Bereich waren. Ich hatte die Lösung gefunden, nach der ich so lange gesucht hatte. Ich verstand, was der Mensch war – ich war ein Miniatur-Universum, und ich verstand, wie sich ein Hellseher in Ägypten oder China aufhalten kann, ohne dorthin zu reisen.

Diese Phänomene bewiesen mir, dass diese Halluzinationen, so genannt von allen, die diesen Trank zu sich nahmen, der in ihnen ähnliche Wirkungen gezeitigt hatte, dazu ausersehen waren, heilige Wahrheiten festzulegen.

Lasst uns hoffen, dass Worte wie *Wahnsinn, Halluzination* und *Einbildung* bald aus unserer wissenschaftlichen Sprache getilgt sein werden, um durch solche wie *inneres Leben* und *äusseres Leben* ersetzt zu werden.

(Alphonse Cahagnet, Sanctuaire de la Spiritualité, Paris 1848 – möglicherweise ein schlechtes Jahr für feinsinnige Publikationen)

Um 1875 versuchte der Magnetiseur Lancelin die Verbindung von Okkultismus und Haschisch:

In der Nähe beider Ohren bringt man eine Uhr an, deren monotones Ticken eine Art Einlullen des Bewusstseins verursacht, während man in der totalen Dunkelheit des Raums, in einigem Abstand des Operateurs, eine kleine Alkohollampe anzündet, in der gewöhnlicher Alkohol

solchen Unsinn. Machen Sie sich über uns lustig?»

Und dann kommt er selbst:

«Da Sie mich ja schon kannten», antwortete der Graf lächelnd, «brauchten Sie diese fast beschämende Vorsorge nicht zu treffen. Ich lebe in Neapel von Maccaroni, in Mailand von Polenta, in Valencia von Olla podrida und in Konstantinopel von Pilaw. Für einen richtigen Kosmopoliten wie mich gibt es keine nationale Küche. Ich esse überall und alles, aber wenig; heute allerdings werde ich von dieser Regel abweichen, denn ich habe seit gestern früh fast nichts genossen.»

«Haben Sie denn Hunger und Durst in Ihrer Gewalt?» fragte Debray.

«Hunger, Durst und Schlaf – freilich mit Hilfe des besten Haschisch, der zwischen Tigris und Euphrat gewonnen wird. Man teilt Opium und Haschisch in gleiche Portionen und fertigt daraus Pillen an, die binnen zehn Minuten den gewünschten Erfolg erzielen. Fragen Sie den Baron d'Épinay – ich glaube, er hat die Probe gemacht.»

«Ja», bestätigte Morcerf, «er hat es einmal vor mir erwähnt.»

«Haben Sie immer ein wenig von diesem Allheilmittel bei sich?» fragte Beauchamp skeptisch wie ein echter Journalist.

«Ja.» Und Monte Christo zog eine aus einem einzigen Smaragd geschnittene, mit einem Goldverschluss versehene Dose aus der Tasche. Als er sie öffnete, kam ein kleines, stark duftendes, grünes Kügelchen von der Grösse einer Erbse zum Vorschein. Sie wurde von Hand zu Hand gereicht.

«Ein herrlicher Smaragd!» sagte Château-Renaud. «Selbst im Familienschmuck meiner Mutter habe ich nichts dergleichen gesehen.»

«Ich hatte drei von der Art. Einen schenkte ich dem Grosssultan, einen dem Papst und den dritten liess ich aushöhlen, obwohl er dadurch die Hälfte seines Wertes verlor, um ihn als Dose gebrauchen zu können.»

«Und was haben Ihnen die beiden erhabenen Souveräne als Gegengeschenke gegeben?» fragte Debray.

«Der Grosssultan überliess mir eine Sklavin, Seine Heiligkeit schenkte mir ein Menschenleben.»

(Alexandre Dumas, Der Graf von Monte Christo, Zürich, 1959. Anm.: Die Smaragd-Dose gibt es wirklich, im Topkapi-Saray in Istanbul. Ich bin schon oft andächtig vor ihr gestanden und kenne keine schönere.)



Gustave Flaubert schreibt einen Brief an Baudelaire ...

Nach dieser Art Drogen habe ich schon immer eine grosse Lust verspürt. Ich besitze sogar sehr gutes, vom Apotheker Gastinel gemischtes Haschisch. Doch *habe ich Angst davor,* was ich mir zum Vorwurf mache.

Es scheint mir, dass Sie (und dies mehrmals) ein so wichtiges Thema, ein Unterfangen, das den Anfang einer Wissenschaft darstellt, eine Arbeit der Beobachtung natürlicher Vorgänge und der Induktion, den *Blumen des Bösen* zuviel (?) Gewicht verliehen, und es nicht dem Haschisch, dem Opium, sondern es dem Exzess zugeschrieben. Wissen Sie, was später daraus werden wird?

... und seinen Roman Die Spirale ...

Ein längerer Gebrauch von diesem, eine ausserordentliche Fähigkeit zur Einbildung, zweifelsohne auch ein besonderer Hang zur Träumerei, haben ihn nach und nach zu jenem aussergewöhnlichen Zustand geführt, der nun der seine ist. Durch Gewöhnung ist sein mit Drogen gesättigtes Nervensystem, ohne weiteres Zutun, wie der Geruch der Schachtel, die es enthält, zu Visionen und Ekstasen fähig geworden, und er braucht nicht einmal mehr diesen Anreiz: In jedem Augenblick treten die Visionen und Ekstasen von alleine auf, durch gewisse, begünstigende Umstände – die Person ist so weit, dass sie in einem fast ununterbrochenen Traum lebt; sie befindet sich in einer Art «permanentem Somnambulismus», der sie unempfindlich gegen den Schmerz macht.

(Paris, 1851)

Eines Nachts hatte ich eine weniger starke Dosis genommen; ich erwachte aus meinem Rausch, als mein Nachen die Spitze der Insel Roddah passierte. Eine Frau, ähnlich der, die ich in meinem Traum gesehen hatte, blickte auf mich nieder, mit Augen, die, obschon sie menschlich waren, nichtsdestoweniger einen himmlischen Glanz besassen; ihr halboffener Schleier liess unter den Strahlen des Mondes ein Wams erkennen, das über und über mit Edelsteinen besetzt war. Meine Hand begegnete der ihren, ihre weiche Haut, glatt und frisch wie das Blatt einer Blume, ihre Ringe, deren Ziselierungen mich streiften, überzeugten mich von ihrer Wirklichkeit.

(Gérard de Nerval, Histoire du Calife Hakem, in Revue des Deux Mondes, Paris, 15.8.1847)

Unter den bildenden Künstlern, die zu jenem Kreis gehörten, hinterliessen die Abende weniger Spuren. Daumier kam einmal vorbei, probierte alles aus und zeichnete dann seine «Haschisch-Raucher». Meissonier kam erwartungsvoll, fühlte sich aber enttäuscht, da er nur geometrische Gebilde zu sehen glaubte: «Es war wie in einem Garten von Le Notre, zu meiner Enttäuschung. Unter solchen Umständen kann ich wirklich keine Inspiration haben.» Delacroix kam auch gelegentlich vorbei, aber er kannte die Sache ja von seinem Algerien-Aufenthalt und empfand sie nicht als so sensationell wie die Pariser Bürgersöhne.

1849 fand der legendäre Club, der allerdings nie als Club verstanden wurde, sein ganz natürliches Ende. Das Palais wurde renoviert, und der Hausherr setzte das Künstlervolk auf die Strasse, wo es sich in alle Windrichtungen zerstreute.

Moreau la Tour wurde einer der bedeutendsten Seelenärzte seiner Zeit, und als er 1884 mit achtzig starb, brachten die Pariser Zeitungen diese Meldung auf den Titelseiten. In seinen letzten Lebensjahren hatte er sich kaum mehr für Haschisch interessiert. Ihn faszinierte eine neue Droge, in der er «den Stein der Weisen für die Behandlung von Schwermut» sah. Seine Schüler predigten diese Hoffnung weiter, und so kam es, dass auch Sigmund Freud nach seinen Pariser Studien das Wundermittel reichlich bedenkenlos verschrieb: Kokain.

brennt, in den man je Liter während vierundzwanzig Stunden eine gehörige Prise *Hanfblüten* hat einziehen lassen. Das flackernde und faszinierende Licht, das man auf diese Weise erhält, verbreitet sehr feine, narkotische Dämpfe.

(Henri Desoille, «Croyances et états mentaux des occultistes actuels», Hygiène mentale, 25/1930)

Bunt, Freund, ist alle Theorie!

Balzac glaubte wohl, dass es für den Menschen keine grössere Schande noch grösseres Leid gäbe, als auf die Willenskraft zu verzichten. Ich traf ihn einmal in einer Gesellschaft, in der man über die wunderbaren Wirkungen des Haschisch sprach. Er hörte und fragte mit belustigender Aufmerksamkeit und Lebhaftigkeit. Die Leute, die ihn kennen, errieten, dass er interessiert sein musste. Aber die Idee, entgegen seinem Willen zu denken, stiess ihn heftig ab. Man bot ihm Dawamesk an; er betrachtete es, roch daran und gab es zurück, ohne es zu berühren. Der Kampf zwischen seiner fast kindischen Neugier und seinem Widerwillen gegen den Willensverzicht verriet sich in seinem ausdrucksvollen Gesicht in erstaunlicher Weise.

(Charles Baudelaire, Das Gedicht vom Haschisch, übers. Erik-Ernst Schwabach, München 1902)

... Werther setzte sich an einen Tisch, und indem er einen Teil eines Deckels hob, brachte er aus einem deutschen Instrument Klänge hervor, die sich genau zwischen den unheimlichen Geräuschen eines Katers, der eine Katze anfleht oder von den Freuden der Gosse träumt und den Tönen einer in einer Kirche schallenden Orgel hielten. Ich weiss nicht, was er sich aus diesem schrecklich melancholischen Instrument machte, doch wurde meine Intelligenz nie auf grausamere Art verwirrt. Der Lufthauch, der über die Saiten strich, brachte derart starke, schwere und durchdringende Schwingungen hervor, dass jede Note sofort eine Faser angriff, und diese grüngraue Musik, diese Melodien voller Arsen, riefen in meiner Seele auf heftigste Weise alle Träumereien eines Jean-Paul wach, alle deutschen Balladen, eine ganze fantastische und schmerzliche Dichtung, die meine Fröhlichkeit, meinen Frohsinn in die Flucht schlugen, auf leidende, aufwühlende Art. Ich fühlte mich wie verdoppelt. Mein inneres Wesen hatte diese äussere Form verlassen ... Die Luft war keine Luft mehr, meine Beine keine Beine; es war eine weiche Umwelt, ohne Konsistenz, die sich dehnte, und die Strassenbeläge sanken ein, und die Passanten tanzten, und ich fand Paris seltsam fröhlich.

(Honoré de Balzac, Œuvres complètes, Bd. XXIV, S. 482, Paris 1856)

Aus Charles Baudelaires Prosa «Das Gedicht vom Haschisch»

Es ist eine Art Besessenheit, aber zeitweilige Besessenheit nur, aus der wir, wären wir weise, die Zuversicht auf ein besseres Dasein und die Hoffnung, solches durch tägliche Übung unseres Willens zu erkämpfen, ziehen sollten. Diese Schärfe des Verstandes, diese Begeisterung der Sinne und des Geistes müssten zu allen Zeiten den Menschen als der Güter höchstes erscheinen.

Ohne von den Kindern reden zu wollen, die oft einen merkwürdigen Schwindel empfinden, wenn sie in frischgemähter Luzerne spielten und sich wälzten, weiss man, dass während der Hanfernte männliche und weibliche Arbeiter ähnliche Wirkungen verspüren; man möchte sagen, dass aus der Ernte ein Miasma aufsteigt, das hinterlistig ihr Gehirn verwirrt. Der Kopf des Mähers ist wie durcheinandergewirbelt, oft von Träumen beladen. In gewissen Augenblicken werden die Glieder schwach und versagen den Dienst. Wir hörten oft von ziemlich häufigen mondsuchtartigen Anfällen russischer Bauern, deren Ursache, wie man sagt, im Gebrauch des Hanföles bei der Nahrungsbereitung liegen soll. Wer kennt nicht die Tollheit der Hühner, die Hanfkörner gefressen haben, und die feurige Begeisterung der Pferde, die die Bauern bei Hochzeiten und kirchlichen Festen zu einem Wettrennen vorbereiten, indem sie ihnen oft in Wein getauchten Hanf vorwerfen?

Der Fettextrakt des Haschisch, wie ihn die Araber bereiten, entsteht, indem man die Spitzen der frischen Pflanzen in Butter mit ein wenig Wasser kochen lässt. Nach vollständiger Verdampfung aller Feuchtigkeit passiert man ihn und erhält so eine Masse, die wie eine gelbliche Pomade aussieht und einen unangenehmen Geruch von Haschisch und ranziger Butter behält. Man nimmt ihn in dieser Form in kleinen Kügelchen von zwei bis drei Gramm ein; aber wegen seines üblen Geruchs, der mit der Zeit zunimmt, verarbeiten die Araber den Fettextrakt in Konfitüren.

Die gebräuchlichste Art dieser Konfitüren, das Davamesk, ist eine Mischung aus Extrakt, Zucker und verschiedenen aromatischen Kräutern, wie Vanille, Zimt, Pistazie und Muskat. Mitunter setzt man selbst ein wenig Kanthariden zu einem Behufe zu, der nichts gemein mit den üblichen Wirkungen des Haschisch hat.

Ich habe gehört, dass man kürzlich auf dem Destillationswege aus dem Haschisch ein lösbares Öl gezogen hat, das viel stärkere Wirkungen hervorbringen soll als alle bisher bekannten Präparate; aber man hat es noch nicht genügend erprobt, als dass ich mit Gewissheit über seine endgültigen Wirkungen sprechen könnte.

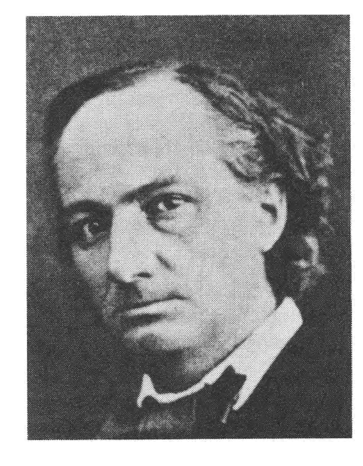
Und da für gewöhnlich die Leser und Frager mit dem Wort Haschisch die Gedanken einer seltsamen und auf den Kopf gestellten Welt verbinden – wunderbare Träume erwarten, – oder besser: Halluzinationen (die im übrigen seltener sind als man glaubt), will ich von vornherein den wichtigen Unterschied festlegen, der die Wirkungen des Haschisch von den Erscheinungen des Schlafes trennt. Im Schlaf, dieser abenteuerlichen, allabendlichen Reise, liegt etwas entschieden Wunderbares; es ist ein Wunder, dessen ständige Wiederkehr das Geheimnisvolle abgestumpft hat. Es gibt zwei Arten menschlicher Träume: die einen enthalten sein gewöhnliches Leben, seine Gedanken, seine Wünsche, seine Laster, vereinigen sich auf mehr oder weniger bizarre Art die am Tage erblickten Gegenstände, die sich auf der grossen Leinwand seines Gedächtnisses aufdringlich fixieren, – so der natürliche Traum! Der sinnlose, unerwartete Traum, der keine Beziehungen noch Verbindung mit dem Charakter, dem Leben und den Leidenschaften des Schläfers hat, – jener Traum, den ich hieroglyphisch nennen möchte, weist ohne Zweifel auf die übernatürliche Seite des Lebens hin, und just, weil er sinnlos war, hielten ihn die Alten für göttlich. Da er auf natürliche Weise nicht erklärbar ist, haben sie seinen Ursprung ausserhalb des Menschen gesucht; und noch heute gibt es, ohne von den Traumdeutern sprechen zu wollen, eine philosophische Schule, die in solchen Träumen bald einen Vorwurf, bald einen Rat sieht, zusammenfassend: ein symbolisches und moralisches Gemälde, das im Geist des Schlafenden entstand. Es ist ein Wörterbuch, das man studieren muss, eine Sprache, zu der die Weisen den Schlüssel finden können.

Nichts dergleichen im Haschischrausch. Wir werden den natürlichen Traum nicht verlassen. Freilich wird der Rausch während seiner ganzen Dauer, dank der Intensität der Farbe und der Schnelligkeit der Konzeption, nur ein ungeheurer Traum sein; aber er wird immer die dem einzelnen eigentümliche Färbung behalten. Der Mensch wollte träumen, der Traum wird den Menschen regieren; aber dieser Traum wird durchaus der Sohn seines Vaters sein.

Im Haschischrausch gibt es gewöhnlich drei unterscheidbare Phasen: Und es ist unterhaltend genug, die ersten Symptome der ersten Phase bei den Neulingen zu beobachten. Ihr habt vage von der wunderbaren Wirkung des Haschisch reden gehört. Eure Einbildungskraft hat sich daraus ein wunderbares Bild geformt, wie etwa das einer idealen Trun-

kenheit: Ihr brennt darauf festzustellen, ob die Wirklichkeit ganz die Höhe eurer Hoffnungen erreichen wird. Das genügt, um euch von Anfang an in einen ängstlichen Zustand zu versetzen, der der erobernden und überschwemmenden Kraft ziemlich günstig ist. Die meisten Neulinge klagen ganz zu Anfang über die Langsamkeit der Wirkung. Sie erwarten sie mit kindlicher Ungeduld. Und wirkt die Droge nicht schnell genug auf sie, halten sie grosse ungläubige Reden, die lustig genug für die alten Eingeweihten sind, welche wissen, wie das Haschisch wirkt. Die ersten Anzeichen des Rausches kommen wie die Vorboten eines lang drohenden Gewitters und steigern sich innerhalb dieser Ungläubigkeit selbst. Zuerst befällt dich eine gewisse lächerliche, unwiderstehliche Heiterkeit. Diese Anfälle grundloser Lustigkeit, deren du dich beinahe schämst, wiederholen sich häufig und ununterbrechen die Pausen, in denen du verblüfft versuchst, dich zu sammeln. Die einfachsten Worte, die alltäglichsten Gedanken erhalten ein neues und merkwürdiges Aussehen; du wunderst dich sogar, sie bislang so einfach gefunden zu haben. Ähnlichkeiten und Verwandtschaften unzusammenhängender Dinge, die man unmöglich voraussehen konnte, unaufhörliche Wortspiele, erste Andeutung komischer Dinge entsprudeln in einem fort deinem Hirn. Der Dämon hat dich gepackt, es ist nutzlos, gegen diese Heiterkeit anzukämpfen, die schmerzlich wie ein Kitzel ist. Von Zeit zu Zeit lachst du über dich selbst, deine Albernheit und deine Torheit, – und deine Freunde, wenn anders du welche hast, lachen gleichfalls über deinen Zustand und ihren eigenen. Aber da sie nicht boshaft sind, nimmst du es nicht übel.

Nach dieser ersten Phase heftiger Heiterkeit tritt wie plötzlich eine Ruhe ein. Aber neue Ereignisse kündigen sich bald durch ein Gefühl von Kühle (die bei einigen sich sogar zu äusserstem Kältegefühl steigern kann) und eine grosse Schwäche in allen Gliedern an; deine Hände sind wie aus Butter, im Kopf und deinem ganzen Wesen fühlst du eine Dumpfheit und quälende Betäubung. Deine Augen werden grösser; sie irren wie in einer unstillbaren Ekstase nach allen Richtungen. Blässe befällt dein Antlitz; die Lippen werden schmal und treten mit jenem Keuchen in den Mund zurück, das den Ehrgeiz eines Mannes voll grosser Pläne charakterisiert, der von ungeheuren Gedanken bedrückt seinen Atem gleichsam zum Anlauf sammelt. Die Kehle



schliesst sich sozusagen. Der Gaumen wird durch einen Durst ausgetrocknet, den zu stillen unerhört süss sein müsste, wäre das Entzücken der Faulheit nicht grösser noch und setzte der leisesten Körperbewegung Widerstand entgegen. Rauhe und tiefe Seufzer entringen sich deiner Brust, als könnte dein früherer Leib die Wünsche und den Tatendurst deiner neuen Seele nicht mehr ertragen. Von Zeit zu Zeit geht ein Ruck durch deinen Körper und zwingt dich zu einer ungewollten Bewegung, gleich jenem Aufschrecken, das am Ende eines arbeitsreichen Tages oder einer Gewitternacht dem endlichen Schlummer vorausgeht.

Mitunter verschwindet das Persönlichkeitsbewusstsein, und die Objektivität, die pantheistischen Dichtern eigen ist, entwickelt sich in dir so ausserordentlich, dass die Betrachtung der äusseren Dinge dich deine eigene Existenz vergessen lässt und du bald in ihnen aufgehst. Deine Augen richteten sich auf einen im Wind harmonisch gewiegten Baum; in wenigen Augenblicken wird, was im Hirn eines Dichters ein sehr gewöhnlicher Vergleich wäre, in dem deinen zur Wirklichkeit. Du verleihst zunächst dem Baum deine Leidenschaften, deinen Wunsch oder deine Melancholie. Sein Seufzen und sein Zittern wird zu deinem, und bald wirst du der Baum. Ebenso stellt der Vogel, der in der Tiefe des Himmels schwebt, zunächst die unsterbliche Lust, über den menschlichen Dingen zu gleiten dar; aber schon bist du der Vogel selbst. Nimm an, dass du sitzest und rauchst, dass deine Aufmerksamkeit ein wenig zu lange auf den bläulichen Wolken, die deiner Pfeife entsteigen, ruht – der Gedanke an ein langsam, ständiges, ewiges Verdampfen ergreift deinen Geist, bald überträgst du diese Idee deinen eigenen Gedanken, deiner denkenden Materie.

Wenn ich von Halluzinationen rede, darf man das Wort nicht wörtlich nehmen. Ein sehr wichtiger Faktor unterscheidet die reine Halluzination, die zu studieren die Ärzte oft Gelegenheit haben, von der Halluzination oder besser dem Gedankenirrtum im Haschischrausch. Im ersten Falle ist die Halluzination plötzlich, vollkommen und verhängnisvoll; sie findet des weiteren weder Vorwand noch Entschuldigung in der Welt der äusseren Gegenstände. Der Kranke sieht eine Form, hört Töne, wo es keine gibt. Im zweiten Fall entsteht die Halluzination nach und nach fast durch freien Willen und wird erst durch die

Arbeit der Einbildungskraft vollkommen und reif. Kurz, sie hat einen Vorwand. Der Ton wird zwar sprechen, deutliche Dinge sagen, aber der Ton war da. Das trunkene Auge des haschisch-berauschten Menschen wird merkwürdige Formen sehen, aber diese Formen waren einfach und natürlich, ehe sie sonderbar und ungeheuer wurden. Die Energie und die wirklich sprechende Lebhaftigkeit der Haschischhalluzination entkräftet in nichts diesen wesentlichen Unterschied. Sie wurzelt in der tatsächlichen Umgebung und im Augenblick, jene nicht.

Gehörst du zu jenen Seelen, wird die dir innewohnende Liebe zur Form und zu den Farben im Beginn deines Rausches zunächst einen ungeheuren Weideplatz finden. Die Farben werden ungewohnten Glanz annehmen, mit siegreicher Kraft in dein Gehirn eindringen. Die Dekkengemälde, mögen sie zart, mittelmässig oder selbst schlecht sein, erhalten ein erschreckliches Leben; die gröbsten Tapeten, die auf den Wirtshauswänden kleben, werden wie herrliche Dioramen erscheinen. Die Nymphen mit der leuchtenden Haut schauen auf dich mit Augen, die tiefer und klarer als Himmel und Wasser sind; die Figuren der Mythologie tauschen in ihren Priestergewändern oder Rüstungen durch einen einfachen Blick mit dir feierliche Geständnisse. Das Gewirr der Linien wird zur deutlichen Sprache, in der du die Erregung und die Sehnsucht der Seelen liest.

Was nun die Liebe betrifft, so habe ich viele Menschen mit Gymnasiastenneugier bei denen Auskunft holen hören, die häufig Haschisch nehmen. Was muss aus dem Liebesrausch, der schon so heftig in seinem natürlichen Zustand ist, werden, wenn er in den andern Rausch mit eingeschlossen wird, wie eine Sonne in der Sonne? Diese Frage wird in den vielen Köpfen derer entstehen, die ich die Lüstlinge der intellektuellen Welt nennen möchte.

Da wir im Haschischrausch ein merkwürdiges, selbst unbekannten Personen entgegengebrachtes Wohlwollen beobachtet haben, eine Art Philanthrophie, die eher dem Mitleid als der Liebe entspringt (hier zeigt sich der erste Keim des satanischen Giftes, der sich ausserordentlich entwickeln wird) und sich bis zur Angst steigert, wen auch immer zu betrüben, errät man, was aus den lokalisierten, einer geliebten Person entgegengebrachten Gefühlen entstehen kann, die im geistigen Leben des Kranken eine wichtige Rolle spielen oder spielten. Die Gewissensbisse, merkwürdige Beigabe des Vergnügens, ertrinken bald in der köstlichen Betrachtung der Gewissensbisse, in einer Art wollüstigen Analyse; und diese Analyse geht so schnell vor sich, dass dieser natürliche Teufel, um mit den Swedenborgianern zu sprechen, nicht bemerkt, wie willenlos er ist und wie sehr von Sekunde zu Sekunde er sich der teuflischen Vollkommenheit nähert.

Soll ich die Analyse dieser siegreichen Monomanie weiter verfolgen, erklären, wie unter der Herrschaft des Giftes mein Held sich bald zum Mittelpunkt des Universums macht? Wie er zum lebenden und übertriebenen Ausdruck des Sprichwortes wird, welches besagt, dass die Leidenschaft aus sich selbst lebt? Er glaubt an seine Tugend und an sein Genie: Errät man das Ende?

Ich überspringe und kürze ab, keiner wird sich wundern, dass ein endlicher, höchster Gedanke dem Gehirn des Träumers entspringt: «Ich bin Gott geworden!», dass ein wilder, brennender Schrei seiner Brust mit solch treibender Kraft sich entringt, dass, hätten Willen und Glauben eines trunkenen Menschen tatsächlichen Wert, dieser Schrei die Engel auf dem Wege des Himmels hinschmettern würde: «Ich bin Gott!» Aber bald verwandelt sich dieser Sturm des Stolzes in eine wohltemperierte, stumme, ausruhsame Glückseligkeit und die Universität der Wesen zeigt sich in ihrer Buntheit wie in phosphoreszierendes Morgenrot getaucht. Wenn zufällig eine vage Erinnerung in die Seele dieses bedauernswerten Glücklichen gleitet: «gibt es nicht noch einen anderen Gott?», so glaubt mir, dass er sich über diesen erheben wird, dass er seinen Willen verteidigen und ihm ohne Furcht entgegentreten wird. Welches war der französische Philosoph, der, um die modernen deutschen Doktrinen zu verspotten, sagte: «Ich bin ein Gott, der schlecht zu Mittag speiste.» Diese Ironie würde einen Haschischberauschten nicht treffen. Ruhig würde er antworten: «Es ist möglich, dass ich schlecht gespeist habe, aber ich bin ein Gott.»

Aber der andere Morgen! Der schreckliche andere Morgen, Erschlaffung und Ermüdung aller Organe, die Entspannung der Nerven, die brennende Lust zu weinen, die Unmöglichkeit, bei einer Arbeit auszuharren, belehren dich grausam, dass du ein verbotenes Spiel gespielt hast.

Trotz der wunderbaren Dienste, die Äther und Chloroform geleistet haben, erscheint es mir vom Standpunkt geistiger Philosophie aus, dass man alle modernen Erfindungen moralisch tadeln muss, die dahin zielen, die menschliche Freiheit und den unerlässlichen Schmerz zu vermindern.

(Charles Baudelaire, Le poème du hachich, Paris 1860, übers. Erik Ernst Schwabach, München 1903)

– und noch einmal Baudelaire:

Ich bin des Dichters Pfeife, und genau
Siehst du an mir, die stammt aus fremden Fluren,
Von meines Herren Leidenschaft die Spuren:
Dass er ein Raucher ist, trag' ich zur Schau.

Herr Bayard Taylor übernimmt sich und gibt schliesslich einen guten Tip

Meine unersättliche Wissbegierde verführt mich dazu, alles, dessen Kenntnisnahme nicht gesetzlich untersagt ist, lieber am eigenen Leibe zu erfahren, als es mir auf eine weniger befriedigende und mühselige Weise anzueignen. Deshalb habe ich auch während meines Aufenthaltes in Damaskus das berühmte Haschisch ausprobiert – jene ungewöhnliche Droge, die dem genusssüchtigen Syrer lustvollere und phantastischere Träume spendet, als er sie aus den Zügen seiner Lieblingsopiumpfeife erlangen kann. Während die unmittelbare Wirkung des Haschisch ausgeprägter zu sein scheint als die des Opiums, so führt doch sein gewohnheitsmässiger Gebrauch trotz der damit verbundenen anhaltenden extremen Schädigungen im Nervensystem nur selten zu einer so gründlichen körperlichen und seelischen Zerrüttung, wie sie sich bei Opiumsüchtigen unweigerlich über kurz oder lang einstellt.

Mein Reisegefährte und ein vornehmer Engländer, der zusammen mit seiner Gattin ebenfalls in Antonios gastlicher Karawanserei wohnte, wollten an meinem Experiment teilnehmen. Der Dolmetscher des letzteren wurde beauftragt, eine ausreichende Menge der Droge zu besorgen.

Da wir gewohnt waren, bei Sonnenuntergang zu Abend zu essen, schlug ich vor, das Haschisch auch um diese Zeit einzunehmen, aber meine Freunde befürchteten, dass sich seine Wirkung bei Anfängern rascher einstellen und sie in Gegenwart anderer Reisender der Lächerlichkeit preisgeben könnte, weshalb wir bis nach der Mahlzeit warteten. Dann beschlossen wir, uns auf unser Zimmer zurückzuziehen; dieses erhob sich turmgleich ein Stockwerk höher als das übrige Gebäude, war also in gewissem Masse abgeschlossen und schirmte uns vor fremden Blicken ab.

Wir begannen damit, dass jeder einen Teelöffel voll von der Mixtur einnahm, die Abdallah uns beschafft hatte. Wir liessen die Paste langsam auf der Zunge zergehen und warteten eine Zeitlang ruhig das Ergebnis ab. Doch da wir sie auf vollen Magen eingenommen hatten, wurde sie in ihrer Wirkung beeinträchtigt, und selbst nach Verlauf einer Stunde konnten wir nicht die geringste Veränderung unseres Zustandes feststellen. Meine Freunde drückten unverhohlen ihre Überzeugung aus, dass die Sache mit dem Haschisch purer Schwindel sei, während ich das Experiment in diesem Stadium nicht aufgeben wollte und deshalb vorschlug, noch einen halben Teelöffel voll zu nehmen und eine Tasse heissen Tee darauf zu trinken; der würde dann, wenn überhaupt etwas hinter diesem Präparat steckte, seine Wirkung herbeiführen.

Und dann geht die Sache auch gewaltig los ...

Die Mauern meines Leibes barsten nach aussen und stürzten zusammen; und ohne daran zu denken, welche Gestalt ich nun angenommen hatte – ja, ohne überhaupt noch die Idee der Form schlechthin fassen zu können –, fühlte ich, dass ich über einen riesengrossen Raum hin existierte. Das Blut, das mein Herz weiterpumpte, durcheilte ungezählte Meilen, bevor es in meine Extremitäten gelangte, die Luft, die ich in meine Lungen einsog, weitete sich zu Meeren von klarem Äther aus, und die Rundung meines Schädels spannte sich weiter als das Himmelsgewölbe.

Meine Neugierde hatte nun fast ihren Sättigungspunkt erreicht; der Geist (oder soll ich nicht besser sagen: Dämon?) des Haschisch hatte mich völlig in Besitz genommen. Nun war ich in die Fluten seiner Illusionen geworfen und trieb hilflos, wohin auch immer sie mich zu tragen beliebten. Die Schauder, die mein Nervensystem durchfuhren, wurden immer häufiger und heftiger und waren von Empfindungen begleitet, die mein ganzes Sein in eine unaussprechliche Verzückung tauchten. Ich war von einem Strahlenmeer umgeben, auf dem so reine und harmonische Farben spielten, wie sie nur dem Licht entstammen können. Während ich in abgerissenen Sätzen versuchte, diese Gefühle meinen Freunden zu beschreiben, die mich ungläubig anstarrten – die Droge hatte bei ihnen noch immer keine Wirkung gezeitigt –, befand ich mich plötzlich am Fusse der gewaltigen Cheopspyramide. Die nach oben immer kürzer werdenden Reihen aus gelbem Kalkstein funkelten golden im Sonnenschein, und der Bau erhob sich so hoch, dass er sich, um eines festeren Haltes willen, an das blaue Himmelsgewölbe anzulehnen schien. Ich wollte ihn erklimmen: und schon der blosse Wunsch brachte mich sofort auf seinen Gipfel, Tausende von Metern über den Weizenfeldern und Palmenhainen Ägyptens. Ich richtete meinen Blick nach unten und gewahrte zu meinem Erstaunen, dass diese Pyramide nicht aus Kalkstein, sondern aus riesigen Ballen gepressten Tabaks gefügt war! Mir fehlen die Worte, um die grenzenlose Lächerlichkeit zu beschreiben, welche mich bei diesem Anblick überfiel. Ich krümmte mich auf meinem Stuhl in einem Lachkrampf, der nur dadurch gemildert wurde, dass die Vision langsam hinwegschmolz; bis sich schliesslich aus dem Durcheinander undeutlicher und unvollständiger Bilder eine neue, noch wunderbarere erhob.

Das Seltsamste an diesen Illusionen aber war, dass ich selbst dann, wenn ich ganz in ihrem Bann stand, stets wusste, dass ich mich im Turm von Antonios Gasthof zu Damaskus befand, dass ich Haschisch genommen hatte und dass die fremdartigen, erhabenen und lächerlichen Halluzinationen darauf zurückzuführen waren. Genau in dem Augenblick, als ich von der Pyramidenspitze auf das Niltal herabschaute, durch die Wüste glitt oder meine wundersamen Brunnen in jener ländlichen Idylle schuf, sah ich das Mobiliar meines Zimmers, seinen Mosaikfussboden, die anheimelnden sarazenischen Wandnischen, die bemalten und vergoldeten Deckenbalken und den Diwan im Alkoven vor mir, von dem aus mich meine Reisebegleiter beobachteten. Die beiden Erlebnisbereiche deckten sich und waren gleich stark vorhanden. Während ich einerseits den grossartigen Trugbildern völlig verfallen war, erkannte ich andererseits ihre Ursache und bemerkte ganz klar ihre Unwirklichkeit. Die Metaphysiker sagen, dass der Geist in der Lage sei, zwei Denkvorgänge gleichzeitig zu vollziehen, und pflegen dieses Phänomen dadurch zu erklären, dass sie einen raschen und unaufhörlichen Wechsel in der Wahrnehmung dieser beiden Zustände voraussetzen. Mich jedoch befriedigt eine solche Erklärung keineswegs; denn ebenso deutlich, wie ein geschickter Musiker auf dem Horn mit demselben Atemstoss zwei verschiedene Töne erzeugen kann, war ich mir zweier unterschiedlicher Daseinszustände im gleichen Augenblick bewusst.

But the beat goes on ...

Ich spürte, dass mich irgendeine gewaltige Macht in den Griff bekommen hatte, und im Glimmen meiner schwindenden Sinne befürchtete ich schon das Schlimmste, denn der schreckliche Druck, gegen den sich mein ganzer Körper verzweifelt wehrte, wuchs ständig an. Eine wilde und ungestüme Hitze strahlte von meinem Magen aus und verbreitete sich im ganzen Körper; mein Mund und mein Rachen waren so trocken und hart, als ob sie aus Blech wären, und meine Zunge kam mir wie ein Riegel aus rostigem Eisen vor. Ich griff nach einem Krug mit Wasser und leerte ihn in langen und tiefen Zügen; aber ich hätte ebensogut die gleiche Menge Luft trinken können, denn er spendete nicht nur kein erfrischendes Nass, sondern mein Gaumen und meine Kehle liessen mich auch nicht im geringsten spüren, dass ich überhaupt etwas getrunken hätte.

Ich sah nun nicht mehr das Zimmer und meine Freunde, doch hörte ich, wie der eine sagte: «Es muss wohl echt sein; denn er könnte bestimmt nicht einen solchen Ausdruck mimen. Aber viel Spass scheint er dabei nicht zu haben.» Gleich darauf vernahm ich ein ungestümes Lachen, und dann sprang mein Landsmann auf den Boden, wobei er verkündete: «Mein Gott, ich bin eine Lokomotive!» Diese Vorstellung beherrschte ihn so sehr, dass er sich zwei oder drei Stunden lang mit abgemessenen Schritten hin und her bewegte und seinen Atem in mächtigen Stössen von sich gab.

Inzwischen war es fast Mitternacht geworden. Ich hatte das Haschischparadies durchmessen und wurde unmittelbar darauf in seine grässlichste Hölle gestürzt. In meiner Unwissenheit hatte ich, wie ich später erfuhr, eine Menge zu mir genommen, die für sechs Personen ausgereicht hätte, und musste nun aufs schrecklichste für meine Neugierde büssen.

Meine Kehle war so trocken wie eine Herdplatte, und meine erstarrte Zunge klebte am harten Gaumen. Kurz, ich hatte jeglichen Widerstand aufgegeben und erwartete mit der Gleichgültigkeit der Verzweiflung mein Schicksal.

Mein Reisegefährte näherte sich demselben Zustand, aber da sich die Droge bei ihm nicht so ungestüm auswirkte, hatte er auch nicht so stark wie ich zu leiden. Er rief mir zu, dass er im Sterben liege, und flehte mich inständig um Hilfe an, denn ich lag still und reglos da und schien die Gefahr, in der er sich befand, nicht zu bemerken. «Warum nur lässt er mich nicht in Ruhe?» dachte ich; «er glaubt zu sterben, doch was ist schon der Tod im Vergleich zum Wahnsinn? Soll er nur sterben; tausend Tode wären leichter zu ertragen als meine Qualen.» Solange ich seine Hilferufe deutlich wahrnahm, bereiteten sie mir nur unermesslichen Ärger; doch eine Weile später bewölkten sich meine Sinne, und ich verlor das Bewusstsein.

Wenn ich mich recht erinnere, war es mittlerweile drei Uhr morgens geworden; das Rauschgift hatte also schon seit über fünf Stunden seine Wirkung getan. In gleicher Verfassung verbrachte ich den folgenden Tag und auch die folgende Nacht, und nur ein einziges Mal verirrte sich ein Bewusstseinsstrahl in meinen grauen und öden Zustand des Vergessens. Getreulich und vollständig habe ich hier meine Erfahrungen wiedergegeben, damit andere daraus lernen können. Sollte mir das – was Gott verhüte – nicht gelungen sein und habe ich nach allem nur jene unbändige Neugierde erweckt, die ich von vornherein zu stillen versuchte, so möchte ich alle diejenigen, welches das Experiment auf eigene Faust wiederholen wollen, gebeten haben, nur so viel Haschisch zu nehmen, dass die Menge nach allgemeinem Ermessen für eine Person und nicht, wie in meinem Fall, für sechs ausreicht.

(Bayard Taylor, The Land of the Saracen or Pictures of Palestine, Asia Minor, Sicily and Spain, New York 1885, übers. Peter Hörr, Frankfurt 1967)

«Gegen Krämpfe aller Art»

Die Romantik des neunzehnten Jahrhunderts unterscheidet sich, von ihren künstlerischen Moden abgesehen, kaum von der des unseren: Sie war Reaktion auf den die Zeit beherrschenden kruden Materialismus, und auf Reisen in die Innerlichkeit oder die Exotik oder die ferne Vergangenheit begaben sich alle, denen der mit viel Getöse daherbrausende Zug des Fortschrittsglaubens unheimlich war. Sollte es uns nicht gelingen, die Menschheit noch in diesem Jahrhundert auszurotten, werden künftige Historiker im «Zeitgeist» des letzten Jahrtausendviertels keine grundlegenden Änderungen bemerken: Es blieb als herrschende Ideologie ein geradezu rührender Glaube an den technologischen Fortschritt und an die Möglichkeiten wirtschaftlichen Wachstums um jeden Preis. Die Natur wurde nur zu dem Ziel erforscht, ihr auf die Schliche zu kommen und sie «veredeln» zu dürfen bis hin zu den Batteriehühnern und geschmacklosen Tomaten. Am Beginn dieser Entwicklung, die uns nun den Magen umdreht und den Atem raubt, stand die These von der grundsätzlichen Überlegenheit «chemischer Extracte» gegenüber Naturprodukten. Und nur die Bohemiens, Freaks und Aussteiger begegneten diesen rasanten Verbesserungen mit unverbesserlich schmollendem und erst sehr spät ökologisch begründetem Misstrauen.

In der Medizin- und Drogengeschichte, also in der Pharmazeutik, führte dieser Weg von den Hausmitteln zum industriell hergestellten Präparat unvergleichlich stärkerer Wirkkraft, gegen deren Nebenwirkung neue Präparate nötig wurden und gegen deren Nebenwirkungen ... Es begann allemal mit Versuchen, den Wirkstoff einer Naturdroge möglichst rein darzustellen, und es ist eigenartig, dass es immer erstaunlich junge Leute waren, die solche Forschungen betrieben. Friedrich Wilhelm Sertürner beispielsweise war keine zwanzig Jahre alt, als er 1803 aus dem Opium das Morphin herstellte. Er hoffte damit «durch die chemische Reinheit die normale Gefahr gewöhnlichen Opiums, zu ständigem Gebrauch zu verführen, endgültig ausgeschaltet» zu haben.

Die chemische Erforschung von Hanf hatte andere Gründe: die Naturprodukte waren hinsichtlich ihrer Wirkung zu unterschiedlich, um für den medizinischen Gebrauch zuverlässig zu sein. Im frühen 19. Jahrhundert wurde auch im deutschsprachigen Raum Haschisch verschrieben, als «Ersatz» für Opium und laut alten Fachbüchern «als leichtere Arznei denn dieses und in Fällen, wo Opium nicht bekömmlich sein sollte», aber schon die ersten Notizen im Leipziger «Journal der Pharmacie» beklagen die Schwierigkeit präziser Dosierungen.

Es war ein ehrgeiziger junger Schotte, der sich vorgenommen hatte, diesem Missstand abzuhelfen. William B. O'Shaugh-

Herr O'Shaughnessy empfiehlt:

Der Harz des Hanfs ist leicht löslich in Alkohol und Äther, teils löslich in Laugen; nicht löslich in Säurelösungen; wenn rein, von einer schwarzgrauen Farbe, hart bei 30°; wird bei höheren Temperaturen weicher und schmilzt leicht – löslich in den festeren und in mehreren ätherischen Ölen. Sein Duft ist wohlriechend und berauschend; er schmeckt leicht warm, bitterlich und herb.

Die getrocknete Hanfpflanze, die geblüht hat und *deren Harz noch nicht entfernt worden ist,* nennt man *gunjah.* Es wird zwischen zwölf Annas bis zu einer Rupie pro Ser in den Bars von Kalkutta verkauft und ergibt zusammen mit Alkohol zwanzigprozentiges Harzextrakt, zusammengesetzt aus dem Harz *(churrus)* und grünem Farbstoff *(Chlorophyll).* Destilliert mit einer grösseren Menge Wasser, gehen Spuren der ätherischen Öle in dieses über, und der destillierte Likör weist den starken, narkotischen Geruch der Pflanze auf.

Siddhi, subji und *bhang* (synonym) werden zusammen mit Wasser als Getränk verwendet, das folgendermassen hergestellt wird: Etwa drei Tola Gewicht, 540 Troy Körner, werden in kaltem Wasser gut gewaschen, dann zu Pulver zerrieben, mit schwarzem Pfeffer, Gurken- und Melonensamen, Zucker, einer halben Pinte Milch und einer gleichen Menge Wasser vermischt. Diese Menge genügt, um eine daran gewöhnte Person zu berauschen. Für einen Anfänger reicht die Hälfte. Diese Zusammensetzung wird vor allem von der Oberschicht der Mohammedaner genossen.

Ein weiteres Rezept lautet wie

folgt: Eine gleiche Menge *siddhi* wird gewaschen und gemahlen und mit schwarzem Pfeffer vermischt. Dazu wird ein Quart kaltes Wasser gegeben. Dies wird in einer Sitzung getrunken. Es ist das bevorzugte Getränk der Hindus, die diesem Laster nachgehen, besonders der Birjobassier und mancher Radjputen-Soldaten.

Experimente des Autors – Folgerungen über die Wirkung der Droge auf Tiere und Menschen.

Eine ausgedehnte Reihe von Versuchen mit Tieren wurde zuerst durchgeführt, von denen die folgenden angeführt werden können:

1. Versuch: Zehn Körner nepalischen *churrus,* in Spiritus aufgelöst, wurden einem mittelgrossen Hund verabreicht. Nach einer halben Stunde wurde er benommen und schläfrig, döste dann und wann, sprang auf, wedelte mit dem Schwanz, wie wenn er sehr zufrieden wäre; gierig frass er etwas Essen; wenn man ihn rief, schwankte er hin und her, und sein Gesicht nahm einen Ausdruck von äusserster und hilfloser Trunkenheit an. Diese Symptome dauerten etwa zwei Stunden und liessen dann schrittweise nach; nach sechs Stunden war er wieder ganz wohlauf und lebendig.

2. Versuch: Ein Drachma *majoun* wurde einem kleinen Hund verabreicht; dieser frass es mit grossem Vergnügen, und nach zwanzig Minuten war er lächerlich betrunken; nach vier Stunden vergingen seine Symptome, ebenfalls ohne jeglichen Schaden.

3., 4. und 5. Versuch: Drei Zicklein nahmen je drei Gran des alkoholischen Extrakts des *gunjah.* Beim ersten führte dies zu keinerlei Wirkung, beim zweiten gab es Schwerfälligkeit und einige Bewegungsunfähigkeit; beim dritten war eine betonte Haltungsveränderung festzustellen, doch keine weitere Wirkung.

6. Versuch: Zwanzig Gran wurden in etwas Spiritus gegeben und



einem sehr kleinen Hund verabreicht. Nach einer Viertelstunde war er berauscht, nach einer halben Stunde konnte er sich beinahe nicht mehr bewegen; nach einer Stunde hatte er die Beherrschung über seine Hinterpfoten verloren, die eher steif, aber beweglich waren; seine Empfindsamkeit schien unbeeinträchtigt, und der Kreislauf war normal. Er reagierte freudig, wenn man ihn rief, indem er versuchte aufzustehen. Nach vier Stunden ging es ihm wieder ganz gut.

In keinem von diesen oder mehreren anderen Versuchen wurde irgendein Anzeichen von Schmerz oder irgendwelche konvulsive Bewegungen beobachtet.

Ermutigt durch diese Resultate, konnte keinerlei Zögern empfunden werden, was die absolute Sicherheit eines weitgehenden Versuches der Verabreichung von Hanfharz in jenen Fällen betrifft, wo seine ersichtlichen Kräfte das grösstmögliche Ausmass an Nützlichkeit versprachen.

Die ersten zwei gewählten Fälle waren akuter Rheumatismus, beim dritten handelte es sich um die chronische Form dieses Leidens. Bei den ersten zwei hatten antiphlogistische Mittel und Dover-Pastillen mit Antimonid nur wenig Erleichterung gebracht. Beim letzten Fall hatte man zuerst Sarsaparilla versucht, dann war Hermides-Mus Indicus in warmen Bädern ohne Erfolg angewandt worden.

Um vier Uhr wurde berichtet, dass einer von ihnen sehr gesprächig geworden sei, Lieder sang, laut nach mehr Essen schrie und erklärte, er fühle sich vollkommen gesund. Die anderen zwei Patienten waren unbeeinträchtigt.

Um acht Uhr wurde ich von einer dringenden Botschaft von Nobinchunder Mitter, dem diensthabenden Angestellten der Klinik alarmiert, der meine sofortige Anwesenheit im Krankenhaus wünschte, da die Symptome des Patienten sehr eigenartig und furchtbar waren. Ich begab mich ohne Verzug ins Krankenhaus und fand ihn reglos auf seiner Pritsche liegend, doch atmete er regelmässig, sein Puls und seine Haut waren normal, und seine Pupillen zogen sich unter Lichteinfluss sogleich zusammen.

Erschrocken und bestürzt über einen derartigen Sachverhalt, ging ich schnell zu den anderen Patienten, fand den einen schlafend vor, den dritten wach, ansprechbar und frei von jedwelchen Symptomen eines Rausches oder der Beunruhigung.

Dieser erste Patient blieb kataleptisch bis ein Uhr nachts, als Bewusstsein und kontrollierte Bewegung schnell zurückkehrten, und um zwei Uhr morgens war er in genau demselben Zustand wie der zweite Patient.

Der dritte Mann erfuhr keinerlei Wirkung und nach weiterer Befragung, musste man feststellen, dass er an die Benutzung von *gunjah* in der Pfeife gewohnt war.

Am nächsten Tag war ich sehr froh, bemerken zu können, dass die Patienten vom Narkotikum nicht nur völlig unbeeinträchtigt waren, sondern viel weniger unter ihrem Rheumatismus litten; nach drei Tagen wurden sie als völlig genesen entlassen.

Es dürfte von Nutzen sein, die von mir verwandte Herstellungsformel beizufügen:

nessy hatte auf der Universität Edinburgh sein Medizinstudium in Rekordzeit absolviert und war dann in die Dienste der British East India Company gegangen, wo er es sehr schnell vom Assistenzarzt zum Leitenden Arzt des Medical Council in Kalkutta brachte. 1839 veröffentlichte er seine berühmte Untersuchung über den Hanf, und noch im selben Jahr wurde der knapp Dreissigjährige zum Professor für Chemie ernannt.

Dass die Company die Arbeit des jungen Arztes 1842 noch einmal drucken und in allen europäischen Ländern und den USA verbreiten liess, hatte nichts mit Interesse an Wissenschaft zu tun, denn beigefügt waren Preislisten für den indischen Rohstoff. Abgesehen davon, dass O'Shaughnessy in diesen Broschüren mit selbstbewusster Pose und einigen Hanfblättern auf dem Arbeitstisch abgebildet wurde, hatte auch der junge Forscher ausser Ehren nichts von seiner Entdeckung. Und sein künftiger Ehrgeiz galt auch nicht mehr der Medizin oder Pharmakologie, sondern den neuesten Fortschritten auf dem Gebiet der Telegraphie. 1854 wurde er Leitender Ingenieur für die Errichtung einer Telegraphenleitung von Kalkutta nach Delhi, und schon drei Jahre später erwies sich diese Technik als segensreich für die Kolonialtruppen: Während die aufständischen Sepoys versuchten, möglichst überraschend gen Kalkutta vorzustossen, war die Meldung von ihrer Revolte schon längst durch die Drähte über ihren Köpfen getickert. Und diesmal zahlte sich die Sache für O'Shaughnessy aus, denn er wurde 1859 zum Earl Brooke geadelt.

Der vielseitige Schotte wurde in ganz Europa gefeiert, aber das muss nicht der Grund gewesen sein, dass in den frühen Sechzigern seine Tinktur die Apotheken regelrecht eroberte. 1855 waren aus Indien nur 280 Tonnen Ganja nach Europa exportiert worden; 1865 hatte sich die Menge bereits verzwölffacht. Damit war der nicht-textile Hanf zum wichtigsten Handelsartikel nach Textilien und Tee für den Westhandel geworden, und nur das Opiumgeschäft mit China brachte den Briten noch mehr. In den Bilanzen von 1879 fungierte Hanf im Aussenhandel Indiens immer noch an vierter Stelle, gefolgt von Hanffasern und Jute, die im folgenden Jahr einen Platz höher rückten. Offenbar waren gelegentlich die Lieferkapazitäten überfordert, denn es gab zahlreiche Kundenbeschwerden, dass statt des hochwirksamen Bengal-Ganja der schwächere Bombay-Bhang geliefert worden sei.

Die wichtigsten Abnehmer waren ausser England der Reihe nach die USA, das Deutsche Reich, Österreich-Ungarn, Belgien und Italien. Die Niederlande zogen in Indonesien ihr eigenes Ganja, und Frankreich deckte seinen Bedarf in Algerien. Es war auch von den Briten nicht unbedingt klug, ihr Ganja mit Samen zu liefern, denn Italien und die Donau-

Der harzige Extrakt wird zubereitet, indem man die vollen, klebrigen Spitzen des getrockneten *gunjah* in Spiritus aufkocht (Sp. Gr. 835), bis sich der ganze Harz aufgelöst hat. Die so erhaltene Tinktur lässt man über einem mit kochendem Wasser gefüllten Glas verdunsten, bis sie trocken ist. Der Extrakt wird bei kleiner Hitze weich und kann ohne weitere Zugaben zu Pillen geformt werden.

Die Tinktur wird zubereitet, indem man drei Gran des Extrakts in ein Drachma gereinigten Alkohol gibt.

Dosierungen, usw.: Bei *Tetanus* ein Drachma der Tinktur jede halbe Stunde, bis die Anfälle nachlassen oder Katalepsie herbeigeführt wird. Bei *Wassersucht* würde ich das Harz in weicher Pillenform empfehlen, in einer Menge von zwanzig Gran, die vom Patienten zerkaut werden sollen und wiederholt, bis eine Wirkung eintritt. Bei *Cholera* wird man finden, dass zehn Tropfen der Tinktur, jede halbe Stunde, Erbrechen und Durchfall unterbinden und die Wärme zurück an die Oberfläche bringen. Meine Erfahrung führt mich dazu, *kleine* Dosen des Heilmittels zu bevorzugen, um den Patienten anzuregen, statt ihn zu betäuben.

(W. B. O'Shaugnessy, On the Preparations of Indian Hemp, or Gunjah, in Transactions of the Medical and Physical Society of Bengal, Kalkutta 1838–40)

Der Psychiater John Bell meldet als erster Zweifel an dem neuen Wundermittel an …

Die Manie stellt, was ihre Prognose anbelangt, bei weitem die vielversprechendste Art des Wahnsinns dar, während Dementia die hoffnungsloseste ist. Es ist gelehrt worden, dass in Fällen von Geisteskrankheiten, die zur letzten Kategorie gehören, die starke Anregung des Hanfs dem Zerfall vielleicht Einhalt gebieten und den Patienten in einem der

Therapie zuträglichen Zustand versetzen könnte, und demnach Grund zur Hoffnung gäbe, was die Chancen einer schliesslichen Genesung angeht.

Jegliche Hoffnung betreffend zuträglicher Resultate, dessen Abgabe in diesen Fällen, sind in diesen Fällen vom Autor fallengelassen worden – obschon er früher selbst dieser Meinung war; ein sicherer Beweis seines absoluten Mangels an jegliche Wahrscheinlichkeit von seinem Wert.

Der Gedanke der Illusionen ist vielleicht zu stark fixiert durch Kapazität und Einfluss von Autoren, die deren Existenz anerkannt haben, um widerlegt zu werden. Es gibt bestimmt keinerlei solcher Phänomene unter der Vielzahl der psychischen Störungen, die durch Einnahme von Hanf verursacht werden, obwohl es Täuschungen gibt, welche, wenn in einem anderen Zusammenhang vorgefunden und entsprechend den von Autoren über mentale Pathologie niedergelegten Regeln, als allfällige Beispiele davon betrachtet würden.

Jeder, der nicht gesehen hat, wozu das menschliche Gehirn unter dem Einfluss von Cannabis indica fähig ist, kann nicht anders als denen gegenüber ein lebhaftes Interesse bekunden, die unter geistiger Entfremdung leiden; er kann nur voller Hoffnung dazu aufschauen, als Mittel, um ein vollständiges Verhältnis dessen zu erlangen, was das traurigste allen begrenzten Unheils darstellt, und er kann nicht umhin zu denken, dass eine Substanz, deren Wirkung so kräftig und einmalig ist, wenn ganz verstanden, wertvolle therapeutische Eigenschaften aufweisen muss.

Doch kann dieser Punkt nur zufriedenstellend gelöst werden durch eine Reihe von umsichtigen und erweiterten Versuchen, als bisher durchgeführt wurden.

(The Boston Medical and Surgical Journal, 16. und 23.4.1857)

Ein Arzt berichtet:

Eines Abends zu Anfang dieses Jahres, um etwa elf Uhr nachts, schaute ein junger Mann bei mir vorbei und bat mich, so bald wie möglich zu seinen zwei Brüdern zu kommen, welche, wie er sagte, beide unter einer Art Vergiftung litten. Ich fragte ihn sofort, was für ein Gift – war es Opium? Mein junger Freund konnte sich nur daran erinnern, dass seine Brüder von einer Droge gesprochen hätten, die einen Namen wie «Hasch» hatte.

Als wir ins Esszimmer traten, wo sich unsere Patienten aufhielten, zeigte sich mir ein ausserordentliches Bild. A. und B. waren nur teilweise angezogen. A. klammerte sich an B., der in einem sehr aufgeregten Zustand um den Esstisch rannte, mit Armen und Beinen um sich ruderte und auf vergnüglichste Weise sang.

Der jüngere Bruder, B., warf seine Arme in einer liebevollen Umhalsung um mich und sprach sehr freundlich, gar zärtlich zu mir; dann hub er plötzlich an, Gedichte aufzusagen und fragte mich sehr aufgeregt, welche Dichter ich bevorzugen würde, indem er mehrere nannte, einen nach dem anderen – während der Bruder A. ruhig zuschaute und nach den kürzlichen Anstrengungen wieder Atem schöpfte. Eine ausgesprochene Flut von Worten und poetischen Sätzen prasselten in diesem Moment der Aufregung auf mich nieder, und dann rannte B. wieder los, um den Tisch herum, mit seinem Bruder auf den Fersen, der ihn, wie zuvor, zu beruhigen versuchte.

(James Foulis, M.D., F.R.C.P.Ed., Edinburgh Medical Journal, August 1900)

FLUID EXTRACTS AND TINCTURES



CANNABIS, U. S. P. (American Cannabis):
Fluid Extract No. 598......................*(Alcohol 80%)*.. 5.00



Fluid Extract Cannabis, in common with other of our products that cannot be accurately assayed by chemical means, is tested physiologically and made to conform to a standard that has been found to be, in practice, reliable. Every package is stamped with the date of manufacture. *Physiologic standardization was introduced by Parke, Davis & Co.*

This fluid extract is prepared from *Cannabis sativa* grown in America. Extensive pharmacological and clinical tests have shown that its medicinal action cannot be distinguished from that of the fluid made from imported East Indian cannabis. *Introduced to the medical profession by us.*

Average dose, 1½ mins. (0.1 cc). Narcotic, analgesic, sedative.

For quarter-pint bottles add 80c. per pint to the price given for pints.

[82]

Firmenanzeige von 1932

Monarchie starteten Anfang der achtziger Jahre eigene Produktionsversuche. Österreichs «Medizinalhanf» wurde in Bosnien und Ungarn angebaut und hatte nach einem Drogistenbuch der Zeit «nicht die hervorragende Wirkungseigenschaft der indischen Sorten», kostete aber auch nur ein Zehntel der Importware. Gegen Ende des Jahrhunderts flaute der Hanfboom etwas ab, teils durch den Eigenbau der Abnehmerländer, teils auch deswegen, weil andere Pharmaka auf den Markt drängten. 1893 exportierte Indien nur noch 2150 Tonnen Ganja, von denen das Deutsche Reich 290 abnahm, und 1905 betrugen die deutschen Importe nur noch 24 Tonnen.

Die frühe Pharmazeutik war fast ausschliesslich Angelegenheit der Apotheken, die von den Ärzten einzeln komponierte Rezepte und nebenbei ihre eigenen Mittelchen mischten. Die Rohstoffe wurden von Drogisten bezogen. Als die Pharmakologie technisch komplizierter wurde, spezialisierten sich einzelne Apotheken und Drogerien auf die Herstellung von Fertigarzneien und konnten, flankiert durch geschickte Werbemassnahmen, sich turmhoch von der örtlichen und regionalen Konkurrenz abheben, bis sie zu regelrechten Pharmakonzernen auswuchsen, die heute noch den Weltmarkt beherrschen. Gegen Ende des Jahrhunderts stiessen dann zu dieser illustren Runde noch ursprünglich Sachfremde, aus der Farbenproduktion gewachsene Chemie-Unternehmen wie beispielsweise in Deutschland Bayer und Hoechst. Sie machten das Rennen mit synthetischen Pharmaka; die älteren Riesen waren durch relativ schlichte «Veredelungsvorgänge» von Naturdrogen gewachsen, deren Extrakte Apothekern und kleineren Pharma-Produzenten als Ausgangsmaterial dienten.

Die wichtigsten Hersteller von Cannabis-Extrakt waren in Edinburgh T.&H. Smith, bei denen O'Shaughnessy einen Beratervertrag hatte, im Deutschen Reich die Firma Merck, die sich bereits mit Morphin und Kokain einen Markt gesichert hatte, und in den USA Tilden, die allerdings mit der kontinentalen Konkurrenz ihre Sorgen hatte und bald auch mit einem frechen Newcomer namens Parke-Davis & Co., die ihr Ganja einfacherweise in den USA anbauten und damit bald zu einem Grosskonzern wuchsen.

Was da als Extrakt auf den Markt kam, war eine hochkonzentrierte Angelegenheit, kräftiger noch als das in Asien mittlerweile hergestellte «Haschischöl», und wurde an Apotheken als Rohstoff für eine Unzahl von Präparaten verkauft. Verständlicherweise waren es vor allem britische Mediziner, die immer neue Anwendungsmöglichkeiten des Stoffes entdeckten. Sir John Russel Reynold beispielsweise, der Leibarzt Königin Viktorias, verordnete Hanf gegen Husten, asthmatische Zustände, Migräne, Neuralgie, epilepsieähnliche Krämpfe, «Krämpfe aller Art» und Schlafstörungen bei älteren Men-



Louis Lewin (1850–1929)

Des mehr von der Pflanze Geniessenden bemächtigt sich ein unbeschreiblich wonniges Gefühl, welches alle Tätigkeit des Geistes begleitet. Es ist, als ob die Sonne jeden Gedanken beschiene, welcher das Hirn durchzieht, und jede Bewegung des Körpers ist eine Quelle von Lust. Der Haschischesser ist glücklich wie jemand, der eine erfreuliche Nachricht hört, wie der Geizige, welcher seine Schätze zählt, wie der Spieler, wenn ihn das Glück begünstigt, oder wie der Ehrgeizige, den der Erfolg berauscht. Der Betreffende wird zum Spielball eines jeden Eindrucks. Die Sinne werden feiner und schärfer. So stehen z.B. die Schallempfindungen in keinem Verhältnis zu den Schalleindrücken. Das Ohr vernimmt Harmonien, und der vom Auge aufgefangene Lichtstrahl wird zu Sonnen, die ein Paradies höchster Sinnengenüsse bescheint. Das Gefühl der Körperlosigkeit herrscht in diesem Zustande, der für den Berauschten das Vorhandensein von Zeit und Raum ausschliesst.

(Louis Lewin, Die Nebenwirkungen der Arzneimittel, Leipzig 1902)

Hühneraugen. Sofortige Erleichterung bewirkt der **Taffetas Durin aus Vichy** 1 Paquet Fr. 1 in der **Huber'schen Apotheke in Basel.** [2267]

ASTHME

Indische Cigaretten
mit Canabis indica-Basis
von **Grimault & Cie.,**
Apotheker in **Paris.**

Durch Einathmen des Rauches der **Canabis indica-Cigaretten** verschwinden die heftigsten **Asthma-Anfälle, Krampfhusten, Heiserkeit, Gesichtsschmerz, Schlaflosigkeit** und wird die **Halsschwindsucht,** sowie alle Beschwerden der Athmungswege bekämpft. [379b H658X]

Jede Cigarette trägt die Unterschrift **Grimault & Cie.** und jede Schachtel den Stempel der französischen Regierung.

Niederlage in allen grösseren Apotheken.

In **Basel** in der **Apotheke A. Huber.**

Strohhüte

Basler Nachrichten, 9. Mai 1883

Am 19.6.1968 schreibt die Firma Parke-Davis an Dr. Tod Mikuriya:

Unser Interesse an der Standardisierung von Cannabis-Extrakten endete im Jahre 1938, als die «Neuen» Drogen-Bestimmungen den Beweis der Unschädlichkeit von jenen Wirkstoffen verlangte, die zu Drogenzwecken abgegeben wurden. Mit dieser einstweiligen Klarstellung der Beschreibung von Drogen wurden Cannabis-Extrakte von den Ärzten fallengelassen, da sie kein medizinisches Bedürnis stillten, das nicht, dank fortgeschrittener Arbeit auf dem Gebiet der natürlichen Alkaloide, in vorsichtig standardisierter anderer Form zur Verfügung gestanden hätte.

schen. Natürlich hatte er auch Ihre Majestät erfolgreich behandelt, die sich nebstbei noch mit einem anderen Wundermittel fit hielt, «Mariani's Coca Vine», von dem sie wie auch Papst Leo XIII. erstaunliche Mengen soff.

Die Geschichte der Cannabis-Medizinen zu verfolgen, ist etwas schwierig, da sich zwar viele Verschreibungen erhalten haben, es damals aber noch keinerlei Verscheibungspflicht gab. So muss, wer sich durch dieses Kapitel deutscher Pharmazie wälzen will, in den Rezepturen von Fertigarzneimitteln nach den Bezeichnungen «extr. cann. ind.» und «tinct. cann. ind.» suchen, wobei die letztere Formel eine 10-prozentige Lösung des Extracts bezeichnet. Die Belohnung ist eine erstaunliche Liste von Präparaten gegen alle möglichen und unmöglichen Leiden – 5 Prozent der Tinktur enthielt beispielsweise ein Mittel der Wiener Firma Kwizda namens «Fussfreund», das man gegen Hühneraugen-Beschwerden schlucken sollte, 1 Prozent Extrakt würzte die «Migränin»-Pillen der königl. Bayerischen Hof-Apotheke von 1890, mit satten 15 Prozent Tinktur sorgte ein Schlafmittel namens «Somnius» aus dem Hause Dr. Dralle für Träume.

Die Verbreitung und vielseitige Anwendung hat, wie ein Studium der Veränderungen von Rezepturen zeigt, einen einfachen Grund: Hanf wurde in den meisten Rezepten als Ersatz für Morphin eingefügt, dessen gefährliche Suchtpotenz durch Louis Lewin 1879 endgültig nachgewiesen war. Erst um 1900 wurde der Hanf allmählich durch einen anderen Wunderstoff verdrängt, den die Firma Bayer herstellte und von dem sie garantierte, dass er auf keinen Fall abhängig mache. Dieser Stoff hiess Heroin, aber das ist eine andere Geschichte.

Von unserer heutigen Sicht aus, die dem Hanf geringen therapeutischen Wert beimisst, stellt sich die Frage, warum die Sache in so vielen Medikamenten Anwendung fand, ausserdem: waren die «Nebenwirkungen» unbekannt?

Die Antwort kann ebenfalls aus heutiger Sicht gegeben werden: Die «Nebenwirkungen» waren bekannt, und gerade deshalb half man sich bei Präparaten, die gut verkauft werden sollten, mit einem kräftigen Zusatz Hanf. Die frühe Pharmazie war nicht moralischer und nicht prüder als unsere.

Immerhin wussten alle Pharmakologen, dass dieser Stoff eindeutig weniger Schaden anrichtete als missbräuchlich verwendete Opiate. Dass man Hanf dennoch für ein Suchtmittel hielt und über die Frage stritt, wieweit es abhängig mache, lag ausgerechnet an den begeisterten Jüngern dieser Sache, die ihre Beschreibungen der Drogenerlebnisse, schon um mit den Opiumessern mithalten zu können, zu wahren Zwangsereignissen ausschmückten.

Der Hanfextrakt hatte seinen Dichter wesentlich schneller gefunden als das Opium, allerdings hatten de Quinceys *Be-*

kenntnisse eines Opiumessers bei dieser literarischen Geburt zumindest Hebammendienste geleistet. Fitz Hugh Ludlow war der aufgeweckte Sohn eines Presbyterianer-Priesters aus New York, der seiner Jugend in einer beschaulichen Kleinstadt mit einem wahren Wunderland von Apotheke verbrachte. Bemerkenswert ist, dass sich der Sechzehnjährige auf seine ersten Versuche mit Tilden's Extract fast wissenschaftlich vorbereitete, nämlich durch die Lektüre von Bayard Taylors Haschischtrip. Auch de Quincey hatte er verschlungen, und als der Zwanzigjährige nach Abschluss seines College in einem Magazin den Törn eines anonymen Haschischessers las, entschloss er sich, dasselbe noch gründlicher zu besorgen. Nach einigen weiteren Kostproben war er soweit, und in der Septembernummer 1856 von *Putnam's Monthly Magazine* bediente er die wohlig schaudernde Leserschaft mit weitschweifigen Visionen unter dem Titel *Die Apokalypse des Haschisch.* Ein Jahr später erschien das Buch, anonym unter dem Titel *Der Haschisch-Esser*, aber beim angesehenen Verlag Harper & Brothers, auszugsweise auch in *Harper's Weekly Magazine*, in dem auch Inserate erschienen, die ohne jede medizinische Verbrämung für den Stoff warben.

Die Kritik und das Publikum reagierten mit beifälliger Gänsehaut, und wie sehr Ludlow seine Drogenerlebnisse überhöht hatte, beweist das ungläubige Staunen, das jedesmal aufkam, wenn der leibhaftige Haschisch-Esser irgendwo auftrat und sich als aufgeweckter junger Mann entpuppte. Immerhin hatte er mit diesem Erfolg Tinte geleckt und entschloss sich nach Abschluss seines Jurastudiums zur unsicheren Karriere des freien Schriftstellers. Er lieferte Kurzgeschichten und Reiseberichte, während des Bürgerkriegs 1860-62 aus Florida und Kuba, und 1863 durchquerte er mit seinem Malerfreund Albert Bierstadt den Wilden Westen bis Kalifornien.

Als Reporterteam waren die beiden ein hervorragendes Gespann, das sich unterwegs mit vielen kurzen Geschichten die Reisekasse aufbesserte. Auf die Rückkehr der beiden fiel ein Schatten – in Oregon erlitt Ludlow einen Blutsturz, und der Arzt erkannte eine unheilbare Tuberkulose. Von nun an nahm er auch das Universalheilmittel jener Zeit, die Opiumtinktur Laudanum. Seine Frau konnte das Elend nicht mehr mit ansehen und wechselte zu dem robusteren Maler. Ludlow ehelichte als nächste eine gutmütige Witwe, die Kummer gewohnt und als Krankenpflegerin ausgelastet war.

Gründlich, wie er in Sachen Drogen immer war, befasste er sich die nächsten Jahre mit seiner Opiumabhängigkeit und nahm auch Kontakte zu Leidensgenossen auf. 1868 veröffentlichte er in *Harper's Monthly* seine These, mit Hanf liesse sich auch dieses Problem lösen. *What Shall They Do To Be Saved?* stiess bereits bei seinen Zeitgenossen auf äusserste Skepsis,

Da die gegenwärtigen Neuen Drogen-Bestimmungen verlangen, dass sowohl Sicherheit wie auch Wirksamkeit von qualifizierten Forschern klar erwiesen werden müssen, scheint es sogar noch unwahrscheinlicher, dass Cannabis eine nützliche Anwendung in der menschlichen Medizin finden könnte.

Mit freundlichen Grüssen,
L. M. Wheeler, Ph. D.
Direktor der Abteilung für Produkte-Entwicklung

(Tod H. Mikuriya, M. D., Marihuana: Medical Papers, Oakland 1973)



Einübungen des Haschisch-Essers

Der Laden meines Freundes Anderson, des Apothekers, war für mich stets von einer eigentümlichen Faszination umgeben, was ihn schon früh zu meinem Lieblingsaufenthaltsort werden liess. Die ganze Atmosphäre des Raumes, geschwängert mit den verschiedensten Düften der Dinge, die da heilen oder vor Krankheit schützen, verbreitete eine köstlich duftende Aufforderung zum wissenschaftlichen Sinnieren, wie sie bereitwilliger nicht hätte aufgenommen werden können, selbst wenn sie mit dem Wohlgeruch von Weihrauch geworben hätte.

So manche Stunde habe ich hier gesessen, vertieft in die Angaben über die Geheimnisse des menschlichen Lebens und die Geschichte der Versuche seiner Er-

haltung. Hier liess ich mich fesseln von den Einzelheiten der Experimente in Chirurgie und Medizin, die mich ebenso intensiv erfüllten wie die verschiedensten Situationen und Krisen des Verliebtseins; hier vor allen Dingen war es auch, dass ich, ohne Rücksicht auf meine eigene Sicherheit – in einer Art und Weise, die einem Quintus Curtius zur Ehre gereicht hätte – die Wirkung all der unbekannten Dorgen und chemischen Präparate, die überhaupt in einem Labor hergestellt werden können, am eigenen Leib ausprobierte. Jetzt sass ich da, hielt mir das Chloroformfläschchen unter die Nase und jagte auf den Schwingen eines erregenden und immer schneller ablaufenden Lebens dahin, bis mir gerade noch genug Kraft verblieb, die Flüssigkeit an ihren Platz auf dem Regal zurückzustellen, um dann geniesserisch in jene köstliche Apathie zurückzusinken, die mich noch wenige flüchtige Augenblicke lang umfing. Dann wiederum war es Äther anstelle des Chloroforms – die Unterschiede in ihrer Wirkungsweise wurden genauestens notiert – oder sonst ein Anregungs- oder Betäubungsmittel, ein Opiat oder Stimulans, das zum Gegenstand meiner Experimente wurde, bis ich wie bei einem Spiessrutenlaufen die ganze Reihe seltsamer Wirkstoffe durchprobiert hatte, an die ich nur irgendwie gelangen konnte.

Eines Tages besieht er «die neuesten Errungenschaften» seines Freundes ...

«Das», erwiderte der Doktor und blickte mit väterlicher Liebe auf seinen neuen Schatz, «das ist ein Präparat aus ostindischem Hanf, ein hochwirksames Mittel bei Kiefersperre.»

Diese Worte stachelten mich dazu an, das kleine Fläschchen herunterzuholen, und, nachdem ich die grüne Umhüllung entfernt hatte, machte ich mich daran, nähere Bekanntschaft mit dem Inhalt zu schliessen. Der breite,

aber Ludlow versuchte, sein Wundermittel auf kommerzieller Basis zu produzieren und versprach sich davon ebensoviel wie in unserer Zeit clevere Pharma-Manager von Methadon. Ehe die Produktion noch richtig anlaufen konnte, hatte er sich schon mit seinen Partnern zerstritten.

Den Verfall, der bald unübersehbar wurde, schrieben seine Freunde und die Öffentlichkeit seinem Drogenkonsum zu, doch er dürfte eher eine Folge seiner Krankheit gewesen sein. 1870 reiste er mit Frau und Schwester in die Schweiz, die letzte Hoffnung aller TBC-Kranken, doch er erreichte den Zauberberg nicht mehr. Schon in Genf war sein Zustand so schlimm, dass er das Hotelzimmer nicht mehr verlassen konnte. Am 11. September konnte er gerade noch seinen 34. Geburtstag feiern, stilvoll mit einer kleinen Portion Haschisch, und bei dieser Gelegenheit erschien ihm noch einmal der lebenslänglich bewunderte Pythagoras. Am nächsten Tag war er tot.

Wer sich durch das für sein Alter erstaunlich umfangreiche Werk liest, wird bald enttäuscht sein. Nie wieder erreichte Ludlow die hohe Erzählkunst seines Erstlingswerks, in dessen Fundament Haschisch allerdings nur ein Baustein von vielen ist. Der Junge war stupend gebildet, demonstriert dies auch mit amerikanischem Selbstbewusstsein, und seine abgöttische Verehrung für Pythagoras treibt bizarre Blüten, wie sie die spätere Hippie-Literatur nicht mehr hervorbrachte. Ich muss zugeben, mit dem Buch auch meine Schwierigkeiten zu haben, gerade weil es so brillant ist. Fremde Halluzinationen lesen sich immer fremd, und diese sind mir verteufelt gebildet. Wie bei de Quincey wird ein Füllhorn Erlesenes ausgeschüttet und zu so lesenswerten Trips gereiht, dass ich mich frage: Hat er das nun *erlebt* oder *erdacht*?

Es ist das Problem jeder Beschreibung eines ekstatischen Zustandes: Das Unbeschreibliche wird, in Worte gebändigt, zum exquisit wirren Katalog von Bildungsarchiven. Das Vergleichsbedürfnis schlägt in Bibliotheken nach und durchwandert klassische Galerien. Ausserdem muss die Sache «interessant» sein, um interessierte Leser zu finden. Dadurch wird der «Zustand der Ekstase» in solchen Fällen auch ein zielstrebiges Lauern nach verwertbaren Sensationen, und finden sich keine, muss man sie suchen, auch erfinden. Damit aber wird der Rausch, seit der Antike als Aus*flug* von der Arbeitswelt verstanden, zur Arbeitsgrundlage missbraucht und ausserdem, der Exotik zuliebe, verfälscht. Es ist nicht möglich, Ekstase in nüchtern nachvollziehbarer Sprache wiederzugeben, und da liegt der Hund aller derartigen Schilderungen begraben. Wer die einschlägige Literatur liest, wird feststellen, dass es nur zwei Möglichkeiten zu geben scheint: den distanziert beobachtenden klinischen Bericht, der durch die Beschreibung von äusserem Verhalten und erfassten Äusserungen der inneren Wirk-

lichkeit nicht gerecht werden kann, und die Veräusserung, die als Prostitution intimsten Erlebens ähnlich aufgedonnert erscheinen muss wie jede professionelle Geliebte.

Dieser marktgerecht grelle Appeal verleitet zu Missverständnissen, mit Folgen, die an das Verhalten Prostituierten gegenüber erinnern. Die einen fühlen sich in ihrer «Normalität» verschreckt und reagieren auf diese Dämonisierung mit Verteufelung (was ja gelegentliche Abenteuer nicht ausschliesst, aber dann bitte mit schlechtem Gewissen danach). Die anderen sind erst recht fasziniert, stürzen sich auf die Sache und sind enttäuscht, wenn die Pforten des erwarteten Wunderlandes verschlossen bleiben. Reicht das nicht, wird solange probiert, bis es zuviel war und sich die Falltür einer Geisterbahn öffnet.

Es ist eigenartig, dass für alle diese ekstatischen Beschreibungen Mengen konsumiert wurden, die zumindest eine mittlere Vergiftung bewirkten, die dementsprechende Panik-Reaktion des Körpers inbegriffen. Bei massvolleren Dosen, wie sie etwa den Hanf-Gewohnheiten des Osten entsprechen, wurde das Ergebnis als uninteressant abgebucht. Und es ist dann schon nicht mehr eigenartig, dass der Hanf durch diese Beschreibungen ins Zwielicht geriet – wären beispielsweise unsere Trinklieder nur die Gesänge von Alkoholvergiftungen, hätten wir schon längst die Prohibition. Glorifizierung und Dämonisierung treffen sich im Extrem, und eins wird zum anderen.

Baudelaires und vor allem Ludlows Texte wurden Ende der Dreissiger in passenden Auszügen weit verbreitet, als überzeugende Argumente für die Gefährlichkeit von Hanf. Und sie waren glaubwürdig, da ihre Autoren ja «selbst dabeigewesen» waren. Und weil dem so war, wurden auch die frischerfundenen Horrorstories geglaubt, die nach diesen ehrwürdigen Texten kamen. Zweifellos kann man die Dichter nicht für die Perfidie ihrer Ausbeutung verantwortlich machen, aber ihr Beispiel zeigt die Problematik solcher Dichtung. Dass ich diese Bedenken ausgerechnet am Beispiel Ludlow anmelde, hat übrigens einen einfachen Grund: Sein Buch ist, vom sensationshascherischen Aspekt abgesehen, eines der grandiosesten Werke phantastischer Literatur.

flache Korken war in Windeseile entfernt, und es bot sich mir der Anblick eines oliv-braunen Extraktes von pechiger Konsistenz, von dem ein ausgesprochen aromatischer Duft ausging. Mit der Spitze meines Taschenmessers nahm ich ein Quentchen und wollte es mir gerade auf die Zunge legen, als der Doktor ausrief: «Halt ein! Willst Du Deinem Leben ein Ende setzen? Dieses Zeug ist ein todbringendes Gift.»

Als interessierter Junge liest Fitz zuhause nach und wagt dann sein erstes Experiment. Natürlich hat er dabei zuviel erwischt.

Kein Zweifel. Das Haschisch übte seine Wirkung aus, und ich befand mich in seiner Gewalt. Nacktes Entsetzen überschwemmte mich – da kam etwas auf mich zu, womit ich nicht gerechnet hatte. In diesem Augenblick hätte ich alles darum gegeben – alles, was ich hatte oder hoffte zu haben – wenn ich mich nur wieder in demselben Zustand befunden hätte wie drei Stunden zuvor.

Ich empfand keinerlei Schmerz – nicht die kleinste Faser tat mir weh – und doch senkte sich eine Wolke undefinierbarer Fremdheit auf mich herab, umhüllte mich wie eine undurchdringliche Wand und schnitt mich von allem ab, das mir lieb und vertraut gewesen war. Liebe Gesichter umgaben mich, seit langem wohlvertraut und doch hatten sie keinen Zugang zu dieser Welt, die ich allein betreten hatte. Ein phantastisches Leben hatte sich mir aufgetan, an dem sie nicht teilhaben konnten.

(Fitz Hugh Ludlow, Der Haschisch-Esser, Basel 1981)

Hasheesh Candy.—THE ARABIAN "GUNJH" OF ENCHANTMENT confectionized.—A most pleasurable and harmless stimulant.—Cures Nervousness, Weakness, Melancholy, &c. Inspires all classes with new life and energy. A complete mental and physical invigorator. Send for circular. Beware of imitations. 25 cents and $1 per box. Imported only by the
GUNJAH WALLAH CO., 476 Broadway, N. Y.

Harpers Weekly, 16. Oktober 1858

6. DIE SACHE WIRD ANRÜCHIG



Seltsames aus God's own country: Haschisch-Salon bei der Philadelphia Centennial Exhibition 1876 *(Zeichnung: The Enquirer, Boston 1876) und überhaupt ...*

Das junge Amerika beginnt, das unter den Hindus so weitverbreitete «Bhang» zu benützen, auf eine sehr eigene Art, denn der junge Jonathan muss so etwas wie ein Originalrezept sein. Es ist kein «Trank», sondern eine Mischung aus zerstossenen Hanfspitzen und dem Pulver des Betels, aufgerollt wie ein Priem Tabak. Es färbt Lippen und Zahnfleisch dunkelrot, und wenn man viel davon geniesst, führt es zu einem heftigen Rausch. Lager-Bier und Schnaps werden durch «Bhand» verdrängt, und rote Lippen statt roter Nasen werden «Mode».

(Mordechay Cooke, The Seven Sisters of Sleep, London 1860)

Krieg und Frieden

Paris vor dem Sturm. Das Zweite Französische Kaiserreich wird gern mit dem Ausdruck La Belle Époque belegt, was für die Mehrzahl seiner Untertanen zweifellos nicht galt. Napoleon III. war der Kandidat des Kapitals gewesen, das seine begründete Angst vor allen Sozialrevolutionären hatte, und hatte die Wahl zum Präsidenten unter Ausnutzung des Napoleon-Kults gewonnen. Wie sein Grossonkel inszenierte er im Dezember 1851 einen Staatsstreich und machte sich bald darauf, natürlich nach angeblich freien Wahlen, zum Kaiser der Franzosen. Sein Regime war ebenso operettenhaft wie brutal. Um die Aufsässigkeit der für ihre Barrikadenkünste bekannten Pariser zu brechen, liess Baron Haussmann 24 000 Häuser abreissen und die schnurgeraden Schussflächen der Boulevards anlegen. Gleichzeitig wuchs diese Stadt in ihren Randgebieten um 74 000 Häuser.

Ein Charakteristikum der Zeit waren die «Weltausstellungen», im Abstand von drei oder vier Jahren in jeweils einem anderen Land inszeniert. Vorrangig waren sie Mustermessen der nationalen Industrie und des Kunstgewerbes, aber sie wollten ihrem Publikum natürlich auch noch andere nationale Spezialitäten bieten. So war es gewissermassen selbstverständlich, dass es nicht nur viele Wein-Probierhallen gab, sondern auch üppig orientalisch dekorierte für Khif aus Marokko, Haschisch aus Persien und Ganja aus Indien. Von der allerersten Weltausstellung in London abgesehen zählen die Kataloge dieser Mammutunternehmen stets zumindest ein, meist aber etliche derartige Etablissements auf, und da wollten dann auch nationale Ausstellungen nicht zurückstehen. Zweifellos hatte die Sache einen reinen Snob-Appeal: auf reichbestickten Kissen thronten und dröhnten die Herren der Schöpfung – die Damen erhielten unterdessen Sorbets oder Liköre serviert –, von entsprechend kostümierten «Haremsdienern» mit Wasserpfeifen oder marokkanischen Sibsis versorgt, und sie werden sich zweifellos sehr exotisch gefühlt haben. Was sie da in den Pfeifen rauchten, dürfte nur eine sehr schwache Mischung gewesen sein – man wollte sich ja noch durch die anderen Spezialitäten kosten, und es ist kein einziger Fall bekannt, wo jemand zuviel erwischt und mit Übelkeit bezahlt hätte.

Eine wesentlich andere Rolle spielte die Sache in den Studenten- und Intellektuellenvierteln des Quartier Latin

oder des Montparnasse. Majoun und Davamesk wurden immer noch genascht, aber hauptsächlich wurde marokkanischer Khif geraucht, dessen Verkauf zum Monopol der Régie Tabac Française gehörte und jährlich einen Profit von 700 000 Gold-Francs abwarf. Wer den meist weiteren Weg in die Apotheken nicht scheute, konnte dort algerischen Khif für den halben Preis erstehen. Seit der Literaturwelle der Fünfzigerjahre gehörte der Stoff zu den Cafés, in denen über Baudelaire und die anderen *Poètes maudits* diskutiert wurde, und sein Geruch würzte, gelegentlich mit Opium vermischt, jene Atmosphäre bitterer Armut und süsser Hoffnungen, die in Puccinis *Bohème* ein melodramatisch verfälschtes Denkmal erhielt.

Will man den spärlichen Berichten glauben, entstand auch eine der verschreckensten Dichtungen jener Zeit unter Haschisch: *Die Gesänge des Maldoror* eines gewissen Comte de Lautréamont. Den gab es nicht, höchstens als Titelhelden eines Romans von Eugene Sue, der noch zur Tafelrunde des Pimodan gehört hatte und gelegentlich auch über Drogen schrieb. Der Autor hiess Isidore Ducasse und war 1846 in Montevideo geboren, wo es sein aus den Pyrenäen ausgewanderter Vater zu einem Konsulatsbeamten gebracht hatte. Seine Mutter, die im väterlichen Haushalt als Dienstmädchen begonnen hatte, starb früh, und als der Junge dreizehn und schwierig wurde, schickte ihn Papa zu einer Tante in die alte Heimat. Mit 21 besuchte er noch einmal Uruguay, und dann sollte er in Paris studieren, mehr schlecht als recht von seinem Vater unterstützt. Isidore stürzte sich statt dessen in die Literatenzirkel und wollte selbst Dichter werden.

Ende 1868 erschien *Der erste Gesang des Maldoror,* wurde aber, von einer aufmunternden Besprechung abgesehen, kaum beachtet. Ein Jahr später wurden alle sechs Gesänge unter Ducasses Pseudonym gedruckt, aber der Verleger weigerte sich, das Buch in den Handel zu bringen. Ducasse, der schon diesen ersten Druck hatte finanzieren müssen, versuchte, die Gelder für einen zweiten zusammenzukriegen, aber da brach auch schon der deutsch-französische Krieg aus. Am 24. November 1870, während Paris belagert und Lebensmittel mit Gold bezahlt wurden, starb Isidore Lucien Ducasse in einem billigen Montmartre-Hotel, wahrscheinlich an Typhus, vierundzwanzig Jahre alt. Einige Jahre später kaufte ein Brüsseler Buchhändler den ganzen Posten der gedruckten und nie ausgelieferten Bücher, versah sie mit einem neuen Umschlag und verkaufte sie als «Werk eines Wahnsinnigen».

Wer in den *Gesängen des Maldoror* den Namen der Droge sucht, wird enttäuscht sein. Ducasses Freund Dazet, ein Gefährte seit der Gymnasialzeit in der Provinz, schreibt entschuldigend an seine Eltern: «Da er jeweils erst schrieb, nachdem er in den Cafés so viele *sibsis kief* geraucht hatte, wie er sagte:

... und ausserdem gab es Haschisch-Höhlen in New York ...

Ein Schwall von stark parfümierter Luft, dem ein tödlich ekelhafter Gestank auf den Fersen folgte, der nichts glich, was ich je gerochen hatte, empfing meine Nasenlöcher. Ein Leuchter von grotesker Form versah den Gang mit einem gedämpften violetten Licht, das durch ausgezackte Schichten eines darunter hängenden violetten Stoffes drang. Die Wände und Decken, wenn je neu, waren es jetzt nicht mehr, denn sie waren von Gehängen und Decken aus schwerem Stoff, frisch von östlichen Webrahmen, verhangen und bedeckt. Blaue, grüne, gelbe und rote Quasten und hie und da etwas Glimmer lugten hervor, passend zu den eigenartigen Einfassungen verschiedener, farbigen Perlenstickereien, die jede Falte der Drapierungen wie eine riesige Prozession gleissender Ameisen einrahmten und an jenen Stellen, wo der Stoff gerafft worden war, in leuchtende Tümpel zu fliessen schienen. Seltsame Figuren und fremdartige Schriften in derselben Ausführung waren hier und dort auf dem Stoff an der Decke ersichtlich.

... Beim Rauchen fiel mir auf, dass etwa zwei Drittel der Diwane von Personen beider Geschlechter besetzt waren, von denen manche, die in derselben Art wie wir gekleidet waren, eine Maske trugen. Manche rauchten, andere lehnten sich lustlos in die Kissen zurück und folgten dem verworrenen Faden eines Haschisch-Traums. Eine Frau mittleren Alters hielt sich kerzengerade und gestikulierte und lachte still vor sich hin; eine andere, mit erloschenen Augen und hängendem Unterkiefer, wiegte den Kopf monoton von einer Seite zur anderen. Ein junger Mann von etwa achtzehn Jahren lag auf den Knien und betete unhörbar, und ein anderer Mann, mit Maske, tigerte schnell und lautlos durch den Raum, bis ihn ein Diener mit Turban irgendwohin fortführte.

(H. H. Kane in Harper's Monthly, November 1883)

O Krake mit dem seidenen Blick! Du, dessen Seele von der meinen unzertrennlich ist; du, der schönste Bewohner des Erdballs, der einem Serail von vierhundert Saugnäpfen befiehlt; du, in dem die sanfte Tugend der Kommunikation und die göttlichen Grazien, einig und unzerstörbar verbunden, in edler Gemeinschaft beisammen wohnen, als wärest du ihre natürliche Residenz, warum bist du nicht bei mir, deinen Quecksilberleib an meine Aluminiumbrust gepresst, beide auf einem Felsen am Ufer sitzend, um dieses Schauspiel zu betrachten, das ich verehre!

Alter Ozean mit den kristallenen Wogen, du gleichst proportional den azurblauen Flecken, die man auf dem zerschlagenen Rücken der Schiffsjungen sieht; du bist ein ungeheures Blau, auf den Leib der Erde geschlagen: ich liebe diesen Vergleich.

Ich suchte eine Seele, die mir ähnlich wäre und konnte sie nicht finden. Ich durchsuchte die verborgensten Winkel der Erde; meine Ausdauer war vergeblich. Allein konnte ich jedoch nicht bleiben. Ich brauchte jemanden, der meinen Charakter bejahte; ich brauchte jemanden, der ebenso dachte wie ich. Es war am Morgen; die Sonne erhob sich in ihrer ganzen Herrlichkeit am Horizont, da erhob sich auch vor meinen Augen ein Jüngling, unter dessen Schritten Blumen hervorsprossen. Er kam auf mich zu und reichte mir die Hand: «Ich bin zu dir gekommen, da du mich suchst. Segnen wir diesen glücklichen Tag.» Ich aber: «Geh fort; ich habe dich nicht gerufen; ich brauche deine Freundschaft nicht ...»

Die menschliche Gerechtigkeit hat mich noch nicht auf frischer Tat ertappt, trotz der unbestreitbaren Geschicklichkeit ihrer Agenten. Ich habe sogar (es ist noch nicht lange her!) einen Päderasten ermordet, der sich meiner Leidenschaft nicht genügend fügte; ich habe seinen Leichnam in





einen verlassenen Brunnen geworfen, und man hat keine bestimmten Beweise gegen mich. Warum zittert ihr vor Angst, ihr Jünglinge, die ihr mich lest? Glaubt ihr, dass ich an euch ebenso handeln möchte? Da zeigt ihr euch höchst ungerecht ... Ihr habt recht: traut mir nicht, besonders, wenn ihr schön seid. Meine Schamteile bieten ewig den grausigen Anblick der Schwellung; niemand kann behaupten (und wie viele haben sich ihnen nicht genähert!), sie im Zustand normaler Ruhe gesehen zu haben, nicht einmal der Schuhputzer, der mir in einem Anfall von Tobsucht dort einen Messerstich versetzte. Der Undankbare! Zweimal wöchentlich wechsle ich die Kleidung, aber die Reinlichkeit ist nicht das Hauptmotiv meines Entschlusses. Wenn ich nicht so handelte, würden die Mitglieder der Menschheit in wenigen Tagen ununterbrochener Kämpfe verschwinden. Tatsächlich belästigen sie mich unausgesetzt mit ihrer Gegenwart, wo immer ich mich befinde und belecken das Äussere meiner Füsse. Welche Macht besitzen denn nur die Tropfen meines Samens, um alles anzuziehen, was durch Geruchsnerven atmet! Sie kommen von den Ufern des Amazonas, sie durchqueren die Täler, die der Ganges umspült, sie verlassen das Moos der Polargegenden und unternehmen lange Reisen auf der Suche nach mir, und fragen die unbeweglichen Städte, ob sie nicht jenen an ihren Festungsmauern vorüberziehen sahen, dessen heiliger Same die Berge, die Seen, die Steppen, die Wälder, die Vorgebirge und die Weite der Meere mit seinem Duft erfüllt! Die Verzweiflung, mir nicht begegnen zu können (ich verberge mich heimlich an unerreichbarsten Orten, um ihre Glut zu schüren), treibt sie zu höchst bedauerlichen Taten. Dreihunderttausend auf jeder Seite stellen sich in Front, und das Gebrüll der Kanonen dient der Schlacht als Präludium.

Nacht für Nacht, zur Stunde, da der Schlaf seinen höchsten Grad der Intensität erreicht, streckt eine alte Spinne der grossen Art langsam ihren Kopf aus einem, zu ebener Erde am Schnittpunkt der Zimmerdecke befindlichen Loch. Sie lauscht aufmerksam, ob noch ein Brausen seine Kinnbacken in der Atmosphäre bewegt. In Anbetracht ihrer Insektengestalt kann sie nicht weniger tun als dem Brausen Kinnbacken zuzuschreiben, wenn sie Anspruch darauf erhebt, die Schätze der Literatur mit glänzenden Personifizierungen zu bereichern. Als sie sich vergewissert hat, dass ringsumher Stille herrscht, zieht sie allmählich aus den Tiefen ihres Nestes ohne Zuhilfenahme der Meditation die verschiedenen Teile ihres Leibes und bewegt sich gemessenen Schrittes auf mein Lager zu.

(Comte de Lautréamont = Isidore Ducasse, Die Gesänge des Maldoror, übers. Ré Soupault, München 1976)

seine Gedanken zu verwirren, sind diese Texte so unmoralisch geworden.» Georges Dazet war damals auf Ducasse nicht mehr gut zu sprechen. Der Dichter hatte den Namen seines Geliebten zum Entsetzen der Familie in der allerersten Ausgabe einige Male genannt. Da half auch nicht, dass in der zweiten Ausgabe nur Initialen eingesetzt wurden – nach einigen Drohungen mit dem Anwalt entschloss sich Ducasse endlich, statt des Namens eher unangenehme Tiere einzusetzen, und Georges wurde die «Krake mit dem seidenen Blick».

Die Kritik tat sich lange schwer mit dem Werk. Obwohl André Gide die *Gesänge* bereits 1905 besprach, wurde Lautréamont erst fünfzig Jahre nach seinem Tod von den Surrealisten entdeckt und somit, wie Gide vorausgesehen hatte, «der Schleusenmeister der Literatur von morgen». Es gibt noch immer kein verbindliches Kriterium, nach dem die Dichtung einzuordnen wäre – Alptraum? Vision? Ein Produkt von Drogen? Auch keine Deutung ist möglich – vom gefallenen Erzengel, der das Böse zum Prinzip erhebt, bis zum «personifizierten Alptraum» gibt es eine Unmenge Interpretationen, zusätzlich verwirrt durch die vielen Wandlungen und Verwandlungen. Zweifellos ist viel Persönliches in den Texten – den Massstäben der Zeit entsprechend, musste sich Ducasse für «abgrundtief böse» halten. Doch sie sind auch ein Seismogramm der kommenden Erschütterungen, empfangen von Antennen, die sich durch die Belle Époque nicht täuschen liessen. Sie sind auch eine neue Form von Drogendichtung: Hier wird nicht das Ritual eines Drogenkonsums beschrieben samt den erhofften Halluzinationen; hier wird die Droge, an deren Anwendung keine Zweifel bestehen, als Brücke in Welten eingesetzt, die sich *auch* dem dichterischen Kalkül entziehen. Ein traumhafter Tiefgang der Aussenwelt wird mit mathematischer Genauigkeit ausgelotet und als Innenwelt beschrieben. Es bedurfte wohl grösserer Katastrophen als des Zusammenbruchs des französischen Kaiserreichs, um in Lautréamont den ersten Dichter einer Beat Generation zu entdekken, die nicht an irgendeinen Jahrgang gebunden ist.

Die Grenzen sind gefallen, in denen Worte in Beziehung zu Worten, Dinge in Beziehung zu Dingen treten konnten. Ein Prinzip ständiger Verwandlung hat sich der Dinge wie der Ideen bemächtigt und zielt auf ihre totale Befreiung ab, die die des Menschen impliziert. Was dies betrifft, ist Lautréamonts Sprache ein unvergleichliches Lösungsmittel und Keimplasma zugleich.
(André Breton, Anthologie des Schwarzen Humors, Hamburg 1961)

Es ist charakteristisch, dass jemand, als Isidore Ducasses Todesdatum noch nicht feststand, einen Ducasse bei den Kommunarden entdeckte. Lautréamont hat in seinen Halluzinationen die Schreie von Sterbenden gehört, und die Moral, die Maldoror sarkastisch einem unschuldigen Knaben ins Ohr flüstert, ist die Moral des aus seiner Ruhe aufgeschreckten Bürgertums: «Du siehst, wenn man berühmt werden will, muss man voller Anmut durch Blutströme waten, die das Kanonenfutter speist. Der Zweck heiligt die Mittel. Vor allem muss man Geld besitzen, um Ruhm zu erwerben.»
(Elisabeth Lenk, Der Traum als Konstruktionsprinzip bei Lautréamont und Carroll, Habilitationsvorlesung FU Berlin, 1975)

British Empire, in seinem höchsten Glanz. Nach der Niederschlagung des Sepoy-Aufstandes in Indien, 1857, fügte Queen Victoria ihren vielen herrscherlichen Titeln noch den einer *Imperatrix Indiae* hinzu, und diese frische Kaiserwürde färbte auf das ganze Reich ab, das von nun an nur noch Empire genannt wurde. Die drei Millionen Arbeitslosen der wieder zum United Kingdom geschrumpften Insel lassen die Briten nicht nur gehobener Stände mit Wehmut jener Zeit gedenken, und die doch ziemlich *shocking* gewordenen Umgangsformen der Jugend gebären verklärte Rückblicke auf eine Moral, die international den Namen Viktorianismus bekommen hat.

Eintritt in das Wunderland ...

Aber jetzt stand da nur ein Fläschchen («das vorher bestimmt noch nicht dagestanden hat», sagte Alice) mit einem Papierschild um den Hals, auf dem in grossen schönen Lettern geschrieben stand ‹Trink mich›.



‹Trink mich›, das war ja nun leicht gesagt, aber das wollte sich die kluge kleine Alice denn doch lieber zweimal überlegen. «Nein, vorher will ich doch nachsehen», sagte sie, «ob nicht irgendwo *Vorsicht! Gift!* draufsteht»; denn sie hatte schon verschiedene schöne Geschichten von Kindern gelesen, die sich verbrüht hatten oder von wilden Tieren zerrissen worden oder in andere unangenehme Lagen gekommen waren, und alles nur, weil sie sich die leichten Regeln einfach nicht merken wollten, die ihnen freundliche Menschen mit auf den Weg gegeben hatten, wie zum Beispiel: Wenn man einen glühenden Schürhaken lange in der Hand hält, verbrennt man sich, oder: Wenn man sich mit einem Messer besonders tief in den Finger schneidet, blutet es gewöhnlich; und so hatte sie sich auch fest eingeprägt, dass einem ein herzhafter Trunk aus einer Flasche mit der Aufschrift ‹Vorsicht! Gift!› beinah mit Sicherheit früher oder später nicht gut bekommt.

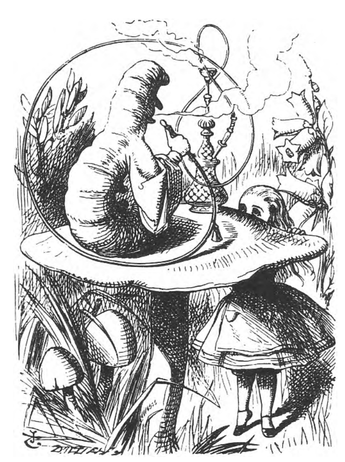
Nun, auf diesem Fläschchen stand nirgends ‹Vorsicht! Gift!›, und deshalb nahm sich Alice ein Herz und kostete davon; und da es sehr gut schmeckte (genauer gesagt, nach einer Mischung aus Kirschtörtchen, Vanillesosse, Ananas, Gänsebraten, Karamel und frischen Buttersemmeln), war sehr bald nichts mehr davon übrig.

«Was für ein ulkiges Gefühl!» sagte Alice. «Anscheinend schiebe ich mich jetzt zusammen wie ein Fernrohr.»

Nicht weit von ihr wuchs ein grosser Pilz, ungefähr so gross wie sie selbst; und als sie ihn von unten, von hinten und von beiden Seiten betrachtet hatte, fiel ihr ein, dass sie ebensogut einmal nachsehen könnte, was obendrauf war.

Sie stellte sich auf die Zehenspitzen und spähte über den Rand, und alsbald traf ihr Blick den einer grossen blauen Raupe, die mit verschränkten Armen dort oben sass und ruhig aus einer langen Wasserpfeife schmauchte, ohne von ihr oder von irgend etwas anderem auch nur die geringste Notiz zu nehmen.

Alice und die Raupe sahen sich eine Zeitlang schweigend an; endlich nahm die Raupe die Wasserpfeife aus dem Mund und sprach Alice mit müder, schleppender Stimme an. «Wer bist denn *du?*» sagte sie.



Als Anfang für eine Unterhaltung war das nicht ermutigend. Alice erwiderte recht zaghaft: «Ich – ich weiss es selbst kaum, nach alldem – das heisst, wer ich *war,* heute früh beim Aufstehen, das weiss ich schon, aber ich muss seither wohl mehrere Male vertauscht worden sein.»

«Wie meinst du das?» fragte die Raupe streng. «Erkläre dich!»

«Ich fürchte, ich kann mich nicht erklären», sagte Alice, «denn ich bin gar nicht ich, sehen Sie.»

«Ich sehe es nicht», sagte die Raupe.

«Leider kann ich es nicht besser ausdrücken», antwortete Alice sehr höflich, «denn erstens begreife ich es selbst nicht; und ausserdem ist es sehr verwirrend, an einem Tag so viele verschiedene Grössen zu haben.»

«Gar nicht», sagte die Raupe.

«Nun, vielleicht haben Sie diese Erfahrung noch nicht gemacht», sagte Alice.

«Aber wenn Sie sich einmal verpuppen – und das tun Sie ja eines Tages, wie Sie wissen – und danach zu einem Schmetterling werden, das wird doch gewiss auch für Sie etwas sonderbar sein, oder nicht?»

«Keineswegs», sagte die Raupe.

«Nun, vielleicht empfinden Sie da anders», sagte Alice; «ich weiss nur: für *mich* wäre das sehr sonderbar.»

«Für dich!» sagte die Raupe. «Wer bist denn *du?*»

Und damit war sie wieder zum Anfang ihrer Unterhaltung zurückgekehrt. Alice war etwas ungehalten darüber, dass die Raupe so überaus kurz angebunden war, richtete sich empor und sagte in sehr ernstem Ton: «Ich finde, Sie sollten mir zuerst einmal sagen, wer *Sie* sind.»

«Warum?» sagte die Raupe.

Wieder eine verwirrende Frage; und da Alice kein passender Grund einfallen wollte und die Raupe schlecht aufgelegt schien, wandte sie sich zum Gehen.

Bei genauerer Betrachtung ist die viktorianische Prüderie eine solide Doppelmoral, in deren Rahmen alles erlaubt war, solange man nur nicht damit ins Gerede kam. Das allerhöchste Beispiel lieferte die Queen selbst, die sich nach dem Tod ihres wirklich geliebten Gatten mit ihrem Butler tröstete, und deren herzlich unbefangener Umgang mit allen möglichen Drogen erst fünfzig Jahre nach ihrem Tod behutsam berichtet wurde. Und nur ausserhalb des Empire waren die Eskapaden des Prince of Wales Gesprächsstoff, der sich in Paris durch sämtliche Edelnutten der Zeit probierte, aber auch von Morphium über Kokain bis zu Haschisch keine Droge ausliess.

Der einfache Bürger versuchte, sich in diesem Rahmen so gut wie möglich einzurichten, und ein Paradebeispiel für die Konflikte wie auch Lösungsversuche, die dabei entstehen können, ist das Leben des Charles Ludwidge Dodgson, geboren 1827 als Sohn eines Pastors und Hobby-Dichters mit Leidenschaft für Mathematik, zwei ältere Schwestern.

Sein äusseres Leben verlief herzlich unauffällig. Mit 14 kam Charles in das Internat Rugby, das auch für die Erfindung einer besonders rüpelhaften Abart von Fussball bekannt ist, und in diesem rauhen Klima fiel er höchstens durch zuviel Sanftmut auf. Mit 18 immatrikulierte er am Christ Church College in Oxford und bekam dort im Januar 1851 einen Wohnplatz. Von nun an gehörte er für 47 Jahre, bis zu seinem Tod, «zum Haus», gebucht wie ein Stück Inventar: Student, darauf Leiter des Internats, dann Lehrer für Mathematik, auf eigenen Wunsch mit 49 Jahren vorzeitig pensioniert, «aus menschlichen Erwägungen» weiterhin im Haus behalten. Kurz vor seinem 66. Geburtstag starb er, am 14. Januar 1898. Die ihn als Lehrer erlebt hatten oder nur flüchtig kannten, schildern ihn übereinstimmend: äusserst schüchtern, liebenswürdig, häufig stotternd.

Das eine Doppelleben des Herrn Dodgson war bekannt und machte ihn berühmt: Unter dem Pseudonym Lewis Carroll verfasste er skurrile Gedichte und Geschichten, deren grösster und heute noch anhaltender Erfolg *Alice im Wunderland* wurde, 1865 erstmals gedruckt, bald nicht nur in allen britischen Kinderzimmern, sondern auch auf dem Nachttisch der Queen zu finden und immer wieder auch im Unterhaus zitiert. In seinen späteren Büchern nahm er wieder das Alice-Motiv auf, wobei das Wunderland zunehmend bösartigere, alptraumhaftere Züge annahm. Sie sind, vom Literarischen her gesehen, kunstvoller als das erste Alice-Buch. Doch sie blieben der Nachwelt nicht so sehr im Gedächtnis.

Dieses Andere Ich als Dichter war allerdings mehr oder minder ein Ventil für ein anderes Doppelleben. «Keiner, der Charles Dodgson geliebt hat, wird den Schleier vor jenen toten Heiligtümern lüften wollen, und niemandem wäre damit



Die wirkliche Alice, als Bettlermädchen sexy verkleidet und fotografiert von Herrn Carroll

«Komm zurück!» rief die Raupe hinter ihr her. «Ich muss dir noch etwas Wichtiges sagen!»

Das klang freilich vielversprechend; Alice machte kehrt und ging wieder zum Pilz zurück.

«Du musst dich besser beherrschen», sagte die Raupe.

«Ist das alles?» fragte Alice und schluckte ihren Zorn hinunter, so gut es ging.

«Nein», sagte die Raupe.

Alice dachte sich, dass sie ebensogut auch warten könnte, denn etwas Besseres hatte sie nicht zu tun, und am Ende konnte sie von der Raupe vielleicht doch noch etwas Wissenswertes erfahren.

Die paffte einige Minuten lang stumm vor sich hin, doch schliesslich tat sie die Arme auseinander, nahm das Mundstück der Wasserpfeife aus dem Mund und sagte: «Also du glaubst, du seiest jemand anderer geworden, wie?»

«Ich fürchte fast, lieber Herr», sagte Alice; «denn manches fällt mir jetzt nicht mehr ein wie früher – und es vergeht keine Viertelstunde, ohne dass ich nicht grösser oder kleiner werde!»

«Bist du zufrieden damit, wie du jetzt bist?» fragte die Raupe.

«Nun, ein klein wenig grösser möchte ich schon gern sein, wenn es Ihnen nichts ausmacht», sagte Alice; «drei Zoll ist doch eine recht armselige Grösse!»

«Drei Zoll ist, ganz im Gegenteil, eine sehr schöne Grösse!» sagte die Raupe zornig und richtete sich dabei voll auf (sie mass genau drei Zoll).

«Aber ich bin doch nicht daran gewöhnt!» sagte Alice flehentlich, und dabei dachte sie sich: «Wenn diese Wesen hier nur nicht immer gleich beleidigt wären!»

«Mit der Zeit gewöhnt man sich an alles», sagte die Raupe; und damit steckte sie die Wasserpfeife wieder in den Mund und schmauchte weiter.

Diesmal wartete Alice geduldig, bis sich die Raupe wieder zum Sprechen bequemen würde. Die nahm nach einer oder zwei Minuten die Wasserpfeife wieder aus dem Mund, gähnte ein paarmal und reckte sich; dann stieg sie vom Pilz herab und kroch durchs Gras davon, wobei sie nur im Vorübergehen kurz bemerkte: «Von der einen Seite wirst du grösser und von der anderen kleiner.»

«Eine Seite wovon? Und die andere Seite wovon?» dachte Alice im stillen.

«Vom Pilz», sagte die Raupe, gerade, als hätte Alice laut gefragt, und war im nächsten Augenblick verschwunden.

Alice betrachtete den Pilz eine Zeitlang nachdenklich, um herauszubringen, wo er wohl seine Seiten hätte; und da er vollkommen rund war, erschien ihr diese Frage nicht ganz leicht. Schliesslich aber umfasste sie ihn mit beiden Armen, so weit sie konnte, und brach mit jeder Hand ein kleines Stück vom Rande ab.

«Gut; aber was tut nun was?»

gedient», schrieb sein Neffe und Biograph, doch die Nachwelt war nicht so diskret. Charles Dodgson liebte, wenn überhaupt, Mädchen im Alter von fünf bis zwölf. Später erfüllten sie ihn mit Horror. Damit kollidierte er mit der herrschenden Moral an einem Punkt, der heute noch höchstes Entsetzen, nie aber Verständnis auslöst. Die grosse Liebe seines Lebens war Alice Liddell, die Tochter seines Dekans. Er lernte sie kennen, als sie siebeneinhalb Jahre alt war, und für sie schrieb er auch das Buch, das aus einer Improvisation während einer Bootsfahrt entstand. Viereinhalb Jahre später kam es zu einem schweren Zerwürfnis mit den Eltern des Mädchens, und die Mutter verbrannte sämtliche Briefe, die Dodgson an Alice geschrieben hatte. Doch der Ruf des stotternden Lehrers blieb soweit unangetastet, dass keine der Mütter aus Oxfords Gesellschaft je Bedenken hatte, ihr Töchterlein mit ihm auf ausführliche Spaziergänge zu schicken.

Charles Dodgson war zur Freude aller Archivare ein ausgesprochener Pedant, der nicht nur Tagebuch führte, sondern sogar alle Rechnungen durchnumeriert aufbewahrte. Seine Erben haben den Wust Hinterlassenschaft sorgfältig zensuriert, aber doch nicht sorgfältig genug. Dodgson war, alles in allem der berufene Underdog: ausser dass er kleine Mädchen liebte, war er noch Linkshänder – wofür die Zeit ebenfalls kein Verständnis hatte –, und zusätzlich oder als Ergebnis all dessen stotterte er erbärmlich, was natürlich den Spott seiner Schüler herausforderte. Im Dezember 1855 war der bald 24-Jährige mit seinen Nerven so am Ende, dass ihm der Hausarzt des College, Dr. Charwick, «zur Hebung des allgemeinen Befindens» den frisch eingeführten «Indian Soothing Syrup» der Gebrüder Smith verordnete, eine Mischung aus Honig, Kräutern und 12 % Cannabis-Tinktur, von der dreimal täglich ein Teelöffel zu nehmen war. Die Medizin dürfte angeschlagen haben, denn Dodgson verbrauchte bis zu seinem Tod mit erstaunlicher Regelmässigkeit wöchentlich ein Fläschchen zu 350 Milliliter (2 Unzen), ohne die Dosis je zu verändern.

Ob die skurril-verworrene Welt seiner Dichtungen durch die Hanf-Tinktur inspiriert wurde, wäre eine Frage reiner Spekulation. Der «belebte Gegenstand», sich gelegentlich selbständig machend, war nicht erst seit de Quinceys Opium-Träumen ein bekannter Topos der englischen Literatur, und er erhielt regelmässige Nahrung durch die grotesken Formen viktorianischer Möbel, deren Tischbeine Löwentatzen und deren Stuhlbeine Vogelkrallen sein konnten. Könnte nicht auch diese Beschreibung eines Tisches aus *Alice im Wunderland* stammen? «Er steht nicht nur mit seinen Füssen auf dem Boden, sondern er stellt sich allen anderen Waren gegenüber auf den Kopf und entwickelt aus seinem Holzkopf Grillen, viel wunderlicher, als wenn er aus freien Stücken zu tanzen begän-

ne.» Nein, kein Märchen, sondern «Der Fetischcharakter der Ware» im 1. Band des *Kapital* von Marx.

Andererseits kannte der Dichter auch den nicht-medizinalen Gebrauch von Hanf, der in Oxfords Studentenzirkeln gerade Mode war. Es wurde nicht nur Cannabis-Medizin «missbraucht», sondern auch Ganja aus voluminösen Wasserpfeifen oder kleinen marokkanischen geraucht. Sowohl das geheimnisvolle Fläschchen am Anfang der Geschichte, mit dem die Kette der Verwandlungen beginnt, als auch die Episode mit der Raupe sind ziemlich eindeutig. Wer Hanf in grösseren Dosen kennt – und die Carroll verordneten waren nun wirklich nicht gering –, weiss über den Hang zu Phantasmagorien, zu sich ständig verändernden Grössenordnungen und zu traumhaften Gedankenspielereien. Dadurch wurde Carroll auch ein Lieblingsautor jener gross gewordenen Kinder, die ihre Traumwelt gelegentlich mit Haschisch oder wesentlich stärkeren Halluzinogenen päppeln. In seinen Tagebüchern vermerkt der Dichter nur zweimal, dass er Ganja geraucht hatte, 1867 während seiner (einzigen) Europareise, einmal in Berlin, einmal in Giessen. Warum und mit wem, notiert er nicht, auch nichts über die Wirkung. Das wohl schönste Denkmal, das ich kenne, setzten ihm die Jefferson Airplane mit ihrem grossartigen Lied «White Rabbit».

Im übrigen kursieren Ganja und der relativ neue Stoff Charas (Haschisch) gegen Ende des Jahrhunderts unter den Söhnen aus besserem Haus und waren dort, will man dem Spötter Oscar Wilde glauben, «sogar noch etwas mehr verbreitet als die Homosexualität». Die Sache war nicht unbedingt anrüchig – schon die ersten Kolonialbeamten Indiens hatten sich von den einheimischen Künstlern vorwiegend mit der Wasserpfeife porträtieren lassen, und begeisterte Schilderungen von den Wirkungen des Hanfes gehörten zum kolonialen Jägerlatein. Es gab natürlich auch andere, die in derartiger Assimilation an die Unarten der Fremde schon Verrat an der britischen Sache witterten. Dazu gehörte Rudyard Kipling, der ja den Kolonialismus als «Bürde des weissen Mannes» sah, den Völkern der Erde Vernunft zu bescheren. So kam es, wie wir heute kennen: Neben den humorvoll-preisenden Berichten tauchten in den Gazetten immer mehr Horror-Geschichten auf, in denen Hanf direkt in den Wahnsinn führte. Da ja die berauschende Wirkung der Hanf-Medikamente auch bekannt war, setzte die Britische Regierung 1893 eine Kommission ein, die vor Ort, also in Indien, die tatsächliche Gefährlichkeit der Sache untersuchen sollte. Die Kommission war mit Wissenschaftlern und Beamten hochkarätig besetzt und ging mit der britischen Tradition empirischer Grossuntersuchungen ans Werk. Ihr Ergebnis bezeugt denn auch eine Vorurteilslosigkeit und einen Weitblick, den heutige derartige

fragte sie sich und knabberte versuchsweise an dem Stück in ihrer Rechten; aber im selben Augenblick bekam sie auch schon einen heftigen Schlag unters Kinn – sie war damit an ihrem Fuss aufgeprallt!

Über diese plötzliche Veränderung war sie sehr erschrocken, aber gleichzeitig hatte sie das Gefühl, als sei jetzt keine Zeit mehr zu verlieren, denn sie schrumpfte noch immer zusehends weiter; so ging sie also daran, etwas von dem anderen Stück abzubeissen. Ihr Kinn drückte sich nun schon so fest gegen den Fuss, dass sie den Mund kaum noch aufbrachte; aber schliesslich gelang es ihr doch, und ein kleines Krümelchen aus ihrer Linken glitt ihre Kehle hinab.

«So! Nun habe ich doch wenigstens den Kopf frei!» rief Alice voller Fröhlichkeit aus die jedoch alsbald in Beängstigung umschlug, als sie ihre Schultern nirgends mehr entdecken konnte: so weit das Auge auch in die Tiefe reichte war da nur ein unendlicher Hals zu sehen, der wie ein Stengel weit unten aus einem grünen Blättermeer aufzusteigen schien.

(Lewis Carroll, Alice im Wunderland, übers. Christian Enzensberger, Frankfurt/M. 1963)



... und noch ein Kinderbild des Herrn Carroll

Bericht der Indischen Hanfdrogen-Kommission 1893/94

Bei der Befragung der Mediziner über den Zusammenhang zwischen Hanfdrogen und Geistes - krankheiten, die besonders genau durchgeführt wurde, stellte sich heraus, dass nur in ganz wenigen Fällen der Zustand des Geistesgestörtseins mit Hanfdrogen in direkten Zusammenhang zu bringen war.

Ihre Angaben erwiesen sich wie die der Laien insgesamt als so wenig verlässlich, dass die Kommission sich im wesentlichen auf die Statistiken der Heilanstalten verlassen musste. Sie hat sich einer genaueren Untersuchung einiger Fälle im Dullunda-Asyl in Kalkutta gewidmet und dabei in Erfahrung gebracht, wie das Register der Heilanstalt geführt und mit welchen Methoden ein Fall eingekreist wird. Was die Kommission dabei feststellen musste, liess sie ein für allemal an den Statistiken der Heilanstalten zweifeln. Unmöglich kann man den fröhlichen Optimismus von Oberfeldarzt O'Brien in Benares teilen, der nonchalant dazu äusserte: «Nun ja, wenn Ganja als Ursache für die Krankheit angegeben wird, dann war der Kranke vielleicht als Ganja-Raucher bekannt. Wahrscheinlich hat zwar ein ‹Chaprassi› (Hilfspolizist) die Untersuchung durchgeführt, aber warum soll er nicht trotzdem die richtige Ursache angegeben haben?»

Wenig Informationen gibt es auch hinsichtlich des Krankheitsverlaufes nach der Einlieferung in eine Heilanstalt.

Was die Süchtigkeit anbelangt, so stellen die meisten Zeugen fest, dass sie sich bei mässigem Konsum kaum einstellt, obwohl der angenehme Zustand natürlich stets aufs neue gewünscht wird. Es wird sich hier ähnlich wie bei mässigen Rauchern verhalten, bei denen sich ja auch der Wunsch zu rauchen immer wieder neu einstellt, wobei sogar eine gewisse Nervosität auftreten kann, wenn dem Bedürfnis nicht sofort nachgegeben wird. In keinem Fall aber nimmt die «Sucht» solche Ausmasse an wie etwa bei Opiumsüchtigen.

Die Kommission konnte natürlich keinen umfassenden Vergleich zwischen den Auswirkungen der Hanfdrogen und denen des Alkohols anstellen, weil ein deratiges Unternehmen den Rahmen der Untersuchung überschritten hätte. Es schien aber angebracht, die Meinungen, bei denen dieser Vergleich eine Rolle spielt, hier wiederzugeben. In einigen Gebieten ist sogar die Meinung geäussert worden, dass «der Angriff auf die Hanfdrogen nur gestartet wurde, um an ihrer Stelle europäischen Schnaps verkaufen zu können», eine Ansicht, die uns wichtig genug erschien, um notiert zu werden. Ähnlich hiess es: «Die ganze Agitation gegegen die Hanfdrogen wird von den Alkoholproduzenten im In- und Ausland betrieben.» Schliesslich wird der Kolonialverwaltung sogar der Vorwurf gemacht, dass sie sich nicht genügend um die Folgen des zunehmenden Alkoholkonsums sorge.

Ergebnisse

I. Auf Grund der Auswirkungen der Hanfdrogen scheint es der Kommission nicht erforderlich, den Anbau von Hanf, die Herstellung von Hanfdrogen und deren Vertrieb zu verbieten.

II. Es wird vorgeschlagen, die Hanfdrogenproduktion zu kontrollieren und einzuschränken.

III. Dazu bieten sich folgende Massnahmen an:

a) angemessene Besteuerung;

b) Zentralisierung der Anbaugebiete und Anbaugenehmigung nur gegen Lizenz;

c) Einschränkung der Zahl der Lokalitäten, wo Hanfdrogen vertrieben und an Ort und Stelle genossen werden;

d) Festsetzung eines bestimmten Quantums von Hanfdrogen, in dessen Besitz eine Einzelperson angetroffen werden darf.

IV. Diese Massnahmen sollten in Britisch-Indien einheitlich eingeführt und den Eingeborenen-Staaten zur Übernahme vorgeschlagen werden.

V. Ein Regierungsmonopol für Anbau von Hanf, Herstellung und Vertrieb von Hanfdrogen scheint nicht ratsam, obwohl theoretisch dagegen keine Einwände vorzubringen sind.

VI. Für die Besteuerung sollten direkte Steuern auf die Ware sowie die Vergabe des Verkaufsrechts erhoben werden.

VII. Nach Einführung dieser Massnahmen sollte sich die Regierung von Indien in die Hanfdrogenproduktion nicht mehr einmischen.

Die Kommission ist der Meinung, dass die Bevölkerung eine Einmischung der Behörden in die Verwendung der Hanfdrogen zu religiös-kultischen Zwecken als schweren Eingriff in ihre Glaubensfreiheit ansehen würde.

«Vor allem könnte sich die Unzufriedenheit über ein Drogenverbot mit der Unzufriedenheit über andere Massnahmen der Regierung verbinden. Ich brauche wohl nicht besonders darauf hinzuweisen, dass sich diese Sanyasis und Fakire unter weiten Kreisen der Bevölkerung, die keine englische Schule und Ausbildung genossen haben, noch grossen Ansehens erfreuen.»

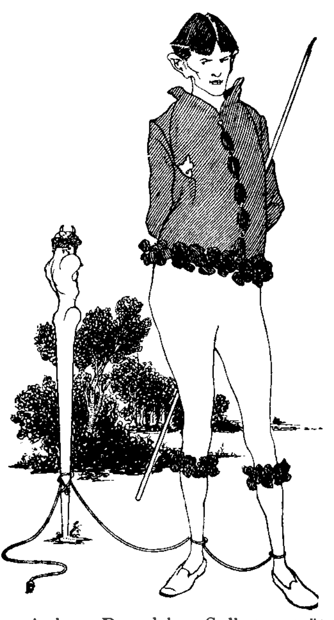
Ein Verbot der Droge würde nach Ansicht des Generalgouverneurs im Staatsrat eine ausgesprochene Unterdrückungsmassnahme darstellen, die sich nur auf einige wenige Fälle, in denen die Droge tatsächlich zu Gesundheitsschäden geführt hat, berufen könnte.

Dem Generalgouverneur scheint kein Argument für das Verbot von Ganja überzeugend, wenn nicht zugleich ein Verbot sämtlicher anregender Getränke und sonstiger Drogen für ganz Indien erlassen wird. Ein derartiges Verfahren liegt jedoch ausserhalb jeder praktischen Politik.

Untersuchungen, die ja oft von vorgefassten Ergebnissen ausgehen, schmerzhaft vermissen lassen.

Immerhin ist ein Fall bekannt, der von diesem Ergebnis etwas enttäuscht war. «Ich hatte mich immer darüber gefreut, etwas Gefährliches zu tun, und muss nun mit Bestürzung feststellen, mich auch in diesem Punkt nicht vom gesunden Volk zu unterscheiden», schrieb Aubrey Beardsley am 5. März 1895 an seinen Freund Oscar Wilde. Das Wunderkind der Zeichenkunst war gerade 23 Jahre alt, aber schon seit drei Jahren schwer von Tuberkulose gezeichnet. Als «meine geistige Nahrung» bezeichnete er «Warden's Extract of Cannabis Indica», den er in kleinen Porzellantiegeln erwarb und messerspitzenweise pur verschlang. Er machte kein grosses Aufhebens um die Droge – sie war für ihn wohl eher Teil seines Dandyismus und seiner Lust zu Provokationen, die ihn auf Parties stets mit der Begrüssungsformel auftreten liess: «Surely, I'm heavily intoxicated, and you?» oder: «How do you dare to presume, I'm not intoxicated?»

Beardsley starb 1898, kaum 26 Jahre alt. Obwohl ihn nie jemand arbeiten sah, hinterliess er ein Lebenswerk grandioser Graphik, das bei anderen Künstlern fünfzig Schaffensjahre ausgemacht hätte, darunter Blätter von hinreissend provokativer Erotik. Dass er in seinen letzten Lebenstagen auch einige süssliche Madonnen zeichnete, trug ihm den Frieden der Kirche ein, und seine Werke wurden bald verschlossen und Leckerbissen für Feinschmecker. Erst mit der psychedelischen Welle der Sechziger wurde der Dandy wieder entdeckt.



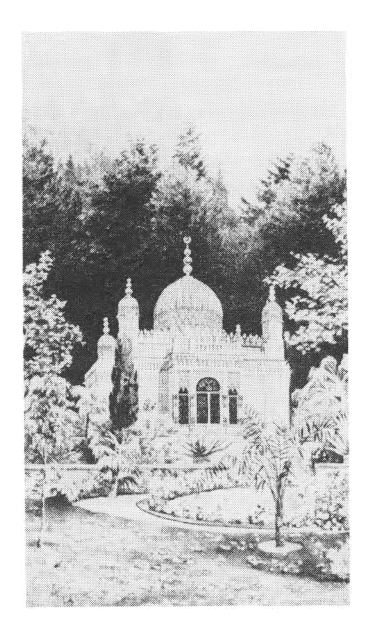
Aubrey Beardsley, Selbstporträt

Das Reich, nach dem Sieg. Der deutsch-französische Krieg brachte den Siegern gleich zweierlei Segen, von dem nicht ganz sicher ist, ob er einer war: das nunmehr alle deutschen Länder umfassende «Reich» und die französischen Reparationszahlungen, die, so Golo Mann, «wie eine aufputschende Droge im Kreislauf der deutschen Volkswirtschaft» wirkten. Der hektischen Gründungseuphorie folgte 1873 der grosse Börsenkrach, stilvoll zur Weltausstellung in Wien; einige wendige Haie schnappten sich die lohnenswerten Brocken, und für die Normalbevölkerung war der Traum vom grossen Reichtum wieder vorbei.

Das dröhnende Germanentum, das im Lauf der Jahre immer lauter wurde, bis es in den Ersten Weltkrieg schmetterte, war nur eine Seite der kulturellen Medaille. Die andere war eine ebenso wahnwitzige Sehnsucht nach Exotik, Dekoration und Kostümierung, dass selbst Wilhelm II. relativ unbelacht mit seinen Auftritten in jeweils anderen Kostümen einen Ganzjahreskarneval abhalten konnte.

Den Vogel dieser bunten Voliere schoss allerdings Bayerns Märchenkönig Ludwig II. ab, der seine leider nicht realisier-

baren Träume von einem absoluten Königtum in immer kostspieligeren Kulissen auslebte. Seine Traumvorstellungen liess er von Opern und Theaterstücken speisen, und was ihn dabei besonders faszinierte, wollte er unbedingt in die dafür nicht immer geeignete bayrische Landschaft gebaut haben. Am schönsten strahlte diese königliche Marotte bei seinen Träumen vom Orient, die er neben seinen Phantasmen von christlichem Mittelalter und französischem Absolutismus kultivierte. Schon 1867 hatte der König über den Dächern der Münchner Residenz einen Wintergarten modernster Glas-Eisen-Konstruktion errichten lassen, den seine Bühnenbildner im Verein mit Gärtnern in «Das Tal von Kaschmir», «Landschaft mit Blick auf den Himalaya» und ein «Tal mit Blick auf einen Mogul-Palast» ausstaffierten. 1870 wurde dann auf dem Schachen das «Königshaus» gezimmert, das hinter seinem schlichten Äusseren einen «türkischen Saal» enthielt, woselbst sich der König «wie in meinem geliebten Tal von Kaschmir» fühlte. 1876 wurde dann für den Park von Linderhof ein «Maurischer Kiosk» erworben, der zuvor den Schlossgarten eines böhmischen Adeligen verfremdet hatte, und 1878 erstanden Majestät auf der Pariser Weltausstellung «Das marokkanische Haus», das während der Schau als Haschisch-Etablissement gedient hatte und somit schon eingeraucht war.



Das maurische Haus im Park von Linderhof, zeitgenössische Darstellung

Was so alles in diesen Kulissen stattfand, ist nur in zögernden Andeutungen bekannt. Da der König mit Damen bekanntlich wenig anfangen konnte, rekrutierte er seine Statisten aus der Cheveauleger-Leibgarde, volkstümlich Schwulischees genannt, zu deren Uniform hautenge Lederhosen aus weissem Glacé gehörten. Im königlichen Nachlass fanden sich für diese Truppen über 600 verschiedene orientalische Kostüme, ferner auch die passenden Rauchgeräte. Die atmosphärische Treue ging jedoch noch weiter, und die entsprechenden Rauchwaren wurden von der königlichen Hofapotheke geliefert, wie die Bestellbücher zeigen, in beachtlichen Mengen.

Ob Majestät selbst an solchen Pfeifen gezogen hat, ist unbekannt. Er war wohl, um es modern zu sagen, ausgeflippt genug, das nicht auch noch gebraucht zu haben. Andererseits legte er stets Wert auf stilvolle Getränke und Kost – vom obligatorischen Sudfleisch auch im indischen Kostüm einmal abgesehen – und trank in seiner Hundingshütte prinzipiell nur Met. Aber der Orient war insgesamt nur ein Akt seiner lebenslänglichen Ausstattungsoper, die schlussendlich infolge Erschöpfung der Kassen bei Starnberg ins Wasser fiel.

Im übrigen war die Zeit, was unser Thema betrifft, von einer bemerkenswerten Verworrenheit. Dass indischer Hanf eine Reihe Medizinen bereicherte, war ebenso selbstverständlich wie Bhang und Ganja in den Drogerien. Auch Charas

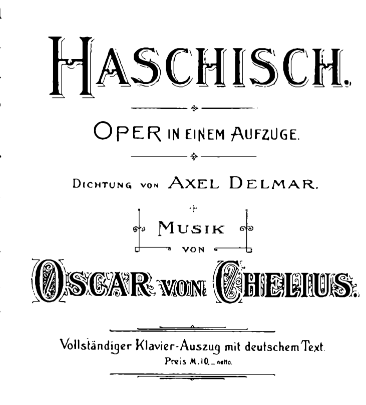
wurde über London bezogen und in den Drogistenbüchern um 1890 als «auf Ganja-Basis stärker wirkendes Produkt» verbucht. Ausserdem aber gab es ein Gift, von dem man allenthalben hörte, ohne genau zu wissen, was es damit auf sich habe: Haschisch. Man kannte es nur vom Hörensagen – Baudelaire war noch nicht übersetzt, und die französisch sprechenden Gouvernanten hüteten dergleichen Obszönitäten ängstlich vor den höheren Töchtern –, aber es musste, den wenigen Schilderungen zufolge, entsetzlich wirken. Es sei das schrecklichste Gift Arabiens, hiess es.

Da konnte es nicht ausbleiben, dass die Sache ein Stoff für die Oper wurde. Ein Ballett namens *Haschisch* hatte es schon gegeben. Es stammte von einem gewissen N.G. Klenowski, wurde 1885 in Moskau uraufgeführt und gleich wieder vergessen. Nach allem, was darüber zu erfahren war, hatten dabei eine Menge pluderhosiger Tänzerinnen eine Unmenge Halluzinationen zu tanzen, aber da man sie sonst weniger verhüllt sehen konnte als in diesem arabischen Kostümrummel, kam im Publikum nicht das rechte Interesse auf.

1896 war dann das Deutsche Reich fällig: An der Dresdner Hofoper gelangte die Oper *Haschisch* zur Uraufführung, Text von Axel Delmar, Musik von einem gewissen Siegfried Berger, der sich ein Jahr später bei Drucklegung der Partitur als Oscar von Chelius entpuppte. Vielleicht war auch der zweite Name sein Pseudonym – keine einzige Musikgeschichte erwähnt auch nur einen der beiden Namen.

Axel Delmar war einer der vielen Schnell- und Gelegenheitsdichter, und auch *Haschisch* ist mit heisser Feder geschrieben. Die Handlung umfasst nur einen Aufzug, aber der hat's in sich. Voilà! Personen: Omar, Bey von Tunis, Bass; Hama, eine der Damen des Serails, Sopran; Abdul, Stummer des Serails, stumm; Stimme des Muezzin, Bariton; Chöre der Frauen, Sklavinnen, Araber und der Stummen des Serails. Ort: Sommersitz Omars. Zeit: Siebzehntes Jahrhundert.

Paolo soll für den Bey ein Bild malen, vermisst darauf aber die Schönheit eines weiblichen Gesichts. Omar meint, Paolo wolle doch nur das Eine, aber Paolo schwört, es gehe ihm nur um die Kunst. Er wolle des Todes sein, würde ihm bei der entsprechenden Gelegenheit auch nur ein unzüchtiges Gedänkelchen kommen. Voller Vertrauen überlässt Omar ihm Hama. Die Beiden verlieben sich auch in Windeseile – «weil vom Küssen sterben wir müssen», heisst der entsprechende Text – und verschwinden in einem Pavillon mit Glockenspiel. Die Liebe dauert nur zwölf Takte, und dann wird's fürchterlich. Der Bey hat als unfreiwilliger Kuppelvater ein so schlechtes Gewissen, dass er ein Gottesgericht anordnet, von dem auch er nicht ausgenommen sein möchte, und Omar bringt drei gleich aussehende Pokale. In einem ist, nun ja, der Titel der



Hama.
Und Said mischt Haschisch einer Schale
Und lässt vom Gift die andern frei;
Wer sie erhält bei diesem Mahle
Verfällt in Raserei – – –
Bis er entschlief
Im glücklichen Arabien. – – –
Chor.
Lo lo lo lo lo lo lo lo lo lo.
Hama.
Und siehe Allah lässt sie büssen –
Im Todesrausche sinkt sie hin
Verzückt zu ihres Pilgers Füssen
Die schönste Sultanin
Und leis sie rief – – –
Im glücklichen Arabien – – –
Omar.
Hält Allah selbst Gericht!
Hama.
Im glücklichen Arabien ...
Omar.
Kein Weib die Treue bricht!
Chor.
Allah il Allah!
(aus dem Textbuch der Oper, Dresden 1896)

Hérba Cánnabis Indicae – Indisches Hanfkraut

Cánnabis satíva. Moracéae: Maulbeergewächse. Indien, bei uns angebaut.

Der bei uns angebaute Hanf darf, weil arm an betäubenden (narkotischen) Bestandteilen, nicht verwandt werden, obgleich er botanisch nicht von dem echten zu unterscheiden ist, er wird als Hanffaser verarbeitet. Der Hanf, dessen Ausdünstung schon betäubend wirkt, ist zweihäusig, und nur die weiblichen Pflanzen liefern die gebräuchliche Droge, sie besteht aus den oberen blühenden Zweigen, die in Bündeln zusammengepresst und infolge des sich an den Blütenrispen ausscheidenden Harzes zusammengeklebt sind. Man unterscheidet im Handel zwei Sorten, von denen die beste, *Ganja* genannt, seltener zu uns gelangt. Sie wird über Kalkutta ausgeführt und soll nur von Pflanzen gesammelt werden, die auf Anhöhen wachsen. Es sind bis zu 1 kg schwere, 60–80 cm lange Bündel. Schmutzigbraun. Geruch stark betäubend. Geschmack bitter. Infolge des starken Harzgehalts zu festen Schwänzen zusammengebunden.

Die geringere Sorte, *Bang* oder *Guaza* genannt, soll von Pflanzen aus der Ebene abstammen. Blütenäste, ohne die Stengel, weniger durch Harz verklebt, mehr locker und viele Früchte enthaltend. Die beigemengten Blätter sind bräunlichgrün. Geruch und Geschmack schwächer.

Bestandteile. Ätherisches Öl in geringer Menge, ein harzartiger Körper, Kannabin, ferner ein farbloses Öl, Kannabinol oder auch Kannabindol genannt, dem wahrscheinlich allein die betäubende Wirkung zukommt.

Anwendung meist als Tinktur oder weingeistiges Extrakt, als belebendes oder betäubendes Mittel, ähnlich dem Opium, namentlich in Fällen, wo dieses nicht vertragen wird. Das Extrakt ist häufig ein Bestandteil von Hühneraugenmitteln. Bei den Orientalen spielt der Hanf eine grosse Rolle als Berauschungsmittel; sie geniessen ihn entweder als *Haschisch* (eine Art Marmelade), oder in Form des reinen abgekratzten Harzes, *Churrus* genannt. In letzterer Form wird er teil gekaut, teils geraucht. In grösserem Masse genossen ruft er die Folgen aller Betäubungsmittel hervor, gänzliche Erschlaffung der Nerven und zuletzt Wahnsinn. Aus dem indischen Hanf hat man ein *Cannabinum tannicum* und ein *Cannabinum purum* in den Handel gebracht. Beide sind sehr stark wirkende Stoffe, die gegen Schlaflosigkeit angewendet werden, und stellen ein gelbes bis braunes amorphes Pulver dar. Das Cannabinum purum ist geschmacklos, Cannabinum tannicum stark zusammenziehend schmeckend. *Cannabinon* ist ein dem Cannabinum tannicum sehr ähnlicher Stoff.

Fructus Cánnabis – Hanffrüchte. Hanfsamen.

Cánnabis satíva.
Moracéae. Maulbeergewächs. Orient, bei uns angebaut.

Bestandteile. Fettes Öl bis 58%, Harz, Zucker, Eiweiss.

Anwendung. Selten in der Heilkunde, dann meist in Form von Emulsionen als linderndes Mittel bei Entzündungen der Harnwerkzeuge; ferner als Vogelfutter und vor allem zur Ölgewinnung. Nach Entziehung des Öles auch als Kindernährmittel.

Das *Hanföl, Oleum Cannabis,* wird vorwiegend aus nicht völlig reifem Hanf durch Pressung gewonnen, und zwar vor allem in den Ostseegebieten Russlands. Die Ernte muss der Hanffasergewinnung wegen vor der Reife geschehen. Das Öl ist je nach dem Alter bräunlich bis grünlich und hat gute Trockenkraft. Es wurde eine Zeitlang viel zu grüner Schmierseife verwendet, heute färbt man diese künstlich auf. Das Hanföl ist sehr wirksam gegen Läuse.

(G. A. Buchheister 1895, G. Ottersbach ab 1909, Handbuch der Drogisten-Praxis, 12. Aufl., Berlin 1917)

Erste Warnung!

Das Ergebensein an das Hanfrauchen, der chronische Cannabinismus, ändert nach einer gewissen Zeit die Persönlichkeit, macht eine Charakterverschiebung nach der menschlich unangenehmen Seite. Marokkaner, die im Dienste von Europäern standen, waren dienstwillig und zuverlässig bis zu dem Augenblick, wo sie Kif rauchten. Der Zwang zum Fortgebrauch besteht hier unter den gleichen Bedingungen wie bei dem Opium und Kokain.

So deutet alles, was ich von dem Cannabinismus geschildert habe, darauf hin, dass es sich hier zwar um ein Phantasticum handelt, aber um ein solches, das neben den nicht immer angenehmen Sinnestäuschungen und neben der bei manchen Individuen auftretenden innerlichen Glücksempfindung – die ja im Gehirn überhaupt nicht zu lokalisieren ist, weil sie rein seelischer Natur ist – brutalere Wirkungen entfalten kann, die zu Geisteskrankheiten führen. Man wolle auf die grosse Verschiedenheit der letzteren von der durch Kokain erzeugten achten.

Es würde dann anzunehmen sein, dass Inhaltsstoffe des Hanfs z.T. besondere Beziehungen zu bestimmten Gehirnteilen besässen, die zu Veränderungen mit den angegebenen Folgen führen, und zwar solchen, die z.B. dem *Anhalonium Lewinii* nicht zukommen, das in ganz anderer, man möchte fast sagen, edlerer Weise, Funktions- bzw. Zustandsänderungen an besonderen Ganglien-gruppen erzeugt.

(Louis Lewin um 1890, wieder aufgenommen in Phantastica, Leipzig 1924)

Oper, von dem man erst wahnsinnig wird, um dann zu sterben. All dies geht natürlich ebenfalls rasend schnell, und Hama, die diesen schrecklichen «Haschisch-Sang» zur Aufführung bringen muss, stirbt bereits bei seiner letzten Zeile in einem walzerseligen Delirium, da ja in solchen Fällen, der patriarchalischen Moral der Zeit entsprechend, auf jeden Fall die Frau schuldig ist. Paolo bricht an der Leiche zusammen, der Chor, der die ganze Zeit den tiefsinnigen Text «lo-lo-lo-lo» singen musste, entfernt sich, Vorhang.

Die Herren Schöpfer kamen mit ihrem Haschisch nicht gut an. «Das Ganze riecht zusehr nach billiger Effect-Hascherei» befand die Leipziger Zeitung, und eine Aufführung in der österreichisch-böhmischen Provinz brachte auch nicht den Welterfolg. «Eine ebenso primitive wie unglaubwürdige Geschichte», urteilte die Wiener Theater-Zeitung, und damit versank auch dieses Werk im Mülleimer der Kulturgeschichte.

Zu jener Zeit war «Starker Tobak» im deutschsprachigen Raum längst kein Handelsartikel mehr. Aus den Warenbüchern sowohl der Tabak-Manufakturen als auch der -Verkäufer verschwand er sang- und klanglos in den Jahren zwischen 1860 und -70, wohl nicht zufällig zur selben Zeit, als sich Cannabis-Tinkturen in den Apotheken durchsetzten. In der österreichischen Tabak-Regie finden sich ab August 1865 keine Bestellungen mehr für das seit 1852 «Cann.turc.» bezeichnete Pulver, und nachdem in den einzelnen Mischungen der Hanf-Anteil bereits 1858 reduziert wurde, damals «aus Gründen der Einsparung», verschwanden die entsprechenden Sorten zwischen 1864 und 1867 ohne Angabe von Gründen vom Markt.

Dafür kamen einige Zigarettenmarken auf den Markt, die es in sich hatten. Direkt aus Alexandrien stammten die Zigaretten der Firma Simon Arzt (welch subtiler Name!), 1869 gegründet und sehr erfolgreich mit ihrer «No. 2», die 7 Prozent ägyptischen Hanf enthielt. Im selben Jahr führte Österreichs Tabak-Regie anlässlich der Eröffnung des Suez-Kanals die «Khedive» mit 5 % Hanfanteil ein und zur Weltausstellung 1873 die «Nil» mit 8 % ungarischem Hanf. 1878 folgte noch die «Egyptische II. Sorte» mit nahezu identischer Zusammensetzung der «Simon Arzt No. 2». Simon Arzt gibt es noch, allerdings mit anderen Liefernummern, auch Khedive und Nil, aber seit 1925 allesamt ohne die ganz besondere Würze. Im norddeutschen Raum gab es verschiedene kleine Marken mit oft reizenden Namen wie «Arabische Nächte» oder «Harem», die ebenfalls bis zu 9 % Hanf enthielten und allesamt während des Ersten Weltkriegs eingestellt wurden.

Auch sonst gab es keinen Mangel, denn in den Drogerien, die damals häufiger waren als Apotheken, waren Bhang, Ganja und Charas frei verkäuflich. Und dass es von diesen



Eines Abends zu schon später Stunde machte sich ein Mediziner, ein früherer Schulkamerad von mir, an mich heran. Wir plauderten über dies und jenes, pokulierten, und mir fiel ein gewisser Zug des Grams in seinem Gesicht, eine eigene Mattigkeit der Augen und ein gewisser Zynismus der Redeweise bei dem sonst sehr anmutigen, forschen jungen Manne auf. Plötzlich rückte er ganz nah zu mir heran und sagte fast flüsternd: «Ich weiss wohl was für dich, Carl. Ich sehe schon, du bist auch von einer gewissen Geistigkeit und Überlegenheit und nicht so ein Welttor wie die anderen Laffen. Wir haben hier einen exzentrischen Klub. Lauter Schopenhauerianer, Buddhisten. Eine geistige Elite. ‹Der Klub der Resignierten.› Da gehörst du hinein. Versuch' es mal. Dir wird's gefallen.»

Er zeigte mir seine Karte, darauf stand:

Wilhelm N.-n. cand. mort. † † †

«So nennen wir uns alle. Sei morgen um vier Uhr da und da.» Er nannte ein staatliches Institut, Zimmer soundso. Ich weiss nicht, was mich zog. Ich musste hin. Als ich die Tür öffnete, welch sonderbares Bild! Etwa acht junge Leute lagen halbausgezogen hingestreckt. Ein eigentümliches Gesumme, Gemurre, Gesinge. Einer lag auf dem Bett und sang eine Erlkönig-Parodie auf Platt. «Jung, halt din Mul! De Pird gahn ja

dörch! Min Vadding! Min Vadding! Nu fat hei mi an. Jung! dat segg' di. Kümmst du nich mit, ik dreih di'n Hals üm» usw. usw. Auf dem Sofa las einer etwas aus einer wissenschaftlichen Arbeit über den Satanismus in der Liebe. Links in der Ecke tönte es:

Ja, Huris, Huris, kommt geschritten!
Palmen wedeln süsse Kühle,
Elefanten treten leise,
Treten nicht den armen Kuli,
Rät schingschära, rät schingschära!

Jemand stand in der Mitte und blies die Flöte. Zigarettenqualm. Umgestürzte Schnapsgläser. Ein Teekessel brodelte. Plötzlich erhob sich ein beturbanter mir Unbekannter:

«Carl Schleich! Willkommen in der Grotte des Verzichtes!
Wollen Sie der unsere sein?
Gib deinen Arm! Versuch' es.
Kandidiere, Renonce der Resignierten!»

Ich war aus Neugier leichtsinnig genug, meinen Arm hinzustrekken. Er entblösste ihn und spritzte mir, ohne dass ich es zu hindern vermochte, eine Pravazspritze voll einer mir unbekannten Flüssigkeit in den Arm. Ich fühlte es kaum brennen. Da verlor ich die Besinnung. Ich wankte und fiel. Als ich erwachte, lag ich auf einem Krankenbett, um mich viele Menschen. Der Professor M. beugte sich über mich. «Er lebt», hörte ich ihn sagen. Er hatte mir drei Spritzen Kampfer geben müssen. Er war eiligst gerufen worden. Man hatte mir Haschisch eingespritzt, das ich nicht vertrug. Ich war in einen Klub von Haschischspritzern geraten. Mein Kollaps war meine Rettung. Fünf von den Mitgliedern sind im



Dingen mehr gab als nur für medizinische Zwecke, lässt sich aus den Mengen schliessen, die kursierten. Allein im Hamburger Freihafen wurden im September 1885 3,5 Tonnen Ganja, 12 Tonnen Bhang und 3 000 Doppelzentner Charas gelöscht.

Einen gewissen dubiosen Ruf hatte der Stoff allerdings bereits in den Studentenkreisen gewonnen. Wer von der «alten Burschenherrlichkeit» hört, möge bedenken, dass diese nur für einen Teil der Studentenschaft galt. Schon damals gab es Gruppen, die diesen Hurra-Germanen (samt ihrem Antisemitismus) und der gesamten deutschen Gründerherrlichkeit eine ebenso fundamentale Verweigerung entgegensetzten und sich in Weltschmerz und künstliche Nebel hüllten. Sie nannten sich «Schopenhauerianer», ohne den Philosophen sonderlich gelesen zu haben, oder schlicht «die Resignierten». No future; und es ist eine bezaubernde Ironie der Geschichte, dass ihre Rituale jenen der bourgoisen Studentenverbindungen zumindest bei Rauschmitteln glichen. Jeder Zirkel hatte seine eigene Droge, deren hoffentlich lebensverkürzende Wirkung die Fahrt durch das Jammertal begleiten sollte, und an jeder Universität gab es mehrere Zirkel. Die Modedroge war Morphium, das nach den Massenspritzungen des Krieges ins Gerede gekommen war, gefolgt von Kokain. Andere Gruppen, die sich nicht ganz so radikal aus der Welt pusten wollten, hielten sich an Ganja und Charas und lernten Französisch, um Baudelaire zu lesen. Franz Blei beispielsweise, der später die erste deutsche Ausgabe dieses *Poète maudit* herausgab, erinnerte sich im hohen Alter noch genüsslich der Studentendebatten, wo zu qualmenden Wasserpfeifen über Schuld und Sühne der Menschheit im allgemeinen verhandelt wurde: «Nahezu jeden Abend trafen wir uns, füllten die Nargileh abwechselnd und qualmten, bis blosses Einatmen der Luft im Raum ausreichte, Bhang, Ganja, Haschisch, ungarischen Hanf durcheinander, und jeder schwärmte, was er gerade entdeckt hatte: Pornographie des französischen Rokoko, kaum bekannte Schätze der Romantik oder einen russischen Autor, der bald unser aller Held wurde – Dostojewsky. Wir segelten begeistert in ein Neuland, von dem wir hofften, dass es anständigen Bürgern zuwider sei.»

Dass es dabei auch zu fundamentalen Missverständnissen bei Neulingen kommen konnte, die in solche Zirkel gerieten, lässt sich in den Memoiren Karl Ludwig Schleichs nachlesen, die dem Titel entsprechend *Besonnte Vergangenheit* sind. Er war um die Jahrhundertwende einer der Päpste der Medizin und einer der beiden deutschen Koryphäen, durch die Hanf in schlechten Ruf kam. Der andere war Louis Lewin, der allerdings eigene Gründe hatte – es kränkte ihn ja auch sehr, dass der von ihm geliebte, gepriesene und getaufte *Anhalonium Lewinii* den endgültigen Namen *Lophophora Williamsii* be-

kam. Davor hiess er Peyotl, und es ist der robusten Konstitution des alten Herrn zu danken, dass er Mescalin für harmloser hielt als Hanf. Auch bei Schleich waren die Gründe, vor Haschisch zu warnen, eher privater Natur. Seinen guten Ruf gewann er, als er schon als junger Arzt die Möglichkeiten von Kokain zur Lokalanästhesie entdeckte, wovon heute noch manche Zahnärzte Gebrauch machen. Trotzdem bleibt die Frage, *was* er da als Student in die Venen bekommen hatte. Haschisch eignet sich für Injektionen etwa wie ein Igel als Toilettenpapier, und Cannabis-Tinktur wurde ihres hohen Alkoholgehalts wegen nie gespritzt – man hätte noch vor der Hanf- eine Alkoholvergiftung gehabt. Allerdings war Schleich, als er dies schrieb, schon über 30 Jahre schwer morphiumabhängig, ein Schicksal, das er mit 40 % seiner Kollegen teilte. Es ist möglich, dass ihm da die erste Bekanntschaft mit «seiner» Droge nicht bekam und dass er den Blackout auf eine zurückführte, mit der er später nichts zu tun hatte.



Irrenhaus oder durch Selbstmord geendet. Keiner wurde von der Sucht je geheilt.

Wenn nicht mein Engelein auf dem Reisewagen gewesen wäre!

(Carl Ludwig Schleich, Besonnte Vergangenheit, Berlin 1930)

Paris, «nach der Sintflut». Wer der Ansicht ist, die blutige Barbarei deutschen Herrenmenschentums sei erst mit den Nazis, gewissermassen über Nacht ein Teil deutschen Charakters geworden, sehe sich einmal die angeblich humoristischen Bildgeschichten an, die Wilhelm Busch 1870/71 über das belagerte Paris zeichnete. Hier wird mit dem Hunger der Belagerten deutscher Spott getrieben, während in der hoffnungslosen Stadt im Januar, dem letzten Monat der Belagerung, 19 223 Menschen starben, viermal soviel wie in Friedenszeiten. Der auch nach dem Fall der Stadt anhaltende Hunger und die Korruption der französischen Regierung brachten im März die Arbeiterschaft auf die Barrikaden – die Tage der Kommune hatten begonnen. General MacMahon umzingelte Paris mit den Regierungstruppen, und nach zweimonatiger Beschiessung hielt der Feind aus dem eigenen Land seinen Einzug. In der «Blutwoche» vom 21. bis 28. Mai 1871 wurden in Paris über 30 000 Menschen bestialisch umgebracht. Einige tausend Sympathisanten konnten fliehen und fanden vorwiegend in England Asyl; wer im Lande blieb und nur im geringsten im Verdacht stand, die Kommune vielleicht gar gutgeheissen zu haben, war seinen Posten los.

Das Massaker war auch für die überlebenden Künstler ein entscheidender Geschichtsbruch, vergleichbar der *Lost Generation* nach dem Ersten, den Existenzialisten nach dem Zweiten Weltkrieg oder den Dropouts nach dem Vietnam-Debakel. Nicht mehr das wohlgesetzte Wort war gefragt – vom Bürgertum, das sich zu allen Zeiten mit zeitlos-verlogener Schönheit berauschte, ist hier nicht zu reden –, sondern der Schrei. Das Trauma der Kommune bewirkte einen Bruch in allen Künsten: in der Bildenden Kunst von den Impressioni-

Monsieur Jacques à Paris während der Belagerung im Jahre 1870

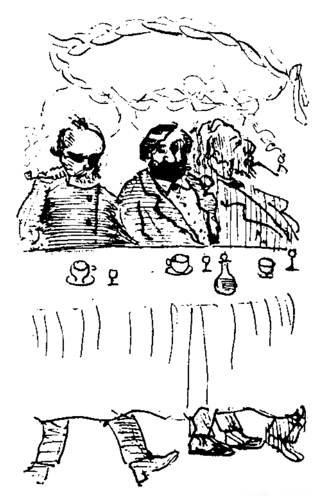


Häusliches Wildbret.



«Excusez, mon ami, mais c'est la guerre.»

(Wilhelm Busch, 1871)



Verlaine, Valade und Mérat.
Zeichnung von Paul Verlaine.

sten zu den Neo-Primitiven und den Fauves, in der Musik (wo der Bruch am geringsten war) zu den Veristen, und in der Literatur zum Ausbruch aus allen klassischen Form- und Versmassen. Besonders sichtbar war der Umschlag in jenen Kreisen, die mit dem Establishment ohnedies nie viel auf dem Hut hatten, also bei der Bohême. Noch Baudelaire war stolz darauf, auch in seinen exzessivsten Drogenphasen täglich zwei Stunden mit der Toilette zuzubringen. Die «neuen Dichter» hockten betont ungepflegt und verdreckt in ihren Cafés, versuchten einander in schlechten Manieren zu übertreffen und nahmen alle möglichen Drogen, nicht mehr aus Neugier oder Suche nach besonderen Erleuchtungen, sondern erklärtermassen, um diesen irdischen Jammer schneller hinter sich zu bringen. Im Café Tabourey war das Motto jener Cliquen an die Wand geschrieben, damals noch französisch ausgesprochen: «no future!». Unter diesem Zeichen an der Wand versuchten die Dichter, sich mit Kaffee, Absinth, Haschisch und Opium den Rest zu geben.

Meine Eltern haben mein Unglück angestellt, und das ihre, das ist mir alles schnuppe. Man hat sich an meiner Unschuld gütlich getan. Oh! Die Idee der Taufe. Es gibt eine Sorte, die hat mies gelebt, die lebt mies und hat nicht das leiseste Gespür!

Meiner Taufe und meiner Schwäche bin ich Sklave! Das ist ja immer noch das Leben!

Später werden die Wonnen der Verdammung noch tiefer greifen. Ich kenne wohl die Verdammnis. [Wenn] Ein Mensch, der sich verstümmeln will, ist doch verdammt, nicht wahr? Ich glaube mich in der Hölle, also bin ich dort. – Ein Verbrechen, flott, damit ich ins Nichts stürze, per Menschengesetz.

Ich bin doch nur ein hölzerner Biedermann, meine Kopfhaut vergrindet. O Gott! Mein Gott! Mein Gott! Ich habe Angst, Erbarmen! Ah! Ich habe Durst. O meine Kindheit, mein Dorf, die Wiesen, der See auf sandigem Grund der helle Mondschein wenn der Kirchturm Zwölf schlägt. [Satan hat gekichert.]

(Falsche Bekehrung, Entwurf, Winter 1871)

Der Freak

Die bürgerlichen Werte wurden allerdings auch von dieser Bohême eher modisch und verbal in Frage gestellt, und wir sollten uns die Szene damals nicht sonderlich verschieden vorstellen von heutigen Bafög-Empfängern, die in verschlissenen Lederjacken die Abschaffung des Systems planen. Paul Verlaine beispielsweise, schwer alkoholgefährdet und aus politischen Gründen arbeitsloser Gymnasial-Lehrer, hatte sich von Mama gutbürgerlich mit einer Höheren Tochter verheiraten lassen, wohnte bei den Schwiegereltern und zog jeden Abend brav, wenn auch gelegentlich schwankend, zu seiner schwangeren Frau. Der fast 50jährige Théodore de Banville wohnte solide bei Mami, die er mit seinen poetischen Erzeugnissen natürlich auch nicht schocken wollte. Untereinander verkehrte man leger-zuvorkommend, und auf bürgerliche Umgangsformen legten auch jene wert, die das Bürgertum insgesamt niederkartätschen wollten.

In diese Revoluzzeridylle musste der Auftritt eines ungehobelten Bauernjungen namens Arthur Rimbaud wie eine Bombe krachen, und die Brisanz wurde dadurch nicht geringer, dass die Katastrophe gewissermassen angekündigt war.

Er stammte, wie man so sagt, aus zerrütteten Verhältnissen. Ein Berufsoffizier hatte eine mit guter Mitgift versehene Bauerntochter in den Ardennen geheiratet, doch die setzte ihn nach zwei Söhnen und zwei Töchtern ohne Angabe von Gründen vor die Tür. Madame Rimbaud lebte fortan von der Landwirtschaft, versuchte allerdings, den Status einer Offi-

ziersfrau aufrechtzuerhalten und sorgte mit bemerkenswertem Geiz, harscher Strenge und nur gelegentlicher Güte dafür, dass ihre Kinder einmal «etwas Besseres» würden. Mit dem Ältesten hatte sie Pech. Nachdem er sich schon in der Schule zur perfekten Niete profiliert hatte, wurde er schliesslich Fuhrmann und durfte das Haus nicht mehr betreten. Zu umso grösseren Hoffnungen berechtigte der am 20. Oktober 1854 geborene Arthur, der mit elf ins Gymnasium kam, dort konstant Klassenbester wurde und, nachdem er mit 15 beim «Concours Académique» den ersten Preis in lateinischer Dichtung gemacht hatte, schon mit 16 in die Abiturklasse versetzt wurde. Sein Rhetorik-Lehrer dort wurde ein verhinderter Dichter, der dem Jungen Bücher von Baudelaire und ähnlichen zwielichtigen Gestalten zeigte, was dem Mann von Madame Rimbaud bis zum Tod nicht verziehen wurde.

Es war der Krieg, der den Jungen aus der Provinz trieb.

Nachdem in Paris die Kommune ausgerufen wurde, hielt es ihn nicht daheim. Er verkaufte seine Konfirmationsuhr und kam am 26. Februar 1871 in Paris an. Irgendwoher hatte er die Adresse eines Karikaturisten der Zeit, fand das Haus mit dem unverschlossenen Atelier und begab sich zur Ruhe. Der heimkehrende Künstler staunte nicht schlecht, als er in seinem Chaos auch noch einen schlafenden Jungen fand – Rimbauds Stimmbruch sollte noch eine Weile dauern –, gab ihm 10 Francs und den Rat, in solch unruhigen Zeiten lieber wieder nach Hause zu fahren. Das Geld wurde angenommen, der Rat natürlich nicht. Nachdem er sich einige Bücher gekauft hatte, stromerte er zwei Wochen durch Paris, sich durch die Cafés schnorrend, unter Brücken schlafend. Dazwischen waren die Preussen einmal in die Stadt ein- und wieder ausmarschiert, und die Kommune sah angstvoll ihrem letzten Kampf entgegen. Als der stattfand, war Rimbaud zu seinem Leidwesen wieder daheim.

Nutzlos aber war die Pariser Zeit nicht gewesen. Er hatte Haschisch kennengelernt und insoweit begriffen, als er nun seine Pfeife mit den heimischen Hanfblättern stopfte. Vor allem aber wusste er nun, was er wollte: ein Dichter werden und abgrundtief böse. Ausserdem schrieb er im Sommer an alle Dichter, deren Namen ihm aufgefallen waren, einige Gedichte beiliegend. Verlaine zeigte sich beeindruckt, lud den Dichter etwas unverbindlich ein und schrieb: «Ich wittere den Werwolf in Ihnen.»

Das war prophetisch. Eines schönen Septembertags fand sich im gepflegten Haus seiner Schwiegereltern ein abgerissener Junge ein und erklärte, der gefragte Dichter zu sein. Auch Verlaine war erstaunt, denn nach den Gedichten hatte er einen Typ Ende der zwanzig erwartet. Die Familie war entsetzt – bei Tisch versuchte Rimbaud, mit erlesen schlechten



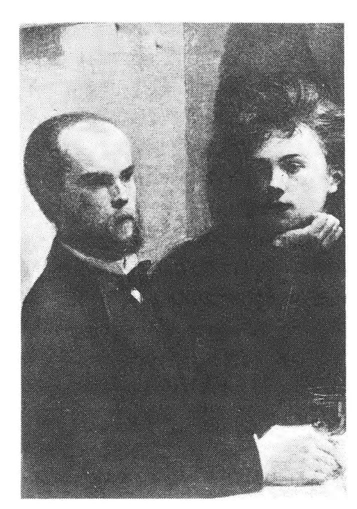
Cazals zeichnet den in Paris frisch Eingetroffenen

«... es ist tatsächlich so, dass ich, d.h. mein körper, zeit meines lebens immer auf der suche war nach anderen körpern, mit denen man frei und mehr als auf der höhe seiner zeit unbändige feste feiern könnte, aber meist entpuppten sich die körper als entleerte & ausgesaugte körper, wankende ideologie-zombies, deren einziges interesse darin besteht, einen übelriechenden duft von auslegung/wert/verharrung abzusondern: von verfälschten Visionen.

(Brief an Delahaye, Sommer 1872)

Manieren zu provozieren, und auf seinem Kopfkissen musste Madame allmorgendlich Läuse entdecken –, und das Entsetzen wurde nicht geringer, als nicht mehr zu übersehen war, dass sich der zehn Jahre ältere Verlaine in dieses Scheusal auch noch höchst unanständig verknallt hatte.

Rimbauds Biographen tun sich mit seinem Leben immer schwer. In diesem Fall hoffen sie, «der unschuldige Junge» sei verführt worden, doch alle Anzeichen deuten darauf hin, dass die Sache umgekehrt lief. Rimbaud hatte sich was vorgenommen, und zu seinem Pandämonium gehörte auch dies, davon abgesehen, dass er Verlaine zu immer hemmungsloseren Besäufnissen und selbst für Freaks abnormen Mengen Haschisch antrieb. Nachdem er Verlaines Ehe zerrüttet und sämtliche Dichterfreunde durch immer wildere Rüpeleien vergrätzt hatte, erholte er sich von März 1872 an drei Monate zuhause, um frisch gestärkt den Kampf in Paris aufzunehmen.



Verlaine und Rimbaud. Ausschnitt aus dem Gemälde «Le Coin de Table» von Fantin-Latour

Ein Gemälde der Zeit zeigt Rimbaud, schön und kokett wie ein verlauster Engel, neben dem etwas hilflos dasitzenden Verlaine. Ihr Verhältnis war, milde gesagt, chaotisch. Die abgelehnte Moral hatte sich doch in das Seeleninnere eingefressen, und ein junger Sadist hatte seinen Masochisten gefunden. Szenen wie diese waren häufig: Rimbaud bittet seinen Freund, ihm die Hand auf dem Kaffeehaustisch entgegenzustrecken, der tut's, und Rimbaud sticht mit dem Messer tief in die Handfläche. Und läuft natürlich dem Verstörten mit tausend Entschuldigungen nach.

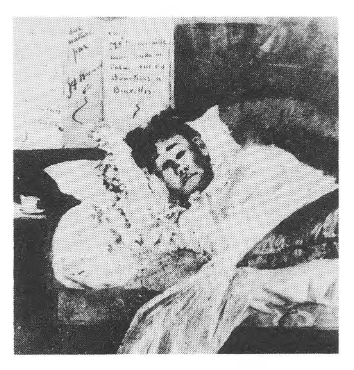
Ich weiss nicht, aus welchem Grunde Sie mit Arthur in Streit geraten sind, aber ich habe immer erwartet, dass Ihre Verbindung unglücklich enden würde. Warum? – werden Sie mich fragen. Nun, einfach deshalb, weil das, was von Gott und von ehrenhaften Eltern nicht gebilligt wird, den Kindern unmöglich Glück bringen kann. Ihr jungen Leute macht euch gern über alles lustig, aber es ist trotzdem wahr, dass wir Eltern die Erfahrung auf unserer Seite haben, und jedesmal, wenn ihr unseren Rat nicht befolgt, werdet ihr unglücklich sein.

(Madame Rimbaud an Verlaine, 6. Juli 1873) (1)

Im Juli verzieht sich das Duo nach Brüssel und von dort im September nach London, wo sich Rimbaud besonders für die Opiumhöhlen interessiert. Zu Weihnachten taucht er bei Mama auf, abgerissen wie der letzte Landstreicher, um sich etwas aufpäppeln zu lassen, und Januar 1873 zieht es ihn wieder zu Verlaine nach London. Freunde berichten von wüsten Auseinandersetzungen und tumultösen Versöhnungen; Rimbaud versucht, sich mit Alkohol, Haschisch, Kokain, Opium und Morphium in immer grössere Delirien zu steigern, hat allerdings nach einem wilden Streit mit Verlaine plötzlich das Gefühl, das alles sei doch nicht das Wahre und fährt im April heim zu Mama, wo er einsam einen Opiat-Entzug durchsteht. Von nun an gab er sich mit Alkohol und Haschisch zufrieden.

Es ist verständlich, dass Madame Rimbaud über die Entwicklung ihres Sohnes nicht glücklich war, und sie war auch nicht erfreut, als im Mai Verlaine auftauchte, um seinen Geliebten erneut nach London zu schleppen. Dort liess er sich von Arthur nach gewohnter Art quälen, bis er am 3. Juli per Schiff Reissaus nach Brüssel nahm. Rimbaud fühlte, diesmal zu weit gegangen zu sein und schickte einen reuevollen Brief nach Brüssel, und als eine versöhnliche Antwort kam, einen bissigen gleich hinterher. Verlaine war währenddessen ein

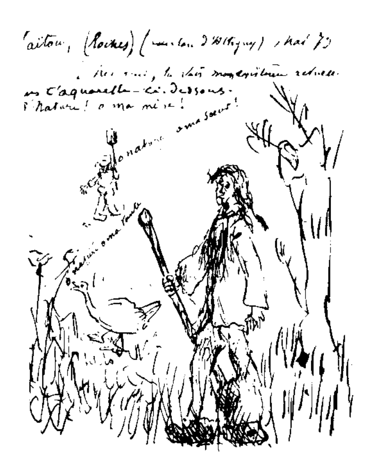
bibbernder Haufen Elend geworden, schrieb triefende Versöhnungsbriefe an seine Frau (unbeantwortet) und ebenso triefende voller Selbstmorddrohungen an Rimbaud und seine Mutter. Die reiste schnell an und kam am 7. Juli gerade zurecht, als Rimbaud wieder auftrauchte. Über die nächsten drei Tage gibt es widersprüchliche Schilderungen, die nur darin übereinstimmen, dass schrecklich gesoffen und gestritten wurde. Am 10. erklärt Rimbaud, er habe von Verlaine endgültig die Nase voll und wolle nach Paris. Verlaine schiesst dreimal auf seinen Geliebten und trifft ihn am Handgelenk. Es kommt wieder zu einer wüsten Versöhnung, und die Verlaines bringen Rimbaud zum Bahnhof, da er sich zuhause auskurieren will. Unterwegs zieht Verlaine noch einmal die Pistole, die ihm niemand weggenommen hatte, und Rimbaud alarmiert die Polizei.



Der verletzte Rimbaud in Brüssel. Gemälde von Jef

Es gibt ein Bild aus dem Krankenhaus, wohin Rimbaud noch am selben Abend gebracht wurde. Er schaut reichlich verschreckt aus der Bettwäsche wie einer, der noch nicht ganz begreift, was er angerichtet hat. In seiner ersten Aussage hatte er Verlaine schwer belastet. Verlaine wird zu zwei Jahren Zwangsarbeit verurteilt.

Unter Obhut seiner Mutter vollendet Rimbaud *Une saison en enfer*, und die sparsame Dame ist für eine Überraschung gut und finanziert den Druck des Werks, dessen Inhalt sie zutiefst erschreckt. Im Herbst fährt Rimbaud nach Paris, doch die alten Bekannten wollen weder von ihm noch seinem Buch etwas wissen. Seine ständigen Schnorrereien tragen ihm den Spitznamen «Die Bremse» ein, und seine Aussage in Brüssel wird mit eisiger Isolation bestraft. Nur der etwas ältere Germain Noveau lädt ihn gelegentlich auf einen Kaffee ein.



Illustrierter Brief von Rimbaud an Delahaye, Mai 1873

Schwer deprimiert fährt der erst Neunzehnjährige heim, errichtet aus der noch nicht verkauften Auflage von *Eine Zeit in der Hölle* und vielen Manuskripten einen Scheiterhaufen, vor dem er die ganze Nacht sitzt. Viele Biographen meinen, dieses Fanal sei das Ende seiner Dichtung gewesen, doch sie irren, geblendet von dem symbolträchtigen Schein. Im nächsten Jahr entstehen die *Illuminations*, in London, wo er mit Germain Noveau zusammenlebt. Gelegentlich arbeiten die beiden in einer Kartonagefabrik. Im Herbst trennen sich die Wege.

Seine nächsten Jahre verbrachte Rimbaud vorwiegend als Landstreicher. April 1876 beginnt damit, dass er von Wien nach Bayern abgeschoben wird, dann verdingt er sich, besoffen und bekifft, zur holländischen Kolonialarmee, kommt bis Batavia (dem heutigen Djakarta), desertiert dort und gelangt auf einem englischen Frachter rechtzeitig zurück, um Weihnachten bei Muttern zu sein. 1877 zieht er von Bremen aus mit einem Zirkus durch Skandinavien und tritt seinen Winter-

«Ich bin müde und langweile mich. Ich habe nie einen so gelangweilten Menschen gekannt wie mich. Ist es nicht schrecklich, dies Leben, das ich führe? Ohne Familie, ohne Freunde, ohne geistige Anregung, inmitten dieser Neger, deren Los man erleichtern möchte, die aber nur versuchen, einen auszubeuten ... gezwungen, ihr Kauderwelsch zu reden, ihre abscheulichen Gerichte zu essen, ihre Treulosigkeit und ihre Dummheit auszuhalten! Aber das ist nicht das Schlimmste. Das Schlimmste ist die Furcht, dass man selber verdummt, isoliert wie man ist und abgeschnitten von jeder geistigen Gemeinschaft.»

(Brief an die Mutter, 1885, es folgt eine Bestelliste:)

Album der *Sägemaschinen* für Forst- und Landwirtschaft, Handbuch des *Zimmermanns,* Leitfaden für *Metallverhüttung, Hydraulik* in Stadt und Land, *Der Kommandant von Dampfschiffen, Schiffbau-Kunst, Pulver und Salpeter, Mineralogie, Maurer-Handwerk,* Hersteller von *Schnell-Bohrmaschinen* gesucht, Abhandlungen über *Artesische Brunnen,* Bücher über *Metallbau, Textilfasern,* Ill. Katalog der *Landmaschinen,* Handbuch des *Wagners,* Handbuch des *Lohgerbers,* der *perfekte Schlosser, Bergbau,* Handbuch des *Glasmachers,* Handbuch des *Ziegelbrenners, Töpfers,* Handbuch des *Steingut-Fabrikanten,* Handbuch des *Giessers* sämtl. Metalle, Handbuch der *Kerzenherstellung,* Leitfaden des *Büchsenmachers, Gesamtkatalog* des *Polytechnikums* in Paris, Hersteller von *Tauchgeräten* gesucht, Handbuch der *Telegraphie,* der kleine *Tischler,* der *Anstreicher am Bau,* Bestellung eines *Foto-Apparats* und Material zum

Höllennacht

Ich habe einen bösen Brocken Gift geschluckt. –
Dreimal gebenedeit der Rat-Schlag der mir kam. –
Meine Eingeweide brennen. Der Aufruhr des Gifts verdreht
mir die Glieder, zerreisst mich, wirft mich nieder. Ich sterbe
vor Durst, ich ersticke. Ich kann nicht schreien.

Das ist die Hölle, Qual ohne Ende!
Seht doch, wie das Feuer sich von neuem entfacht!
Ich brenne, wie es sich gehört. HAU AB, Dämon!

Ich habe einen flüchtigen Schimmer meiner Wendung zum Guten, zum Glück erhascht: was für eine Seligkeit! Darf ich die Vision schildern, denn Höllenluft duldet keine Hymnen?

Ich sah Millionen liebreizender Wesen, ein sanftes geistiges Konzert, Kraft und Ruhe, hochherziges Streben, was weiss ich?

Genug! ... Schluss mit dem falschen Geflüster, den falschen Düften, den Zauberformeln, der kindischen Musik. –
Und Schluss auch mit diesem Gewäsch: dass ich die Wahrheit besitze, dass ich die Gerechtigkeit sehe: ich urteile klar und gefasst, ich bin reif für die Vollkommenheit ...

Es häufen sich die Wahnvorstellungen. So ging das schon immer bei mir los: keinen Glauben an die Geschichte, das Vergessen der Grund-Sätze. Besser, ich schweige zu diesem Thema: Die Poeten und Hell-Seher könnten scheel dreinblicken. Ich bin tausend Mal der Aller-Reichste, wir wollen geizig sein wie das Meer.

Nanu! Die Lebensuhr bleibt plötzlich stehen. Ich bin nicht mehr in der Welt. – Tatsächlich! Die Theologen haben doch recht: Die Hölle ist wirklich *unten* – und der Himmel oben. –

Ekstase, Nachtmahr, Schlaf im Flammennest.

Der poetische Plunder hatte starken Anteil an meiner Wort=Allchimie. Ich übte mich in der einfachen Halluzination: völlig mühelos sah ich eine Moschee, wo eine Fabrik war, eine Trommlerschule, in der Engel unterrichteten; ich sah Kutschen auf den Himmelsstrassen, eine Kneipe auf dem Grund eines Sees, Monster, Mysterien; ein Schlagertext jagte mir das Grauen in die Knochen. Meine magischen Spitzfindigkeiten illustrierte ich mit sprachlichen Wahngebilden.

Es endete damit, dass ich das Chaos in meinem Kopf für heilig erklärte. Ich war träge, in den Fängen eines heftigen Fiebers: Ich neidete den Tieren ihr Glück – den Raupen die Unschuld des noch Unentlarvten, ich war eifersüchtig auf Maulwürfe, auf Dornröschens Schlaf!

(Une saison en enfer, 1873) (2)

Karawanen brachen auf. Und in das Chaos von Packeis und Polarnacht wurde das Glanz-Hotel gebaut.

Von da an hörte Luna die Schakale jaulen in den Thymian-Wüsten

und die Hohelieder in Holzlatschen grölen im Obstgarten.

Dann im violetten knospenden Stangenholz
sagte mir Eucharis,
dass es sich hier um den Frühling handelt.

(Illuminations, 1874) (2)

Im Wäldchen, da ist ein Vogel: wenn er singt, hältst du inne und wirst rot.

DA ist eine Omauhr, die vergisst zu schlagen.

DA ist eine Kuhle mit einem Nest weisser Tiere.

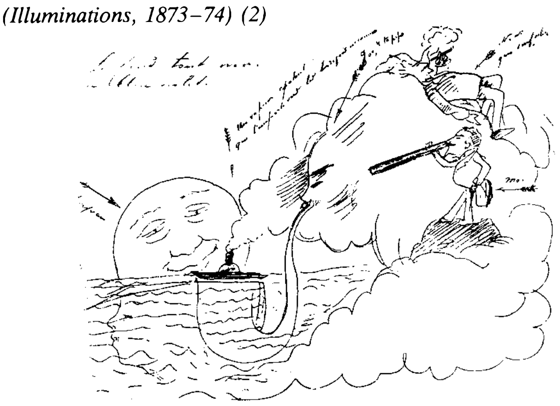
DA ist eine Kathedrale, die versinkt, und ein See, der steigt.

DA ist eine Karre achtlos ins Gestrüpp geworfen – oder rollt sie flott und flatternd den Berg hinab?

DA ist ein Trupp von Schauspielern in Kostümen, winzig da oben am Weg, der den Waldsaum schneidet.

DA ist zu guter Letzt jemand, der dich, wenn du Hunger und Durst hast, zum Teufel jagt.

(Illuminations, 1873–74) (2)



Karikatur von Delahaye (mit Fernrohr). Der Pfeifenraucher: Verlaine. Der Kopf im Wasser: Rimbaud. Auf der Wolke liegend: Noveau

Verlorenes Gift

Nächte blond & braun
Nichts im Raum konnte sich halten
Nicht eine einzige sommerliche Spitze
Nicht ein einziger gemeinsamer Schlips

Leer der Balkon wo der Tee
Zog zur Mondaufgangs-Stunde
Alles spurlos verschwunden
Kein Andenken blieb.

In den Saum eines blauen Vorhangs pikiert blinkt eine Nadel
goldköpfig wie
ein fettes schlafendes Insekt

Nadelspitze
vollgepumpt mit dem
feinen Gift
Ich will dich nehmen
Sei mir bereit
für die Stunden
meines Todeswunsches ...

(London, mit Germain Noveau, 1874)

Ausstopfen von Tieren, Theoretisches und praktisches Handbuch des *Forschungs-Reisenden*, Vollständiges Lehrbuch des Herstellens von *Präzisionsinstrumenten, Metallbauten*, ein halbes Pfund Samen von *Betterave, Saccharifere* (Zuckerrüben), Englisches Wörterbuch des *Militär- und Zivil-Ingenieur-Wesens*, Wörterbuch des *Arabischen*

Aus den arabischen Papieren des Vaters werden verlangt:
Scherze, Wortspiele in arabisch, eine Sammlung von Dialogen und Liedern, *Bauten am Meer*, ein *Reise-Theodolit*, ein *Sextant, Kompass, Aneroid-Taschen-Barometer, Feldmesser-Schnur* aus Hanf
Mathematische Arbeitsgeräte: *Lineal, Winkelmesser, Teilungs-Zirkel, Visierinstrument, Dezimeter, Reissfeder, Topographie, Geodäsie, Trigonometrie, Mineralogie, Hydrographie, Meteorologie, Industrielle Chemie*, Leitfaden für reisende *Präparatoren*, Der *Himmel*, Jahrbuch des Schiffahrtamtes, *Fernrohr*, Spezialwaffe für die *Elefantenjagd*, Karte von Abessinien und Harar, Komplettes Lehrbuch des *Eisenbahn-Wesens, Mechanik, Abwicklung von Arbeiten, Hydraulik*, Abstecken von *Kurven*, Leitfaden der angewandten, *Astronomie*, Praktisches Handbuch für *Schienenleger*, Kosten von *Erdarbeiten, Tunnel-* und *unterirdische Bauten, Somali-Sprachlehre*, Französische Übersetzung des *Koran*, Wörterbuch der *Schiffahrt* und des *Handels*, Wörterbuch der *Amhara-Sprache*

«ich bin jetzt alt und hart geworden in all den zuwendungs- und zurichtungs-orgien, die ihr gezwungen wart, für mich zu veranstalten, sinnsuchende irrenärzte und herr-meneutiker, um aus mir eine schissmatische reliquie in einer mit zartrosa satin überzogenen schatulle zu machen,
so habe ich überlebt mit einem KUNST-gesicht, darunter ist die narbe, mit paste & leim überpinselt: aber die narbe setzt die differenz zwischen blut & fleisch, paste & leim, zwischen der leere & der fülle, zwischen der voll-gestellten leere & der gelee(h)rten fülle ...»
(Brief an Delahaye, Herbst 1874) (2)



in Harar, 1883

«Nun, am wahrscheinlichsten ist wohl, dass man dahin kommt, wohin man nicht im geringsten kommen möchte, dass man das tut, was man nicht im geringsten tun möchte, und dass man ganz anders lebt oder sterben wird, als man sich gewünscht hätte, und keinerlei Hoffnung haben kann, einmal dafür entschädigt zu werden.»
(Brief an Delahaye, 1886) (1)

schlaf, nach einem kleinen Umweg über Marseille und Rom, bereits im September an. Das Jahr darauf vagabundiert er von Hamburg bis Italien (über den Gotthard bei Schnee und Eis), fährt nach Alexandria, verewigt sich in grossen Lettern auf einer Säule des Tempels von Luxor (da dieser damals noch nicht ausgegraben war, steht sein Name nun turmhoch über den neueren Kritzeleien) und jobt schliesslich als Bauaufseher in Zypern. Von dort kommt er im Mai 1879 nach Hause, um einen Typhus auszukurieren. Nach einigen Anläufen, wieder nach Afrika zu kommen, landet er im Frühling 1880 wieder in Zypern und verdingt sich im Juli für eine Kaffeehandelsfirma nach Aden.

Der Kaffee kam schon damals aus Äthiopien, und dort verbringt Rimbaud auch die meisten der nächsten Jahre. Er ist kaufmännisch nicht sehr geschickt, und wie alle älter werdenden Hippies träumt er vom grossen Geld, das er möglichst auf einen Schlag machen will. Nachdem sein Büro in Harar ausgerechnet jenes Haus war, in dem später Haile Selassie geboren wurde, versucht er sich als Waffenschmuggler, da gerade der Abessinier Menelek das heutige Äthiopien zusammenerobert. Irgendwann hatte er sich mit Syphilis angesteckt, was ihn nicht gerade umgänglicher machte. Wenn er einige Pfeifen geraucht hatte, soll er ein umwerfend charmanter Gastgeber gewesen sein, doch auch das Gegenteil wird berichtet, Beleidigungen, die seiner Jugendzeit alle Ehre gemacht hätten.

In Frankreich hatte mittlerweile Verlaine seine Gedichte neu herausgebracht und den Erlös ohne schlechtes Gewissen in die eigene Tasche gesteckt. Rimbaud wurde gelesen und das Idol all der Aufsässigen, die gerade geboren waren, als er zu schreiben aufhörte. Und Verlaine nährte die Legende, Rimbaud sei längst verstorben, bis ein Literatur-Redakteur die Mutter Rimbauds aufspürte und die Adresse bekam. Doch Rimbaud beantwortete die Briefe und Einladungen nicht.

Im Februar 1891 spürte er im Knie stechende Schmerzen, die er zunächst für Rheumatismus hielt. Als sich ein dickes Geschwür bemerkbar machte, versuchte er, der Sache mit Härtetraining beizukommen. Als die Schmerzen unerträglich wurden, liess er sich Anfang April in einer qualvollen Tour an die Küste tragen und nach Aden einschiffen. Die dortigen Ärzte erkannten seinen Zustand für hoffnungslos und liessen ihn, da er aus vielen Waffenschiebereien genügend Geld hatte, nach Marseille einschiffen, wo ihm das Bein amputiert wurde. Die nächsten Monate waren ein grauenvoller Todeskampf, verschärft durch die Bekehrungsversuche seiner Schwester, denen er schliesslich des lieben Friedens willen nachgab. Krebs nimmt in seinem Alter immer einen schnellen Verlauf, und nach der Krankengeschichte ist anzunehmen, dass Rimbaud an einer damals Sarkom genannten Abart litt.

Am 10. November starb er, siebenunddreissig Jahre und 21 Tage alt.

Über Rimbauds Bedeutung für die moderne Lyrik braucht hier nicht gesprochen zu werden. Für die Vertreter ästhetischer Verlogenheiten war es immer bequem, dass seine Werke von einem Jungen zwischen sechzehn und neunzehn geschrieben wurden, und so konnten sie alle, die lieber gleich «entartet» gesagt hätten, als spätpubertäre Ausflüsse eines auch sonst bedenklichen Charakters abtun.

Rimbaud nahm Haschisch, lebenslänglich und über längere Zeiträume in einem Übermass, aber er hat sich kaum über seine Beziehung zur Droge geäussert. Er sagte, sie sei Teil seiner «programmatischen Verwirrung» und er sagte, er würde sie benutzen «wie Merlin die Magie» Er nahm die Sache also nicht als eine Sensation, um danach über Trips berichten zu können, sondern als Treibmittel. Nur Moralisten mögen fragen, ob ein Künstler das denn nötig hätte.

Die Literaturgeschichte will ihm noch immer nicht verzeihen, dass er plötzlich schwieg. Hat ihn die Muse verlassen? War er ausgebrannt? Ein Komet am Dichterhimmel? Vielleicht sind solche Fragen irreführend. Rimbaud erwähnt einmal, Dichtung habe ihm «nichts mehr gebracht». Was er wollte, verschweigt er. Sein Lebenslauf ähnelt dem vieler Freaks, und eine Etappe davon war er einer der begnadetsten Dichter.



Rimbaud mit einer abessinischen Harfe. Zeichnung von Isabelle Rimbaud

Es sollte noch schlimmer kommen: Hinter meinem Rücken, d.h. wenn ich tot bin, wollen sie mich auf christlich schminken. Auf dem Krankenlager wird bereits alles vorbereitet. Meine letzten Visionen sind für sie nur reines Engelsgeklingel. Sie fahren einen ganzen Stosstrupp von Sedativa auf, um das aus mir herauszubekommen: sie lassen mich nach der Letzten Ölung winseln. Alles, was nicht nach purem Weihrauch riecht, versuchen sie gleich zu verstecken.

Dann werden sie noch dreister: «Mr Rimbaud, bremsen Sie Ihre Glossolalien. Diagnose: überhöhter Genuss von Absinth und Haschisch. Wir wissen, wo und wie Sie verkehren!»

(letzter Brief an Delahaye, 1891) (2)

Ich will, dass man mir ein Grab verehrt, kalkweiss, mit Ornamentlinien aus Zement – und sehr tief unter der Erde.
Ich vergrabe mich in meine aufgestützten Ellbogen.
Voll angestrahlt von der Lampe liegen diese Zeitungen, diese Bücher, in denen ich Dummkopf immer wieder herumblättere – ohne jegliches Interesse.
Über meinem unterirdischen Gemach geht es noch unendlich weit in die Höhe, bis die Häuser sich aufpflanzen und all die Ausdünstungen Platz nehmen.
Roter und schwarzer Schlamm.
Eine mordsmässige Stadt, in ewige Nacht getaucht!
Nicht ganz so hoch, da fliessen die Abwässer.
Zu den Seiten hin: nichts als die Mächtigkeit des Erdballs.
Vielleicht noch: Schlünde aus Azur, Feuerbrunnen.
Und hier in diesen Gegenden treffen sich ja vielleicht
Monde und Kometen, Meere und Fabeln.
In bitteren Stunden, da denke ich mir Saphirkugeln herbei, Kugeln aus Metall. Ich bin Meister des Schweigens.
Sollte sich denn wirklich der Ein-Druck eines Kellerlochs im Winkel des Gewölbes verlieren?

(Illuminations, 1874) (2)

(1) Enid Starkie, Das trunkene Schiff, übers. Margarete Montgelas, Hamburg 1963)

(2) Das poetische Werk 1 & 2, übers. Hans Therre und Rainer G. Schmidt, München 1979, 1980)

Décadence

Die Geschichte unserer heutigen Medizin begann im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts. Am Anfang standen Entdeckungen für die Diagnostik – von den Bakterien angefangen –, und in immer schnellerem Tempo wurde therapeutisches und chirurgisches Neuland erobert. Parallel dazu entstand das medizinische Drogenbewusstsein, das heute noch weitgehend gilt. Beispielsweise bedurfte es des Morphins, um die Wirkung des Opium als eine (potentiell) hochgradig giftige und schwer suchtpotente zu definieren. Natürlich war beides schon vorher bekannt; die chemische Konzentration jedoch warf auf diesen Aspekt ein so grelles Schlaglicht, dass er nun *vor allem* gesehen wurde. Und dabei wurde vor allem in der Literatur der älteste Grundsatz der Medizin vergessen, «dosis facit venenum»: Die Menge macht das Gift.

Parallel dazu verläuft die Entwicklung, sich auf den berauschenden Nebeneffekt von Heilmitteln zu konzentrieren und diesen Rausch als einen negativen Effekt zu sehen. Davor war dies keine Frage der Medizin. Seit den Schamanen galt der Rausch als ein Aspekt der Heilung, und auch in der säkularisierten Medizin war er eben eine Wirkung des Medikaments, keine Nebenwirkung. Hier begann erst Louis Lewin zu unterscheiden. Zweifellos war dies nötig, doch das Problem der ersten Stunde dieser Debatte war, dass sie unter den Vorzeichen der viktorianischen Moral geführt wurde, und plötzlich wurden damit Drogen auch ein moralisches Problem mit Entweder-oder-Kategorien.



APG 1918, Zeichnung von Egon Schiele

«Weisst du, was ich will?» Er muss einen rohen Spass machen, um diese zitternde Stimmung wegzubekommen.

«Malwa.»

«Ah.» Ruth wandte sich unwillig ab. «Dumme Witze.»

Roland ging ärgerlich über sich im Zimmer auf und ab.

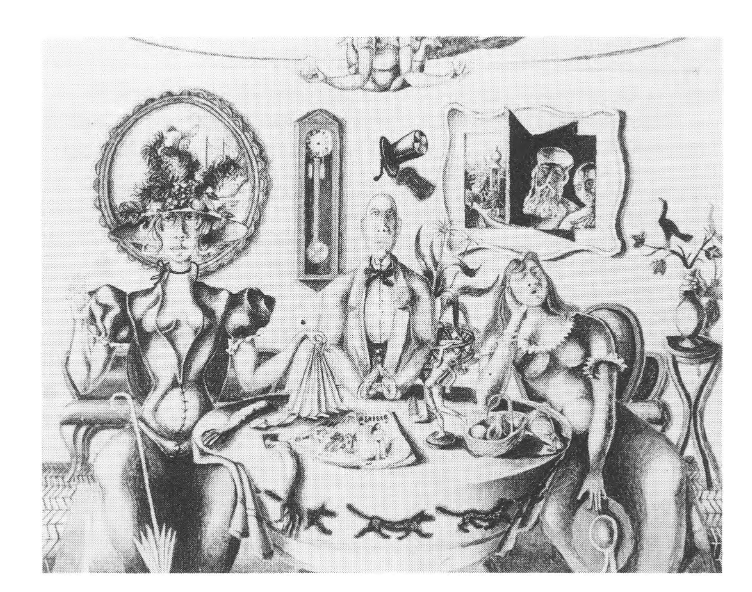
Ruth spielte mit einem Bleistift.

«Malwa», begann er endlich, «ist mir jetzt nicht der Name eines Mädchens, sondern das Symbol für jenes Ding, das ich statt des Glücks begehre. Eine Bezeichnung für jene Haschischsituationen, die uns nach kurzem seligem Vergessen wieder unser Ich zurückgeben. Denn das will ich immer wiederhaben. Glaubst du ... dass ich Malwa liebe?»

«Warum nicht?» meinte Ruth und drehte sich nach ihm um.

«Nein», sagte er ihr direkt ins Gesicht.

«Nein?» wiederholte sie, fast erschreckt, und bog das ‹Nein› mit ihrer Stimme auf.



Albert Paris Gütersloh: Das Wartezimmer des Irrenarztes, Gouache 132:170 mm, 1954

Es ist einer der grossen Glücksfälle meines Lebens, dass ich Albert Paris Gütersloh noch persönlich und sogar näher kennenlernen durfte. Er war damals bereits – so der Titel eines seiner Bücher – «eine sagenhafte Figur», einer der grossen Dichter, Rektor der Kunstakademie, unter der Nazis mit Berufsverbot belegt ... mehr noch: erste Malversuche im Atelier von Gustav Klimt, enger Freund Egon Schieles, Arnold Schönbergs und Franz Kafkas, Schauspieler bei Max Reinhardt ... er war einer, der dabei war in jener ausklingenden Zeit des Jugendstils, der gerade wiederentdeckt wurde, und er war nicht nur dabei, sondern gehörte zum Kern der Szene. Und er war kein Veteran, sondern immer jung geblieben. Seine Klasse als Professor für Malerei führte er so erfrischend antiautoritär, dass dabei die verschiedensten Stile herauskamen (und heute noch miteinander im Clinch liegen), von Abstrakten, die ich lieber vergessen will, über die auch schon verflossene «Wiener Schule des phantastischen Realismus» bis zu so gewichtigen Einzelerscheinungen wie Alfred Hrdlicka. Ich selbst durfte mit dem alten Herrn ein- bis zweimal die Woche frühstücken, im Café Museum, wo er verkehrte, seit es um die Jahrhundertwende von dem Avantgarde-Architekten Adolf Loos eingerichtet und damit zum Treffpunkt der Avantgarde geworden war. Diese Einladungen waren für mich Überlebenshilfe, denn ich hatte damals nichts zu beissen, und ich danke ihnen sehr viel mehr.

Als ich meine Bekanntschaft mit Hanf machte, unterhielten wir uns auch darüber, und APG schmunzelte. «So haben wir alle einmal angefangen. Jeder hat sich das ganz Besondere dabei erwartet, bis es etwas Normales wurde.»

Wie bitte? Und wer alles?

Der alte Herr verstand nicht, was da so sensationell sein sollte. «Das war ganz normal damals, nicht nur in unseren Kreisen. Es hatte keine weitere Bedeutung – eine angenehme Erholung, ein Spaziergang der Phantasie am Abend, ein etwas meditativer Zustand. Das galt als nichts besonderes, und damals war das ja überall frei erhältlich. Klimt zum Beispiel hatte in seinem Atelier immer einige Mädchen, alles Töchter aus besseren Familien, nackt natürlich. Die kamen gerne, das war für sie ein Freiraum, und Klimt zeichnete sie, mal die eine, mal die andere, was sich so ergab. Gelegentlich wurde ihm das im Atelier etwas zuviel. Er war ja auch sinnlich, aber nicht, wenn er arbeitete. Da sass er manchmal im Garten vor dem Atelier, rauchte eine kleine Pfeife, einige Züge nur, und nach einer Weile begann er, auf und ab zu gehen wie ein Tiger. Da wusste jeder, dass er nun nicht mehr gestört sein wollte. Dann zeichnete er auch drei, vier Stunden konzentriert durch, ohne ein Wort zu sagen.»

Nein, es sei Unsinn, nach den Spuren der Sache suchen zu

«Ja ... dann ... warum?» Ruth stand auf und reckte sich in ihrer ganzen mageren, sehnsüchtigen Grösse.

Doch blieb sie vor ihrem Stuhl stehen.

Er lehnte mit dem Rücken an der Tür.

Tief im Dunkel.

So blieben sie einander gegenüber.

«Ungefähr vor einem Jahr begann ich mit dir jenes ernste Spiel, das ich jetzt noch mit dir spiele. Ich kannte dich als stummes, sehnsuchtsloses, unentwikkeltes Kind. Du lebtest von Reflexen, gabst nichts von dir, keinen Schrei, kein Wort, das sich plötzlich aus blutenden Tiefen losgerissen.

Mich zuckte es da in den Händen.

Jener Zwang kam über mich, der mich keine Klaviatur sehen lässt, ohne dass ich nicht einen Ton hineintippe. Obwohl ich nicht Klavier spielen kann. Oder vielleicht gerade deswegen.

Mir ist nichts lieber als der Mensch.

Der Mensch, den ich formen kann nach meinem Bild.»

(Albert Paris Gütersloh, Die tanzende Törin, Wien 1910)



APG 1953

wollen. «Auch die Erlebnisse, wenn man dabei welche hat, werden ja ein Teil der Gesamtpersönlichkeit und fliessen gewissermassen immer mit. Sicherlich, auf manchen meiner Bilder kann ich durch eine bestimmte Farbigkeit erkennen, dass ich damals, nun ja, Haschisch geraucht hatte. Aber diese Farbigkeit, die ich dabei sah, wirkte sich ja auf alle meine Bilder aus. Welches ich nun genau meine, wird kein Aussenstehender erkennen – die Erfahrung ist intim und wirkt lange. Es fallen ja nur die Extreme auf – wer damit nicht umgehen kann oder wer damit angeben will, wie Meyrink, der natürlich eine Sensation haben musste.»

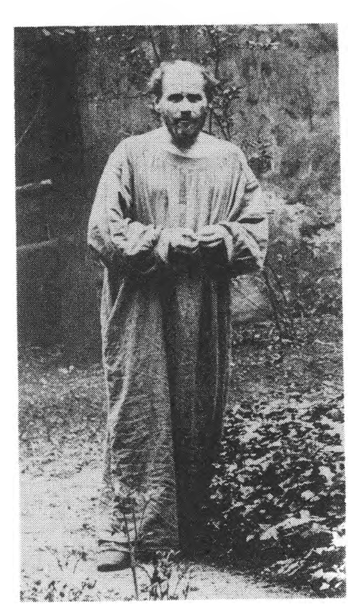


Gustav Klimt, Akt 1910

Aber die Sache hatte doch einen dubiosen Ruf?

«Natürlich, und das war für viele von uns der allererste Reiz. Aber nur der allererste. Dann begriff man dieses Mittel, und wer Geschmack gefunden hatte, blieb dabei. Da sollen sich von mir aus Detektive damit befassen, wer wann und wer ab wann nicht mehr. Wir haben ja nicht Haschisch beschrieben oder gemalt, sondern unsere Zeit und was uns dabei auffiel. Unsere Betrachtungsweise konnte davon beeinflusst werden, aber wir wären schlechte Künstler, hätte sich dadurch unsere persönliche Handschrift verändert.»

Ich überlegte schon damals, ob es möglich sei, eine Kulturgeschichte der Droge zu schreiben.



Klimt vor seinem Atelier in der Josefstädterstrasse in Wien (1912/14)

«Ich glaube nein», sagte APG. «Bei Drogen, die einen eindeutigen Einfluss auf die Persönlichkeit haben, Morphium beispielsweise, halte ich es für möglich. Bei anderen Dingen, wie eben auch beim indischen Hanf, muss das immer Stückwerk bleiben. Auch bei Alkohol – man könnte über Weinbau schreiben, über die verschiedenen Alkoholika und ihre Geschichte. Man könnte über Trink-Rituale schreiben und über Trinker, die damit nicht zurande kamen. Man könnte, wie sich das für Kulturgeschichten gehört, über exemplarische Kulturfälle schreiben, aber das Wesentliche entzieht sich der Beschreibung: die Millionen, die damit ganz einfach und natürlich leben, wo es einfach ein Teil der Kultur ist und nicht kulturprägend. Eine Kulturgeschichte der Rauschgewohnheiten würde doch immer dahin tendieren, dem Rausch eine zentralere Stelle einzuräumen als ihm gebührt. Jeder aus meiner Generation hat seine Bekanntschaft mit Haschisch gemacht, und wenn ich durch die Akademie gehe und schnuppere, bin ich sicher: auch jeder aus meiner Klasse zumindest. Sind wir deswegen alle Hasch-Künstler? Das wäre doch lächerlich. Ich glaube, man sollte nicht zuviel Sensation um die Sache machen, auch nicht von staatlicher Seite – das wäre eine unnötige Dramatisierung, die höchstens zu verwirrenden Missverständnissen führen würde und Probleme schaffen, wo von sich aus gar keine oder nur minimale entstehen könnten.»

Herr Meyrink geht auf die Magical Mystery Tour, um 1913

Da mich, obwohl ich keine Toxikologe bin, noch auch zu werden gedenke, gerade die Art solcher Halluzinationen lebhaft interessierte, beriet ich mich – ich glaube, es war im Jahre 1894 – mit einem befreundeten Arzt in Prag und beschloss, zuerst einmal mit dem allgemein bekannten Haschischextrakt einen Versuch zu machen. Ich nahm auf seinen Rat hin einige Gramm *Tinctura cannabis indicae,* worauf mir prompt übel wurde. Dasselbe Phänomen wiederholte sich wohl ein dutzendmal. Ich schloss daraus, dass hier wieder einmal die moderne Pharmazie einen Wechselbalg geboren hat, dem sie als Würde einen wunderschönen Namen in die Wiege legte. Höhnisch grinsend bestätigte mir das ein arabischer Tabakhändler, als ich ihm mein Leid klagte. Ich hatte ihn zufällig in einem Eisenbahnkupee kennengelernt und mir sein Wohlwollen durch Kauf von tausend Zigaretten zugezogen. Im Lauf des Gesprächs erfuhr ich von ihm, dass echter Haschisch, wie er im Orient gebraucht wird, um Ekstasen religiöser Art hervorzurufen, auf besondere Weise hergestellt werden müsse. Er versprach mir, aus Kairo eine bestimmte Menge zu schicken. Auf meinen Einwand, es würde schwer sein, Haschisch über die Zollgrenze zu schmuggeln, lächelte er still. – Nach einigen Monaten kam der Haschisch richtig an: er war in ein Schnupftuch eingewickelt, das in einem Kistchen mit Holzkohlenpulver versteckt lag. Die Zollbehörde liess das Paket durch, nachdem sich ein Beamter fluchend die Finger beim Durchsuchen an dem Kohlenpulver schwarz gemacht hatte. – «Dreissig Gramm willst du von dem Zeug einnehmen?», fragte mich mein Freund, der Arzt, als ich ihm sagte, soviel habe mir der Araber als unbedingt erforderlich angegeben; – «bestell dir dann aber sogleich einen Sarg, ehe es zu spät ist!» – Ich wurde unsicher: hatte ich mich verhört? Ich suchte, mir ins Gedächtnis zurückzurufen, was mir der Araber geraten hatte: – «Sie müssen dreissig Gramm in schwarzem Kaffee auflösen und dann trinken. Dabei müssen Sie einen Bambusstab in die Hand nehmen: wenn der Keph (Rausch) eintritt, werden Sie die Empfindung bekommen, der Stab sei eine Leiter. Auf diese Leiter müssen Sie hinaufklettern ...» Ich fragte: «Wohin komme ich dadurch?» – «In den Himmel!» war die schlichte Antwort gewesen. – Dreissig Gramm? In den Himmel? Hm! – die Sache kam mir jetzt, wo mich der Arzt gewarnt hatte, äusserst doppelsinnig vor, und ich entschloss mich daher, es lieber erst einmal bei zehn Gramm bewenden zu lassen.

... die Himmelfahrt findet trotzdem statt ...

Ich sah mich nämlich selbst aus einer Wolke gerinnen, nur trug ich nicht meine gewöhnlichen Kleider, sondern war in einen Asiaten, so schien es mir, verwandelt – in einen Mann mit einem runden spitzen Strohhut, wie ihn die Annamiten tragen, und einem Joch mit zwei Eimern daran auf den Schultern. Er war barfuss und in einen ärmlichen Anzug aus blauer verschossener Leinwand gehüllt: ein Wasserträger offenbar. Er begann die Lippen zu bewegen, und ich horchte gespannt, was er wohl zu mir sprechen würde. Ärgerlicherweise schlug da ein Satz, den einer der im Zimmer Anwesenden, ein Herr v. Unold, der Beamter bei der Kreditanstalt war, sagte, an mein Ohr und zerriss das Bild im Nu. – «So kommen wir nicht weiter!» hörte ich ihn reden, «glauben Sie nicht, dass Sie uns irgendeinen Beweis von Hellsehen geben könnten in Ihrem jetzigen Zustand?» – Ich sah den Sprecher an und wollte gerade erwidern: «Ich wüsste nicht, wie ich das anstellen sollte», da tauchte mit einem Male vor mir ein neues Bild auf, und zwar so scharf und deutlich, dass ich währenddessen fast vergass, wo ich mich befand: Ich sah meinen Freund Hans Ebner, der ebenfalls mit meinen anderen Gästen zu dem Haschisch-Experiment eingeladen, aber bis dahin noch nicht gekommen war, vor dem in Prag allgemein bekannten hohen Haus des Uhrmachers S. stehen; er blickte hinauf zu der über dem Dachgiebel hellbeleuchteten grossen Uhr. Ich sah mit ihm hinauf: die Zeiger wiesen auf zehn Minuten vor Zehn. Mein Freund trug einen schwarzen Havelock und in der Hand einen Stock mit einer silbernen Öse, durch die er den Daumen gesteckt hatte, den Stock auf diese Weise im Kreise wirbelnd. Ich erzählte, was ich sah, den Anwesenden. – «Da müsste Ebner etwa in einer Viertelstunde hier sein!» meinte Herr v. Unold. – «Nein, er besteigt soeben eine Droschke; er wird früher kommen», widersprach ich. Um mich zu prüfen, ob das Gesehene nicht wildgewordene Phantasie sei, bemühte ich mich sofort, das Bild zu verscheuchen und ein anderes beliebiges an seine Stelle zu rükken, aber so sehr ich mich auch bemühte, es ging nicht! Ich verfolgte den Weg der Droschke bis fast vor mein Haus, und wenige Minuten darauf betrat Ebner mein Zimmer; er trug den von mir gesehenen Mantel und den Stock, den ich früher nie bei ihm erblickt hatte. Er wurde genau verhört, und es ergab sich, dass alles bis aufs Haar genau stimmte, was ich gesehen hatte. – Ein Zufall lässt sich als Lückenbüsser demnach in keiner Weise einschieben! Auch die Einzelheiten, deren Schilderung hier zu weit führen würde, liessen keinen Zweifel mehr zu. Im Verlauf der anschliessenden Erörterungen kam Herr v. Unold auf den Einfall, mich auf Hellsehen zu prüfen, was das *zeitliche* und nicht

das räumliche Moment betraf. «Stellen Sie sich einmal vor», redete er mich an, «es wäre heute nicht Samstag abend, sondern etwa elf Uhr vormittag am kommenden Dienstag! Gehen Sie einmal unter dieser Voraussetzung in den Flureingang der österreichischen Kreditanstalt auf dem ‹Graben›; dort hängt eine schwarze Tafel, nicht wahr?» – «Ja, ich weiss; ich sehe sie überdies deutlich vor mir», sagte ich. – «Nun, da wird bald ein kleiner Junge vom obersten Stock herunterkommen und die Kurse auf die Tafel schreiben!» fuhr Herr v. Unold fort, «können Sie die Kurse lesen?» – Sogleich sah ich den kleinen Jungen mit Kreide grosse Ziffern auf das schwarze Brett malen. Nacheinander liess sich Herr v. Unold von mir die Kurse nennen, die ich sah, und notierte zwanzig Zahlen. – «Nordböhmische Kohlen», diktierte ich geradezu gelangweilt, «Nordböhmische Kohlen-Aktien: 414!» – «Dummes Zeug!» murmelte Herr v. Unold, «heute abend wurden sie noch mit 394 aus Wien gemeldet; ein so stilles Papier wie Nordböhmische Kohlen kann doch über zwei Feiertage nicht um dreissig Gulden steigen!»

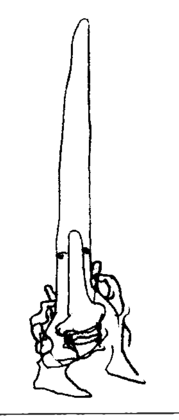
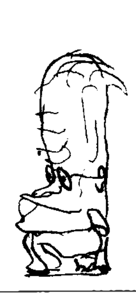
Das Merkwürdigste war: am Dienstag um elf Uhr, als die Kurse von der Wiener Börse gemeldet wurden, da ... stimmten von den zwanzig Zahlen, die ich «gesehen» hatte, sechzehn. Die Nordböhmischen Kohlen-Aktien standen buchstäblich 414!!! – Nur vier Kurse stimmten nicht! Sie betrafen Wertpapiere, die ... ich selber besass!! – ich hatte die Kurse viel zu hoch angegeben. Offenbar hatte ein unbewusster Wunsch in mir das Hellsehen getrübt.

(Gustav Meyrink, Das Haus zur letzten Latern, München 1979)

Strange days, gegen die Jahrhundertwende in München ...

«Mit noch übervollem Herzen schweifte ich in der Stadt umher und betrat abends ein Varieté, denn ich suchte eine gleichgültige und doch geräuschvolle Umgebung, um einen inneren Druck, der immer heftiger wurde, auszugleichen. Es ereignete sich dort etwas seelisch sehr Merkwürdiges und für mich Entscheidendes, das ich heute noch nicht ganz verstehe, obwohl ich sehr viel darüber nachgedacht habe. Wie nämlich das kleine Orchester mit dem Spiel begann, erschien mir auf einmal meine ganze Umgebung klarer und schärfer, wie in einem anderen Licht. In den Gesichtern der Umhersitzenden sah ich auf einmal eigentümlich Tiermenschliches; alle Geräusche waren sonderbar fremd, von ihrer Ursache gelöst; es klang mir wie eine hohnvolle, ächzende, dröhnende Gesamtsprache, die ich nicht verstehen konnte, die aber doch deutlich einen ganz gespensterhaften inneren Sinn zu haben schien. Ich wurde traurig, obgleich mich ein sonderbares Wohlgefühl durchzuckte, und dachte wieder an die Klingerblätter, wobei ich überlegte, wie ich nun wohl arbeiten würde. Und da überkam mich auf einmal ein ganzer Sturz von Visionen schwarz-weisser Blätter – es ist gar nicht zu schildern, was für einen tausendfältigen Reichtum mir meine Einbildungskraft vorspiegelte. Ich verliess rasch das Theater, denn die Musik und die vielen Lichter störten mich jetzt, und irrte ziellos in den dunklen Strassen, dabei fortwährend überwältigt, förmlich genotzüchtigt von einer dunklen Kraft, die seltsame Tiere, Häuser, Landschaften, groteske und furchtbare Situationen vor meinen Geist hinzauberte. Ich fühlte mich in meiner verwunschenen Welt unbeschreiblich wohl und gehoben, und als ich mich müde gelaufen hatte, betrat ich einen kleinen Teesalon. Auch hier war alles durchaus ungewöhnlich. Gleich beim Eintritt schien es mir, als wären die Kellnerinnen Wachspuppen von weiss Gott welchem Mechanismus angetrieben und als hätte ich die wenigen Gäste – die mir aber geradezu unwirklich wie Schatten vorkamen – bei satanischen Geschäften überrascht. Der ganze Hintergrund mit der Spielorgel und dem Büfett war verdächtig, erschien mir wie eine Attrappe, welche nur das eigentliche Geheimnis – vermutlich eine trüberleuchtete, stallartige, blutige Höhle – verbergen sollte.

Was ich von diesen Vorstellungen, die verblüffend leicht wechselten, während ich selbst mich ganz passiv verhielt, festhalten konnte, zeichnete ich mit wenigen, markierenden Strichen in ein Notizheft. Noch auf dem Heimweg dauerte dieser innere Auf-


Fritz von Herzmanowsky-Orlando: Haschisch-Männchen, Bleistift-Zeichnung um 1919

ruhr an, die Augustenstrasse schien von selbst zusammenzuschrumpfen und ein Gebirge in ungeheurem Ring um unsre Stadt zu wachsen. Zu Hause sank ich wie ein Toter ins Bett und schlief fest und traumlos bis gegen den Abend des nächsten Tages.»

... und im Sommer 1908

Ich sah zu meiner Freude, dass ich jetzt unvergleichlich viel sicherer zeichnete als in früheren Perioden. Aber die rechte Lust fehlte, und um dieser tristen Stimmung aufzuhelfen und vielleicht den nötigen Ruck wieder zu bekommen, reiste ich im Herbst mit meinem Freund Fritz von Herzmanovsky nach Oberitalien und Venedig. Ich gab mich allen Reiseeindrücken ganz wahllos hin und schon auf dem Heimweg – am Gardasee – spürte ich ein zitterndes Verlangen, mich wieder zeichnerisch zu betätigen; was es werden sollte, wusste ich selbst noch nicht, wollte auch noch gar nicht daran denken. Aber deutlich merkte ich, wie ich die ganze Umwelt mit neuen Augen ansah, wie ein innerer Glanz in mir lebendig wurde. Voll Eile und Sehnsucht kam ich zu Hause an. Als ich dann eine Zeichnung anfangen wollte, ging es absolut nicht. Ich war nicht imstande, zusammenhängende, sinnvolle Striche zu zeichnen. Diesem neuen Phänomen stand ich erschrocken gegenüber; denn, ich muss es wiederholen, ich war innerlich ganz und gar mit Arbeitsdrang gefüllt. Um nur etwas zu tun und mich zu entlasten, fing ich nun an, selbst eine abenteuerliche Geschichte auszudenken und niederzuschreiben. Und nun strömten mir die Ideen in Überfülle zu, peitschten mich Tag und Nacht zur Arbeit, so dass bereits in zwölf Wochen mein phantastischer Roman ‹Die andere Seite› geschrieben war. In den nächsten vier Wochen versah ich ihn mit Illustrationen. Nachher war ich allerdings erschöpft



Alfred Kubin 1903

und überreizt und machte mir bange Gedanken über dieses Wagnis.

(Alfred Kubin, Vorwort zur 4. Auflage von Die andere Seite, München 1928)

Eine nie empfundene Leichtigkeit war in mir, ein süsslicher matter Duft drang aus meinem Innern herauf, meine Gefühle waren von Grund aus verwandelt, mein Leben war nichts als ein schwaches Flämmchen. Schlief ich vielleicht? – Wachte ich? – War ich tot? Von ferne hörte ich ein paar leerklingende Rufe, wie helle gebrochene Akkorde.

Die Stadt Perle stand am alten Fleck. – Aus dem Palaste trat Patera, atmete tief und so geräuschvoll, dass ich es bis herauf hörte, streckte sich und wurde dabei immer grösser. Schon war sein Kopf bis in meine Höhe gewachsen, er hätte den ganzen Palast als Schemel benutzen können. Seine Kleider waren geplatzt und von ihm abgefallen. Sein Gesicht bedeckten die lang herabfallenden Lokken. – Mit den ungeheuren Füssen schob er die Strassen auseinander und beugte sich über den Bahnhof, wo er nach einer Lokomotive griff. Darauf blies er wie auf einer Mundharmonika, wuchs aber zusehends immer nach allen Seiten, so dass ihm sein Spielzeug bald zu klein wurde. Da brach er den grossen Turm ab und schmetterte damit entsetzliche Drommetenstösse gegen den Himmel, schrecklich war sein nackter Leib anzusehen. Jetzt entwickelte er sich ins Grenzenlose, grub einen Vulkan aus, an welchem noch ein schneckenförmig gewundener Granitdarm der Erde hing. Dieses gigantische Instrument setzte er an seine Lippen – es dröhnte, dass das Weltall erzitterte. Längst war die Stadt unter seinen Füssen verschwunden. Aufgerichtet stand er da, seine oberen Körperteile reichten in die Wolken, sein Fleisch war wie aus Hügeln zusammengesetzt. – Er schien von Wut erfüllt! In der Ferne sah ich ihn niederknien, Vogelscharen fingen sich in seinem langen Haar. Er watete in ein Meer, das ihm kaum bis zu den Hüften reichte, aber austrat und die ganze Erde überschwemmte. Mit seinen ungeheuren Armen ruderte er in den Gewässern und fing Schiffe und zappelnde Meerungeheuer. Zerquetscht warf er alles wieder von sich. Er zertrat die



Alfred Kubin: Bergstadt am Balkan, Federzeichnung um 1920, Detail

Gebirge, die wie Lehm aufspritzten, grosse Ströme ergossen sich in seine Fussstapfen. Er wollte alles vernichten. Bis in die entferntesten Berghütten spritzte er seinen siedenden Harn, dass die nichtsahnenden Bewohner, von dem Dampfe verbrüht, umkamen.

Mit aller Kraft schlug er sich auf die Brust, es klang wie ein stählernes Schallbecken, das Gedröhne betäubte mich fast. Dann schmolz dieses Ungeheuer schnell zusammen, nur sein Geschlecht wollte nicht kleiner werden, und schliesslich klebte er wie ein unscheinbarer Parasit an einem über alle Möglichkeit grossen Phallus. – Dann fiel der Parasit wie eine vertrocknete Warze ab, gleich einer ungeheuerlichen Schlange kroch das fürchterliche Glied über die Erde, wand sich wie ein Wurm und verschwand, kleiner werdend, in einem der unterirdischen Gänge des Traumstaates.

Irgendwo splitterte etwas – ich hörte Klumpen fallen –. Weiche knochenlose Massen entstanden, weiblich im Ausdruck. Es durchpeitschte sie ein intensiver Formungsdrang; prickelnd glühten Lichtpunkte auf, tausend Harmonien durchfuhren die Räume. Diese wieder flossen ineinander zu einem unteilbaren, wässerigen, leuchtenden Schleim. – Wo eben noch ein Meer gerauscht hatte, gefror eine Eiskruste, die zerplatzt, geometrische Figuren nach allen Seiten warf.

Eine sanfte, selige Schwäche durchstrahlte die Welt. Aus einem matten Verstehen wurde eine Kraft, eine Sehnsucht. – Es war eine ungeheure, selbstverständliche Kraft – es wurde dunkel –. In klaren, regelmässigen Schwingungen versank das All in einen Punkt.

Ich wusste nichts mehr.

(Alfred Kubin, Die andere Seite, München 1909)

1958, ein Jahr vor seinem Tod, hatte ich zu diesem Thema auch eine Unterhaltung mit dem Zeichner Alfred Kubin. Er hatte, 1877 geboren, eine schwierige Jugend, zu der auch ein grotesk-tragikomischer Selbstmordversuch und, mit zwanzig, ein vollständiger Nervenzusammenbruch gehörte. Mit einundzwanzig begann er seine Ausbildung als Zeichner in München. Gegen seine «depressiven Nervenkrämpfe» hatte ihm sein Arzt eine selbst komponierte Medizin mit einem hohen Anteil Cannabis-Tinktur verschrieben, von der Kubin «meist wesentlich mehr nahm als vorgeschrieben».

«Ich wusste damals nichts über den indischen Hanf, und ich weiss eigentlich auch heute noch nicht, wieweit diese Vision damit zusammenhängt, die ich an einem Abend kurz vor der Jahrhundertwende hatte. Ich hatte allerdings am Nachmittag ein ganzes Fläschchen der Medizin genommen und besorgte mir zwei Tage später ein neues.»

In den folgenden Monaten entstanden hunderte Zeichnungen visionärdämonischen Inhalts, immer wieder von «Wunderräuschen» neu angefeuert, von denen aber keiner mehr die Wucht des ersten hatte. Über die Mengen an Medizin, die er während dieser Zeit zu sich nahm, wusste Kubin nicht mehr genau Bescheid: «Ich glaube, ich nahm ziemlich konstante Dosen, wenn auch stets über der Verschreibungsmenge, aber es kann auch sein, dass ich gelegentlich wesentlich mehr nahm. Ich beachtete das nicht so, da ich die Medizin mit meinen Traumgeschichten in keinen direkten Zusammenhang brachte. Ich sprach ja auch nicht mit dem Arzt über meine Visionen.»

Von 1902 an wurde Kubin immer bekannter, und in diese Zeit fiel auch seine Bekanntschaft mit Haschisch. «Ich lernte es durch Fritz von Herzmanowsky-Orlando kennen, der etwas aus Prag mitgebracht hatte. Der hat sich ja sein Leben lang damit gespielt.» Das Werk Herzmanowskys wurde erst in den letzten dreissig Jahren entdeckt – skurril versponnene Zeichnungen und verkauzte Romane voll abgründigen Humors, die der Dichter allerdings in einem wahren Chaos von Zettelkästen verborgen hielt, in denen auch eine Reihe fragmentarischer Theaterstücke schlummerte. Er war von den «altösterreichischen Gestalten» zweifellos die verschrobenste, und da er gut geerbt hatte, konnte er sich auch das Leben eines Privatgelehrten leisten, der nur für seine verkauzten und chaotischen Hobbies lebte.

«Ich selbst konnte damit allerdings nicht allzuviel anfangen, da ich meine Medizin bevorzugte. Nun wusste ich allerdings, was sie bewirkte.»

Kubin hatte, was nach dem Verlauf seiner Jugend kein Wunder ist, kein Bedürfnis, ein «Freak» zu werden, sondern suchte Geborgenheit und «ordentliche Verhältnisse». Seine

erste Braut starb, worauf Kubin täglich bis zu zwei Fläschchen «seiner» Medizin konsumierte. Im Frühling darauf, 1904, lernte er die Schwester eines befreundeten Dichters kennen, jung verwitwet, und im Herbst gingen die beiden zum Standesamt. Zweifellos war Hedwig Kubin «der ruhende Pol», den er gebraucht hatte, und im Herbst 1906 kaufte er das Schlösschen Zwickledt, eigentlich nur ein grösseres Landhaus, wo er bis zu seinem Tode lebte. Der Tod seines Vaters im Spätherbst 1907 warf ihn noch einmal aus der geordneten Bahn – diesmal brauchte er nicht mehr die Ausrede einer Medizin, sondern besorgte sich eine Dauerverschreibung für Cannabis-Tinktur, die er bis zum Herbst 1908 in Mengen nahm, dass schon seine wenigen Freunde besorgt waren.

«Nachdem ich *Die andere Seite* geschrieben hatte, liess ich die Finger davon. Die starken Träume wurden mir unheimlich. Später habe ich nur noch gelegentlich davon genommen, aber nicht mehr, um mich zu betäuben. Auch Haschisch habe ich hin und wieder versucht, als Konfekt, aber ich kann nicht sagen, dass es mich sonderlich beeindruckt hätte.»

Die andere Seite gehört immer noch zu den bemerkenswertesten Phantastica der Weltliteratur. Vor allem im letzten Teil, einer Apokalypse, häufen sich Bilder, die Kubin damals sah, die später aber grauenvolle Wirklichkeit wurden.

«Ich habe nach 1945 viele Bilder gesehen, die ich davor schon in dem Buch geschrieben habe. Aber ich weiss nicht, was damals mit mir war. Ich stand, wie Herzmanowsky bei ähnlichen Gelegenheiten von sich sagte, ‹unter Diktat›. Ich weiss nicht, ob es die Medizin war oder ob das auch unabhängig von der Medizin stattgefunden hätte. Von so Dingen wie Hellsehen unter Haschisch, was ja Meyrink behauptet hat, habe ich nie viel gehalten. Aber eine Magie mag da gewesen sein.»

Ein eigenartiger Abendglanz der nichtkriminalisierten Zeit des Hanfes sind die Versuche, die Ende der Zwanziger Walter Benjamin, Ernst Bloch und Ernst Joel in der Berliner Praxis von Fritz Fränkel unternahmen. Abgesehen von den «Versuchsprotokollen», die anzufertigen waren, standen die Sitzungen auch durch die Visionserwartung unter Leistungsdruck. Die Ergebnisse sind dementsprechend noch unergiebiger als die unter ähnlichen Voraussetzungen unternommenen Selbstbeobachtungen Baudelaires. Keiner der Teilnehmer kam auf die Idee, dass die doch ziemlich klinische Umgebung auch eine grosse Rolle spielen könnte. Aber so ähnliche «Selbstversuche» wurden auch noch lange nach dem zweiten Weltkrieg unternommen, und es ist eine erheiternde Vorstellung, dass hier nach Ergebnissen gesucht wurde, die einer grossen Menge Zeitgenossen, allerdings ohne wissenschaftlichen Scheinanspruch, längst bekannt waren.

Ernst Joel oder Fritz Fränkel: Protokoll vom 18. April 1931:

V. P. hat jetzt keinen Zweifel mehr an der Wirksamkeit des Präparats und äussert: «Die Firma Merck bewährt sich.»

...

«Es ist ein Gesetz: Eine Haschischwirkung gibt es nur, wenn man über den Haschisch spricht.»

Ernst Bloch: Protokoll zu demselben Versuch

Ich esse nichts. Energie des Schweigens bleibt. Energie des Fastens geht verloren, wenn man satt ist.

Der heutige Rausch verhält sich zum vorigen wie Calvin zu Shakespeare. Das ist ein Calvinistenrausch.

Jetzt bin ich in einem Zustand träger Sehnsucht, sinkender Sehnsucht. Es ist immer nur so ein zweideutiges Zwinkern von Nirwana herüber. Friedensallegorie, Schäferwelt taucht dumpf auf. Das ist alles, was übrig blieb von Ariel. Das misst am reinsten das Verhältnis der beiden Rausche.

Unterbrechung (ich nehme Kafkas «Betrachtung» als Unterlage). Benj[amin]: «Das ist die richtige Unterlage.» – Ich: «Eine vornehmere konnte man nicht finden.» – Benj[amin]: «Keine orientiertere.»

«Immer ein Haus mit so Linien und daran Leuchtergebilde (tiefer Seufzer). Leuchtergebilde erinnert mich sofort an etwas Sexuelles. Sexuelles muss ja anstandshalber sein.»

(Walter Benjamin, Über Haschisch, Frankfurt/M. 1972)

Es sind verschiedene Faktoren, die auf die Verbreitung einer Pflanze einwirken. In erster Linie wird die geographische Verbreitung durch das Klima und in zweiter Linie durch den Boden bedingt; aber auch die Anpassungsfähigkeit einer Pflanze und der Einfluss des Menschen auf ihren Anbau sind dabei nicht ausser acht zu lassen.

Nun ist aber der Hanf eine ungemein anpassungsfähige Pflanze, das beweist ja schon sein Vorkommen und Anbau in so verschiedenen Klimaten wie Zentralrussland und Italien, und es steht ausser aller Frage, dass der Hanf sich auch in Deutschland in ganz kurzer Zeit so weit akklimatisiert, dass er überall samenreif wird.

Dieser rein theoretischen Betrachtung gegenüber ist hervorzuheben, dass in der Praxis der Anbau der letzten Jahre bereits bewiesen hat, dass der Hanf in allen Teilen Deutschlands samenreif wird; sind doch im Jahre 1917 über 220 000 kg reife Samen geerntet und zum Wiederanbau verwandt worden.

Neben der Temperatur muss die Menge der Niederschläge in der Vegetationsperiode berücksichtigt werden. Auch in dieser Hinsicht stehen die einzelnen Gebiete Deutschlands nicht hinter den Hauptanbauländern Europas zurück.

Ganz besonders werden alle klimatisch ungünstigen Einflüsse in Deutschland viel leichter durch die hohe Kultur des Bodens und der Landwirtschaft überhaupt überwunden, als dies in Russland möglich ist, das unter keinem günstigeren Klima wie Deutschland produziert und doch das bedeutendste Hanfland der Welt ist.

Die Auswahl des Bodens

Für den Anbau von Hanf ist der beste Boden nicht zu schade. Leider wird in den Praxis häufig anders verfahren. Böden, auf denen weder Getreide noch Hackfrüchte fortkommen wollen, alte Wiesen, die an übermässiger

... um es nicht zu vergessen

Bis in die frühen Sechziger, also bis zum vorläufigen Endsieg der synthetischen Fasern auf petrochemischer Grundlage, spielte der Hanf auch in Mitteleuropa noch eine andere Rolle. Der Erste Weltkrieg hatte unter anderem das weltweite Wirtschaftssystem zusammenbrechen lassen, das in den vierzig Jahren davor entstanden war, und vor allem das Reich spürte schmerzhaft das Fehlen der gewohnten Importe. Es war eigentlich nicht anders als in unserem heutigen System: die Rohstofflieferungen und Halbfertigprodukte der «Billigländer», die damals noch Kolonien hiessen, waren ein fester Posten in der Kalkulation der Herrenvölker gewesen, und nun musste man notgedrungen wieder zur Selbstversorgung kommen. Die Deutsche Hanf-Bau-Gesellschaft war eine Regierungsgründung, deren vorrangige Aufgabe es war, die Industrie mit dem nötigen Rohstoff zu versorgen, wozu bis 1944 auch «indischer Hanf» für die Pharmazie gehörte. Doch auch der Anbau von Faserhanf zahlte sich für die Bauern aus, als wäre er für andere Zwecke gesät. Der chronische Devisenmangel der Weimarer Republik liess nur geringe Importe zu, und durchschnittlich 80 % des Faser-Hanf-Bedarfs sollten vom Inland erbracht werden, was bis auf 1928 und 1931, wo ein Grossteil der Ernte Unwettern zum Opfer fiel, auch gelang.

Schwieriger war die Situation für Österreich, das ja nach Clemenceaus berühmten Wort nur noch ein «Rest» der alten Monarchie war. Da die grössten Getreide- aber auch Hanfbauflächen nun in anderen Ländern lagen, erliess die Regierung 1919 eine Verordnung, die für Niederösterreich und die Steiermark Mindestanbauflächen bei Hanf festlegte. Davor hatten die Bauern natürlich auch ihre Hanffelder, aber nahezu ausschliesslich für den Eigenbedarf, was heute noch in manchen Tälern der Fall ist, wo sich noch nicht herumgesprochen hat, was für eine teuflische Pflanze das sei.

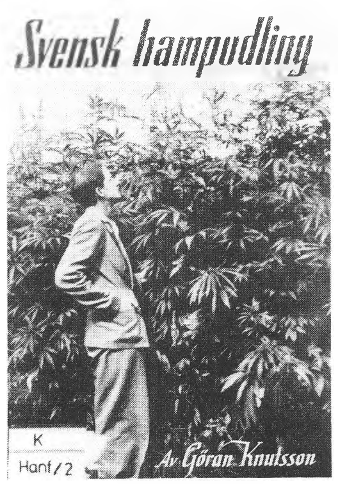
	1910 ha	1911 ha	1912 ha	1903–12 ha	1913 ha
Russland	653 000	624 000	606 000	686 000	597 000
Italien	79 000	75 000	85 000	80 000	87 000
Ungarn	63 000	62 000	60 000	65 000	49 000
Österreich	23 000	22 000	22 000	26 000	23 000
Frankreich	14 000	16 000	14 000	17 000	—
Serbien	15 000	16 000	—	14 000	—
Spanien	9 000	—	—	9 000	—
Rumänien	6 000	6 000	6 000	6 000	5 000
Bulgarien	3 000	3 000	—	3 000	—
Deutschland	—	—	—	—	600

Allerdings waren Fasern nicht das einzige, was die Pflanze lieferte. Da die Faserpflanzen stets vor der endgültigen Reife geerntet wurden und nur wenige bzw. minderwertige Samen brachten, wurde als Zwischenpflanzung auf Rübenfeldern oder am Rand der Hausgärten noch der Samenhanf oder «Vogerlhanf» gezogen. Das waren oft stattliche Bäumchen, in sonnigen Gegenden gut drei Meter hoch. Auch am Rand von Weingärten wurden sie oft gezogen, angeblich, um die Vögel von den Trauben abzuhalten, was jedoch nicht ganz stimmen kann, da auf die Trauben ganz andere Vogelarten scharf sind. Da dies noch in meiner Jugend üblich war, konnte ich auch beobachten, wie die Ernte vor sich ging. Sobald die Samen reif waren, wurden die Zweiglein abgeschnitten und in kleinen Bündeln «auf den Boden» gehängt, in den luftigen Speicher unter dem Dach. Darunter wurden alte Zeitungen oder Packpapier gebreitet, um beim Trocknungsvorgang keine Samen zu verlieren. Nach etwa vier Wochen wurden die Samen an einem Holzbrett «ausgeschlagen» oder mit einem Brettchen ausgedroschen und anschliessend in einem Sieb von anhängenden Blatteilen gereinigt. Danach wurden auch noch die Zweige «gerebelt», also die Blättchen zwischen zwei Fingern abgezogen. Waren sie wirklich trocken, zerkrümelten sie bereits unter der Hand und kamen in Holz- oder Blechdosen. War die Luftfeuchtigkeit zu gross gewesen, wurden sie in Leinensäckchen nachgetrocknet.

Und was geschah dann damit? Ein Teil diente der Hausmedizin. Vor allem bei Bronchialerkrankungen waren sie ein Zusatz zu den verschiedenen Tees, und ein Absud aus getrockneten Holunderblüten, Salbei und Hanfblättern wurde im Osten Österreichs bei Husten inhaliert.

Der Grossteil aber wanderte in die Pfeife des Hausvaters. Eigenbau-Tabak hatte immer schon eine schlimm teerige Qualität. Um sowas in die Lunge zu bekommen, wurde mit Hanf gestreckt, wozu gelegentlich einige zerkrümelte Brombeer- (Waldviertel) oder Holunderblätter (Mostviertel) kamen. «Kraut» hiess dieser zum Rauchen bestimmte Hanf und galt natürlich weniger fein als Tabak, und die alten Bauern meiner Jugend unterschieden sorgfältig zwischen Kraut und Tabak, mochte der auch noch so schlecht sein. Die Generation ihrer Söhne war da nicht mehr so pedantisch – für die mittlerweile auch schon Grossväter Gewordenen bedeutet Kraut auch schon «billiger Tabak».

Am weitverbreitesten war dieser Brauch im niederösterreichischen Waldviertel, einer Gegend armer Kleinbauern, die zusätzlich auf Heimindustrie wie Bandweberei, Korbflechterei und Seilerei angewiesen waren. Im Winter zogen die Männer mit ihren Produkten auf die Märkte ganz Ostösterreichs, was der Gegend den Namen Bandlkramerlandl (Bän-



Auch aus Schweden ist Gedeihliches zu berichten ...
(Broschüre des Landwirtschafts-Ministeriums, 1943)

Feuchtigkeit leiden und mit Akkerschachtelhalm statt mit Gras bestanden sind, Kiefernrodungen und Heideboden, Lehmstiche und Torflager sind keine geeigneten Objekte für Hanfbau, ihre Verwendung muss ein absolutes Misslingen nach sich ziehen.

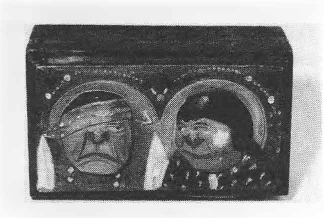
Hanf ist ein vorzüglicher Spiegel für die Beschaffenheit eines Feldes. Jede etwas nährstoffreichere, tiefgründigere oder sonstwie günstiger beschaffene Bodenstelle markiert sich in stärkerem Längenwachstum und frischerer Farbe der Pflanzen. Die dabei zutage tretenden Wachstumsunterschiede sind viel grösser als bei allen anderen Kulturpflanzen. Daher sagt dem Hanf auch am meisten eine ebene Lage des Feldes zu. Hügeliges Gelände, bergige Abhänge bringen gewöhnlich nur einen sehr wechselnden Ertrag, während der Hanf in der Tiefe recht üppig steht, wird er nach oben zu mit abnehmendem Wasser-, Nährstoff- und Humusgehalt immer dünner und niedriger.

Besonders ist ihm hoher Stickstoffgehalt des Bodens unentbehrlich, in zweiter Reihe Kaligehalt. Es eignen sich wegen ihres hohen

Stickstoffgehaltes für den Hanfbau in erster Linie Niederungsmoore, Schwarzerdebildung auf Lehm und lehmigem Sand, alle humushaltigen Lehmböden, kurz alle Bodenarten, auf denen Getreide sticken würden, geben enorme Erträge an Hanf.

Bei dem bis zum Kriegsbeginn fast völlig eingestellten Hanfbau in Deutschland kann man von einer deutschen Hanfsorte nicht sprechen, besonders da die geringe Menge Saat, welche in den bäuerlichen Wirtschaften Süddeutschlands angebaut wurde, nicht in den Handel kam, sondern innerhalb desselben Betriebes wieder verbraucht wurde. Es blieb daher nichts anderes übrig, als Saat vom Auslande einzuführen, wo sie gerade zu haben war. Ein kleiner Teil konnte aus Italien, ein anderer aus Belgien, Serbien, der Türkei und Kleinasien und die Hauptmasse aus Russland beschafft werden. Alle diese Saaten unterschieden sich je nach ihrer Herkunft und ihren Ansprüchen wesentlich voneinander.

Immerhin ist der Anfang gemacht und hat gezeigt, dass Hanf in allen Teilen des Reiches gedeiht. Die erfreuliche Zunahme der Anbaufläche lässt erhoffen, dass bei rüstigem Vorwärtsschreiten des einmal betretenen Weges in ruhigeren Friedensjahren sich die deutsche Industrie einst mit deutschem Erzeugnis wird eindecken können.



Krautschachterl, Lindenholz, 11,4 × 6,6 × 5,2 cm, Deckel geschnitzt und bemalt, innen handschriftliche Widmung: «für Dein Kraut, 12/II.26, v. Graz, Carl». Steiermark, Österreich, vor 1926

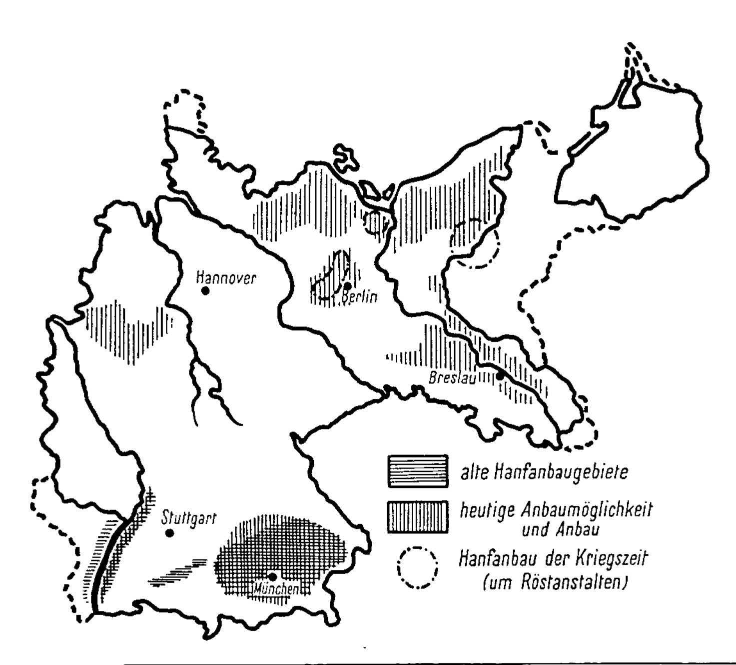
der-Krämer-Land) einbrachte, und es zeigt den winzigen Klassengegensatz zwischen jenen, die von ihren Reisen Tabak heimbringen konnten und jenen, die nichts hatten, dass dort Hanf heute noch «Armeleutkraut» heisst. Dieser Name wanderte erst nach dem Ersten Weltkrieg ostwärts in das wohlhabendere Weinviertel, wo zwar schon lange kein Hanf mehr geraucht wird, aber noch die Redewendung kursiert: «Der ist so arm, dass er nur noch Hanf raucht.»

In den späten Fünfzigern und frühen Sechzigern habe ich eine Reihe alter Bauern interviewt, weil mich die Sache interessierte. Das Ergebnis war immer ziemlich ähnlich. Zwei von 34 rauchten immer noch Hanf, alle anderen hatten ihn früher geraucht, vor allem während der beiden Kriege und danach – «Wenn der Tabak knapp war, hat'mr halt Kraut graucht», sagten fast alle –, und an eine Droge dachte niemand. Dass man davon «ein bisserl rauschig» wurde, war ja der Zweck der Übung.

Zwei Bauern hatten auch von «indischem Hanf» gehört. Der solle ein Gift sein, aber sie waren überzeugt davon, dies sei auch eine ganz andere Pflanze. Von Haschisch hatte einer gehört, «im Radio», aber er wollte mir nicht glauben, dass so ein übles Gift – «davon wird man ganz blöd und stirbt dann» – mit Hanf zu tun haben könnte.

Freunde von mir, die in den Sechzigern ähnliche Fragen in der Bundesrepublik stellten, kamen zu ähnlichen Ergebnissen. Im Bayrischen und Badischen hiess die Sache ebenfalls Kraut, in Nordhessen und Niedersachsen Knaster. Der Name solle von übersehenen Samenkörnern kommen, die in der Pfeife zersprangen. Hier haben Volkskundler noch ein unerforschtes Thema, und sie sollten sich beeilen, denn die Alten halten leider nicht ewig, und die Jüngeren haben sich mit der Sache kaum mehr befasst.

Meine allerersten Raucherlebnisse waren übrigens auch Hanf, und ich nehme an, es ist vielen aus meiner Generation so gegangen: Während der ersten Volksschuljahre dauerte der Heimweg oft sehr lange. Da wurden erst einige Kastanien eingesammelt, und nicht ganz zufällig führte der Weg dann am Vogerlhanf des Fehringer-Bauern vorüber. Die Hanfblättchen, die schon am Vortag gerupft und auf den Grenzstein zum Trocknen gelegt waren, hatten noch einmal Morgentau bekommen und mussten erst mit dem Taschenmesser geschnippelt werden. Auch das Bauen der Pfeifen aus gehöhlten Kastanien und einem Holunderzweig, dessen Mark mit einem Ast durchbohrt wurde, war eine Kunst, die wir neidvoll den grossen Zehnjährigen abgeguckt hatten. König war für eine Weile der Kern Kurtl, der ein voluminöses Gerät aus einem Maiskolben gebastelt hatte. Die trockensten Blätter zu haben, war natürlich auch Gegenstand jugendlichen Strebens, denn



Hanfanbaugebiete früher und heute.

(Arthur Missbach, Die deutschen Spinnstoffe, Berlin 1942)

... es gibt aber natürlich auch Schädlinge und Schaden:

Der Hanfwürger oder *Hanftod,* der in älteren Hanfbaugegenden vorkommt, ist eine 10 bis 20 cm hohe Blütenpflanze, *Orobanche ramosa L.*, die auf den Seitenwurzeln des Hanfes schmarotzt, blassgelbe, ästige Stengel treibt und hellblaue, in lockerer Ähre angeordnete Blüten entwickelt. Sorgfältiges Reinigen des Saatgutes und Behäufeln der Pflanzen dient als Vorbeugungsmittel.

Die Keimpflanzen können durch den Keimlingspilz, *Phytium de Baryanum Hesse,* befallen werden, der den *Wurzelbrand* hervorruft. An den jungen Stengeln treten braune, weichwerdende Stellen auf, infolge deren die Keimlinge umfallen und verfaulen. Lockerhalten der Bodenoberfläche, solange der Hanf jung ist, ist ein gutes Bekämpfungsmittel. Begünstigt wird die Krankheit durch Bearbeitung des Bodens im nassen Zustande. Weiter dienen zur Vorbeugung Kaltdüngung, Vermeidung des Aufbringens rohen Bodens, Bestellung in gut gelokkertem und genügend feuchtem aber nicht nassem Boden.

An Stengeln kann der *Hanfkrebs* vorkommen. Der schädigende Pilz, *Peziza Kaufmaniana Tisch.*, ist namentlich in Russland aufgetreten und in Deutschland bisher nur im Elsass beobachtet worden. In den Markhöhlen des kränkelnden und oft nicht zur Blüte gelangenden Stengels entstehen weisse Pilzrasen, die zu kleinen schwarzen, bis 2 cm grossen Pilzknöllchen anwachsen können, den sogenannten Sklerotien, den Dauerzuständen des Pilzes. Bei fortschreitender Entwicklung der Krankheit können die schwarzen Pilzkörper auch auf der Aussenseite des Stengels beobachtet werden. So befallene Pflanzen sind sofort auszureissen und zu verbrennen, ferner hat Aussetzen des Hanfbaues auf dem von der Krankheit befallenen Acker während einiger Jahre zu erfolgen. In Ungarn bringt der Pilz *Botrytis infestans Hazse* den Stengel zum Absterben.

Selten tritt auch die von Eriksson erwähnten *Bakteriose* an Hanf auf, hervorgerufen durch den *Bacillus cubonianus Macch.*, der an den Stengeln zahlreiche schmale, längliche, etwas vorspringende, weissgraue Flecken mit rissiger Oberfläche erzeugt, die bis 10 cm lang werden können. Gleichzeitig entstehen an den Blättern schwarze Flecken, die später als Löcher erscheinen.

Samenhanf wird auch sehr gern von Körner fressenden Vögeln wie Hänflingen und Finken heimgesucht, die man durch Schiessen verscheuchen kann. Es empfiehlt sich nicht, Hanf in der Nähe von Wäldern und Gehöften anzubauen, weil ihn in letzterem Falle auch die Sperlinge annehmen.

(Benno Marquart, Der Hanfbau, Berlin 1919)

Käme nun noch gar hinzu, dass durch den für medizinische Zwekke seit etwa 1917 in Deutschland betätigten Anbau von indischem Hanf ein für Genusszwecke verwendbares Haschisch erzielt würde, so könnte damit eine neue Quelle für die Schaffung schlimmer Süchtlinge geöffnet werden.

(Louis Lewin, Phantastica, Leipzig 1924)

Arischer Hanf, tausendjähriger Schwindel und wohlüberlegte Kriegsvorbereitung ...

Der deutsche Hanfbau war bis zum Jahre 1933 nach vorübergehender Ausdehnung während des Weltkrieges nahezu verschwunden. Er war, ebenso wie die übrigen Gespinstpflanzen, der liberalen Entwicklung zur Weltwirtschaft zum Opfer gefallen.

Seit der Machtübernahme sind wir trotz nicht geringer Schwierigkeiten mit Erfolg bestrebt gewesen, die namentlich für Krisenzeiten gefährliche Lücke in unserer Faserversorgung zu verengen, soweit dies unsere Boden- und Anbauverhältnisse zulassen.

Um Unklarheiten zu vermeiden, sei betont, dass es sich hier immer nur um den echten Faserhanf (Cannabis sativa L.) handelt, nicht also um sonstige Kulturpflanzen, die im Sprachgebrauch gleichfalls als «Hanf» bezeichnet werden, jedoch anderer Abstammung sind, ebenso nicht um solchen Hanf, dessen wirtschaftlicher Nutzen in der Drogengewinnung (Haschisch) liegt.

(Prof. Dr. Friedrich Tobler, Direktor des Botanischen Instituts der TH Dresden, Deutsche Faserpflanzen und Pflanzenfasern, München 1938)

Merke: Deutscher Hanf törnt nicht und ist tugendsam.

dann brauchte man weniger Streichhölzer, um die mehr kochende als brennende Mischung auch rauchen zu können. Streichhölzer waren ja verboten und mussten stets mühevoll von daheim abgezweigt werden. Nach drei bis vier tiefen Zügen war die Streichholzration auch meist verbraucht, und dann sassen wir im Kreis und fühlten uns sehr erwachsen.

Im östlichen Österreich galt Hanf auch als Aphrodisiakum, ähnlich wie Sellerie. Eine Erinnerung daran findet sich in einem Ländler aus der Wechselgegend, der heute noch gelegentlich gesungen wird und uralt sein dürfte:

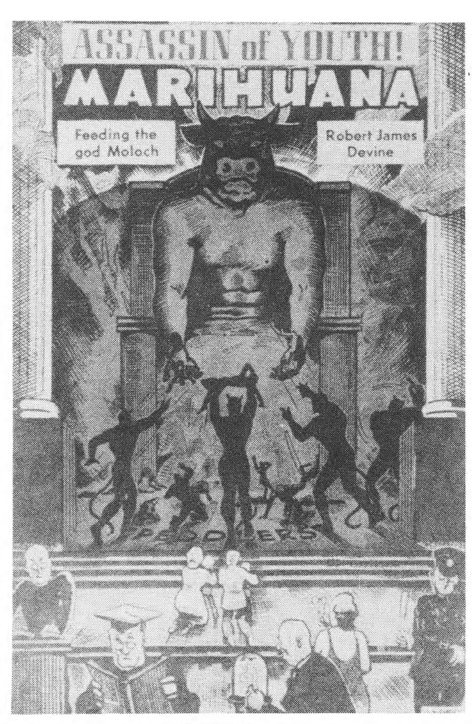
Eia, was rumpelt am bodn (auf dem Speicher)
zwoa aolte katzn san drobn.
is da kota aa dabei,
was habns denn für a rumplerei?
falln ja schier oba in d'stubn.

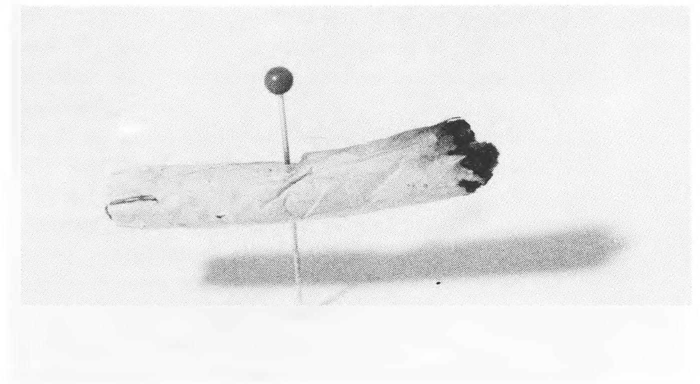
Eia, was sand s' denn so laut.
die gehn doch net eppa ans kraut.
Mänsch (Mädel) halt das kraut mir z'samm',
wenn mir uns mögen tan,
sunst hast'd heut aufd' nacht nix von mir.



Aschenbecher «Till Eulenspiegel», Onyx, Bronze mit Resten von Patinierung, Elfenbein, h 8,6 cm, Signatur A. Titze, Wien 1896. Anton Titze war Kunsthandwerker des Kaiserhofes und der berühmteste Paraphernalia-Hersteller seiner Zeit.

II. TEIL: DIE POLITIK DER DROGE





1943 verfasste Pater Robert Devine ein weit verbreitetes Sachbuch ...

Objekt, von Allen Ginsberg hinterlassen; Papier, Tabak und andere Substanz, 13,8 cm, Hamburg 1980

7. DAS ZEITALTER DER VERBOTE

Auf dem Weg zum Drogenproblem

Das Cannabis-Problem begann am 17. Januar 1912. An diesem Tag brachte der italienische Delegierte zur Internationalen Opium-Konferenz in Den Haag das Wort «indischer Hanf» in einem Nebensatz über Opiate unter. Auf eine Zwischenfrage des britischen Delegierten entschuldigte er sich mit den Worten: «Ich habe gedacht, das sei dasselbe.» Von diesem bemerkenswerten Eingeständnis fachlicher Unkenntnis abgesehen, wurde damit eine unselige Tradition begründet, denn Hanf in Zusammenhang mit Opiaten zu nennen hat sich mittlerweile in Politikerhirne so eingefressen wie die Bonner Formel vom «Volk draussen im Lande».

Begriffe wie «Rauschgift» und «Betäubungsmittel» oder – so die UNO – «Suchtstoff» waren im allgemeinen Verständnis stets mit Opiaten belegt, aus gutem Grund. Den nationalökonomischen Wert abhängig machender Stoffe hatte die British East Indian Company zuerst im Opiumhandel mit China entdeckt, und der berühmte Opiumkrieg von 1840–42 ist ein besonders düsteres Kapitel in der Geschichte des Kolonialismus. Aber auch die weissen Herrenmenschen waren von der Suchtgiftproblematik nicht verschont worden, seit im hemmungslosen Kapitalismus opiathaltige Pharmazeutika den Markt praktisch unkontrolliert überschwemmt hatten. Dementsprechend verlief auch die «Erste Internationale Opium-Konferenz» im Januar 1909 in Shanghai – das Empire stimmte nur einer minimalen Verringerung seiner Opium-Exporte nach China bei, und über Kontrollen von pharmazeutisch aufbereiteten Opiaten wurde keine Einigung erzielt. Andere Drogen standen nicht zur Debatte, und man vertagte sich auf 1912 in Den Haag.

Diesmal gab es schon mehrere Tagesordnungspunkte, denn auch Kokain war ins Gerede gekommen und vor allem der Marktrenner der Firma Bayer, Heroin. Über Hanf wurde nur vier Sätze lang geredet – zwei davon brauchte der italienische Delegierte, um zu erklären, dass er Baudelaire gelesen habe und daher einem «verwechselnden Irrtum» unterlegen sei –, und damit war dieses Thema erledigt. Beschlüsse wurden nur hinsichtlich Opium, Opiaten und Kokain gefasst.

Sehr viel anders war die Situation bei der nächsten Internationalen Opium-Konferenz, die im Januar 1925 in Genf zusammentrat. Auf Initiative der USA war nach dem Ersten

Das zweite Genfer Abkommen:

Indischer Hanf. Unter «Indischer Hanf» sind zu verstehen die getrockneten Spitzen der blühenden oder fruchttragenden weiblichen Stauden von Cannabis sativa L., aus denen das Harz nicht ausgezogen ist, ohne Rücksicht auf die Benennung, unter der sie in den Handel gebracht werden.

Art. 5. Die vertragschliessenden Teile werden wirksame Gesetze oder Vorschriften erlassen, um Herstellung, Einfuhr, Verkauf, Vertrieb, Ausfuhr und Verwendung der Stoffe und Zubereitungen, auf die sich dieses Kapitel bezieht, ausschliesslich auf medizinische und wissenschaftliche Verwendung zu beschränken. Die vertragschliessenden Teile werden gemeinsam darauf hinwirken, dass der Gebrauch dieser Stoffe und Zubereitungen zu irgendeinem anderen Zwecke verhindert wird.

Art. 6. Die vertragschliessenden Teile werden alle Personen überwachen, die die Stoffe und Zubereitungen, auf die sich dieses Kapitel bezieht, herstellen, einführen, verkaufen, vertreiben oder ausführen, und ebenso die Gebäude, in denen diese Personen solche Gewerbe oder solchen Handel betreiben.

Gesetz über den Verkehr mit Betäubungsmitteln (Opiumgesetz) vom 10. Dezember 1929 (RGBl. I S. 215)

a) Indischer Hanf sowie alle Salze des Morphins, Diazetylmorphins (Heroins), Kokains und Ergonins.

b) Indisch-Hanfextrakt und Indisch-Hanftinktur, ferner alle Zubereitungen der Stoffe, die nach Abs. 2 den im Abs. 1 genannten Stoffen gleichgestellt werden.

(1) Die Einfuhr und Ausfuhr der Stoffe und Zubereitungen, ihre Gewinnung, ihre gewerbsmässige Herstellung und Verarbeitung, der Handel mit ihnen, ihr Erwerb, ihre Abgabe und Veräusserung sowie jeder sonstige gleichartige Verkehr mit ihnen ist nur Personen gestattet, denen hierzu die Erlaubnis erteilt worden ist. Über den Antrag auf Erteilung der Erlaubnis entscheidet die Landeszentralbehörde im Einvernehmen mit dem Reichsminister des Innern. In der Erlaubnis sind die Örtlichkeiten, für die sie erteilt wird, zu bezeichnen.

(2) Die Erlaubnis kann beschränkt werden.

(3) Die Erlaubnis ist zu versagen, wenn ein Bedürfnis für ihre Erteilung nicht besteht oder wenn Bedenken des Gesundheitsschutzes oder persönliche Gründe ihrer Erteilung entgegenstehen. Die erteilte Erlaubnis kann aus den gleichen Gründen widerrufen werden.

(4) Keiner Erlaubnis nach Abs. 1 bedürfen die Apotheken für den Erwerb der Stoffe und Zubereitungen, für ihre Verarbeitung sowie für ihre Abgabe aufgrund ärztlicher, zahnärztlicher oder tierärztlicher Verschreibung, die behördlich genehmigten ärztlichen Hausapotheken für die Verarbeitung und Abgabe der Stoffe und

Weltkrieg der Völkerbund gegründet worden, zu dessen Aufgaben auch solche internationalen Angelegenheiten gehörten, und der sich bei Problemlösungen aus den gleichen Gründen schwer tat wie heute die UNO. Es ging primär immer mehr um politische Feinheiten als um die Sache, und ein Paradebeispiel dafür ist auch, wie Haschisch in diese Konferenz eingebracht wurde.

Das Kaiserreich Indien, wie jene Unterabteilung des British Empire hiess, hatte sich bereits 1912 verpflichtet, seine Opium-Exporte nach China 1926 einzustellen, und als eine neue Einnahmequelle waren verstärkte Ganja-Exporte in den Nahen Osten, vorwiegend Ägypten, und nach Südafrika entdeckt worden. Es war ein Konferenz-Delegierter aus den Reihen der Buren, die begreiflicherweise nicht pro-britisch eingestellt waren, der 1923 die Frage aufwarf, ob Hanf nicht einmal dasselbe Problem darstellen werde wie Opium. Neunzehn Länder verpflichteten sich, die Frage bis 1925 zu untersuchen. Die Antworten waren, auch aus Südafrika, negativ, nur Portugal berichtete, in seiner Kolonie Angola seien Fälle von schwarzer Aufsässigkeit nach Hanfgenuss gemeldet worden. Eine Suchtgefahr oder gesundheitliche Schäden seien jedoch unbekannt. Bei der Konferenz brachten dann die ägyptische und die türkische Delegation den Antrag ein, Hanf in die Vertragswerke über Opium und Kokain miteinzubeziehen.

Insgesamt wurde über Hanf einen ganzen Vormittag lang geredet, und dann gelangte das Thema in kleinem Kreis zur Abstimmung. Nachdem am 11. Februar ein internationales Abkommen über Opium einstimmig beschlossen wurde, kam es am 19. Februar zur Kampfabstimmung über dieses zweite Abkommen mit seinen verschiedenen Drogen. Grossbritannien und die Niederlande enthielten sich der Stimme. Sieben Länder, angeführt von Indien, stimmten gegen die Aufnahme von Hanf unter die zu kontrollierenden Rauschmittel, neun Länder dafür, darunter das Deutsche Reich, nachdem die Ägypter zugesichert hatten, in den nächsten Jahren keine Importbeschränkung für deutsches Heroin zu verfügen.

Dennoch ratifizierte das Deutsche Reich dieses Abkommen erst am 26. Juni 1929, indem es das entsprechende Reichs-Opium-Gesetz erliess. Der Grund für die Verzögerung waren Proteste der IG-Farben, die eine strengere Kontrolle von Opiaten als «eine Gefahr für die Gesundheit der Volkswirtschaft» darstellten (so die Vossische Zeitung am 26. 1. 1927). Dass schliesslich das Gesetz doch vor den Reichstag kam, lag wiederum am Völkerbund – immer mehr Länder hatten Heroin endgültig verboten, und nun wurde das auch vom Herstellerland gefordert, unter deutlichen Anspielungen auf die Kreditwürdigkeit des von der Weltwirtschaftskrise geschüttelten Reichs. Das Gesetz selbst wurde vom Reichsernährungsmini-

sterium mit heisser Nadel zusammengeflickt. Das Genfer Abkommen wurde wörtlich übernommen und daran ein strafrechtlicher Anhang aus dem Justizministerium gekoppelt, der die seit 1921 «für unerlaubten Umgang mit Opiaten» als Höchststrafe geltenden drei Monate Gefängnis einfach auf drei Jahre hochschrieb. Das ganze gesetzgeberische Brüten dauerte vier Tage, und dann kam die Sache vor den Reichstag.

Der Fall ist ein Musterbeispiel dafür, wie schon damals Gesetze gemacht wurden. «Eine Anhörung von Fachkräften oder ein eigener Ausschuss wurden aufgrund der Eindeutigkeit der Materie nicht für nötig befunden», heisst es in der Vorlage. Vor dem Reichstag stellte dann der deutsch-nationale Reichsernährungsminister Schiele das Gesetz vor. Er sprach lange von dem Schaden, der «unserem gesunden Volkskörper durch die zahlreichen Morphinisten zugefügt» werde. Er sprach «von dem mörderischen Missbrauch von Kokain», und schliesslich kam er auch auf Hanf zu sprechen. Das Protokoll meldet: «Neu sei, dass auch indischer Hanf in das Gesetzeswerk einbezogen sei. Dies geschehe aufgrund der Abkommen, was allerdings keine wesentliche Beschränkung hinsichtlich der damit hergestellten Medikamente bedeute. Im übrigen sei bekannt, dass hoffnungslose Fälle von Morphinisten, denen Morphium nicht mehr den ausreichenden Sinneskitzel beschere, sich gelegentlich eines Giftes namens Haschisch bedienten.»

Die gesamte Ministerrede dauerte zwölf Minuten, dann wurde das Gesetz beschlossen, mehrheitlich, nachdem der Minister versichert hatte, es sei «als ein vorläufiges» zu verstehen. Es hielt bis zum Jahr 1972.

Zubereitungen, die behördlich genehmigten tierärztlichen Hausapotheken für den Erwerb, die Verarbeitung und Abgabe der Stoffe und Zubereitungen. Einer Erlaubnis bedarf ferner nicht, wer die Stoffe und Zubereitungen aus den Apotheken aufgrund ärztlicher, zahnärztlicher oder tierärztlicher Verschreibung oder aus behördlich genehmigten ärztlichen oder tierärztlichen Hausapotheken oder von Tierärzten, die eine Erlaubnis zur Abgabe nach Abs. 1 erhalten haben, erwirbt.

Die Einfuhr, Durchfuhr, Ausfuhr und Herstellung von zubereitetem Opium, von sogenanntem Dross und allen anderen Rückständen des Rauchopiums, von dem aus Indischem Hanfe gewonnenen Harz und den gebräuchlichen Zubereitungen dieses Harzes, insbesondere Haschisch, sowie der Verkehr mit diesen Stoffen und Zubereitungen ist verboten.

Jazz

Amerika ist wie ein grosser freundlicher Hund in einem sehr kleinem Zimmer. Jedesmal, wenn er mit dem Schweif wedelt, wirft er einen Stuhl um.
Arnold J. Toynbee

Das Stichwort «Prohibition» erzeugt eine Menge Assoziationen, deren erste meist Al Capone, Cosa Nostra und Speakeasy sind, gewissermassen als Bestätigung der Erkenntnis, dass gut gemeint das Gegenteil von gut ist. Die Sache hatte eine lange moralische und rührende Tradition, ausgehend von den puritanischen Mässigkeitsvereinen des 19. Jahrhunderts, die in einigen Staaten der USA eine so beachtliche Lobby darstellten, dass es ein paar alkoholfreie Zonen gab.

Richtiger Schwung kam in die trockene Bewegung, als sich ihrer John David Rockefeller annahm und die «Anti-Saloon-League» finanzierte, die für die Schliessung aller Kneipen eintrat. Die Gründe dieses in seinen Geschäften ja nicht gerade moralischen Herrn waren auch nicht nur moralisch, denn er behauptete, in Kneipen träfen sich vorwiegend Arbeiter, die dort so Unanständiges wie beispielsweise Gewerk-

Oh, have you ever met that funny reefer man?
Oh, have you ever met that funny reefer man?
If he says he swam to China: He sell you South Carolina
Then you know you're talking to that reefer man.

Have you ever met the funny reefer man?
Have you ever met the funny reefer man?
If he says he walks the ocean
Every time he takes the notion
Then you know you're talking to the reefer man.

Have you ever met a funny reefer man?
Have you ever met a funny reefer man?
If he takes a sudden mania
Wants to give you Pennsylvania
Then you know you're talking to the reefer man. ...

(Cab Calloway, 17.6.1932)

schaften aushecken wollten. Immerhin, mit Rockefellers Geld und dem Knowhow befreundeter Vorstandsetagen entstand eine Lobby, wie sie mittlerweile zum Schicksal der US-Politik geworden ist und in deren Satellitenstaaten auch bereits geprobt wird: Die ASL trat an alle potentiellen politischen Kandiaten heran, wie sie denn dazu stünden. Fiel die Antwort positiv aus, warb die ASL für deren Wahlkampf, liess Plakate drucken und machte sich auch sonst nützlich. Bei negativer Antwort gab es in jeder Wahlveranstaltung einige ältere aber durchdringend lautstarke Damen ... Der Kampf gegen Alkohol und Drogen (seit 1909 auch gegen Opium) war natürlich nur ein Dekorum. Den Herren in den Chefetagen ging es eher darum, mit Hilfe dieser Mittelchen die für geeignet befundenen Kandidaten nach Washington zu befördern. Wie alles aus den USA sollte auch dieses die ganze Welt beglücken, und der «Kreuzzug gegen den Alkohol» führte dazu, dass Island und Finnland die Prohibition einführten, Norwegen und Kanada eine teilweise. Nur in den USA selbst war die ASL erfolglos, bis die Staaten in den Ersten Weltkrieg eintraten und aus taktischen Gründen bis auf weiteres die Alkoholherstellung verboten. Und auch nach Kriegsende nicht mehr erlaubten, denn die Sache habe sich, so hiess es, bewährt.

Was machte Gods own country, als es solcherart trockengelegt wurde? Ein grosser Teil der Bevölkerung, der nämlich, der sich's leisten konnte, ging geschlossen in den Untergrund. Die Zeit der *moonshiners* begann, der in Badewannen gebrannten Schnäpse, und der Cocktails, denn nur in Mischungen waren die so hergestellten Spirituosen überhaupt noch zu schlucken. Es begann die heimliche Blüte der Speakeasies, jener illegalen Kneipen mit Gesichtskontrolle am Türloch, die gelegentlich auch von der Polizei des Viertels heimgesucht wurden, um das entsprechende Schweigegeld in Empfang zu



Gangster, Erpresser, Schmuggler und Heroinhändler tanzen mit dem Prohibitions-Uncle-Sam die Depressions-Polonaise, Zeichnung von Winsor McCay, New York Times, Juni 1930

nehmen. Und es gab, wesentlich teurer als Mondschein, den Bootleg, aus Kanada oder Schottland eingeschmuggelten Whisky. Dieses Geschäft stand ebenso wie hunderte illegale Bierbrauereien unter strenger Kontrolle zweier Organisationen, die damit erst so richtig gross wurden. Die italienische Gruppe war etabliert, die jüdische, scherzhaft Kosher Nostra genannt, war trickreicher, und nach vielen Toten wurde Frieden geschlossen. Seither kennt man die Firma unter dem nicht eingetragenen Namen Cosa Nostra.

Die ärmere Bevölkerung, vorwiegend farbig, die bei diesem kostspieligen Vergnügen nicht mithalten konnte, wich auf andere Sachen aus, und Hanf wuchs zumindest im Süden der Staaten überall und sogar wild am Wegrand. Was dem einen sein Bootleg, war dem anderen sein Reefer, wie die daraus gedrehten Zigaretten bald hiessen.

Zwischen diesen Welten gab es Berührungspunkte, die das Selbstverständnis der moralischen Weissen ins Schwarze trafen: Die böse gewordenen Weissen interessierten sich für diese entsetzliche Musik, die in den schwarzen Slums entstanden war und gingen – legal, illegal, scheissegal – vollgetrunken in jene Konzerte, wo sich vollgedröhnte Musiker einem unerhörten Tun namens Jazz hingaben. Diese Nebenwirkung der Prohibition wird oft übersehen – dass die weissen Trinker in ihrer Illegalität ihre Hemmungen vor der schwarzen Musik verloren und der Siegeszug des Jazz somit einer über die herrschende Moral war. Es fehlte nicht an Warnungen, und wer Zeitungen von damals durchliest, fühlt sich manchmal an unsere Regenbogenpresse erinnert. Ärzte warnten vor dem totalen moralischen Verfall, der nach dem Anhören von Jazz zweifellos auftrete, sie nannten als weitere Folgen Herzrhythmusstörungen, Impotenz und was sonst alles schreckt, und natürlich wurde früh schon Jazz als Droge erkannt. Die Leute waren ja auch süchtig danach.

In New Orleans hatte es angefangen, genau genommen in Storyville, jenem legendären Puff-Viertel, dessen Betreten die Army schon 1912 ihren Soldaten verboten hatte. Gute Beziehungen zur Polizei waren nötig, um dort als Jazzer überleben zu können – am virtuosesten schaffte das Trixie Smith, deren Mann der Leiter der dortigen Revierwache war –, und weil in den dortigen Etablissements auch Überraschungs-Razzias üblich waren, wanderten immer mehr Musiker in ruhigere Städte aus, worauf dort die Roaring Twenties ausbrachen. Und immer war Hanf dabei. Die von der Musik faszinierten und den

Uncle Satchmo's Lullaby ...

Ein Grund, warum wir Pot mochten, wie ihr alle das heute nennt, war wegen der Wärme, die es die andere Person ausstrahlen liess – besonders diejenigen, die einen guten Joint von diesem *Shuzzit* oder *Gage* kreisen liessen. Wir sagten immer, Gage sei mehr eine Medizin als ein *Dope.* Doch mit diesem ganzen Theater, das da losging, konnte keiner etwas dagegen unternehmen. Man muss bedenken, dass die grossen Hechte meiner Zeit heute alles alte Herren sind – zu alt um diese drastischen Strafen zu ertragen. Darum mussten wir damit aufhören. Doch wenn wir alle so alt werden wie Methusalem, wird in unserer Erinnerung an Gage immer viel Schönheit und Wärme sein. Nun, das war mein Leben, und ich schäme mich kein bisschen. Mary Warner, Liebling, du warst sehr gut, und ich hatte meine wahre Freude an dir. Doch wurdest du mir (von Gesetzes wegen) zu teuer. Zuerst warst du ein blosses Vergehen. Doch wie die Jahre an uns vorüberzogen, verlorst du das «Ver» und lerntest zu «gehen» und führtest als Knaster direkt in den Knast. Also Bye bye, Liebste, ich werde dich aufgeben müssen.

(Max Jones und John Chilton, Louis Armstrong, New York 1971)

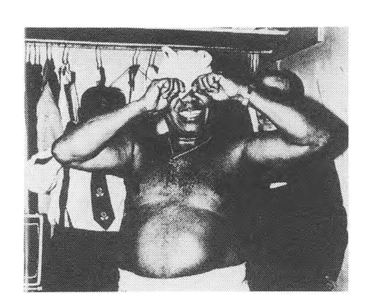


Foto: Weegee

The Sunday Oregonian, 26. März 1922

JAZZ JUST LIKE DEADLY DRUG

Eine Witwe und ihre vier Kinder sind verrückt geworden, nachdem sie eine Marihuana-Pflanze assen, so die Ärzte, die sagen, dass keinerlei Hoffnung besteht, die Leben der Kinder zu retten, und dass die Mutter zeitlebens verrückt sein wird.

Die Mutter hatte kein Geld, um andere Lebensmittel für die Kinder zu kaufen, die zwischen drei und fünfzehn Jahre alt waren; also sammelte sie einige Kräuter und etwas Gemüse, das in ihrem Garten wuchs, um daraus ihr Abendbrot zu bereiten. Zwei Stunden, nachdem Mutter und Kinder die Pflanzen gegessen hatten, erlitten sie einen Anfall. Nachbarn, die Ausbrüche von irrem Gelächter hörten, fanden die ganze Familie vom Wahnsinn befallen.

Eine Untersuchung ergab, dass das betäubende Marihuana im Gemüsegarten wuchs.

(New York Times, 6.7.1927)



hohen Alkoholpreisen frustrierten Weissen lernten damit auch den Reefer kennen; Mezz Mezzrow und Louis Armstrong schreckten nicht davor zurück, ihre Erlebnisse mit der Sache als durchaus erfreuliche zu schildern, kurz: Das Ganze begann zum Himmel zu stinken. Selbst die Hanfraucher waren mit der Entwicklung nicht zufrieden: Hatte 1925 das Kilogramm bestes Acapulco noch zehn Dollar gekostet, musste man 1931 bereits fünfzig hinlegen.

... Es war dann Patrick, diese geleckte, krummbeinige Assel von einem Jockey, der aus mir einen Süchtigen gemacht hat, nachdem es Leon Rappolo nicht geschafft hatte. Im *Arrowhead Inn,* wo ich Patrick damals zum erstenmal traf, erzählte er mir, dass er nach New Orleans fahren würde, und wenn er eines Tages hier wieder aufkreuzen würde, dann mit Marihuana, und zwar von der feinsten Sorte, keine Fehlfarben. Er fragte mich: «Willst du was von dem Zeug?» und ich sagte grosskotzig: «Na klar, immer ran, ich würd's gern mal probieren.» Und als Patrick dann eines Abends im *Martinique* aufkreuzte, sah ich mich nach der nächsten Tür um, aber da war es schon zu spät. «Na, Meister», sagte er und liess ein Grinsen sehen, das dreimal so breit war wie er selbst. «Komm mal nachher mit aufn Lokus, ich hab was für dich.» Ich drückte mich vor der Toilette, als wär sie die Todeszelle, aber der rauschgiftsüchtige Zwerg hing wie eine Klette an mir und schob mich direkt rein.

Wie wir allein waren, zog er einen Haufen Zigaretten raus und gab sie mir. Sie waren so dick wie gewöhnliche, aber mit braunem Reispapier drum rum. Wir steckten uns beide eine an, ich rauchte die Hälfte von meiner und hoffte nur, dass sie's meiner Mutter schonend beibringen würden, als er mir in dem Arm fiel. «He! Sachte, sachte!» sagte er. «Willst du dich umbringen?» Ich spürte überhaupt noch nichts und sagte ihm das. «Weisst du was», sagte er, «du rauchst ja gar nicht richtig. Du musst den Stengel so halten, dass er kaum an deine Lippen kommt, guck mal: so, und dann die Luft ringsum mit einziehen. Mach *tfff-tfff,* aber einatmen dabei! Und dann nicht gleich wieder rauslassen! Du musst dem Zeug doch 'ne Chance geben.» Dabei sah er mich auf eine Art und Weise an, auf der ich ganz und gar nicht stehe. Diese Art Blick habe ich zuletzt in der Visage von einem Staatsanwalt gesehen, und er hat mir 'ne Menge Unannehmlichkeiten gebracht.

Nachdem ich das Kraut auf hatte, ging ich wieder zur Band zurück. Alles schien ganz normal, ich fing wie immer an zu spielen. Ein Stäbchen liess ich bei den anderen rumgehen, und wir fingen einen neuen *set* an.

Das erste, was ich merkte, war, dass ich mein Saxophon so hörte, als ob es in meinem Kopf wäre, aber von der Band hinter mir hörte ich kaum was, obwohl ich wusste, dass sie da war. Die anderen Instrumente klangen, als wären sie weit weg; ich hatte ein Gefühl, wie wenn man sich die Ohren mit Watte zustopft und

---

dann laut spricht. Dann spürte ich, dass das Blättchen viel stärker vibrierte als sonst, und mein Schädel brummte wie ein Lautsprecher. Ich fand, dass meine *glissandi* viel besser kamen und dass meine Passagen genau den richtigen Ausdruck hatten. Ich kam einfach gross raus. Die Töne perlten aus meinem Instrument, als wären sie schon vorfabriziert, eingefettet und in den Becher gestopft, so dass ich nichts weiter zu tun brauchte, als ein bisschen zu blasen und sie loszuschicken, einen nach dem andern, nie falsch, nie aus dem Takt, und alles ohne die geringste Anstrengung.

Ich begann, mit meinem Instrument den ewigen Frieden zu verkünden und alle Sünder in die Herrlichkeit zu führen.

Die anderen Knaben in der Band machten sich lustig und witzelten über mich, aber ich konnte ja mit dem Mundstück zwischen den Lippen nicht reden, und deshalb schloss ich meine Augen und verströmte mich mit meiner Musik ins Publikum. Die raffinierten Wechsel in unserem Spiel machte die Leute immer verrückter; sie kriegten nicht genau mit, was da vorging, aber die Luft knisterte, als wäre sie elektrisch geladen, und brachte alle zum Glühen und Zappeln.

Ab und zu öffnete ich die Augen und merkte, dass ich einem Mädchen, das gleich vor unserem Podium sass und wie ein Uhrpendel hin- und herschwang, direkt ins Gesicht starrte. Sie war eine ziemlich attraktive, rosige Mieze mit zerzaustem, honigfarbenem Haar und einem vor Wonne verzückten, glühenden Gesicht. Dieses verzerrte Antlitz löste grosse Lachwellen in meiner Magengrube aus, Wellen, die von dort hinaufliefen, bis in meinen Kopf drangen und meinen ganzen Körper schüttelten. Ich musste meine Augen fest zumachen, damit ich nicht vor Freude zerplatzte.

Mit dem Pot ist das komisch – wenn du's zum erstenmal rauchst, nimmst du alle Dinge auf eine neue, wunderbar mild stimmende und gemächliche Art wahr. Die Welt steht ganz plötzlich ohne ihre schmutzigen, grauen Gewänder da und wird zu einem einzigen grossen Bauch voller Gelächter, einem runden Gelächter, das sich in gleissenden und sprühenden Farben wälzt, die dich umhauen wie eine Hitzewelle. Marihuana versetzt einen Musiker in eine wahrhafte Meisterstimmung, deshalb nehmen es so viele Jazzer.

Du schaust auf die anderen Bandmitglieder hinunter wie eine Glucke auf ihre Kücken; wenn einer falsch bläst oder unscharf spielt, lächelst du bloss gnädig und denkst dir, ach, er wird's schon lernen, nächstes Mal kommt's besser, gib dem Jungen 'ne Chance. Und bald merkst du, wie du selber ihm hilfst, damit er wieder auf die richtige Spur kommt. Das Tollste dabei ist, dass die gesamte Begleitung die ganze Zeit, wo du selber spielst und richtig loslegst, dir in Gedanken aufblitzt, als wärst du selbst deine Band. Du hörst die Grundtöne des Themas und führst deine Improvisationsidee aus, ohne dich auch nur ein einziges Mal zu verheddern, es kommt als gleichmässige Sequenz raus. Nichts kann dich verwirren.

Ich blies mit geschlossenen Augen weiter, als etwas Seltsames geschah. Ganz plötzlich schrie ein Mädchen mit erstickter, schriller Stimme auf, als würde sie erdrosselt: «Hör auf! Du bringst mich um! Hör auf! Ich halt's nicht mehr aus!» Als ich die Augen öffnete, schien mir, als wären alle



Leute auf dem Parkett zu einer einzigen festen, hypnotisierten Masse verschmolzen; ein Publikum wie eine vollgequetschte Sardinenbüchse, das in Trance schwamm wie in Olivenöl. Die waren alle miteinander verklebt, sahen schwankend und mit starren Augen zur Band hoch – zuerst sah ich bloss einen Haufen leuchtender Augen, die langsam auf einem bewegten Meer aus Fleisch tanzten.

(Mezz Mezzrow, Really the Blues, New York 1956, übers. W.D. Rogosky und Edward Reavis, Frankfurt 1967)

Foto: Weegee

ON THE TRAIL OF
MARIHUANA
The WEED OF MADNESS

«Morde durch die Mörderdroge überfluten die USA!»

Schockierende Gewaltverbrechen nehmen zu, Metzeleien, grausame Verstümmelungen, Verunstaltungen, kaltblütig durchgeführt, als würde ein hässliches Monstrum in unserem Lande umgehen.

Besorgte Bundes- und Staatsbehörden schreiben viel von dieser Gewalttätigkeit der «Mörder-Droge» zu.

Das ist, was Experten Marihuana nennen. Es ist ein anderer Name für Haschisch. Es ist ein Derivat des indischen Hanfs, ein Kraut, das in den meisten Bundesstaaten am Strassenrand wächst ...

Diejenigen, die süchtig auf Marihuana sind, verlieren nach einem anfänglichen Gefühl von Lustigkeit bald jegliche Hemmung. Sie werden zu bestialischen Dämonen, voll irrer Lust zu töten ...

(Kenneth Clark, gestützt auf Material von Anslinger, für Universal News Service und nachgedruckt von 56 Zeitungen, März 1936)

In einigen Staaten hatten die Sittlichkeitsverbände erreicht, dass der «nichtmedizinische Gebrauch von Hanf» dem Alkoholkonsum gleichgestellt wurde. Bezeichnenderweise waren dies Staaten mit einem hohen Anteil an Schwarzen und Mexikanern – Kalifornien 1915, Texas 1919, Louisiana 1924, New York 1927 –, doch allzuernst wurden diese Verbote auch von den Behörden nicht genommen. In New York beispielsweise wurden von 1927 bis 1937 nur 3 Verstösse gegen die Marihuana Bill registriert. Die Angelegenheit wartete geradezu auf einen fähigen Bürokraten, der bereit war, daraus ein Problem mit entsprechendem Verwaltungsapparat zu machen.

In seinem Buch *Die Mörder – Die schockierende Geschichte der Rauschgift-Gangs* beschreibt Harry Jacob Anslinger ein traumatisches Erlebnis, das er als Zwölfjähriger mit einer Morphinistin und einem Apotheker hatte. Deswegen sei er General an der Anti-Hanf-Front geworden. Wenn dem so war, verlief der Weg dorthin jedenfalls nicht sehr gerade. Der am 20. Mai 1892 im pennsylvanischen Altoona Geborene begann nämlich als Eisenbahndetektiv, Abteilung Versicherungsbetrug. Im Ersten Weltkrieg arbeitete er für den militärischen Geheimdienst in Belgien, anschliessend an der US-Botschaft in Den Haag. 1921–23 war er Vizekonsul in Hamburg, damals ein Zentrum des Morphinschmuggels. Anslinger aber hatte andere Interessen – er genoss, es von Altoona zu einer fashionablen Mietvilla in Altona gebracht zu haben und dort ein etwas überstandesgemässes Leben führen zu können. Das wurde von seiner Frau finanziert, Martha Denniston, einer Nichte des Multimilliardärs Andrew Mellon.

Nach einer Zwischenstation in Venezuela wurde Anslinger Konsul auf den Bahamas, dem Schmuggelzentrum für Rum in die USA. Seine Interessen galten aber den Haifischen, deren Ruf er journalistisch aufzubessern versuchte. Dieser erste Artikel, 1928, kam beim Publikum jedoch schlecht an, und die Reaktion des Autors war jener Stil, der ihn später berühmt machen sollte: Unter dem Titel *Die Bestien der Meere* präsentierte er nun 300 weltweit auserlesene Hai-Opfer in den allerblutigsten Details. Dass er Haie sechs Monate zuvor für «prinzipiell gutmütig» erklärt hatte, war vergessen.

Warum Anslinger 1930 aus der diplomatischen Karriere auf den schlechter bezahlten Posten eines Commissioners im Bureau of Narcotics wechselte, ist nicht bekannt. Er selbst erklärte es mit seinem Kindheits-Drogen-Trauma, doch davor hatte er sich nur einmal mit Drogenfragen befasst, 1929 in einem Zeitungsartikel, der das lückenlose Funktionieren der Prohibition behauptete. Ein Jahr später war er nicht mehr dieser Ansicht und schlug vor, wenn wer schon unbedingt trinken wolle, solle er für jede Flasche Bier ein schriftliches Gesuch an eine dafür zu errichtende Behörde einreichen.

Das Bureau of Narcotics unterstand dem Treasury Department und war zuständig für den Verkehr mit Opiaten, den seit 1914 der Harrison Act regelte. Ursprünglich sollte in dieses Gesetz auch Hanf aufgenommen werden, aber nach einer Anhörung von Medizinern und Pharmazeuten nahm man davon Abstand. Gelegentlich wurde ein bundesweites Cannabis-Verbot diskutiert, aber stets mit demselben Ergebnis wie es der Brief des Bundesgeneralanwalts Cummings wiedergibt.

Was Anslinger an Hanf interessierte, erklärte er 1954 in einem BBC-Interview: «Ich sah hier eine Möglichkeit, die Bedeutung des Bureau zu heben.» Dafür fand er ein offnes Ohr bei seinem Vorgesetzen, denn der war Andrew Mellon. Der zweitreichste Mann der Welt war in der Weltwirtschaftskrise zum Finanzminister gemacht worden mit dem Auftrag, die Staatskassen zu sanieren. Sein erster Schritt dazu war eine radikale Streichung der Sozialprogramme und eine staatliche Förderung seiner Stahlfabriken, was zwar nicht viel brachte, aber einer späteren US-Regierung zum Vorbild wurde. Weniger offene Ohren fand Anslinger bei den befragten Wissenschaftlern – sie konnten keine Gefährlichkeit von Hanf feststellen. Da musste er neue Bündnisgenossen suchen.

Es hat eine Diskussion betreffend der Wunschmässigkeit gegeben, Indischen Hanf oder Marihuana im gegenwärtigen Bundesgesetz einzuschliessen. Ich neige dazu, zu glauben, dass eine derartige Pflanze schwierig zu beaufsichtigen wäre und dies wahrscheinlich ein Faktor für die Nichtigkeitserklärung der Konstitutionalität des bestehenden Gesetzes sein dürfte.

(Ein Brief mit Datum 10.6.1929 von Cummings, dem obersten Bundesanwalt, an das Journal of the American Medical Association)

Das Mörderkraut

Selbst Befürworter des Hanf-Verbots wie Bloomquist kommen nicht umhin, die Art und Weise zu bedauern, wie es in Szene gesetzt wurde, wenn sie auch nicht erwähnen, dass der Regisseur dieses Dramas Mr. Anslinger war. 1931 bewilligte ihm sein Schwiegeronkel nahezu 100 000 Dollar Sonderetat – mitten in der tiefsten Depression –, die eine bemerkenswerte Kampagne finanzierten: An alle Polizeistellen und an alle Boulevard-Journalisten ging ein Rundschreiben mit vielen Frei-Kuverts, doch bitte «alle Fälle zu sammeln, die eine Gefährlichkeit von Marihuana beweisen könnten, insbesondere Verbrechen, Fälle von Wahnsinn u. ä.». Den Journalisten wurde als Gegenleistung zugesichert, vom Bureau stets auf dem laufenden gehalten zu werden.

Dieses Papier gelangte auch in die Hände eines Gefängnisarztes aus New Orleans. Für 2 000 Dollar Forschungszuschuss vom Bureau arbeitete Dr. A. E. Fossier ein Papier aus, das «Die Mariahuana-Bedrohung» hiess. Vom falschen Namen der Droge abgesehen enthielt es den alten Assassinen-Mythos und die neuere Erkenntnis, dass jeder vierte Verhaftete «Mariahuana-süchtig» sei und 17 von 37 Mördern einmal in ihrem Leben davon geraucht hätten. Die schön rassistische Schlussfolgerung sollte man sich auf der Zunge zergehen lassen.

Anslinger liess das Papier bundesweit vertreiben, zusam-

Was unterscheidet Herren von anderen Menschen?
(Die Argumentation wird auch heute noch gerne von zentraleuropäischen Politikern gebracht):

Die herrschende Rasse und die aufgeklärtesten Länder sind alkoholisch, derweil die Rassen und Nationen, die Hanf und Opium verfallen sind, von welchen einige einmal den höchsten Stand von Kultur und Zivilisation erreichten, sowohl geistig als auch physisch zu Grunde gegangen sind.

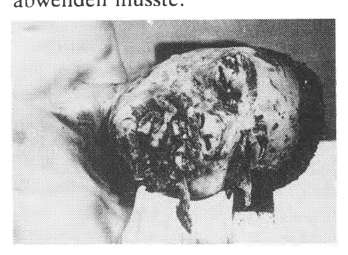
Wenn über Nacht, nach der Prohibition, diese Nation so gut im Bierbrauen und der Destillation von Alkohol würde, dass sogar Kinder gut in dessen Herstellung wären, was wird dann in nächster Zukunft mit einer so gefährlichen Pflanze geschehen, wie sie in unseren eigenen Hinterhöfen wächst.

(Dr. A. E. Fossier, Die Mariahuana-Bedrohung, New Orleans, 14. 4. 1931)

Harry Anslingers schrecklichste Marihuana-Fälle

West-Virginia – Neger vergewaltigt achtjähriges Mädchen. Zwei Neger nahmen ein 14jähriges Mädchen und hielten sie unter dem Einfluss von Marihuana zwei Tage in einer Hütte fest. Nachdem sie sich erholt hatte, fand man, dass sie an Syphillis erkrankt war.

In New Jersey in 1936 geschah ein besonders grausamer Mord, in welchem ein junger Mann einen anderen umbrachte, indem er dessen Gesicht und Kopf buchstäblich zu Brei schlug. Eine der Verteidigungen lautete, dass des Angeklagten Intelligenz durch sein Rauchen von Marihuana-Zigaretten derart zerstört war, dass er nicht wusste, was er tat. Man befand den Angeklagten für schuldig und verurteilte ihn zu einer hohen Gefängnisstrafe. Der Staatsanwalt war davon überzeugt, dass Marihuana mit im Spiel war, dass ein Rauchen stattgefunden hatte, und die Brutalität des Verbrechens wurde dem Betäubungsmittel zugeschrieben, auch wenn des Angeklagten Intellekt nicht ganz zerstört worden war, so dass das Urteil rechtskräftig war. Die Raserei des Mörders war offenkundig. Er war es nicht zufrieden, seinen Freund getötet zu haben, sondern riss dessen Zunge heraus und entstellte ihn derart, dass sogar der erfahrene Untersuchungsrichter die Augen vor diesen schrecklichen Bildern abwenden musste.



Ein Neger, der des Diebstahls angeklagt war, beeindruckte die Jury dermassen mit seiner Geschichte von Leuten, die aus ihrem Grab sprangen und ihn er-

men mit der Forderung nach einem Marihuana-Verbot, und allmählich trugen seine Rundschreiben so schöne Früchte wie die Schlagzeilen aus Kalifornien: «Mörderkraut überall an der Küste gefunden – Tödliche Marihuana-Pflanzen erntereif, um die kalifornischen Kinder zu versklaven!» *(Los Angeles Examiner,* 5.11.1933) und: «Rauschgiftbehörden hilflos gegen Marihuana» *(San Francisco Examiner,* 7.11.1933).

Die Zeit schien reif, über ein Verbot der Pflanze zu befinden. Schwer taten sich die Herren im Bureau nur bei der Frage, was denn da verboten werden solle. Die faserhaltigen Stengel und die Samen sollten auf jeden Fall ausgenommen bleiben. Aber: was dann mit den Blättern, die beim Wachstum unglückseligerweise auch anfielen? Anslinger war dafür, Hanf insgesamt zu verbieten, aber so einfach war diese Lösung nicht durchzubringen. Roosevelt hatte 1933 die Prohibition unter anderem mit dem Argument aufgehoben, die deutliche Undurchführbarkeit dieses Gesetzes würde den Respekt vor allen Gesetzen zerstören. Anslinger hatte keinen leichten Stand bei diesem Hearing, zumal die Wissenschaftler seine These von der Gefährlichkeit des Hanfes ablehnten. Mehr zufällig verlas er dann einen Artikel jener Qualität, die in den USA «yellow press» heisst und in deutscher Sprache niveauvoll von *Bild* bedient wird. Mr. Tipton, Anslingers Vorgesetzter, horchte auf, und der Stenograph protokollierte seine Antwort, so geschehen am 14. Januar 1937: «Haben Sie mehr davon? Horrorgeschichten – das ist's, was wir brauchen.»

Harry J. Anslinger hatte, und bald schon konnte er «Die zehn schlimmsten Fälle schrecklicher Folgen von Marihuana» präsentieren. Wer sie heute liest, kann sich wahrscheinlich ein Schmunzeln nicht verbeissen. Doch die Prominenz, die Anslinger mit seinem Kampf gegen den Hanf gewann, bewirkte, dass sie allesamt noch durch wissenschaftliche Werke der späten Sechziger spuken und in der Boulevardpresse sogar heute noch gelegentlich aufgewärmt werden.

Als alter Herr vermachte Anslinger seinen gesamten Aktennachlass der Pattee Library an der Pennsylvania State University, wo er nach Voranmeldung eingesehen werden kann. Es sind erstaunliche Dokumente dafür, mit welchen Mitteln Politik gemacht werden kann. Anslingers «zweifelsfreie Quellen» waren zu 95 Prozent Ausschnitte aus Boulevardblättern und Pulp Magazines. Viele zeigen an ihrem Rand Anmerkungen in pedantischer Handschrift, wohl als Gedächtnisstütze gemeint: MORD!! BLUTIGER MORD!!! Der Eindruck entsteht, hier habe sich ein verklemmter Kleinbürger mit Zeitungsschnitzeln einen sadistisch-voyeuristischen Kitzel gegönnt.

Die Strategie, die Anslinger für den Kampf gegen Marihuana vorschlug, hatte er zuvor schon für den Umgang mit Alkohol empfohlen: eine umständliche Verwaltung des legiti-

men Umgangs, die «prohibitiv entmutigen» sollte, diesmal verstärkt durch eine Horrorsteuer von 100 Dollar pro Unze.

Am 27. April 1937 fand das Marihuana-Hearing vor dem Kongress statt. Anslinger hatte sich bestens vorbereitet, und als die Abgeordneten den Gesetzesvorschlag für zu extensiv hielten, zog er aus seiner Tasche seine Horrormappe. Er zeigte einige Fotos schrecklich zugerichteter Leichen, angeblich alle Opfer von Marihuana-Mördern. Vier Tage später wurde das Gesetz beschlossen, und am 1. September unterzeichnete Roosevelt die Marihuana Tax Act.

Anslinger hatte inzwischen noch eine Fleissaufgabe geleistet: In der Juli-Nummer des *American Magazine* erschien sein berühmter Artikel «Marihuana, Mörder der Jugend». Die Hexenjagd konnte beginnen.

TREASURY DEPARTMENT ORIGINAL

UNITED STATES INTERNAL REVENUE

ORDER FORM FOR MARIHUANA, OR COMPOUNDS, MANUFACTURES, SALTS, DERIVATIVES, MIXTURES, OR PREPARATIONS UNDER THE MARIHUANA TAX ACT OF 1937.

MARIHUANA ORDER FORM NUMBER	DATE ISSUED BY COLLECTOR: 19

TO: ______________________

____

Sir:

Application having been presented and transfer tax in the amount of $ ____ having been paid, as evidenced by transfer tax stamps affixed to the original hereof in accordance with the provisions of the Marihuana Tax Act of 1937 and regulations issued thereunder, you are authorized, in so far as the provisions of that Act and the regulations issued thereunder are concerned, to transfer to ______________________ to be delivered to him in person or consigned to him at ______________________ a quantity of marihuana not to exceed ____ ounces in the form of the following products:

ITEM	NAME OF PRODUCT OR PREPARATION	QUANTITY
1		
2		
3		
4		

Signed: ______________________, Collector,

By ______________________

NOTE: Not valid to authorize a transfer of marihuana unless signed by the collector and the full amount of transfer stamps indicated above are affixed to the original copy.

TO BE RETAINED BY THE TRANSFEROR FOR A PERIOD OF TWO YEARS

griffen, dass sie ihn freisprachen. Er gab zu, ein Marihuana-Raucher zu sein.

Farbige Studenten an der Universität Michigan feierten mit (weissen) Studentinnen eine Party, rauchten dabei mit ihnen und trugen sich deren Sympathie mit Geschichten von Rassenverfolgungen ein. Resultat: Schwangerschaft.

Geheimpolizist eingeladen an Marihuana-Party. Vorschlag, jeder Anwesende, sowohl weiblichen wie männlichen Geschlechts, solle die Hose runterlassen. Während er sich auszog, liess der Agent seine Pistole fallen und musste zur sofortigen Verhaftung schreiten.

Hier haben wir eine Droge, die nicht wie Opium ist. Opium hat alles Gute von Dr. Jekyll und alles Böse von Mr. Hyde. Diese Droge ist ganz das Monster Hyde, dessen schädlichen Auswirkungen nicht ermessen werden können ...

Schlechte Zeiten in Sicht ...

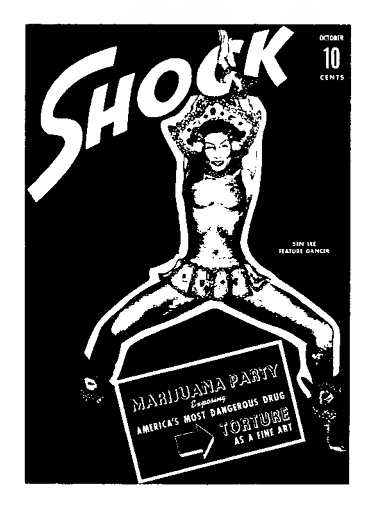
The latest craze, the country's rage is jive, jive, jive
This modern treat makes life complete, jive, jive, jive,
All the jive is gone, all the jive is gone
I'm sorry, gate, but you got here late
All the jive is gone
All the jive is gone, all the jive is gone
So come on in, drink some gin
All the jive is gone.

(Andy Kirk and his Twelfe Clouds of Joy, voc: Pha Therell, 3.3.1936)

Steuerformular aus Anslingers Behörde für den erlaubten Marihuana-Bezug. Die Steuer betrug 100 Dollar pro Unze. Für unversteuerten Marihuana-Besitz war, von Gefängnisstrafen abgesehen, als Bussgeld das Zehnfache zu zahlen. Die Stempelgebühr betrug 1938 vier Dollar pro Formular.

... und noch viel schlechtere:

Close the window and lock the door
Take the rug up off the floor
Hey, hey, let's all get gay
The stuff is here.
(Georgia White, 5.10.1937)



Dr. Kolb: Ja, sie wollten ihm eine sehr hohe Strafe geben. Der Distriktsstaatsanwalt schrieb mir und wollte darüber mit Richter Cooper sprechen. Ich sagte ihm, dass es vom Standpunkt einer Rehabilitation eine eher schädliche Sache sei, einen Mann vier Jahre ins Gefängnis zu stecken. Es ist wahrscheinlich, dass er dort einen Haufen Dinge lernt und dann rauskommt und die Gesellschaft hasst und sie darauf gegen die Gesellschaft anwendet. Ich meine, dass Gebraucher ein Jahr bekommen sollten, besonders der, der kein Strafregister hat.

Kommissar Anslinger: Ich glaube nicht, dass die Gerichte hier zu streng verfahren.

Mr. Wollner: Ich möchte Ihnen eine äusserst unfaire Frage stellen. Wieviel Prozent dieser Leute wäre im Gefängnis, wenn sie kein Marihuana geraucht hätten?

Dr. Kolb: Nun, sehr wenige unter ihnen.

Swing

Es gab natürlich auch Widerspruch gegen Anslingers Gesetz. Ein bemerkenswert weitsichtiger kam von dem Drogenfachmann Henry Smith Williams – von 1955 bis 1980 gab die US-Drogenbehörde D.E.A. den illegalen Marihuana-Umsatz mit jenen von ihm vorhergesagten 5 Milliarden Dollar an, was Kenner der Szene jedoch für ein Drittel des tatsächlichen halten –, und den heitersten leisteten die Musiker.

Vor 1937 war die Sache nur selten in den Texten von Jazz-Songs aufgetaucht – Selbstverständlichkeiten waren schliesslich keine Erwähnung wert. Scheinbar über Nacht sang nun jeder darüber, und die vielen Songs sind auch kostbare Dokumente dafür, wie die Kriminalisierung des Hanfes die Sprachgewohnheiten verändert.

Dreamed about a reefer five foot long
Mighty mezz but not too strong
You'll be high but not for long
If you're a viper
I'm the king of everything
Gagota Gagota Gagota Gagota be high before I swing
Let the bells ring: ding dong ding
If you're a viper
Say you know you're high when your throat gets dry
Mmmmm! Everything's dandy! Shbbbshtbbshb ah yes
You run down to the candy store,
Bust your conk on peppermint candy
Then you know your little brown body's sent
You don't give a darn if you don't pay rent
'Cause the sky's high – soo 'm I–Yes, Yes
I vipe a bit.
(Bob Howard, 7.2.1938)

Die Perlen jener Jahre kamen, zu Langspielplatten gereiht, 1976–78 unter der Marke «Stash Records» wieder zu Ehren, verlegt von einem, der 1937 selbst zu rauchen begann. Vom *Reefer Man,* den Veteranen der legendären Henderson Band 1932 in Schellack pressten, angefangen, wurden 48 Songs gesammelt, die so ziemlich die gesamte Elite des Jazz der «Verherrlichung von Marihuana» überführen – Cab Calloway feiert *The Man from Harlem,* ebenfalls 1932, ein Jahr später zelebrierte Benny Goodman seine *Texas Tea Party,* 1936 nahmen sich Stuff Smith, Mary Lou Williams und Andy Kirk der Sache an, und aus der Verbotszeit stammen wahre Juwelen mit den Stimmen von Ella Fitzgerald und Trixie Smith und der sanften Klarinette von Sidney Bechet.

Anslinger war über diese Entwicklung gar nicht froh, und seine «Missionsarbeit» wurde auch noch dadurch erschwert, dass für 1937 und 1938 seine Mittel um 8 Prozent gekürzt wurden. So ist verständlich, dass er sich intensiv um den ersten

Prozess kümmerte, der des neuen Gesetzes wegen anstand. Angeklagt war der 58jährige Samuel Caldwell, dem 26jährigen Moses Baca einen Joint verkauft zu haben. Anslinger persönlich war angereist, um ein gehöriges Exempel statuiert zu bekommen, und es half ihm sehr, dass die Angeklagten Schwarze und Distriktrichter J. Foster Symes ein bekannter Rassist war. Das Urteil hatte, den US-Rechtsverhältnissen entsprechend, Gebrauchsmusterwert: Vier Jahre Gefängnis und 1000 Dollar Geldstrafe für den Händler, achtzehn Monate für den Kunden. Die Urteilsbegründung zeigte, dass Anslingers Horrorsamen auf fruchtbaren Boden gefallen waren. Da war das Gesetz gerade acht Tage alt.

Vom 1. Oktober bis Jahresschluss 1937 hatten Anslingers Agenten immerhin bei 369 Beschlagnahmen 229 Kilogramm Hanf und 2852 der tödlichen Zigaretten erbeutet, und die künftige Ernte versprach, noch besser zu werden, denn nun schwärmten auch die Mässigungsvereine der verschiedenen Kirchen aus, das Übel an der Wurzel zu vertilgen.

Manchmal gab es auch unerwünschte Randerscheinungen. Für die erste Gefährdung der neuen Drogenpolitik sorgte ausgerechnet Dr. James A. Munch, Psychologie-Professor an der Temple University und einer von Anslingers wichtigsten Leuten beim Gesetzes-Hearing. Nach eigenen Bekundungen hatte Munch einmal einen Joint geraucht und festgestellt, dass bereits ein Zug ausreicht, einen Menschen temporär wahnsinnig zu machen. «Ich fühlte mich plötzlich 200 Jahre lang auf dem Boden eines Tintenfasses gefangen», lautet eine seiner berühmten Erkenntnisse. Daran dachten wohl auch die Verteidiger in einem Raubmordprozess, als sie Dr. Munch im Februar 1938 als Sachverständigen vorluden. Nachdem er mit Anslinger Rücksprache gehalten hatte, trat Munch auch auf und schilderte das «Mörderkraut» so beeindruckend, dass die Angeklagten nicht auf den elektrischen Stuhl, sondern wegen verminderter Schuldfähigkeit nur ins Gefängnis wanderten. Das sprach sich natürlich herum, und Dr. Munch wurde so oft in den Gerichtssaal gebeten, dass Anslinger ein ernstes Wort mit ihm sprechen musste. Man wurde handelseinig: Munch bekam vom Bureau Forschungsmittel, «um die Gefährlichkeit von Marihuana festzustellen» (!), und sein nächstes Gutachten lautete: Ein Joint macht zwar wahnsinnig, aber doch wieder nicht so, dass generell mildernde Umstände dabei herauskämen.

Dr. Munch blieb der Marihuanaforschung noch viele Jahre erhalten. Mit Anslinger bildete er ein Duo, das nicht nur die Vergabe von Forschungsmitteln auf diesem Gebiet bestimmte, sondern das auch international Drogenpolitik zu betreiben versuchte. Zunächst fand Dr. Munch heraus, dass Hanf irreversible Hirnschäden verursacht, die Zeugungsfähigkeit von

Mr. Wollner: Sie wären nicht ins Gefängnis gekommen?
Dr. Kolb: Dies gilt für viele Drogen-Gebraucher.
(Protokoll des Senats-Hearings zu Marihuana, wobei erstmals die Frage der Bestrafung diskutiert wurde, 1938)

Ich betrachte Marihuana als das schlimmste aller Betäubungsmittel – viel schlimmer als den Gebrauch von Morphium oder Kokain. Unter seinem Einfluss werden Menschen zu Bestien, genauso wie es mit Baca der Fall war. Marihuana zerstört das Leben selbst. Ich hege keinerlei Sympathie für jene, die dieses Kraut verkaufen. In Zukunft werde ich die schwersten Strafen verhängen müssen. Die Regierung wird dieses Gesetz auf den Buchstaben genau durchsetzen.
(Richter Symes im allerersten Marihuana-Urteil der USA, sachkundig beraten von Harry Anslinger)

Hiwis melden sich an die Drogenfront ...

Die wichtigste Missionsarbeit, die ich in dieser Sache leistete, ist die Erziehung von Sheriffs, Hilfssheriffs und Polizeichefs, usw. ausserhalb der grossen Städte gewesen. Sie sind, bis sie von uns aufgeklärt werden, universell völlig unwissend, was die ganze Sache angeht. Wir haben viel Geld und Zeit in Propaganda gegen den Gebrauch von Marihuana-Zigaretten und in die Instruktion von lokalen Beamten investiert, und um zu verschiedenen Zeitpunkten Reden zu halten!
(Mrs. Elizabeth Bass, Virginia, an Harry Anslinger, 12.3.1937)

Anslingers grosses Filmprojekt hiess *Reefer Madness* und war ein Hit über Jahre.
Ein Betrachter des Films gedenkt:

«Diese Jungens und Mädchen von der Mittelschule halten in der lokalen Eisdiele ein Tänzchen ab. Sie tanzen unschuldig und wissen nicht, was für eine neue und tödliche Bedrohung hinter geschlossenen Türen lauert.» Schnitt zu ein paar müden älteren Typen, die einen Joint herumreichen. «Marihuana, das brennende Kraut mit Wurzeln in der Hölle.»

Schnitt zu einigen windigen Charakteren, die einem Paar gegegenüberstehen, das in seiner gesunden Ausstrahlung David Eisenhower und Julie Nixon gleicht. «Wir gehen jetzt zu Joes», sagt der Süchtige. «Warum kommt ihr nicht mit?» «Wir haben eine Verabredung, um ein Doppel zu spielen», sagt Mr. Amerika. «Nun, spielen könnt ihr ja immer noch», sagt der Süchtige. «Kommt, bei uns gibt's was zu lachen.» In einer miesen Bude bietet dann einer dem Neuling einen Joint an. «Sie werden Bill kennenlernen», dröhnt das Sprechband, «der einmal stolz war auf seinen starken Willen, wie er den ersten Schritt auf dem Pfade der Versklavung tut.» Schnitt zu Bill, versucht von einer sanften Kokette, von deren verführerischen Fingern ein Joint



Mann und Frau zerstört, und dass die Wirkung eines Joints, auch wenn man keinen weiteren raucht, monatelang immer wieder urplötzlich über einen kommen kann. Natürlich sollte auch die chemische Struktur dieses Höllenstoffs untersucht werden. Da Dr. Munch davon nichts verstand, gingen einige Mittel an den renommierten Chemiker Roger Adams, und für das doppelte forschten die Büro-Chemiker Wollner und Joe Levine. Zunächst wurden zwei Wirkstoffe entdeckt, die jedoch keine psychotropen Eigenschaften zeigten: Cannabinol und Cannabidiol. Adams fand heraus, dass beim Reifeprozess der Pflanze durch Isomerisation das hochwirksame Tetrahydro-Cannabinol (THC) entsteht, und er veröffentlichte seine Ergebnisse am 5. Juni 1941 im *Journal of the American Chemical Society.* Und weil er schon dabei war, erfand er aufgrund dieser Erkenntnisse eine ähnliche, nur wesentlich stärkere synthetische Substanz, die er Parahexyl oder Synhexyl nannte.

Darüber freute sich die Pharma-Industrie, denn Anslinger hatte erreicht, dass die herkömmlichen Hanf-Produkte ab 1. November 1942 nicht mehr im Handel sein durften. Hanf habe keinerlei wie immer gearteten therapeutischen Wert, beschwor der Sachverständige vor dem Gesundheitsausschuss, und das war Dr. Munch. Interessanterweise aber wurde synthetisches THC von dem Bann ausgenommen.

Die Mörderkaut-Geschichten waren nicht ganz widerspruchslos hingenommen worden, und 1939 beauftragte New Yorks Bürgermeister La Guardia ein Team von Universitätsprofessoren, der Sache auf den Grund zu gehen, ohne dass er das Untersuchungsergebnis vorschreiben liess. Anslinger reagierte dementsprechend beleidigt und verweigerte der Kommission die für Versuche benötigten Marihuana-Mengen. Die Herren wandten sich an Adams, und ehe Anslinger noch etwas dagegen unternehmen konnte, waren die Versuche mit synthetischem THC aufgenommen worden. 1944 wurde der La Guardia-Report vorgelegt. Sein Ergebnis unterscheidet sich kaum von neueren Untersuchungen: Es bestätigte die relative Unbedenklichkeit der Droge. Anslingers Reaktion war clever: Er behauptete, diese Untersuchung habe keinen Wert, da sie ja mit synthetischem THC durchgeführt wurde. Der «Mörderfaktor» der Pflanze sei eben eine noch nicht entdeckte Substanz, und daher sei das Naturprodukt eminent gefährlicher als das synthetische. Die saure Seite dieses sophistischen Apfels war, dass synthetisches THC nun nicht verboten werden konnte und bis 1968 einen wichtigen Zusatz für Medikamente gegen Depression bildete.

Es war nicht immer einfach für das Bureau. Alle Jahre musste Anslinger vor den entsprechenden Kongress-Ausschüssen um seinen Etat kämpfen, den er nur dadurch bewil-

ligt bekam, dass er Heroin und Marihuana konsequent verwechselte und im letzten Moment aus seiner Fall-Sammlung einen «marihuana-typischen Mord» präsentieren konnte. Und dann musste sein Bureau auch alle Fälle registrieren, die das fürchterliche Kraut «verherrlichten», denn auch dieser Begriff, gelegentlich in der BRD diskutiert, war Anslingers Erfindung.

Damit begann die Jagd auf die Jazzer, deren Hautfarbe bereits ein Ärgernis für Anslinger war. Schon vor dem Marihuana-Verbot hatte er Akten über «Jazz und Marihuana» anlegen lassen, in denen sorgfältig alle diesbezüglichen Texte registriert wurden. Als allerdings einer seiner Agenten in einem Zeitungsinterview behauptete, die Verbreitung von Jazz und Marihuana gehe Hand in Hand, gab es eine derartige Empörung in Musikerkreisen, dass sich das Bureau auf Einzelfälle konzentrieren musste. Eine Gruppe, die sich «Weed-Hounds» nannte, hatte es dem Bureau angetan. Zwei Jahre lang verfolgten Anslingers Geheime die Band quer durch die USA, alle hinterlassenen Aschenbecher und Mülltüten sorgfältig untersuchend, ohne etwas zu finden, was mit dem Namen der Gruppe in Zusammenhang zu bringen war.

Zu den Juwelen unter den von Anslinger hinterlassenen Akten zählen zwei, die des Bureaus Argusaugen beeindrukkend beweisen. Die eine enthält einen Songtext über Spinat, der zweifellos weitere Interpreationen zulässt und Anlass war, dass die Band unter den Spitzelservice fiel. Für das Bureau war augenscheinlich, dass «Spinat» ein neues Codewort für die Sache bedeutete, und somit wurde auch eine Akte über eine dubiose Figur angelegt, die jedesmal durch Spinat zu ungeheuren Kräften kam. Zwei Jahre lang wurde in erschöpfender Amtstätigkeit Material gegen «Popeye, Saylor» gesammelt, bis sich herausstellte, dass diese Comic-Figur nicht dem Kopf eines Rauschgift-Verherrlichers sondern einem Werbebüro für Dosengemüse entsprungen war.

1943 wollte Anslinger zum Halali gegen die Swing-Szene blasen. Allen Ernstes hatte er vor, Jazz als Werbung für den Drogenkonsum verbieten zu lassen, und so flatterten aus dem Bureau eine Reihe vertraulicher Briefe an alle möglichen Polizeistellen, doch bitte diesbezügliche Fälle als Beweismittel zu sammeln. Diesmal war Harry erfolglos – die meisten Bundesstaaten ignorierten seine dringende Bitte, und auch bei der Bundesregierung fand er kein Gehör. Die GIs würden gerade diese Musik lieben, und man wolle nicht mitten im Krieg auch auf diesem Gebiet noch Scherereien bekommen. Das Bureau war ziemlich deprimiert, denn die Regierung hatte ausserdem beschlossen, wegen der kriegsbedingten Importausfälle von Faserhanf 146 000 Hektar US-Territorium wieder mit dieser teuflischen Pflanze zu bestellen.

hinunterbaumelt. «Wenn du natürlich Angst hast ...» Bill ergreift den Joint und fängt daran zu saugen.

Als nächstes sieht man ein schmusendes Pärchen auf einer Couch – «heftige Bewegungen» – es entsteht ein Kampf – «Mord!» – ein Schuss ertönt, ein Körper erschlafft. Dann sehen wir ein junges Mädchen in einem berauschten Anfall einen Gang hinunterrennen und einen eleganten Hechtsprung aus einem geschlossenen Fenster machen. «Selbstmord», sagt der Sprecher schadenfroh, wie wir ihrem Körper zuschauen, der zehn Stockwerke hinabfliegt – «und das unfehlbare Ende eines Marihuana-Süchtigen.» Schnitt zu einem käferäugigen Schwachkopf, mesmerisiert durch die Töne, die einer seiner Marihuana-rauchenden Freunde einem gammligen Klavier entlockt, dem eigenartigen, beschleunigten Boogie-Woogie, der von seinen dringenden Schreien «schneller, spiel schneller» angetrieben wird. «Hoffnungsloser Irrsinn!» – des Sprechers Stimme triumphiert. «Sehen Sie diesen Film, ehe es zu spät ist.»

(Larry Sloman, On the Road with Reefer Madness, High Times, Oktober 1979)

Was kann das nur sein?

Spinach has Vitamins A, B and D
But spinach never appealed to me
But one day while having dinner with a guy
I decided to give it a try
I didn't like it the first time, it was so new to me
I didn't like it the first time, I was so young, you see
I used to run away from the stuff
But now somehow I can't get enough
I didn't like it the first time but oh, how it grew on me.

(Julia Lee, 1938, Aufnahmedatum unbekannt)

Harrys Leute dachten sich ihr Teil und begannen die Akte Popeye.

Es gibt zwei Kanäle für den Verkauf von Marihuana-Zigaretten – den unabhängigen Händler und die «Teestuben». Aufgrund von Beobachtungen und Unterhaltungen mit «Teestuben»-Besitzern und Marihuana-Händlern schätzen die Forscher, dass es in Harlem ungefähr 500 «Teestuben» und mindestens 500 Händler gibt.

Die «Teestuben» werden nach dem Geschmack der Kunden eingerichtet, die angesprochen werden sollen. Gewöhnlich ist jede «Teestube» mit bequemen Möbeln, einem Radio, einem Plattenspieler oder – meistens – mit einem gemieteten Schallplattenautomaten ausgestattet. Die Beleuchtung ist mehr oder weniger schummrig, die Farbe Blau herrscht vor. Weihrauch wird als Teil der Einrichtung betrachtet. Die Wände sind gewöhnlich mit Bildern nackter Menschen geschmückt, die perverse sexuelle Handlungen andeuten. Eine solche Einrichtung wird von den Marihuana-Rauchern als notwendiger Hintergrund betrachtet.

Die meisten «Teestuben» handeln nur mit Marihuana. Einige verkaufen Marihuana und Whisky, einige dienen auch als Freudenhäuser. Wir fanden nur eine «Teestube», die sowohl Freudenhaus war und in der man auch Marihuana, Whisky und Opium kaufen konnte.

Der Marihuana-Raucher erreicht eine grössere Befriedigung, wenn er mit anderen zusammen raucht. In der «Teestube» entspannt er sich wie ein Mensch, der frei von Ängsten und Alltagssorgen ist. In der «Teestube» herrscht eine Atmosphäre wie in einem sehr anheimelnden, geselligen Club. Der Raucher knüpft ohne weiteres Gespräche mit Fremden an, spricht offen über seine angenehmen Drogenerlebnisse und philosophiert über das Leben in einer Art und Weise, die seinem intellektuellen Niveau nicht immer entspricht. Immer wieder wurde beobachtet, wie bereitwillig die Raucher ihre Zigaretten mit anderen teilten. Es kam keine laute, rowdyhafte Atmosphäre auf, und wenn, was ganz selten geschah, ein Raucher eine provokative Haltung einnehmen wollte, wurde er hinausgeworfen oder gezwungen, toleranter und ruhiger zu werden.



Schlussfolgerungen

1. Marihuana wird in grösserem Umfang im Verwaltungsbezirk Manhattan geraucht, doch ist das Problem hier nicht so akut, wie es in anderen Gegenden der Vereinigten Staaten sein soll.
2. Der Gebrauch von Marihuana ist – im Vergleich zu anderen Gegenden – neu.
3. Marihuana ist verhältnismässig billig und liegt daher bei den meisten Leuten im Bereich des Erschwinglichen.
4. Der Verkauf und der Verbrauch von Marihuana konzentriert sich auf Harlem.
5. Die Mehrheit der Marihuana-Raucher bilden Neger oder Lateinamerikaner.
6. Die Marihuana-Raucher sind sich darüber einig, dass der Konsum der Droge ein Gefühl der Zulänglichkeit schafft.
7. Die Gewohnheit, Marihuana zu rauchen, führt – im medizinischen Sinn des Wortes – nicht zur Sucht.
8. Der Verkauf und der Vertrieb von Marihuana wird nicht von einer einzelnen organisierten Gruppe kontrolliert.
9. Der Gebrauch von Marihuana führt nicht zur Morphin-, Heroin- oder Kokain-Sucht; es werden auch keine Anstrengungen unternommen, einen Markt für diese Narkotika zu schaffen, indem man die Gewohnheit, Marihuana zu rauchen, fördert.
10. Marihuana ist nicht der auslösende Faktor beim Begehen von Gewaltverbrechen.
11. Das Rauchen von Marihuana ist unter Schulkindern nicht weit verbreitet.
12. Jugendkriminalität steht nicht in Zusammenhang mit der Gewohnheit, Marihuana zu rauchen.
13. Berichte über die katastrophalen Wirkungen des Marihuana-Rauchens in der Stadt New York sind unbegründet.

(New Yorker La Guardia-Report 1944)

Anslinger wehrt sich gegen den La Guardia-Report:

Eine kürzliche Tragödie, der Fall eines Hotelpagen, der unter dem Einfluss von Marihuana in Oklahoma City einen Bundesgardisten tötete, liefert einen weiteren ausführlichen Beweis betreffend der Gefahren dieser Droge ...

Das Buch gibt der breiten Öffentlichkeit unqualifizierterweise an, dass der Gebrauch von diesem Betäubungsmittel nicht zu körperlichem, geistigem oder moralischem Zerfall führe, und dass bleibende nachteilige Auswirkungen dank seinem fortgesetzten Gebrauch an 77 Gefangenen nicht festgestellt werden konnten. Diese Aussage hat der Sache der Gesetzeshandhabung bereits sehr geschadet. Öffentliche Beamte werden gut daran tun, diese unwissenschaftliche, unkritische Studie zu ignorieren und Marihuana weiterhin als eine Bedrohung betrachten, wo immer es auftaucht.

(Journal of the American Medical Association, 28.4.1945)

Das Klima, das Anslinger brauchte, um gedeihen zu können, stellte sich erst nach dem Zweiten Weltkrieg so richtig ein – da Harry schon seit den Zwanzigern überzeugt war, die grösste Gefahr für die Menschheit käme von links, war er der ideale Frontier für den Kalten Krieg, und er eröffnete auch prompt den Front-Unterabschnitt Drogen. Schon 1946 hatte er erkannt: Wenn Weisse in den USA mit Marihuana zu tun hatten, handelte es sich ausnahmslos um liberale, also verwerfliche Charaktere, meistens auch um kommunistenfreundliche. Dabei hatte der *Daily Worker* als Organ der US-KP schon 1940 einen Bannstrahl gegen die Pflanze gedruckt, der vom Bureau verfasst sein hätte können.

Die spektakulären Fälle lieferte aber nicht die durch McCarthy eingeschüchterte Intelligentsia, sondern – wie sonst – Hollywood. Am 3. August 1948 schlichen Anslingers Agenten durch den unverschlossenen Hintereingang einer Villa und konnten gerade noch die Jointkippe einsammeln, die dem Schauspieler Robert Mitchum vor Schreck aus dem Mund gefallen war. Mitchum war gerade 31 und ein Topstar der Zeit, doch die Angst vor dem Bureau und den Moralistenvereinigungen war so gross, dass er bei seiner ersten Einvernahme die etwas pessimistisch klingende Berufsangabe «gewesener Schauspieler» diktierte. 1949 wurde er samt seinen Mitrauchern zu einem Jahr Gefängnis verurteilt, bedingt, und 1951 wurde das Urteil von der Berufungsinstanz unter der Bedingung aufgehoben, dass der Freispruch nicht publiziert würde.

Ebenfalls 1948 erwischte es Gene Krupa, den berühmtesten der damaligen Schlagzeuger, und es war schmerzhaft für Harry, dass die Sache mit neunzig Tagen Arrest abgetan wurde, Krupas Fans aber in der Zwischenzeit 100 000 Dollars gesammelt hatten, um für Anwälte und ähnliche Unannehmlichkeiten zu sorgen. Dennoch versuchte Anslinger, seinen Endkampf gegen die Jazzer durchzuziehen. Nachdem seine Agen-

Spitzel Malachi Harney an Harry Anslinger, 2.7.1943:

Heute sprach ich mit – – – am Telefon über *Boogie-Woogie-Bands* und Marihuana-Verbindungen, und ich meinte, es wäre an der Zeit, die Sache endlich richtig an die Hand zu nehmen. – – – sagte, er meine, er könne einen oder zwei Informanten auftreiben, die in diesen Musiker-Kreisen arbeiten könnten, und dass er sich sofort auf die Socken machen würde. Ich sagte – – –, er solle zuerst etwa 20 oder 30 Fälle aufbauen, bevor er Verhaftungen durchführt.

Von den Gefahren zu singen, ehret den mutigen Mann.
(Homer, Ilias)

Boy, she's really frantic,
the wildest chick in town
She blows her gage, flies in a rage
Sweet Marihuana Brown
In her victory garden
the seeds grow all around
She plants, you dig,
she's flipped her wig
Sweet Marihuana Brown
She don't know where
she's going, she don't
care where she's been
But every time you take her out,
she's bound to take you in.
Boy, that gal means trouble,
you ought to put her down
Get hep, take care, look out,
beware of
Sweet Marihuana Brown.
(Barney Bigard, 5.1.1945)



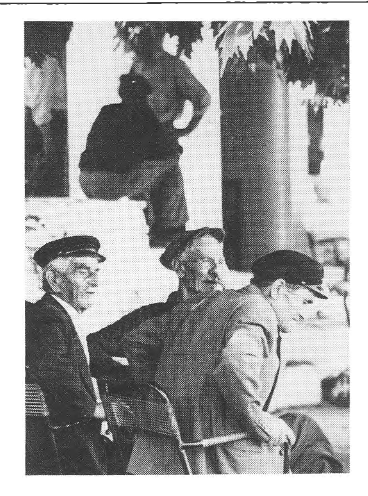
Robert Mitchum vor den Augen der Gerechtigkeit

Ist von Hanf die Rede, muss auch der Rembetes gedacht werden, der griechischen Sänger der Subkultur. Ähnlich dem Jazz in den USA der Zwanziger, entwikkelte sich in den griechischen Dreissigern eine eigenständige Musikform, die Rembetika. Sie blühte unter den Deklassierten der Zeit, unter den aus der Türkei nach Griechenland Rückgewanderten. Bis Mitte der Zwanziger waren rund eine Million Griechen aus Gebieten der Türkei vertrieben worden, wo schon ihre Vorfahren jahrhundertelang siedelten, und sie kamen auch als kulturell Fremde in ihre Heimat. Ein Grossteil von ihnen bildete die Subkultur der Hafenstädte, wo man, wenn nicht gerade einmal im Gefängnis, in der Teké sass, den kleinen Lokalen mit der grossen, qualmenden Narghilé.

Hier entstanden schwermütige Lieder zu aus der Türkei mitgebrachten Rhythmen, oft auf selbsterfundenen Instrumenten gespielt und mit kehliger Stimme gesungen. Wo nicht Rembetes auftraten, gab es bald Music-Boxes voller Rembetika. In den Fünfzigern entdeckten die mitteleuropäischen Freaks das Genre, und die Platten wanderten auch in die einschlägigen Cafés ausserhalb Griechenlands.

Die heutigen Rembetes haben den leicht kriminellen Haut gout der Frühzeit abgestreift, aber wenn immer in Griechenland eine Bouzouki erklingt, liegt zumindest in der Erinnerung ein Hauch von Haschisch in der Luft. Heute sind auch Kultusbeamte des jungen EG-Landes stolz auf diese äusserst eigenständige Musikform, und dabei verschweigen sie gerne, dass ihre extrem harte Hanf-Politik ihren Ausgang in den Versuchen hatte, diese einst ungeliebte Minderheit zu unterdrücken.

Die folgenden Texte stammen aus dem grossartigen Buch *Rembetika – Lieder von Liebe, Haschisch und vom Überleben,* das Gail Holst zusammenstellte und Renate Gerhardt 1979 verlegte.



Die Morgenkühle

Gestern ging alles drunter und drüber
In Sideris'[1] alter teké,
Ganz früh in der morgenkühle
Richtig auf 'nem schönen kiff
Haben zwei manges krach gekriegt
Über irgendein krummes geschäft.

Hör' mal, sagte ich zu dem tekébesitzer,
Jetzt spricht in sorge ein mangas zu dir.
Wenn ich auch haschisch rauche,
Ich tue niemand etwas zuleide.
Ich bin ein mangas und rumtreiber
Und kam zum rauchen in deine teké.

Ich kam allein hier in die teké,
Um eine wasserpfeife zu rauchen,
Ja, um zu rauchen und bekifft zu sein,

Und meine bitterkeit zu vergessen.

In allen meinen sorgen
Fühle ich mich bekifft sehr wohl.

(Rembekiko, Tsitsanis, 1944. Erste Plattenaufnahme 1945, mit Tsitsanis und Markos als Sängern)

[1] *Mitsos Sideris hatte eine teké* in der Nikoforo Foka Strasse, Saloniki.

Andacht

Als orthodoxer christ, in dieser gesellschaft
Mache ich mich bereit, mein mangas, für eine andacht.

Ich kaufe mir meinen tabak und ein stück haschisch
Und mache mich auf, mein mangas, und gehe nach Ajios Mamas.

Ich betrete die kirche, die räume unter runden bögen,
Und fange an, am tabak zu ziehen, als wollte ich die kerzen anzünden.

Und der erzengel dahinten wird mit einem mal
Ganz bekifft von dem vielen rauch.

Er sagt zu mir: «Höre, christenmensch, es ist keine sünde,
In die kirche zu kommen und andacht zu halten.»

Doch dann sagt plötzlich ein mönch zu mir: «Geh weg hier,
Jetzt bin ich an der reihe, ein paar züge zu machen.»

(Rembekiko, Tsitsanis, 1938 (?). Wurde nie aufgenommen.)

Die Premierminister werden

Die premierminister werden, sterben auch daran,
Das volk ist hinter ihnen her wegen all des guten, das sie tun.

Unser Kondylis ist tot, Venizelos ist weg,
Und Dermetzis verschwand, als er schon fast am ziel war.

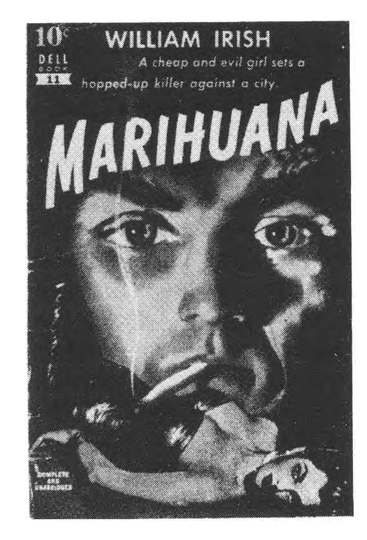
Ich lass mich als kandidat aufstellen und werde premierminister,
Dann kann ich mich fett und faul hinsetzen und essen und trinken.

Dann erhebe ich mich im parlament, da habe ich zu bestimmen,
Ich bringe sie auf die wasserpfeife und mache sie alle bekifft.

(Rembekiko, Markos, 1935)

ten monatelang nahezu alle Bands bespitzelt und dabei sogar fünf Joints gefunden hatten, konnte er bei der Anhörung zu seinem Budget am 1. März 1949 mit neuen «gesicherten Erkenntnissen» auftreten. Nach der üblichen Einleitungsformel, dass der Marihuana-Konsum bedauerlicherweise zugenommen habe und besonders bedauerlicherweise vor allem unter der Jugend, nannte er die wahren Schuldigen: «Ich spreche natürlich nicht von guten Musikern, sondern von Jazz-Musikern.»

Dieser feine Unterschied war nicht nur den Schwarzen zu fein. Anslinger musste eine ganze Weile warten, bis sich die Empörung in der Presse gelegt hatte, und sein Büro setzte sich für geraume Zeit freiwillig auf kleinere Fische.



Beat

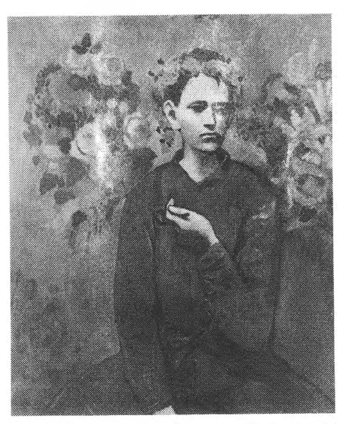
Die Nachkriegszeit und die des Kalten Krieges ist in den Archiven abgelegt und wird nur gelegentlich durchstöbert. Modeschöpfer lassen sich von Diors New Look inspirieren, der die Uniformen der vergangenen Jahre vergessen machen sollte, schmunzeln über die nylonknisternden Pettycoats und die breiten Gummigürtel, die ebenso wie spitze BHs und stramme Pferdeschwänze jeden Anflug von Weiblichkeit zu Püppchen zwängten, während Politiker z. B. der BRD wehmütig des Wirtschaftswunders und z. B. der USA jener Zeiten gedenken, wo Uncle Sams Dollars der Himmel und alles andere von vornherein des Teufels war.

Wer damals GI war, erinnert sich gerne der Pin-ups von Rita Hayworth, Marylin Monroe, der klinisch-lasziven Vargas-Girls und jener realen, die weltweit für nur ein paar Dollar oder auch eine Stange Zigaretten zu haben waren. Wer nur so jung war, gedenkt seiner mit viel Mühe und Brillantine aufgebauten Entenschwanz-Frisur, der für gut westlich orientierte Jungs selbstverständlichen «White Boots» (je nach Einkommensklasse aus Leder oder gewöhnliche Tennisschuhe), der anständigen Hits von Pat Boone & Co aus der Musicbox, in der bald auch die weniger anständigen und doch heute so zahm klingenden von Elvis steckten. Spitze Schuhe (in den US Suede Shoes, in Schweden «US-Mückenklatscher» und allgemein ausserhalb Italiens «Milanos» genannt) und Röhrenhosen (oben weit, unten höchstens 17 cm breit) symbolisierten die anständige Verklemmtheit der Zeit, wobei allerdings die züchtige Hosenweite im Verein mit den steifen Petticoats bei Cheek-to-Cheek-Tänzen – sanfte Reibung – gelegentlich zu verlegen gekrümmter Körperhaltung führte. Auch das lange Knutschen in den Haustoren gehörte dazu.

Die ganze Nostalgie nach Nierentischen, Cocktail-Stühlen,

I stopped by Joe's the other night
and all of the cats looked beat
And no one sounded me to say,
«Zeke, are you all reet?»
Now I never really knew
the reason
That the cats all looked so square
But now I'm hip and I dig it,
because jive is in the air
Cats can't buy their jive at night
So now they hurry home, since
the G-Man got the T-Man
and gone
They have to drink their lush
and stagger
Even though they know it's
wrong
Cause the G-Man got the T-Man
and gone
Boy, one night when the joint
was jumping and a knock came
at the door
In stepped a man with a shiny
badge and a brand-new forty-
four
They've arrested my connection
And I can't find any more
'Cause the G-Man got the T-Man
and gone.
(C.P. Johnson, 2.11.1945.
G-Man: «gumshoe» – Zivilfahnder; T-Man: tja.)

Meinen Sie mit Drogen etwa Hanf (cánamo)? (lacht herzlich) Khif oder Haschisch gehörte zu den Pariser Boheme-Cafés wie Absinth, aber ich kannte Hanf ja schon seit meiner Jugend. In Paris machte man allerdings viel Geschwätz darum. Ja, es macht fröhlich, und ich glaube, das bedeutet der Name Haschisch ja auch im Arabischen. Ich finde allerdings, dass Hanf bekömmlicher ist und die Phantasie mehr anregt ... Sie meinen den *Jungen mit der Pfeife?* Ach, viele Freunde redeten dauernd davon und wie man das machen sollte und was man dann machen müsste. Da malte ich das, ich glaube im November 1905.



Einen Arbeiterjungen, der ganz einfach die Pfeife weitergibt. Den gab es nicht, aber das war genau das, was ich darüber dachte. Eine ganze Weile später gab es wieder so eine endlose Diskussion, die mich ent-setz-lich langweilte. Da ging ich in mein Atelier und malte ihm einen Rosenkranz um den Kopf. Ich machte aus ihm einen Heiligen mit Pfeife.

(Pablo Picasso in einem Interview für BBC, 16.6.1967)

1953/54 zog der Fotograf Sanford Roth mit einer stattlichen Schachtel Reefers los, um damit berühmte Künstler zu fotografieren. Picasso sass ihm in seinem Atelier in der Rue des Grands Augustins, und dabei entspann sich folgender Dialog:

Tulpenleuchten mit eingebautem Bücherbord und goldig schimmerndem Eloxal lässt eine nicht gerade kleine Gruppe damals Jüngerer im Schatten stehen, den sie allerdings selbst ausgesucht hatte ... nein, es war keine formierte Bewegung, wohl aber eine uniformierte, denn Männlein und Weiblein kamen unisex daher, Haare kurz geschoren, kreisrunde schwarze Sonnenbrillen, alte, abgerissene Parkas oder sonstige Uniformjacken und dann auch noch – damals Gipfel der Unanständigkeit: – JEANS. Hatten sie einige französische Bücher geschmökert (Camus oder Sartre), nannten sie sich Existentialisten, bei amerikanischer Lektüre (z. B. Hemingway) in Anlehnung an die Lost Generation der Zwischenkriegszeit, Beat Generation oder gleich Beatniks. Um nicht mit den braven Rocky-Boys verwechselt zu werden, die zu Boogie, Rock und Twist um die Ecke strampelten, hörte man in prinzipiell verrauchten Kellern sitzend Modern Jazz oder die Greco. Und weil man mit den erlaubten Genüssen des Wiederaufbaus ohnedies nichts am Hut hatte, interessierten vor allem die unerlaubten, womit wir wieder beim Thema sind.

Die Sache war, zumindest in Europa, keine für die Polizei. Importe liefen so ungestört, dass beispielsweise 1954 in Wien das Kilogramm bester Afghan den Horrorpreis von 60 Mark kostete. Auch die GIs in ihrem anstrengenden Dienst für die westliche Freiheit zwischen Korea, den Philippinen, Italien und Deutschland/West hatten keinen Mangel an Hanf: Über – natürlich nicht dafür geschaffene – Army-Verbindungslinien kam das Zeug so reichlich, dass in der BRD und dem damals auch noch viergeteilen Österreich der Sold durch Ausserhaus-Verkauf aufgebessert werden konnte. Nur in den USA, so war zu hören, gebe es ein Rauschgiftproblem mit Marihuana, wobei allerdings niemand an Hanf dachte.

Um diese Zustände weltweit zu erreichen, musste wieder einmal Anslinger an die Front, und so wurde Hanf auch ein Gegenstand der Weltmachtsäusserungen der USA.

Als Vorsitzender der UN-Drogenkommission erreichte er, dass die Weltgesundheits-Organisation (WHO) 1954 beschloss, Hanf und seine Derivate hätten keinerlei therapeutischen Wert. Acht Sachverständige wurden gehört, und der wichtigste war wieder einmal Dr. Munch. In einem Interview, das Munch 1978 gab, wollte er nicht sehr gern über diese Dinge sprechen. «Aus der *damaligen Sicht* war das eben so», sagte er und: «Es ging ja vor allem darum, der Politik des Bureau weltweite Anerkennung zu verschaffen.»

Die brauchte Anslinger, denn in den USA hatte er nicht immer leichte Zeiten. Die schwersten waren die jährlichen Hearings. Es liess sich nicht vermeiden, dass die Senatoren im Lauf der Jahre zu etwas mehr Sachkenntnis gelangten und nicht mehr so einfach mit Mordsgeschichten auf die gewünsch-

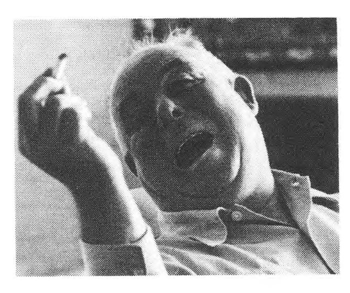
te Linie zu bringen waren, und so zauberte Anslinger 1951 ein völlig neues Kaninchen aus seinem Hut. Nachdem er jahrelang behauptet hatte, Hanf sei schlimmer als Heroin, hatte er plötzlich «gesicherte Erkenntnisse», Hanf führe zwangsläufig zu Heroin, «wenn nämlich der durch Marihuana ausgelöste Sinneskitzel nicht mehr befriedigt». Die «Umstiegs-Drogen-Theorie» war geboren, und sie hat sich ebenso gehalten wie die Verseuchung der Bikini-Inseln durch A-Bomben, die ja im selben Jahr stattfand.

1951 erreichte das Bureau mit der Box Act auch eine bundesweite Straf-Festsetzung für den Umgang mit der «Grünen Göttin des Todes»: Beim ersten Mal setzte es 2 bis 5 Jahre, beim zweiten Mal 5 bis 10 und ab dann 10 bis 20. Allerdings wurden diese Gesetze nie mit beispielsweise deutscher Gründlichkeit angewendet. Obwohl selbst Anslinger von «etlichen Millionen» Hanfrauchern sprach, kamen jährlich nur durchschnittlich tausend Fälle zur Anzeige, und nur alle paar Jahre gab es einen dicken Brocken. Errol Flynn sorgte 1953 kurz für Schlagzeilen, doch nach den bisherigen Erfahrungen mit prominenten Sündern trat Anslinger selbst dafür ein, keine Anklage zu erheben. Weniger Glück hatte 1957 das Sexsternchen Candy Barr in Texas. Sie wurde wegen Besitzes von 57 g Marihuana zu 15 Jahren Gefängnis verurteilt, von denen sie drei absitzen musste.

Die wahren Feinde jener Jahre standen nicht an der Drogenfront. FBI-Präsident J. Edgar Hoover erkannte noch 1961: «Die drei grössten Bedrohungen Amerikas sind die Kommunisten, die Beatniks und die Eierköpfe». Das letztere waren bekanntlich die Intellektuellen, und dass westliche Kommunisten nicht kiffen, ist ein auf die Paranoia jener Jahre zurückgehendes Prinzip. Wer aber waren die Beatniks? Die russisierende Endsilbe zeigt, dass sie für links gehalten wurden, aber damals waren die wenigen, die man ausfindig machen konnte, eher bürgerlich gesonnene Anti-Ästheten. Als Unanständigster von allen galt Burroughs, und dann zählten noch Jack Kerouac und Allen Ginsberg zum engsten Kreis.

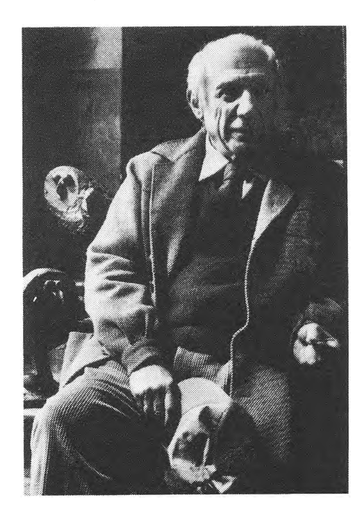
Alles in allem waren die Fünfziger auch der Beatniks wegen beschaulich – von einer solchen Protest-Generation können heutige Politiker nur träumen. Dementsprechend milde reagierten die zuständigen Stellen auch bei Hanf, soweit die Sache Europa betraf. Heimkehrer aus Marokko oder anderen einschlägigen Ländern wurden an den Grenzen kaum je durchsucht, und der für Jazzkeller charakteristische Geruch wurde von keiner Polizistennase als verboten wahrgenommen. Es gab einfach kein Cannabis-Problem, zumal auch in deutschen Apotheken Hanfpräparate noch bis 1958 erhältlich waren. So kam es, dass Anslingers letzte Aktion ziemlich unbemerkt über die Bühne gehen konnte und erst wahrgenommen

P: «Ist das nicht mittlerweile verboten? Ich habe das gehört.»
R: «Ich glaube: Ja.»
P: «Dann muss ich das wohl ganz schüchtern halten, wenn es doch etwas Verbotenes ist.»
R: «Wie Sie wollen. Jean Renoir war allerdings nicht so schüchtern.» *(Anm.: Einer der ganz grossen Filmregisseure)*



P: «Der ist ja auch der Sohn eines Malers.» (Hebt ein ledernes Sofakissen hoch): «Sehen Sie, das sieht doch genau so aus wie Ihre Zigarette. Das ist doch – ja, ein Kunst-Reefer. Wenn man da noch etwas Kunst-Rauch dranmacht ...» (Befestigt ein Stück Gaze daran) «Ja, das ist das Monument dazu. Das gehört an die richtige Stelle ins Bild. Das ist Kunst und erlaubt. Und beim Verbotenen werde ich ganz anständig und diskret sein.»

(Sanford Roth, Around with the Camera, New York, 1958)



wurde, als es zu spät war: Mit Hilfe der UNO holte Harry weltweit zum tödlichen Schlag gegen seine Intimfeindin aus – die Single Convention von 1961 sollte alle Hanfpflanzen der Welt ausrotten.

Das Bureau hatte die Drogenpolitik der UNO seit deren Gründung praktisch allein bestimmt. Waren je wissenschaftliche Gutachten angefordert worden, hatte Anslinger festgelegt, welcher Wissenschaftler sie ausarbeiten sollte, und auch in Fragen der praktischen Drogenpolitik gaben die USA den Ton an. Es war eine unausgesprochene Selbstverständlichkeit, dass die in der NATO versammelten Satellitenstaaten jeden Schritt des Bureau nachvollzogen und die BRD als Musterschüler gleich doppelt. Das ist eine Erklärung, warum die Single Convention fast ohne Diskussion über die Bühne lief. Natürlich wollten eine Reihe Staaten, wieder einmal von Indien angeführt, nicht mitziehen. Das änderte sich erst, als die USA versprachen, ein Agrarprogramm «zur Umstellung auf andere Kulturpflanzen» zu finanzieren. Auch hier war die Politik des Hanfes eine schlichte Kopie der Opium-Politik, und schliesslich sagte Indien zu, den Hanfbau bis 1986 einzustellen. «Wir dachten, dass sich bis dahin ohnedies so ziemlich alles in der Welt ändern wird», sagte der Delegierte unmittelbar danach. «Das Geld aber bekommen wir gleich, und dafür kann man schon ein Verbot erlassen, von dem niemand weiss, ob es je in Kraft tritt.»



In memoriam: Candy Barr

Die Vertragsparteien

besorgt um die Gesundheit und das Wohl der Menschheit,
in der Erkenntnis, dass die medizinische Verwendung von Suchtstoffen zur Linderung von Schmerzen und Leiden weiterhin unerlässlich ist und dass hinreichend Vorsorge getroffen werden muss, damit Suchtstoffe für diesen Zweck zur Verfügung stehen,
in der Erkenntnis, dass die Rauschgiftsucht für den einzelnen voller Übel und für die Menschheit sozial und wirtschaftlich gefährlich ist,
eingedenk ihrer Pflicht, dieses Übel zu verhüten und zu bekämpfen,
in der Erwägung, dass Massnahmen gegen den Missbrauch von Suchtstoffen nur wirksam sein können, wenn sie koordiniert werden und weltweit sind,
überzeugt, dass für weltweite Massnahmen eine internationale Zusammenarbeit erforderlich ist, die auf gleichen Grundsätzen beruht und gemeinsame Ziele anstrebt,
in Anerkennung der Zuständigkeit der Vereinten Nationen auf dem Gebiet der Suchtstoffkontrolle und von dem Wunsch geleitet, die in Betracht kommenden internationalen Organe in diese Organisation einzugliedern,
gewillt, ein allgemein annehmbares internationales Übereinkommen zu schliessen, das bestehende Suchtstoffverträge ablöst, die Suchtstoffe auf die Verwendung in der Medizin und Wissenschaft beschränkt sowie eine dauernde internationale Zusammenarbeit und Kontrolle zur Verwirklichung dieser Grundsätze und Ziele sicherstellt,
kommen hiermit wie folgt überein:
Der Ausdruck «Cannabis» bezeichnet die Blüten- oder Fruchtstände der Cannabispflanze, denen das Harz nicht entzogen worden ist, und zwar ohne Rücksicht auf ihre Benennung; ausgenommen sind die nicht mit solchen Ständen vermengten Samen und Blätter.
Der Ausdruck «Cannabispflanze» bezeichnet jene Pflanze der Gattung Cannabis.
Der Ausdruck «Cannabisharz» bezeichnet das abgesonderte Harz der Cannabispflanze, gleichviel ob roh oder gereinigt.
Der Ausdruck «Gewinnung» bezeichnet die Trennung des Opiums, der Kokablätter, des Cannabis und des Cannabisharzes von den Pflanzen, aus denen sie gewonnen werden
(Single Convention on Narcotic Drugs, 1961)

Anslinger selbst sagte ganz offen in einem Interview, was er mit dieser Vereinbarung bezweckte: «Wer nun noch in den USA Marihuana legalisieren will, verstösst gegen internationale Übereinkommen. Nun kann mir niemand mehr innenpolitisch kommen. Ausserdem haben wir weltweit unseren Standpunkt durchsetzen können, was eine Bestätigung des Ansehens der USA ist.» Auf die Frage, ob das Marihuana-Verbot also vorwiegend eine politische Demonstration der Vorherrschaft der USA sei, sagte er: «Sicherlich.»



In memoriam: Harry Anslinger

Kein Nachruf für Harry

Nach diesem grossen Triumph auf internationaler Bühne bereitete Anslinger seinen Abschied vor. An seinem siebzigsten Geburtstag begab er sich in den wohlverdienten Ruhestand; der UNO blieb er als Delegierter der USA in der Drogenkommission noch etliche Jahre erhalten.

Erhalten blieb auch sein System der Drogenpolitik, immer wieder kopiert, oft übertroffen. Es mag bitter gewesen sein für den alten Herrn, dass ihn am Schluss niemand mehr ernst nahm, als er behauptete, alles Heroin der westlichen Welt käme aus China, das so den Kapitalismus besiegen wolle. Diese in Fachkreisen «Pekingente» genannte Theorie war nur die logische Fortsetzung seiner bisherigen, und es entspricht tatsächlich nicht der frei-westlichen Logik, dass ihr nur sehr wenige Politiker folgen wollten.

Es wurde viel Unschönes über den Mann vom Bureau geschrieben, und manchmal wurde Harry bitterböses Unrecht angetan. Er habe viele Feinde gehabt, wird gesagt, doch bei Überprüfung der Gegebenheiten stimmt dies so nicht. Zweifellos vertrat er die politisch extreme Rechte der USA, doch damit war er kein Einzelfall. Und für seine Drogenpolitik hatte er sich die richtigen Verbündeten ausgewählt. So streng er gegen Hanf vorging, so freundlich war er zur Pharma-Industrie – sein Amt weigerte sich hartnäckig, Medikamente auch nur verschreibungspflichtig zu machen, die in anderen Ländern ihrer Suchtpotenz wegen bereits aus dem Verkehr gezogen waren. Sein bürokratischer Instinkt für Überschaubarkeit führte zu Monopolen auf dem Betäubungsmittelsektor, die zwischen den grossen Konzernen gerecht verteilt wurden – die Beschaffung von Opium für medizinische Zwekke beispielsweise besorgte die US-Dépendence der Firma Merck –, und die Vereinigung der Ärzte AMA merkte dankend an, dass während Anslingers Amtszeit kein einziger Arzt der USA je wegen allzureichlicher Verschreibung von Opiaten behelligt wurde.

Dass Anslinger auch zu führenden Mafiosi Kontakt hatte,

Ein Angestellter gedenkt seines Chefs:

Damit ein Agent einen Arzt verhaften konnte, brauchte er nicht nur die Erlaubnis seines Vorgesetzten, sondern er musste das Einverständnis von niemand weniger als Harry Anslinger selbst einholen. Somit wussten die Ärzte des Landes, dass sie unter gar keinen Umständen landesweit verfolgt würden ohne Herrn Anslingers Genehmigung. Die Profite bei kontrollierten Substanzen seitens der Drogenhersteller in diesem Land sind enorm. Es gibt wahrscheinlich kein lukrativeres Business als die Drogen-Industrie in diesem Land. Während der gesamten Amtszeit Anslingers hat es nie irgendeine Untersuchung oder Auferlegung einer Kontrolle oder Abklärung der hohen Profite dieser Industrie gegeben. Man durfte jedoch nicht viele Fragen dazu stellen. Er war der Chef. Es gab nur drei Firmen, die Opium zur Herstellung von Opiaten einführen durften. Das waren *French, Kline*



ist eine Legende. Zweifellos nahm während seiner Amtsjahre der Heroinhandel in den USA einen blühenden Aufschwung, aber das lag einfach daran, dass sich das Bureau, ausgelastet mit dem Kampf gegen Hanf, darum kaum kümmerte. Anslinger selbst hatte keine Bekannten mit Beziehungen zur Cosa Nostra. Solche Beziehungen liefen auf anderer Ebene – Richard Nixon beispielsweise, Eisenhowers Vizepräsident und später selbst Boss der USA, hatte seine Karriere in einer Anwaltskanzlei begonnen, deren berühmtester Klient Meyer Lansky war. Anslinger mochte die Mafia nicht, aber er sagte auch: «Ich kann nicht an allen Fronten gleichzeitig kämpfen.»

Die ihn kannten, behaupteten übereinstimmend, er sei ein Napoleon der Bürokratie gewesen und habe sein Amt als eine Möglichkeit gesehen, einen über die Spielregeln der Demokratie gehenden Machteinfluss zu gewinnen. Aus diesem Grund sei sein erklärter Rivale der FBI-Chef Hoover gewesen, der ja so ähnlich dachte. Die beiden mussten allerdings miteinander leben – gelegentliche Geschenke erhielten die Freundschaft –, und so verteilten sie die Kompetenzen, jeder ein Held an der gefährlichsten Front, unermüdlich den schlimmsten Feind der USA bekämpfend, der eine die Kommunisten, der andere den Hanf.

«Sicherlich ist Marihuana eher harmlos», sagte Anslinger in den frühen Siebzigern und vergass damit, wie seine Karriere

---

and King, New York Quinine und *Merck Company.* Es war ein Monopol. Im Mittleren Osten konnte sich Merck für etwa fünf oder zehn Dollar das Kilo Opium verschaffen; auf dem Schwarzen Markt war es natürlich viel viel teurer. Das Bureau wachte über die Einhaltung dieser Monopole, und es konnte sonst niemand damit handeln. Und er selbst hatte ein sensationelles Verhältnis zu diesem Industrie-Zweig.

Im Kongress gab es immer eine Handvoll Senatoren und Abgeordnete, die sehr moralistisch waren, und denen die Interessen des Landes am Herzen lagen, wenn nicht gar die Rechte dessen Bürger. Sie konnten immer mit der Hilfe des Alten rechnen. Da wusch eine Hand sozusagen die andere. Es lief prächtig. Der Alte wusste immer, ganz gleich wie absurd seine Politik sein würde, dass keiner es wagen würde, ihm Schwierigkeiten zu bereiten.

Wissen Sie, dass Anslinger 1960 nicht mehr als 40000 Süchtige im ganzen Land zugeben wollte. In Harlem allein gibt es 40000 Süchtige.

Er rechtfertigte sich damit, dass er das Land nicht in Panik versetzen wollte. Er wollte nicht, dass der Kongress das Vertrauen verlor.

Das war Anslingers generelle Haltung. Er hatte seine eigenen Massstäbe der Ehrlichkeit. Doch immer heiligte der Zweck die Mittel. Schliesslich beschützte er das Land.
(Der Bureau-Agent Howard Diller über Harry Anslinger, zitiert von Larry Sloman, Reefer Madness, Indianapolis 1979)

Lieber Herr Kommissar,
Recht herzlichen Dank für das Opium-Rauchbesteck. Es ist eine äusserst interessante Ausrüstung, und etwas, das ich überhaupt nicht kannte. Tatsächlich bin ich mir nicht sicher, dass ich dessen Verwendung hätte erraten können, wenn man mir nicht gesagt hätte, was es ist. Ich bin froh darüber, diese Kuriosität zu besitzen und schätze diese nette Aufmerksamkeit Ihrerseits sehr.

Mit freundlichen persönlichen Grüssen verbleibe ich hochachtungsvoll J. Edgar Hoover

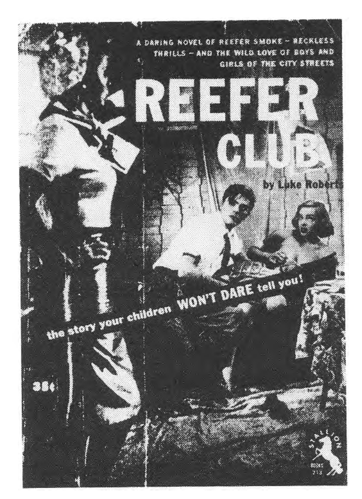
Heutzutage müssten es 108 Nationen ändern oder verwerfen. Doch sind die Vereinigten Staaten, Kanada und Grossbritannien die einzigen drei Länder, die versuchen, Marihuana zu legalisieren. Nun, dies ist rein akademisch, denn es gibt bereits ein Urteil des Obersten Bundesgerichtshofes. Entweder wissen diese Herren nicht, wovon sie reden, oder sie machen ihre Hausaufgaben nicht. Wenn sie das Urteil des Obersten Bundesgerichts in diesem Fall gelesen hätten, hätten sie realisiert, dass es nicht geht. Natürlich kann man das Gesetz ändern, kann man das Strafmass verringern, wie sie es getan haben, doch sind diese drei Nationen die einzigen drei Länder, wo eine Legalisierung gefordert wird. Alle anderen Länder der Welt – es gibt kein Land auf der Welt, das nicht strengere Gesetze hätte als wir.

Zum Beispiel die Türkei, dort

begonnen hatte. «Aber die Sache war ein Beispiel dafür, dass ein Verbot die Autorität des Staates stärkt.»

Wer ihn heute als Film- oder Fernsehkonserve sieht, ist erstaunt über die Koketterie, über die zähnebleckende Eitelkeit, mit der er sich immer präsentierte. Aber die zum Lächeln gefletschten Zähne sind eine allgemein amerikanische Erfolgspose, und so gesehen hatte Harry dazu jedes Recht. Sollte einmal eine Geschichte der Bürokratie geschrieben werden, wird er als Muster von höchstem Wert zu schildern sein. Seine Tricks werden bereits weltweit angewendet – Originalton Anslinger: «Man muss nur eine Sache als Problem bezeichnen und sich anbieten, es zu lösen, dann ist man auch kompetent.» –, und sollten sie nicht funktionieren, hat der Meister ebenfalls ein Rezept verraten: «Wenn sich ein Gesetz nicht gleich durchsetzen lässt, muss man mit noch härteren Strafen an die Sache rangehen.»

Als er am 14. November 1975 starb, hochbetagt, fast blind und sehr senil, schien Anslinger überlebt. Sein billiger Antikommunismus, seine offensichtlichen Manipulationen und sein rüder Rassismus schienen ebenso Geschichte geworden zu sein wie der Kalte Krieg. Er hat leider nicht mehr erleben können, wie im Zug der allgemein herbeigeredeten Tendenzwende aus dem alten Holz wieder furchtbare Blüten trieben. Die gegenwärtige Verhärtung hätte ihn sicher gefreut.



---

haben sie sogar die Todesstrafe für den Besitz von Marihuana; und es gibt kein Land auf der Welt, das keine sehr sehr strengen Strafen hätte, um diese Gesetze durchzusetzen. Es ist von der Amerikanischen Aerztegesellschaft, dem Weltgesundheitsrat und der Kommission der Vereinigten Staaten für Betäubungsmittel zur gesundheitsschädlichen «Gefährlichen Droge» erklärt worden. Es ist eine der schlimmsten Drogen, was ihre Auswirkungen auf das Denken und Handeln des Menschen anbelangt.

Der Gedanke der Legalisierung kommt absolut nicht in Frage. Sie können diese Regierung nicht dazu bringen, ein Abkommen zu brechen, vor allem, weil dieses Abkommen alle Arten von Betäubungsmitteln umfasst.

(Harry Anslinger, in seinem allerletzten Interview, April 1975)

Der Hanf-Märtyrer der Beat-Generation, Neal Cassady:

Um 1946 herum gab ich Neal sein erstes *Grass*, glaube ich. In der Nähe vom Broadway an der 92. Strasse. Dann stieg er plötzlich ziemlich darauf ein. 1949 und 1950 rauchte er es schon die ganze Zeit. Mitten in Kerouacs *Visions of Cody* gibt es ein grossartiges Tonband-Transkript von zwei Typen, Jack und Neal, die schon ganz früh antörnten und über Mezz Mezzrow und all diese Jazzer sprachen. Sie redeten über einen Besuch, den Neal und ich 1947 von Denver aus der Marihuana-Farm Burroughs' in New Waverley, Texas, abstatteten.

Neal ging mehr und mehr im Grassrauchen auf. Er war der Johnny Appleseed des Grass und ging herum und verteilte Grass an alle in San Francisco. Er unternahm eine Ein-Mann-Kampagne um alle in der Bay Area bis 1950 anzutörnen. Man kannte ihn überall. Er war dort, und dann gab es diese riesige Gegenkultur. Er war derjenige, der umherrannte und allen Grass schenkte und als Eisenbahner nach Mexiko fuhr und eine ganze Menge davon zurückbrachte. Nicht um es zu verkaufen, sondern um es zu verschenken.

Er geriet in Verruf und war der Polizei bekannt. Er verschenkte es an alle. Und er arbeitete bei der Eisenbahn. Er törnte sogar, während er der Hauptbremser hinten auf Eisenhowers Kampagnewagen war. Er rauchte Grass, während er seine rote Bremser-Laterne schwenkte. Er lebte auf Russian Hill und musste an einem schönen Tag zur Arbeit fahren und ein Wagen nahm ihn mit, und er gab ihnen einen Joint als Dank. Wie sich herausstellte, waren sie von der Polizei. Sie warteten etwa einen Monat, und dann gingen sie mit einem Durchsuchungsbefehl zu ihm und verhafteten ihn. Er wurde wegen einem Joint zu fünf bis zehn Jahren Gefängnis verurteilt. Dies war 1954. Wir besuchten ihn in St. Quentin.

(Allen Ginsberg, zitiert von Harry Sloman, Reefer Madness, Indianapolis 1979)

Rainy Day Woman 12 & 35

Well, they'll stone ya when you're trying to be so good,
They'll stone ya just a-like they said they would.
They'll stone ya when you're tryin' to go home.
Then they'll stone ya when you're there all alone.
But I would not feel so all alone,
Everybody must get stoned.

Well, they'll stone ya when you're walkin' 'long the street.

They'll stone ya when you're tryin' to keep your seat.
They'll stone ya when you're walkin' on the floor.
They'll stone ya when you're walkin' to the door.
But I would not feel so all alone,
Everybody must get stoned.

They'll stone ya when you're at the breakfast table.
They'll stone ya when you are young and able.
They'll stone ya when you're tryin' to make a buck.
They'll stone ya and then they'll say, «good luck.»
Tell ya what, I would not feel so all alone,
Everybody must get stoned.

Well, they'll stone you and say that it's the end.
Then they'll stone you and then they'll come back again.
They'll stone you when you're riding in your car.
They'll stone you when you're playing your guitar.
Yes, but I would not feel so all alone,
Everybody must get stoned.

Well, they'll stone you when you walk all alone.
They'll stone you when you are walking home.
They'll stone you and then say you are brave.
They'll stone you when you are set down in your grave.
But I would not feel so all alone,
Everybody must get stoned.

(Bob Dylan)

Flower Power

Das erfolgreichste Musical am Broadway der frühen Sechziger hiess «Camelot» und zeigte den Märchenkönig Artus in zuckrigster Pracht. «Natürlich ist der besondere Reiz, dass jeder weiss, wie traurig alles enden musste», schrieb der Kritiker der *New York Times*, und im Nachhinein schien es fast symbolisch, dass Präsident Kennedy darauf bestanden hatte, Melodien dieses Musicals als Tafelmusik bei dem Galadiner zu hören, das er am Vorabend seiner Abreise nach Dallas/Texas gab. Camelot wurde noch oft zitiert, als wehmütige Erinnerung an die Zeiten, wo der Stern der USA noch ungebrochen leuchtete, an die raffinierten Toiletten Jackies im Weissen Haus und an den berühmten Schaukelstuhl, der dem illustren Vorbild entsprechend in Millionen Wohnungen seinen Einzug hielt. Auch die Subkultur, wie sie im Amtsjargon seit 1961 hiess, verehrte diesen Präsidenten, der ausser Glamour-Auftritten der Welt auch den Rückeroberungsversuch Kubas und die Verstrickung in Vietnam bescherte. Aber Kennedy hatte im Wahlkampf erklärt, er selbst habe verschiedentlich Marihuana geraucht und finde nichts Schlimmes dabei. Und er versprach auch, die drakonischen Gesetze zu lockern, sobald er in Amt und Würden sei.

Es mag sein, dass er dies infolge Arbeitsüberlastung vergass, aber von nun an hatte die «Grüne Göttin» ihren Fuss zumindest in der Hintertür des Weissen Hauses, und noch nie in der Geschichte der Menschheit war soviel über Hanf geredet und gesungen worden wie in den Sechzigern mit ihren vielen Wellen, in die sie Sozio- und Politologen zu teilen versuchen, um überhaupt noch registrieren zu können, was da in breiter Flut über das Establishment hereinbrach: die Gammlerwelle, die Popwelle, die Sexwelle, die Protestwelle, die Drogenwelle ... Noch nie wurde das Boot, in dem wir angeblich alle sitzen und das doch für viele nur eine Galeere ist, so gründlich gebeutelt, und es bedurfte vereint konservativer Anstrengungen in den Siebzigern, das Steuer wieder in den bewährten Kurs zu kriegen. Gerne wird übersehen, dass einige dieser Wellen auch mit der Marktwirtschaft zusammenhingen, die emsig nach Wellchen Ausschau hielt, um sie einträglich hochzupeitschen. Am Anfang der «Jugendbewegung» standen auch Wirtschaftsgutachten darüber, wieviel unabgeschöpfte Kaufkraft hier noch wartete.

Nicht zu vergessen ist auch der Einfluss der Medien, denn die sorgten dafür, dass jede Sensation nahezu gleichmässig bekannt wurde. Eines wirkte zum anderen: Vietnam, Berkeley, Sex & Drugs & Rock'n'Roll; und den Stellenwert der einzelnen Faktoren sollen von mir aus künftige Historiker mit Taschenrechnern ermitteln.



ein erstaunliches mittelchen
verbreitet sich...







...das - unter anderem - ein gesteigertes Interesse an Süssigkeiten (Pudding etc.) verursacht.

(Gerhard Seyfried, Wo soll das alles enden? Berlin 1978)

Die Sache begann, wie die sommerlichen Buschbrände an der Riviera, an allen möglichen Ecken gleichzeitig. Plötzlich hatten immer mehr Junge keine Lust, ordentlich zu arbeiten, sondern zogen lieber mit Schlafsack und zweifelhaftem Äusserem einfach so durch die Gegend, die öffentliche Ordnung durch Strassenmusik störend und allgemein Gammler genannt. Und die manierliche Hoffnung der Elite, an den Universitäten anscheinend nicht genügend ausgelastet, zog plötzlich zu Ostern gegen die Atombewaffnung los und im übrigen Jahr gegen das, was gemeinhin «Muff von tausend Jahren» genannt wurde. Den Sozialdemokraten lief ihre Studentenorganisation SDS davon und machte sich schlimm selbständig – aber auch mit der schnell gegründeten, braven Nachfolgerin gab es bald Ärger –, und in Berkeley entstand plötzlich auf einem Spekulationsgrundstück der «People's Park», den schliesslich die Nationalgarde einebnen musste, und in Kent gab es wegen der Vietnam-Einberufungen solchen Ärger auf dem Campus, dass wiederum die Nationalgarde ein paar Studenten erschiessen musste, und in den schwarzen Ghettos gab es die fast schon obligatorischen heissen Sommer, und die Bürgerrechtsbewegung der Schwarzen marschierte immer noch und sang fromm ihr «We shall overcome», und bei Konzerten der englischen Rockgruppe Rolling Stones ging gelegentlich das Konzertsaalmobiliar in Brüche, und dann sang Bob Dylan «Everybody must get stoned», und dabei roch es ohnedies überall schon danach.

Dass der Hanf seinen Weg aus den Ghettos fand und zu einer «Protestdroge» der Jugend wurde, versuchten viele Untersuchungen auf jeweils möglichst einen Nenner zu bringen. Eine Erklärung lautete, die Sache sei im Zuge der allgemeinen Amerikanisierung auf den Kontinent geschwappt. Doch Hanf

It is a man's, man's world.
Kansas-City.
Bier.
Cola.
Fanta.
Apfelsaft.
Whisky.
Bars, eins, zwei, drei, vier.
Séparées.
Tische.
Stühle.
Gläser.
Scherben.
Blut.
Leuchtfarben.
Pop.
Korallengesicht.
Nackte (Frauen).
Nackte-Frauen-Abbildungen.
Weite-Hosen.
Weite-Frauen-Hosen.
Kurze-Nutten-Röcke.
Lackstoffe.
Lackleder.
Antikleder.
Pumpsketten.
Aufgemalte-Wimpern.
Aufgemalte-Sommersprossen.
Trommelrevolver.
Messer.
Lederarmband.
Totschläger.
Silberkette mit Namen drauf.
Kiff.
Hasch.
Prelu.
Opi.
Hero.
Gras.
Stoff.
Blaues-Licht.
Gelblicht.
Martinshorn.
Blaulicht.
Tanzfläche.
Discjockey.
Mikrofon.
Bewegtes.
Toiletten.
Mustafa.
Colafratze.
Philipp.

Jeff ist nicht da.
Das «Sahara» ohne zeitliche Ausdehnung.
Saharalitanei von Bewegungslosem.
Sind die kleinsten Teile von Bewegungen Bewegungen oder starr?
(Hubert Fichte, Grünspan, Reinbek 1971)

Die amerikanische Revolution oder: Oh Jerry!

Vor 1967 geschah immer alles zuerst in Kalifornien und breitete sich dann durch Mythen und auf dem Wege der Medien nach Osten aus: die ersten Studentendemos, die ersten Anti-Kriegs-Demos, Hippies, Haight Ashbury. Kalifornien, wo alle Amerikaner beginnen, ein neues Leben anzufangen, bietet uns die Freiheit, die Hingabe und den Sonnenschein, die Bewegung aufzubauen.

Die Leute in Berkeley waren gewohnt, sich selbst als das einzige nationale Zentrum der Bewegung zu sehen. Aber Energie muss sich ausbreiten, und Kalifornien fehlte eine Sache: die Urheberrechte für unser Theater.

Und nun passierte alles überall. Jede Gegend brachte ihre spezifischen Geschichten in die Bewegung ein. San Franzisco brachte die Digger hervor, New York die Motherfucker. Die Weathermen kamen aus den Stahl-Beton starrenden Städten des Mittelwestens. Der Geburtsort der Yippies war New York.

Die Wahl von 1968 und die Demonstrationen waren ein historisches Theater, Anlass für Tausende, sich zu verändern. Die Menge auf radikalen Versammlungen vermehrte sich von 500 zu 3000, 4000, 10000. Jeder sah es: «Im letzten Jahr kannte ich in unserer Fakultät alle Radikalen – ich konnte sie zählen – dieses Jahr

wurde erst propulär, als der Höhepunkt des Tanzes um Uncle Sam längst vorbei war, und ausserdem gerade in jenen Kreisen, die zur Politik der USA bereits Rassismus, Lateinamerika und Vietnam rechneten. Andere meinen, durch die Songs der Beatles, Stones, Grateful Dead oder Jefferson Airplane sei die Sache so erst richtig propagiert worden. Auch dies stimmt nur zu einem kleinen Teil – die entsprechenden Texte spiegeln ja nur eine bereits wahrgenommene Zeitstimmung, an der sie so wenig schuld haben wie ein Barometer am Wetter, obgleich sie natürlich für jene, die noch nicht «in» waren, auch eine Anregung werden konnten. Die Exegese von Texten der Popmusik – «Sag' mal, was könnten die denn damit gemeint haben?» – wurde eine Weile lang mit fast theologischem Ernst betrieben, und wer kiffte, unterlag gerne der Versuchung, auch die letzte Belanglosigkeit als subtile Anspielung *darauf* zu deuten. Dennoch wird die Wirkung der Popmusik überschätzt. Auch sie war nur eine Begleitmusik der Entwicklung, nicht ihr Leitmotiv, und sie war von Anfang an von Marketing und Management so vereinnahmt, dass mit ihr nur schon vorhandene Bedürfnisse erfüllt wurden, auch die nach Texten *darüber*. Das wurde eben besonders gut verkauft.

Gerne werden natürlich auch die «Gastarbeiter» an den Pranger gestellt. Die kamen schliesslich aus den Ländern, wo das Zeug beheimatet war, und natürlich haben viele damit ihren unter deutschen Normalverhältnissen liegenden Lohn aufgebessert. Dabei wird aber übersehen, dass kein einziger Fall bekannt wurde, wo ein Türke einen aufrechten Deutschen zu Haschisch verführt hätte – und wie hätte sich da beispielsweise *Bild* daraufgestürzt! –, und dass die bekanntgewordenen Dealereien samt dem 99fachen der unbekannt gebliebenen auch nur eine Reaktion auf die gesteigerte Nachfrage waren.

Auch die Perspektive der alt-kiffenden Alt-Linken gibt ein etwas verschobenes Bild. Wir verliessen unsere rauch- und diskussionsvermieften Höhlen, beispielsweise das Wiener «Café Sport», gemeinhin zu den üblichen Anlässen von Vietnam- und Atomrüstungs-Demonstrationen und erlebten mit Erstaunen, dass zu unserem klein gebliebenen und stets leicht angegammelten Block eine Überzahl sonst manierlicher Schüler und Studenten kam, die sich mit denselben Signalsprache-Buttons dekorierten, aber gar nicht mehr vorhatten, sich durch alle Bände Marx-Engels-Lenin-Bakunin-usw. zu quälen, sondern mit Marcuse als Taschenbuch und Reich als Raubdruck uns von links zu überholen gedachten und sich nur aus diesem Grund dafür interessierten, was wir *sonst so* machten. Natürlich war dabei auch von Hanf die Rede, aber wir waren nicht unbedingt erfreut, dass die Sache – anrüchig, verboten! – plötzlich so attraktiv wurde. Die Freude an den Joints, die in Vorwegnahme der Eigentumsabschaffung gross-

zügig kreisten, wurde getrübt durch die Erkenntnis, dass die Sache nun zwangsläufig auch teurer und ein Politikum wurde.

In den Fünfzigern kostete das Kilo Afghan um die 60 Mark, Libanon höchstens 40, Produkte der Türkei oder Marokkos um die 30 Mark. Mindestabnahme war bei den wenigen Händlern, die es gab, ein Pfund, was ja auch kein Problem war, da sich die Sache überall gefahrlos lagern liess. Natürlich gab das auch einen Anreiz für Verschwendung – der Globetrotter Max Lersch beispielsweise lud einmal in seine Privatsauna (in den Fifties auch ein anrüchiger Luxus!) zu einem Aufguss von etwa zwei Kilogramm, was allerdings von einigen Teilnehmern der Fete als gewaltiger Luxus empfunden wurde. Der erste grosse Preissprung zwischen 1962 und 63 brachte bereits 50 Mark für 100 Gramm, und um 1966 wurden bereits Grammpreise registriert, die von zunächst einer Mark für Schwarzen auf drei bis fünf um 1969 kletterten.

Wenn die Behauptung, Mitteleuropa bekäme alles etwas später ab als die USA, irgendwo wirklich stimmt, dann auf dem Gebiet der Politik des Hanfes. Mitte der Sechziger tauchten in den entsprechenden Zeitschriften dieselben Horror-Geschichten auf, die gut dreissig Jahre vorher die USA zu umsatzträchtiger Gänsehaut gereizt hatten, und in den entsprechenden Lokalen erschienen durch ihre Unverdächtigkeit auffallende Herren, um zu schnuppern, was da alles in der Luft lag. Wodurch das Vergnügen an der Sache eine unangenehme Einbusse erlitt. Und natürlich liessen die berufsmässigen Jugend- und sonstigen Schützer keine Gelegenheit aus, nach härterer Bestrafung der Sünder zu schreien. Das Opiumgesetz aus dem Jahre 1929 kannte als Höchststrafe drei Jahre Gefängnis, und es war nicht einzusehen, warum nur der Marktpreis der Drogen steigen sollte. Deutschlands vereinte Rechte musste allerdings warten, bis in Bonn die sozialdemokratisch-liberale Koalition am Ruder war, um den von ihr erhofften harten Kurs zu bekommen.

In den USA neigte sich die Politik der absoluten Repression mittlerweile ihrem Ende durch Auszehrung zu. Wie bei allen ähnlichen Auseinandersetzungen zwischen Bürokratie und Wirklichkeit kam es vor dem Weg pragmatischer Lösungen zu einer Reihe extremer Verhärtungen. Etwa tausend meist jüngere Menschen wurden jährlich wegen Marihuana vor Gericht gestellt und meist zu enorm hohen Strafen verurteilt, während unmittelbar nebenan und vor den Augen der Polizei tausende Junge ganz ungeniert das Gesetz brachen – die Zeit der Legalisierungs-Kampagnen und der Smoke-ins hatte begonnen.

Am 16. August 1964 beschloss in New York eine exquisite Runde Beatniks, für ihr heimliches Vergnügen einmal in die Öffentlichkeit zu gehen, und schon einige Wochen später

aber waren es so viele, dass ich sie nicht mehr zählen konnte.»

Dasselbe überall, bei den Juristen, Wirtschaftswissenschaftlern Medizinern und anderen Fakultäten.

Die Zahl der bekifften Freaks vervielfachte sich: Erst war es eine Handvoll, dann wurden es Hunderte, Tausende. Unter den Jungen war die traditionelle Linke tot, jeder war ein Freak.

Man musste nicht mehr nach Berkeley gehen, Berkeley kam zu jedem, Berkeley war überall.

Von September bis Oktober beobachteten wir alle diese dramatischen Veränderungen, aber das war nur die Spitze des Eisbergs. An der Oberfläche waren die Dinge ruhig. Es war immer noch LBJs' Krieg, den Nixon versuchte, zu managen.

Rockgruppen sagen, dass sie nicht gerne auf politischen Veranstaltungen zugunsten der Bewegung spielten, weil dort in der Regel die Anlage beschissen sei. Wir müssen unseren Kram gemeinsam machen! Wir sind eine neue Nation, und wir sollten damit anfangen, uns selbst zu regieren. Wir müssen auch unsere eigene Polizei sein, damit die Bullen aus unseren Gemeinden draussen bleiben.

Um ein Revolutionär zu sein, reicht es nicht aus, sich die Haare wachsen zu lassen und Dope zu rauchen.

Um eine Revolutionärin zu sein, reicht es nicht aus, den BH wegzuwerfen und aufzuhören, sich die Beine zu rasieren.

Wir waren es, die das Musik-Geschäft retteten, die Filmwirtschaft ebenso wie die Bücherbranche. Wir haben unseren Feinden neues Leben in ihre Bude gebracht. Das war notwendig, denn wir müssen sie benutzen, um sie zu zerstören.

Ich möchte nach der Revolution Fernsehwerbung für ‹Gras› machen. Oder alle Tage Joints drehen und Bob Dylan hören.

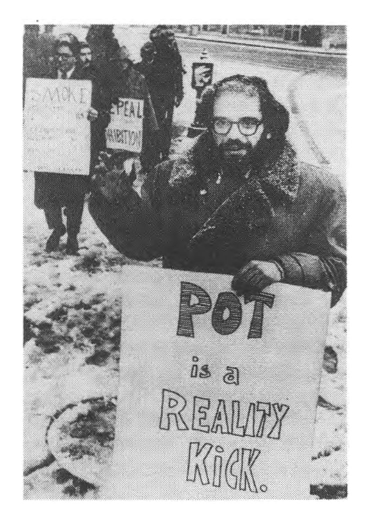
(Jerry Rubin, We are everywhere!, New York 1971)

Do it!

Als sich die böse Sache ausbreitete ...

Zuerst waren die Jugendlichen nur offen, aber sie waren bürgerlich und glaubten an den Krieg. Und dann rauchten sie Gras und alles schien ihnen etwas sonderbar. Die Bullen waren hinter ihnen her, und sie begannen, alles zu überdenken; sie reevaluierten den Krieg und den Kapitalismus, und ich glaube, dass dies eine universelle Erfahrung war.

(Allen Ginsberg, 1978)



... reagierten auch die guten Kräfte:

Soweit ich gelesen und gehört habe, ist anzunehmen, dass der berichtete Anstieg und weitverbreitete Gebrauch von Marihuana unter Studenten teilweise dem Einfluss von *Allen Ginsberg* und Leute seiner Art zugeschrieben werden kann. Es scheint, dass Ginsbergs Schriften und Poesie-Vorlesungen in den vielen Universitäten und Treffpunkten der Avantgarde eine sehr starke Anziehungskraft ausüben und manchen Studenten und Personen des intellektuellen Lebens im In- und Ausland zu einer neuen Denkweise verholfen haben.

(Aktennotiz des Bureau und FBI, 12.3.1965)

mussten Polizisten von einer ganzen Reihe feiner Häuser Flugblätter ablösen, die dort heimlich angepappt waren und ganz unverschämt für die «Grüne Göttin» warben. Unterschrift: LeMar – Legalize Marihuana. Das FBI nahm sich natürlich sofort der Sache an, wurde aber auch nicht fündig, da der Verein weder eingetragen war, noch sich sonst artikuliert hatte. Das Rätsel wurde erst am 11. Februar 1965 gelöst. Da bewegte sich ein Zug von zunächst zwanzig verdächtigen Gestalten durch die winterlichen Strassen New Yorks, der bald Zulauf erhielt und nach polizeilicher Schätzung schliesslich auf 160 anwuchs. In der Hand trugen einige Kartons von eher schüchterner Grösse und mit Inschriften wie: «Raucht Pot! Es kommt billiger als Schnaps.» Oder: «Pot macht Spass!» Natürlich war auch Allen Ginsberg dabei, und sein Foto ging durch die Zeitungen und hing bald als Poster in zahllosen Hippie-Wohnungen. Die Demonstration zog vom Untersuchungsgefängnis für Männer zu dem von Frauen, pilgerte einmal um den als Dealertreff berühmten Times Square und löste sich dann auf. Noch in derselben Nacht wurden die Wohnungen von 21 Teilnehmern polizeilich durchsucht, aber leider wurde dabei nicht einmal eine Jointkippe gefunden.

Diese kleine Demonstration wurde die Geburtsstunde einer Reihe von Organisationen, die sich allesamt für die Abschaffung von Anslingers Lebenswerk einsetzten und bald alle Farben der Hippie-Bewegung spiegelten. Das provozierte natürlich behördliche Überreaktionen, die einschüchternd gemeint waren, aber das Gegenteil bewirkten. Der bekannteste Märtyrer der Hippie-Zeit ist zweifellos Timothy Leary, der als Universitätsdozent mit LSD experimentierte und mit «Drop out» den Slogan der Jahre formuliert hatte. Am 23. Dezember 1965 wurde er verhaftet, nachdem eine Hausdurchsuchung in seiner Gemeinde 0,99 g Marihuana zutage gefördert hatte. Am 11. März 1966 wurde er dann schliesslich wegen Besitzes von drei Unzen Marihuana zu dreissig Jahren Gefängnis verurteilt. Ebenfalls dreissig Jahre fasste am 26. August 1968 Lee Otis Johnson, der Organisator des Cannabis-Legalisierungs-Komitees in Houston, Texas, weil er während einer geselligen Runde seinen Joint irrtümlich an einen Fahnder des Bureau of Narcotics weitergereicht hatte. Immerhin war die Unruhe über seinen Fall so gross, dass diese dreissig Jahre zur Bewährung ausgesetzt wurden.

Es gab auch Überläufer. Am bekanntesten wurde der Rauschgiftfahnder Richard Burgess aus San Francisco, der im Dienst sein Herz für die Hippies entdeckt hatte und bald nur noch Sergeant Sunshine hiess. Am 14. April 1968 fasste er Mut und einen Joint, zog vor das höchste Gericht seiner Stadt, zündete die Sache an und liess sich nach ein paar tiefen Zügen verhaften. Ich habe ihn 1976 in Kathmandu kennengelernt, und er trug ein Foto seines Heldenauftritts in seinem Pass.

Überhaupt: 1968. Die lange Hetze der deutschen Zeitungen, angeführt von der Springer-Presse, gegen den SDS und überhaupt alle Studenten und Langhaarigen liess einen jungen Rechtsradikalen zur Tat schreiten. Die drei Schüsse auf Rudi Dutschke lösten die «Oster-Unruhen» aus, durch die zwar der Vertrieb der Springer-Zeitungen nicht sonderlich blockiert, jedoch tausende Junge wegen Landfriedensbruch kriminalisiert wurden. Nach diesem 11. April begann auch in den Kiffer-Kneipen die Diskussion über Dope und Revolution. Das bemerkenswerteste Randergebnis waren die «umherschweifenden Hasch-Rebellen», eine herzlich undogmatische Gegenposition zu den ideologisch getrimmten Intelligenzlinken mit dem damals üblichen «Arbeiterfetischismus». Gegründet wurde der heitere und stets chaotische Haufen von Georg von Rauch, Thomas Weissbecker und «Bommi» Baumann, und Georg lieferte das Motto: «High sein, frei sein, Terror muss dabei sein.» Mit Terror hatten die Aktionen dieser Sponti-Vorläufer eigentlich wenig zu tun, doch schon der Wahlspruch liess Behörden und Öffentlichkeit hysterisch reagieren. Mit tödlichen Folgen: am 4. Dezember 1971 wurde der unbewaffnete Georg von Rauch bei einer Fahndungsaktion in Berlin erschossen, «in Putativnotwehr» angeblich und nachdem er einen Tag zuvor irrtümlich auf die Fahndungsliste der RAF gelangt war. Einige Wochen später wurde in Augsburg Thomas Weissbecker unter ähnlichen Umständen durch einen Schuss in den Rücken getötet.

Sehr viel amerikanischer und glücklicherweise nicht so tödlich deutsch entwickelte sich jenseits des Atlantik die Kombination von Hanf und revolutionärem Kampf, deren Anhänger sich Yippies nannten und ein gefährlicheres Emblem trugen, als sie in Wirklichkeit waren. Mit einem lebenden Schweinchen und bunter Kriegsbemalung versuchten sie im August, den Parteitag der DemocRats zu sprengen, was diesem Haufen einen spektakulären Prozess wegen Verschwörung einbrachte. Der schon ziemlich greise Bundesrichter Hoffman sorgte dann für weltweite Solidarität, als er beispielsweise den Black Panther Bobby Seale an einen Stuhl binden liess, den Mund mit Leukoplast verklebt. Bekannter als dieses Opfer der Rechtspflege wurde allerdings der Mitangeklagte Jerry Rubin, dessen *Do it* eine Weile Pflichtlektüre auch der deutschen Linken wurde, und der seiner oft originellen Provokationen wegen zu sämtlichen TV-Talk-Shows der USA eingeladen war.

Ebenfalls 1968 waren auch die Tage des Bureau of Narcotics gezählt. Die Hanfjäger wurden allerdings nicht in die ewigen Jagdgründe geschickt, sondern wechselten vom Finanz- zum Justizministerium über, wo sie mit dem dort vorhandenen Apparat der Drogenkontrolle zum Bureau of Narcotics and Dangerous Drugs vereint wurden.

Was soll das FBI mit den bösen Jungen tun?

Da der Gebrauch von Marihuana und anderen Betäubungsmitteln unter den Mitgliedern der Neuen Linken sehr verbreitet ist, sollte man jede Gelegenheit wahrnehmen, um sie von den ortsansässigen Behörden wegen Vergehen gegen das Betäubungsmittelgesetz festnehmen zu lassen. Jedwelche Information, dass jemand Marihuana besitzt oder an einer Rauschgift-Party teilnimmt, sollte sofort an die örtlichen Behörden weitergeleitet werden, und man sollte diese auffordern, solchen Hinweisen sofort nachzugehen.

(Aktennotiz von C.D. Brennan an William Sullivan, beide FBI, März 1968)

1969 schickte Springers BZ ein kleines Mädchen auf den grossen Horror-Trip ...

Tatsächlich, Reni scheint in Hochstimmung zu sein. Ganz auf Beatles-Genuss eingestellt. Sie liegt im Gartenstuhl, schwingt im Beatles-Rhythmus, und ihre Pupillen sind geweitet.

Zwei Tage später bricht sie zusammen. Dieser Zusammenbruch erfolgt aus völlig heiterem Himmel.

Dazu erklärt der Chemiker und Toxikologe des Bayerischen Landeskriminalamtes, Dr. Emil Leucht: «Die Wirkung von Haschisch ist vergleichbar mit einem Alkoholvollrausch. Der Unterschied ist nur, dass ein Alkoholrausch am nächsten Tag vorbei ist. Nach einem Haschischrausch kann es einem passieren, dass man zwei Tage später ganz plötzlich einen heimtückischen Rückfall bekommt.»

(BZ, 19.8.1969)

In Memoriam:

Die Jungen werfen zum Spass
Mit Steinen nach Fröschen,
Die Frösche sterben im Ernst.

Um uns in Zukunft besser wehren zu können
Um unsere Treffpunkte zu erhalten
Und überhaupt um uns besser kennenzulernen

treffen wir uns am Samstag, dem 5. Juli 1969 zum
Ersten Westberliner Smoke-In im Tiergarten, hinterm Zoo.
Mitbringen: Instrumente, Stoff, Schallplatten, Decken, Plattenspieler mit
Batterie, Tap-Recorder und was sonst noch Spass macht.

Zentralrat der umherschweifenden Haschrebellen

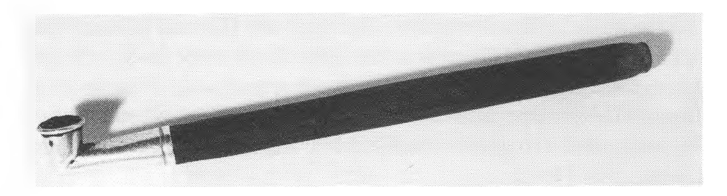
Nur wir selbst machen uns frei und juchhigh!

Mit anarchistischen Grüssen:
Zentralrat der umherschweifenden Haschrebellen
Wir demonstrieren unsere Solidarität mit unseren eingekerkerten Freunden!

Es lebe die Superkultur!

Emblem der Yippie-Bewegung, 1968

Hanfpfeifchen, Silber, bruniertes Buchenholz, 117,3 cm, angefertigt von dem späteren «Kronzeugen» gegen die RAF, Dirk Hoff, Frankfurt/M.



Da hat sich dann ein neuer Kreis gebildet. Da entstanden die Haschrebellen draus. Wir haben dann gesagt, überhaupt keine privaten Wohnungen mehr. Den Abbau von Privatbesitz soweit vorantreiben, du hast nur noch die Sachen, die du anhast, und so zieht denn ein ganzer Trupp durch die Stadt. Wohnungen gab es inzwischen genug. Da gehst du dann immer irgendwohin und gibst da Gastspiele.

War ja 'ne gute Zeit, der ganze Sommer 69 bis Anfang 70, fast ein Jahr sind wir denn durch Berlin gezogen. Du hattest denn nur noch ein Stück Shit in der Tasche, und einen Dietrich und ein bisschen Geld und hattest ein paar bunte Sachen an, und so ist immer ein Trupp von Leuten herumgezogen. Und trotzdem waren wir so organisiert, dass wir etwas unternehmen konnten.

Wir haben dann angefangen, diesem ganzen losen Haufen einen Namen zu geben. Das war der «Zentralrat der umherschweifenden Haschrebellen». Wir haben gesagt, wir nehmen Dope, das ist eine wichtige Sache. Und Rebellen, klar, waren wir eh, und Zentralrat war einfach eine Ironie auf die damaligen Politzirkel, weil sich alle Zentralrat nannten. Es gab also schon wieder mal 1000 Zentralräte, das war einfach schwer ironisch, die Bezeichnung.

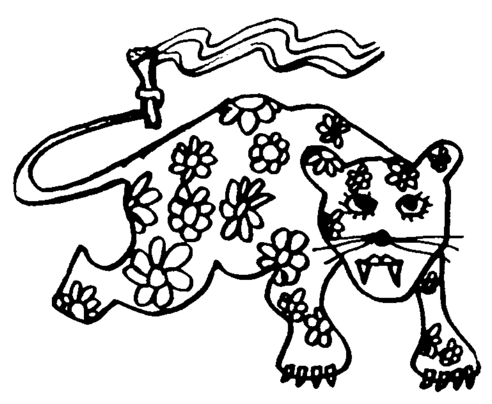
Ganz bestimmte Dealertypen haben wir nicht gerne gesehen, die einfach nur Kohle gemacht haben oder so. Aber wir haben auch selber gedealt, von irgendetwas musst du ja leben; wir haben zich Leute gekannt, an die wir Shit verkauft haben, das war ja das einzige, was wir überhaupt noch hatten. Du hast richtig mit und von der Droge gelebt.

Da gab es denn so Kneipen wie Zodiak oder Unergründliches Obdach für Reisende, in der Fasanenstrasse, und da fing es dann an, dass wir es geschafft haben, es auf 'ne allgemeine militante Ebene zu heben. Wenn die Bullen kamen und wollten Razzia machen, haben wir draussen alle Leute zusammengezogen und haben das Pflaster aufgerissen. Das ging sehr praktisch mit den Dietrichen, die wir immer bei hatten, der Revolutionär braucht nicht 1000 Werkzeuge, du musst immer universeller werden in deinen Möglichkeiten. Da hast du die Steine rausgeholt und irgendwo hat ein Auto gestanden, das hat Polizeifunk gehört und denn sind wir auf die Funkwagen los und haben uns die immer vom Hals gehalten. Da wurde auch kaum einer verhaftet, und da wurde auch kein Shit mehr beschlagnahmt, das war ja gleichzeitig deine Existenzgrundlage, wenn du die immer an jeder Strassenecke wegschmeissen musst, dann wirst du ja wahnsinnig.

Auf der anderen Seite wurde versucht, so eine Art Releasearbeit zu machen, also Leute von der Fixe runterzuholen und zu entziehen.

Die Methoden, wie sie von den

DIE MILITANTEN PANTHERTANTEN
TERROR
SCHON VOR
RAUSCH-GIFT
KANNTEN!



Black Panther in Harlem praktiziert werden, haben uns agitiert. Wir haben gesagt, der süchtige Fixer kann die Gun mit der Gun tauschen. Das war der politische Aspekt, dass wir gesagt haben, wenn du die Spritze weglegst, nimm dafür die Knarre in die Hand. Kaputt haben sie dich eh schon gemacht. Später hat denn das SPK in Heidelberg wieder das aufgegriffen. Dr. Huber, der so seine Patienten angeturnt hat.

Wir haben auch immer gesagt, freien Eintritt für diese ganzen Schuppen, wo wir immer hingegangen sind.

Heute ist alles persische Maffia, die den ganzen Dopedeal in Deutschland macht, damals waren das noch so die Typen, langsam kamen denn die Perser auf, so Anfang 70 ging's denn los.

Im Zodiak war mal so 'ne Auseinandersetzung mit der ersten Dealermaffia. Da hat es immer so Leute gegeben, die haben gesagt: «Hier willst du ein Kilo kaufen» und haben einem einen Schlüssel von so einem Schliessfach im Bahnhof Zoo in die Hand gedrückt, und wenn wir hingekommen sind, war immer total leer, war nicht ein Gramm drin, is klar. Da haben wir ihnen denn die Autos vor der Tür einfach umgekippt und angesteckt.

Bei so einer Geschichte war ich zum Beispiel mal voll auf Meskalin und da sind die Leute reingekommen und haben gefragt: «Nun hör mal zu, wie stecken wir denn so ein Auto an?», ich bin denn rausgegangen vor die Tür und habe gesagt, «du musst jetzt einfach den Tankverschluss aufmachen von dem Auto, und denn kippst du das Auto um, und dann schmeisst du ein Streichholz rein in die Benzinlache». Das haben sie denn auch gemacht, hat wunderbar gebrannt. Alle sind weggerannt als Polizei kam, bloss ich konnte nicht mehr wegrennen. Die Flammen auf diesem Trip, also verstehst du, ich bin einfach stehengeblieben und habe mir das angesehen, aber ich habe mich ganz ruhig und sicher dabei gefühlt, keine Polizei, keine Feuerwehr, nicht mal als Zeugen haben sie mich vernommen, haben mich einfach ganz ruhig da stehen gelassen. Mir ist echt nichts passiert. Alle anderen sind weggerannt. So 'ne Sachen haben sich abgespielt.

Wir haben denn auch Charming-Aktionen für die Bevölkerung gemacht, also sind rausgegangen und haben immer die Radarwagen umgekippt, die die Autos geblitzt haben, die zu schnell fahren. Da sind sie uns mit der Knarre hinterhergerannt, die Bullen. Auf dem Tempelhofer Ufer, da standen die doch immer.

Wir veranstalteten die ersten Smoke-Ins im Tiergarten. Georg haute soviel Shitplätzchen rein, dass er im Gebüsch umfiel.

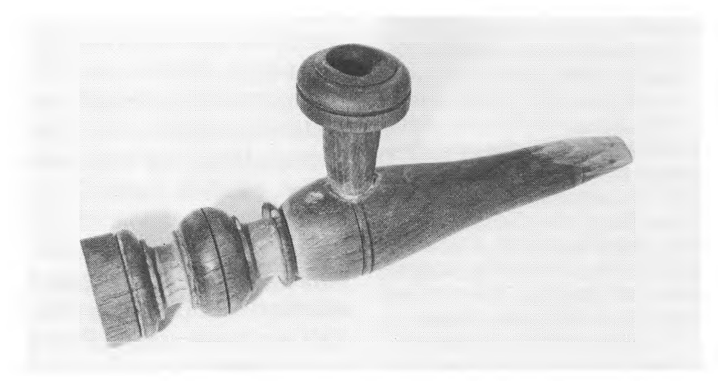
Genauso haben wir dann angefangen, immer Treffen zu organisieren von allen Leuten der Scene und sind denn als geschlossene Blocks auf Vietnam-Demonstrationen gegangen. Das ist genauso unsere Sache. Wir haben die Leute für die politischen Sachen aktiviert und auf die Strasse gekriegt, wir sind manchmal mit drei-, vierhundert Leuten erschienen und haben an den ganzen Vietnam-Demos teilgenommen.

In diesem Klima war aber die Tendenz, so zu bleiben und die Haschrebellengeschichte weiter zu machen. Da war nicht die Tendenz von uns aus, wir machen jetzt hier richtig Stadtguerilla, wir bilden jetzt hier 'ne Gruppe, die hier sone Aktionen einleitet, sondern die Idee war eine Einheit von Zusammenleben und Taten, die sich dann daraus ergeben haben, und einen grösseren Rahmen zu kriegen.

Dann ist ein Teil von uns nach London gegangen für ein paar Monate, den Sommer über. Da haben wir uns die ganze englische Scene angesehen, wie es da so läuft, auch die Release-Häuser.

Über diese Londoner Geschichte entsteht dann später Release Hamburg, die ja ein anderes Programm hatten wie wir, das aber auch irgendwo sehr gut ist.

(«Bommi» Baumann, Wie alles anfing, München 1975)



Rauchgerät eines deutschen Metallarbeiters, Eichenholz, 124,6 cm. Das aus zwei Stuhlbeinen gefertigte «Kawumm» ist ein besonders reizvolles Beispiel jener Volkskunst, die sich in Zusammenhang mit Hanf seit den Sechzigern entwickelte. Hamburg, 1971

Für den Drogenmarkt gab es viele Interessenten: Hippies, denen es gelungen war, von ihren Trips nach Afghanistan und Nepal etwas mitzubringen; Versandhandel aus diesen Ländern an gute Freunde; levantinische und persische Geschäftsleute; Seeleute aus aller Welt; türkische Arbeiter mit einem Stück im Gepäck und auch einige jüngere Geschäftsleute aus Deutschland, die über gute Auslandsbeziehungen ganz beachtliche Mengen beschaffen konnten.

Als ich in München lebte, lernte ich einen von ihnen kennen. Er war ein trickreicher Zeitgenosse, der «braunen Afghani» und «roten Libanesen» in erstaunlichen Mengen an Land zog. Zu seinen Kunden gehörten etwa 30 «Kleinabnehmer», die ihrerseits weiterverkauften, und der Rest wurde in brave deutsche Gartenzwerge verpackt und an Bekannte in die USA exportiert. Vom Standpunkt der Polizei war das natürlich organisiertes Verbrechen, wirtschaftlich gesehen nicht mehr als ein gutgehender Familienbetrieb.

Im Februar 1969 erschienen in seinem Büro zwei GIs, die gleich zur Sache kamen: «Sie besitzen derzeit noch 84 Kilo Haschisch.» Die Zahl stimmte genau. «Wir bieten Ihnen pro Kilo 2500 Mark, bar, ausserdem 40 000 Abstand, und Sie hören auf.» Ein unwiderstehliches Angebot, das er zu seinem Glück sofort akzeptierte.

Ähnliche Besuche fanden zur selben Zeit bei fast allen grösseren Haschischdealern der Bundesrepublik statt, und fast alle hatten dasselbe Ergebnis.

Im Sommer 1969 hatte sich der



Die erste Aktion des neuen Unternehmens wurde allerdings ein herzlich belachter Misserfolg, obwohl die Sache so schön inszeniert war: Am 15. Oktober wurde in einer gemeinsamen Aktion von Bureau und FBI nach «einem der gefährlichsten Verbrecher der USA» gefahndet, mediengerecht auch im Fernsehen, obwohl von dem Gesuchten kein Foto vorhanden war. Auch ob sein Name wirklich «Johnny Pot» lautete, stand nicht fest. Erwiesen war nur sein Verbrechen: Der Gute hatte nach Art des märchenhaften John Appleseed überall im Land an Wegrändern und auf verlassenen Farmen die Blumen des Bösen gesät.

Im selben Monat war auch mit *Marihuana Review* die erste Zeitschrift der neuen Bewegung erschienen.

Bekanntlich endete das turbulente Jahrzehnt weltweit bunt und in der BRD euphorisch. Das Blut von Vietnam, die schwarzen Fahnen der heissen Sommer in den schwarzen Slums, über denen Rauchwolken standen, die grünen Bändchen der «Love & Peace»-Freaks und die gelben der amerikanischen Soldatenmütter wurden durch die Medien um die Welt getragen. In der BRD entstand eine Aufbruchsstimmung, die unter dem Motto «Mehr Demokratie wagen» in Bonn 1969 die sozialdemokratisch-liberale Koalition installierte. Zu den ersten Versprechen der neuen Regierung gehörte, das Opiumgesetz aus dem Jahr 1929 «entsprechend den Zielen der neuen Politik» zu reformieren. Wie in solchen Fällen üblich, wurde die Angelegenheit den dafür zuständigen Bürokraten übertragen, die schon seit Adenauers Zeiten und gelegentlich länger die entsprechenden Schreibtische hüteten.

Die wirklich mehr Demokratie wagen wollten und sich dafür sogar zum Marsch durch die Institutionen aufgemacht hatten, bekamen ihre kalte Dusche schon früher. 1971 beschlossen die Zuständigen von Bund und Ländern ihren berühmten «Extremistenerlass», der zu einer seit der Gestapo-Zeit nie dagewesenen Bespitzelung und Beschnüffelung führte, Tausende Existenzen zerstörte und das Wort «Berufsverbot» weltweit bekannt machte. 1972 folgte das damals neue Betäubungsmittelgesetz.

Und weil zwischen illegalen Drogen und illegalen Drogen nicht unterschieden werden wollte und sollte, wurde für die illegale Drogenwirtschaft ein Stoff interessant, der bei geringeren Schmuggelproblemen wesentlich höhere Gewinne birgt. Das Heroinproblem der BRD durfte beginnen.

Und was geschah im Mutterland unserer politischen Tendenzen? Ach ja, die Tochter des Vizepräsidenten wurde mit einigen Joints gefasst, und zum 33. Geburtstag der Marihuana Tax Act, am 1. September 1970, schlossen sich etliche Legalisierungs-Vereine zur NORML zusammen, zur National Organization for Reform of the Marihuana Laws.

Keachruf auf die Sixties

Die frühen Siebziger als Nachklang der späten Sechziger zu bezeichnen, wäre schon deshalb falsch, weil Dekaden nur in unseren Gehirnen existieren und die übrige Entwicklung, davon herzlos unberührt, ihren eigenen Gang nimmt. Und doch hat sich in den Sechzigern Entscheidendes verändert, so tiefgreifend, dass es selbst an lächerlichen Oberflächlichkeiten seine Spur hinterliess. Jenes Broadway-Theater beispielsweise, das zu Beginn der Sechziger mit «Camelot» seine Kassen gefüllt hatte, wechselte auch in die Siebziger mit einem Hit. Seit dem 26. April 1968 lief dort vor ständig ausverkauftem Haus das Musical «Hair». Der Song «Let the sunshine in» wurde zur Hymne aller Hippie-Sympathisanten, und dass auf der Bühne jede Menge Joints kreisten, regte kaum mehr jemanden auf. Erst im Oktober 1971 wurden die Kulissen für ein neues Musical geräumt, auch dieses mit feinem Marktsinn für das ausgewählt, was gerade «in» war: «Jesus Christ Superstar».

Wer damals seine besten Jahre hatte – und ich will mich da nicht ausnehmen –, neigt dazu, sie zu vergolden. Was geschah wirklich, überprüfbar? Der Hanf verliess sein Ghetto, in dem man ihn seit der Verbotszeit wähnte, und die Sache wurde «eine Normaldroge der Jugendkultur», wie Bernd Georg Thamm als Drogenreferent der Caritas einmal im ZDF sagen durfte. Die Sache wurde auch eine Snobdroge, mit der sich herrlich zeigen liess, dass man gerade auf der richtigen Welle mitschwamm. In vielen Redaktionsschreibtischen lagen Krümel herum und warteten darauf, als Zeichen liberaler Gesinnung herumgezeigt zu werden.

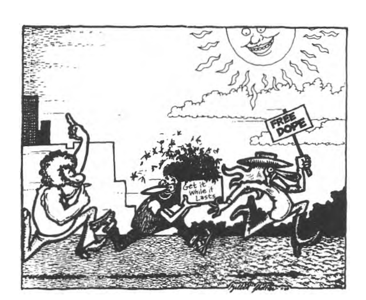
Die amerikanische Euphorie zu diesem Thema war auf einer Wiese von Woodstock gewachsen, die vom 15. bis zum 17. August 1969 von schlechtem Wetter und rund 400 000 jungen Leuten in einen Morast verwandelt wurde. Dass dies völlig friedlich und zu guter Musik geschah, eingenebelt in für diese Verhältnisse viel zu wenig Hanf, reichte aus, den «Geist von Woodstock» noch lange und umsatzträchtig zu beschwören. Das legendäre Festival war organisatorisch ein Chaos, die Gegend schnell zum nationalen Katastrophengebiet ausgerufen, und wer dabei war, riss sich zusammen, auf dass der Zusammenbruch aller zivilisatorischen Werte wenigstens sanft vor sich ginge. Diese rührende Sorge für einander, die dabei tatsächlich aufkam, und die gewaltige Masse, die da grasspaffend im Sumpf sass, stand in einem zu deutlichen Gegensatz zu allen Legenden um Marihuana und den 169 Straffällen, die in jenem Jahr der Sache wegen verhandelt wurden. Das grosse Umdenken der Bürokraten, Hanf betreffend, begann. So ist auch zu verstehen, dass sich die rechte Presse aller westlichen

Haschischmarkt entscheidend verändert. Man spürte eine neue, straffe Organisation: In Süddeutschland kursierte ausschliesslich «roter Libanese», entlang des Rheins «grüner Türke» und im Norden die schwarzen Sorten. Ausnahmen waren stets Mitbringsel aus den entsprechenden Zonen. Gleichzeitig erzielte die Polizei ihre ersten grossen Fänge in Sachen Haschisch. Die ersten waren jene eingesessenen Händler, die zu ihren amerikanischen Besuchern nicht nett gewesen waren, und ihnen folgten die meisten «wilden» Importeure, meist schon vom Absenderland angekündigt.

Ein Beamter des Rauschgiftdezernates einer deutschen Grossstadt erklärte damals: «Natürlich sind wir auf Tips aus bestimmten Kreisen angewiesen, und es kann sein, dass da die Konkurrenz verpfiffen wird. Manche Kröten müssen wir eben schlucken, wenn wir Erfolg haben wollen.»

Zu diesem Zeitpunkt hatte allerdings schon eine bedenkliche Entwicklung stattgefunden: Im September 1969 gab es plötzlich keinen Stoff mehr, bundesweit innerhalb von drei Tagen. «Erntezeit», hiess es , obwohl sie bei Hanf in allen Anbaugebieten variiert, und dieselben Grosshändler boten zu regelrechten Einführungspreisen Heroin an, minderer Qualität zwar, doch für 80 Mark das Gramm. 1970 gab es bereits zwei «Erntezeiten», 1971 vier. Jedesmal blieben mehr «Typen», die eigentlich Haschisch haben wollten, an Heroin hängen.

(Hans-Georg Behr, Weltmacht Droge, Düsseldorf 1980)



Ein Gespenst geht um in Europa, oder: Rasch tritt die Sucht den Menschen an:

In Bonn vernahm unlängst der SPD-Bundestagsabgeordnete Dr. med. Rolf Meinecke: «Ganze Schulklassen nehmen gemeinsam Rauschgift.» Der politische Mediziner hielt das «für ein Gerücht».

Sein Landsmann und Berufskollege, Dozent Dr. Johann Burchard, hält dagegen die Bonner Botschaft keineswegs für aufgebauscht. Als Oberarzt in der Psychiatrischen Klinik des Hamburger Universitätskrankenhauses versuchte er, Süchtige zu kurieren, und ist mit alarmierenden Zahlen vertraut: «Zwei Drittel meiner rauschgiftsüchtigen Patienten sind Pennäler. Seit etwa drei Jahren kann ich auf meiner Station den neuen Schülersport, Haschisch zu rauchen, verfolgen.»

Der neue Sport schäumte mit der Sex-Welle in bundesdeutsche Schulen.

In den Jahren davor waren Suchtmittel unter Deutschlands Jugend kaum bekannt. So wurde zum Beispiel 1962 in der ganzen Bundesrepublik nur gegen 23 minderjährige «Rauschgifttäter» ermittelt. Fünf Jahre später registrierte die Polizei innerhalb eines Jahres schon zwölfmal soviel minderjährige Suchtgefährdete.

Die Jung-Süchtigen sind vielfach in Beat-Lokalen auf den Geschmack und ins Geschäft gekommen.

Die weitverbreitete Ansicht, dass Haschisch keine Sucht erzeugt, widerlegt Psychiater Burchard aus Erfahrung: «Ich behandelte auf meiner Station einen 17jährigen Oberschüler, der nur eine einzige Dosis Haschisch nahm und sofort süchtig war. Er zeigte schliesslich eine Gleichgültigkeit allen Menschen und Problemen gegenüber, wie man sie auch bei langjährigen Alkoholsüchtigen beobachten kann.»

(Der Spiegel, 30.6.1969)

Länder mit einem begeisterten Aufschrei auf das Opfer einer Messerstecherei stürzte, das ein ebenfalls chaotisches Free Concert der Rolling Stones vier Monate später in Altamont forderte – das Bild der gefährlichen/gefährdeten Jugend musste ja wieder stimmen.

Charakteristischer als die stets in Zusammenhang mit Hanf zitierten Festivals und Smoke-ins erscheinen mir zwei Strafprozesse, die beide 1970 stattfanden, und in denen auch von Hanf die Rede war. Beide hatten schreckliche Bluttaten zum Gegenstand, und in beiden trat als Gutachter der bekannte Dr. Munch auf, übrigens die letzten Male in seiner langen Karriere.

Der eine Angeklagte, von der Presse abwechselnd als «Satan» oder «die Bestie» bezeichnet, war der Sohn einer 16jährigen Prostituierten und nach vielen Stationen in vielen Erziehungsheimen in eine Art Hippie-Szene geraten. Zusammen mit ähnlich Drop-outs gründete er eine «Family», die sich mit Hilfe aller möglichen Drogen und Rituale allmählich in eine paranoide Welt einspann. Die Morde, die angeblich auf Befehl Charles Mansons von Mitgliedern der Gruppe ausgeführt wurden, waren entsetzlich, und zur Popularität des Falles trug bei, dass unter den Opfern eine bekannte und hochschwangere Filmschauspielerin war.

Der andere Angeklagte war der typische «good American boy». Leutnant Calley, aus kleinbürgerlichem Hause stammend, hatte in Vietnam die gesamte Bevölkerung des Dorfes My Lai ausrotten lassen. Die Angelegenheit wäre wie wahrscheinlich viele ähnliche nie bekannt geworden, hätte nicht zufällig ein Journalist die Leichenberge gesehen und fotografiert. Da nun das Massaker zum internationalen Skandal geworden war, musste Calley vor Gericht, obwohl sich sofort eine Anzahl Vereine zu seinem Schutz rekrutiert hatten.

Wie gesagt: Dr. Munch trat in beiden Prozessen auf. In der Sache Calley gutachtete er, der Angeklagte sei zum Zeitpunkt des mörderischen Befehls nicht zurechnungsfähig gewesen, weil in dem Raum, wo ihn Calley erteilte, drei Tage zuvor eine Marihuana-Zigarette geraucht worden sei. Das habe, «nach allen klassischen Erkenntnissen der Wissenschaft», die Atmosphäre mörderisch beeinflusst. Im Fall Manson gutachtete er Schuld- und Zurechnungsfähigkeit. Wörtlich: «Die Annahme, Marihuana würde die Persönlichkeit nachhaltig beeinflussen, also im Sinne ihrer Eigenverantwortlichkeit, gehört zu Annahmen der Vergangenheit und wurde durch die neuere Forschung widerlegt. Dasselbe möchte ich auch für LSD feststellen. Die geschehenen Morde haben ihre Ursache nicht im Rauschgift, sondern allein in der Persönlichkeit des Angeklagten.»

Die Gerichte schlossen sich den Gutachten an.

8. IM ZWIELICHT DER WISSENSCHAFT

An einem eher deprimierenden Nachmittag wanderte ich einmal mit einem Zollstock durch meine Wohnung. Wohl wissend, dass man den Inhalt eines Buches nicht an der Breite seines Rückens messen kann, tat ich's trotzdem und konnte voll Besitzerstolz 3,57 Laufmeter wissenschaftliche Untersuchungen über Hanf messen. Daneben lagen noch 2,42 Laufmeter aus Bibliotheken, aber diese Zahl galt nicht, da dieser Bücherwurm durch Rückgaben und Neueingänge ständig wechselte. 32,3 kg Fotokopien, aus Sparsamkeitsgründen meist auf Verkleinerungsmaschinen abgezogen und auch dann nur in den wichtigeren Passagen, waren als bleibende Spur davon geblieben. Ausserdem ein Karteikasten, gefüllt mit 44,5 cm Kärtchen, insgesamt 1437 Stück – das Register der durchackerten Bücher und ausführlicheren Essays, mit Randbemerkungen garniert. Zeitungsartikel zum selben Thema waren in dicke Ordner gewandert, von denen 14 stramme die allerwichtigsten enthielten.

Ich war nicht stolz darauf, mich da durchgelesen zu haben, ich war eher deprimiert. Nicht, weil ich ahnte, dass mindestens ebensoviel Ungelesenes irgendwo auf mich lauerte – ich habe mich ja auch durch Bibliographien geackert und ein bisschen abwägen gelernt –, sondern weil dieser imponierende Haufen verarbeitetes Holz fürchterlich schrumpfte, sobald man ihn nach originären Erkenntnissen abklopfte.

Nicht sehr fein ausgedrückt, könnte man ein Rezept für neun Zehntel aller Wissenschaftsliteratur etwa so angeben: Man nehme einige vorhandene Klassiker, siebe sie durch einige weniger ehrwürdige Schriften, extrahiere den für die jeweilige Absicht passenden Saft, wärme es auf, würze es mit einer Prise eigener Schlussfolgerungen, garniere es mit Fussnoten und Quellenangaben und serviere es in einem objektiv schimmernden Geschirr als gesicherte Erkenntnis.

Unsere Zeit ist schnellebig und kurzatmig, ich weiss, und diesem Bedürnis kommen die schönen «Zusammenfassungen» entgegen, die in den letzten Jahren so blühten. Man will sich ja nur einen Überblick verschaffen, zumal wenn man politisch oder administrativ mit einer Sache befasst ist, am liebsten anhand möglichst kurzer «Positionspapiere». Die erinnern allerdings stets fatal an Schülerscherze, bei denen beispielsweise Schillers «Lied von der Glocke» auf drei Zeilen verkürzt herauskam. Und sie sind bequem, vorgekaut und in den Hals gespuckt, wobei gern übersehen wird, dass dieses Wiederge-



Politik oder Medizin? Oder auch: Wenn der Onkel Doktor klinisch Marx liest:

Natürlich kann es sich nur um *Bewusstseinsveränderungen* bis Bewusstseinstrübungen handeln, nicht um eine zu Beginn der Haschischwelle vorwiegend von Journalistenkreisen, denen sich einige offenbar Publizität besonders schätzende Wissenschaftler – Mediziner und Orientologen – anschlossen, propagierte «Bewusstseinserweiterung». Unter chronischem Cannabisabusus tritt vielmehr das Gegenteil ein, nämlich eine zunehmende *Initiativverarmung* bis zur *Apathie.* Wahrscheinlich ist auch irreversibler dementiver Abbau möglich. Psychische Folgen *akuter Intoxikation* sind auch Halluzinationen, meist optischer Art, auch (aber keineswegs regelmässig) erotische Visionen, wobei der Inhalt des Erschauten offenbar stark von der Erwartung, dem Milieu und der psychischen Ausgangslage abhängt. Wiederholte visionäre Stadien gehen mitunter im Sinne echter Suchtentwicklung (allerdings bei fehlenden oder nur relativ geringen Entziehungserscheinungen) in *chronischen Cannabismus* über. Zuweilen dominieren in der Entziehung aber Reizbar-

keit und Gewalttätigkeit. Verschiedentlich blieben auch ohne erneute Zufuhr episodische, wochenlang anhaltende halluzinatorische Psychosen bestehen, u.a. mit starker sprachmotorischer Exzitation. Auch sind *Endzustände* mit extremem Marasmus beschrieben worden.

Obwohl politisch nicht selten dem radikalen Sozialismus und dem Marxismus zugetan, missachteten die Befürworter einer Freigabe des Haschischhandels offenkundig das Wort des Vaters (oder einem der Väter) des Sozialismus, Karl Marx, der 1843 konstatierte: «Die Forderung, die Illusion über seinen Zustand aufzugeben, ist die Forderung, einen Zustand aufzugeben, der der Illusion bedarf». Inzwischen gibt es praktisch keine ernstzunehmenden Parteigänger der Cannabisfreigabe mehr. Vielmehr wandten sich beim Bekanntwerden der ersten Opfer der «Hasch»- Welle nicht wenige Vorkämpfer für die «Emanzipation zur Droge» gegen ihnen nun zu liberale Tendenzen naturwissenschaftlich-medizinischer Kreise oder buchten diese Opfer auf das Konto der «medizinischen Hilflosigkeit und der ärztlichen Unfähigkeit, den armen verirrten jugendlichen Fixern und Jointrauchern entscheidend zu helfen.»

Bei aller Verschiedenheit der einzelnen Verläufe, die den Cannabismus in nichts von anderen Suchten unterscheiden, kann man doch insgesamt in ziemlicher Regelmässigkeit folgende Missbrauchs- und Suchtstadien unterscheiden:

1. Transitorische Intoxikation,
2. visionäres Stadium,
3. chronischer Cannabismus.

Im transitorischen Rausch dominieren geistige und körperliche Ermüdung, Mangel an Ausdauer, Initiativverlust und Apathie. Im zweiten Stadium treten die optischen Trugwahrnehmungen hervor, Farben werden heller wahrgenommen, Wunscherotik geistert durch die meist abgedunkelten Räume. Bei wechselnder Stim-

käute ja von einem ganz bestimmten Magen vorverdaut wurde.

Der Grund dafür ist einfach, dass Wissenschaft nicht umsonst ist, sondern als Kostgänger politischer Instanzen lebt, die sie auch nicht umsonst fördern wollen. Dennoch wäre es falsch, die laut Grundgesetz für frei Erklärte als Edel-Callgirl der Politik sehen zu wollen. So bequem macht sie es ihren Freiern nicht; da müssen schon kompetente Referenten der politischen Administration her, aus der Fülle der Erkenntnisse die passenden Tröpfchen zu destillieren, und sei es, dass man wie einst Anslinger dabei objektiv gesehen manipuliert.

Ein böser Vorwurf an die für unser Wohl zuständigen Instanzen? Wenn, dann ist er belegbar, nicht zuletzt am Beispiel der Bundesrats-Drucksache 546/76, Seite 24. Laut Dame Huber als zuständiger Ministerin wurde dieses Werk von einem einzigen Herrn ausgearbeitet, dessen Name Dr. Oskar Schröder lautet. Auch der UNO-Text, auf den er sich bezieht, stammt von einem einzigen Herrn Zusammenfasser, und wir werden auf beide zurückkommen müssen.

Ich habe allerdings nicht vor, amtliche Ignoranz durch eine widerlegende Auflistung zu ehren. Ich möchte eher der Frage nachgehen, wie gefährlich Hanf tatsächlich ist, allerdings nicht in der Hoffnung, darauf *eine* gültige Antwort zu finden.

Die Suche nach dem Wirkstoff

Nach einer Fachtagung kam einmal in kleinem Kreis die Frage nach der Lernfähigkeit der Wissenschaft auf, und überraschenderweise gab es sofort Einigkeit darüber, dass sie keineswegs hoch zu veranschlagen sei und von Tatsachen selten aus ihrer gewohnten Bahn gebracht werde. Ein Paradebeispiel dafür ist die Drogenforschung, wo immer noch und schon lange wider besseres Wissen nach immer einem einzigen Wirkstoff gesucht wird. Da die Unterhaltung englisch geführt wurde, sagte man «the real thing», und dieser Ausdruck birgt bereits die Verlockung zu forscherischen Scheuklappen.

Die frühen Pharmakologen hatten es da noch leichter, bedingt durch die Tücken der Technik. Als 1896 in den Labors der Firma Merck aus dem Hanf ein viskoses Öl namens *Cannabinol* extrahiert wurde, wusste man, dass darin die Wirkstoffe des Hanfes enthalten waren, aber auch, dass es sich mit diesem Produkt vermutlich um eine *Sammlung* von Stoffen handelt.

Ähnliche Sammlungen waren auch noch die einzelnen Stoffe, in die Cannabinol ab 1933 zerlegt wurde: Cannabidiol und die entsprechende Säure, Cannabigerol, Cannabichromen und weitere Stereo-Isomere, die Adams in den frühen Vierzigern

unter dem Sammelnamen *Tetrahydro-Cannabinol* zusammenfasste.

Nachdem bereits die Untersuchungen für den La Guardia-Report mit THC durchgeführt wurden, konzentrierte sich die Wissenschaft auf diese chemische Gruppe, und Forschungen, andere mögliche Substanzen des Hanfes betreffend, wurden nicht mehr oder nur sehr stiefmütterlich betrieben.

1964 veröffentlichte Raphael Mechoulam von der Universität Jerusalem einen Aufsatz über das von ihm entdeckte Delta-THC, das er als den eigentlichen Wirkstoff sah. Mit Begeisterung stürzten sich die Pharmakologen auf diese Entdeckung, und es erwies sich schnell, dass es sich auch hier wieder um eine ganze Gruppe handelte. Welches der vielen Delta-THCs nun der *wahre* Wirkstoff sei, ist derzeit noch nicht mit Sicherheit entschieden. Jeder Forscher verteidigt seine Entdeckung, und so stehen Delta-1-, -3-, -8- und -9-THC zur Diskussion. Die demokratische Mehrheit hat sich für No. 9 entschieden, gefolgt von 8, aber es gibt auch schon Neuentdeckungen mit so bizarren Bezeichnungen wie dl-Delta-1-3, 4-cis-THC oder dl-Delta-6-cis-THC, die jeweils von ihren Entdeckern ins Rennen geschickt werden, als sei die Wissenschaft ein Derby.

Sämtliche dieser Stoffe können nicht nur aus der Pflanze gewonnen, sondern auch synthetisch hergestellt werden, was allerdings wesentlich teurer kommt. Beides geschah in grossem Umfang für alle möglichen Labortests, die allerdings zu einander teilweise grotesk widersprechenden Ergebnissen führten.

Fest steht eigentlich nur, dass THC wasserunlöslich ist und daher in Fetten oder flüchtigen Substanzen wie Alkohol gelöst werden muss. Nach einigen Untersuchungen ist es als Rauch durch die Lunge dreimal wirksamer als bei Aufnahme durch den Magen, aber es gibt zumindest zwei Studien, die dies zu widerlegen versuchen. Nachweislich tritt jedoch die Wirkung bei Rauch innerhalb weniger Minuten ein, bei Verzehr erst nach mindestens einer halben Stunde.

Für Tierversuche wurde THC radioaktiv «markiert» und in hohen Dosen injiziert. Dabei stellte man fest, dass die Substanz im Fettgewebe gespeichert und erst im Verlauf von Wochen abgebaut wird.

Das war natürlich immer wieder als entscheidendes Argument bei Befürwortern des Verbotes zu hören, doch sind die meisten Schlussfolgerungen daraus eindeutig zu weit gezogen. Erstens sagt die Speicherung eines Stoffes nichts darüber aus, ob dieser Stoff dann auch noch wirkt. Drogen wie Nikotin und sehr viele Pharmaka verbleiben auch oft monatelang im Organismus und bilden sogar regelrechte «Depots», ohne dabei auch nur die geringste Wirkungskraft zu entfalten. Auch bei

mungslage geht das visionäre Stadium in den chronischen Cannabismus über, in dessen Verlauf es über Störungen der Merkfähigkeit und Auffassungsfähigkeit zu maniakalischen Bildern und schliesslich zu schwerer Demenz kommen kann. Die schwere ethische Depravation Haschischsüchtiger ist wie vieles in den vergangenen Jahren heftig bestritten worden.

Wissenschaftliche Depravationsfolgen: Der vom Pseudo befreite Schwulst ...

Die von pseudosoziologischem Schwulst befreite naturwissenschaftlich ermittelte Wirklichkeit sieht anders aus.

Danach interferieren sowohl LSD als auch Marihuana mit dem Stoffwechsel der Neuro-Transmitter in der mesenzephalen Retikularformation und im limbischen System. Von dort gehen sekundärveränderte ZNS-Aktivitäten, erkennbar an Verhaltensstörungen, aus. Je grösser die Dosis, desto ausgedehnter die Transmitterstörung in der Formatio reticularis und desto massiver die zentralen Föderationen bis hin zum Zerfall von Basismatritzen des Verhaltens oder zum Versagen der vitalen Funktionssteuerung.

Trieb und Triebhemmung bilden aber normalerweise einen Regelkreis, dessen toxische interneuronale Blockierung zwangsläufig von tiefgreifender Desintegrationswirkung sein muss.

(W. Steinbrecher, Die klinischen Gesamtsyndrome bei Missbrauch und Sucht unter besonderer Berücksichtigung intern-neurologischer Befunde, Stuttgart 1975)

CH_3, OH, H_3C, O, CH_3, C_5H_{11}

cannabinol

Δ^6-*trans*-
tetrahydrocannabinol

Cannabis-Konservierung

Als Lieferant von *Cannabis sativa* L (Marihuana) des National Institute of Mental Health (NIMH) würden wir gerne einige wichtige Fragen betreffend der Analyse von *C. sativa* L klären. L. Rodin et al. (213:1300, 1970) gab seiner Bestürzung über das Cannabis-Material Ausdruck, das er vom National Institute of Mental Health erhalten hatte. Zwei unabhängige Laboratorien kamen zu verschiedenen Anteilen an (-)-Delta-9-Tetrahydrocannabinol als vom NIMH angegeben. Liskow (214:1907, 1970) hat ausgesagt, dass Dr. Braenden von den Vereinten Nationen empfahl, *C. sativa* L unter Stickstoff einzufrieren, um einem Zerfall vorzubeugen. Wir möchten dazu eindeutig bemerken, dass es nicht nötig ist, solche strikte Bedingungen für die Lagerung von Cannabis zu schaffen. Resultate einer 2-jährigen Lagerungs-Untersuchung von *C. sativa* L unter verschiedenen Bedingungen folgen: (1) −18°C im Gefrierschrank; (2) 4°C im Eisschrank; (3) 22°C plus oder minus C in einem halbdunklen Raum; (4) 37°C in einem Ofen und (5) 50°C in einem Ofen.

Nach einem Jahr zersetzte sich bei −18°C, 4°C und 22°C plus oder minus C gelagertes Material zu folgenden Anteilen, respektive:

Δ^1-*trans*-
tetrahydrocannabinol

THC fehlt es völlig an Hinweisen darauf. Und zweitens ist anzumerken, dass diese erschreckend lange «Lagerungsperiode» vergleichsweise kurz ist zu Substanzen, die im Zuge unserer täglichen Vergiftung durch die Umwelt in den Organismus geraten. Dieses Argument hat natürlich die zweifelhafte moralische Qualität aller Argumente, die sich des «geringeren Übels» bedienen, aber es muss bedacht werden.

Die Methode, Substanzen ein radioaktives Isotop des Kohlenstoffs zuzufügen, um ihren Weg durch den Organismus zu folgen, heisst Szintigraphie und ist für die pharmakologische Forschung sehr wertvoll geworden. Bedenklich erscheint sie allerdings, wenn die «Halbwertzeit« an einem «Ganzkörperhomogenat» gemessen wird. Das letzte schöne Wort bedeutet, dass beispielsweise eine Ratte mit einer Art Mixer zu Brei gemantscht wird und die Sache anschliessend unter einen Geigerzähler kommt, der misst, wie sich die radioaktive Substanz nun abbaut. Bei Rattenbrei ergab sich für THC eine Halbwertzeit von 16 Stunden, aber das sagt nicht viel. Und über die Organe, in denen sich THC bevorzugt ablagert, gibt es zu viele einander widersprechende Untersuchungen. Mal wird das Gehirn genannt, wo es am längsten vorhalten soll, dann wieder alle Fettgewebe und natürlich auch die Leber. Nimmt man jedoch die *Mengen,* die als Grundlagen solcher Versuche dienten, ergibt das Quantitäten, die ein normaler Mensch weder über Lunge noch Magen aufnehmen könnte. Um ähnlich mit THC verseucht zu sein wie ein solches Versuchskaninchen, müsste ein Raucher beispielsweise innerhalb einer Stunde 1,3 Kilogramm besten Afghan in seine Pfeife krümeln, und das oft tagelang.

Ein beachtlicher Forschungsetat galt in den letzten Jahren der Entdeckung von Möglichkeiten, THC im Körper nachzuweisen. Dass er aus US-Mitteln der polizeilichen Drogenbekämpfung gestiftet wurde, ist aufgrund der Interessenlage verständlich. Die Sache ging leider nur sehr enttäuschend aus. Wenn der Stoff nicht gerade radioaktiv ist, kann man ihn praktisch kaum feststellen. Im Blut jedenfalls ist er nur in 30 Prozent aller Fälle *vorübergehend* nachweisbar, und auch dies nie eindeutig. Noch geringer ist die Nachweismöglichkeit im Urin, obwohl gerade darüber in letzter Zeit immer wieder geschrieben wird. Wer die wissenschaftlichen Publikationen liest, wird allerdings feststellen, dass dieser Nachweis nur in 5 Prozent der Fälle möglich ist und nur in 2,5 Prozent zutrifft. Bliebe also die Möglichkeit, bei einem vermuteten Kiffer ein Stück Speck aus der Seite zu schneiden? Leider auch nicht, denn soviel, wie nötig ist, um im Fett Spuren zu hinterlassen, raucht ein Mensch eben auch nicht. Und im Atem? Leider nein. Der Stoff hinterlässt nicht einmal eine Fahne.

Was soll man da machen? Richtig: Da sich die Sache nicht

so einfach nachweisen lässt wie beispielsweise Alkohol, muss sie streng verboten sein. Sonst könnte ja jeder kommen ...

Aber mit polizeitaktischen Überlegungen ist die Wissenschaft nur selten beschäftigt. Die Suche nach *dem* Wirkstoff bereitet ihr immer noch genügend Kopfzerbrechen. Denn die ganzen Delta-, cis- undsoweiter-Tetrahydrocannabinole haben einen ganz schlimmen Nachteil: Nimmt man sie, wie in Laborversuchen, schön einzeln oder auch im Verband, ergeben sie jedesmal eine andere Wirkung als das unraffinierte Naturprodukt. Einzelne Aspekte jenes Zustandes, der gemeinhin «high» heisst, liessen sich gelegentlich herstellen, aber auch die raffiniertesten Cocktails ergaben nie den Gesamtkomplex, den die Pflanze beschert. Was Versuche mit Menschen betrifft, liess sich dafür eine relativ schlichte Erklärung finden: Das «Setting», also Erwartungshaltung und Umstände des Rausches, spielt eine sehr grosse Rolle, und das klinische Ambiente ist zweifellos kein förderliches. Daran allein aber kann es nicht liegen, denn auch bei Tierversuchen zeigten sich völlig verschiedene Reaktionen.

Mechoulam, der selbst lange genug «the real thing» gesucht hat, kommentierte dieses Problem einmal erstaunlich nachdenklich: «Vielleicht haben wir zu lange nach *einem* Wirkstoff gesucht und vielleicht gar in eine falsche Richtung. Möglicherweise beruht die zu untersuchende Wirkung auf einem Zusammenspiel verschiedener Substanzen, von der Natur so raffiniert ausbalanciert, dass wir ihr immer noch nicht auf die Schliche kamen. Aber dann müssten wir ja viele klassische Begriffe der Wissenschaft völlig neu überdenken.»

Es darf weiter geforscht werden.

Die Haschischsucht

Boulevard Syngrou 1 ist eine feine Adresse im Herzen Athens mit Blick auf das Gelände der ersten Olympiade und, vom chronischen Smog leicht verschleiert, auf die berühmten Trümmer der Akropolis. Sie ist nur leider falsch, denn in dem leicht heruntergewirtschafteten Verwaltungsgebäude der Universität ist Herr Professor Stringaris nicht erreichbar. Er sei schon «seit einiger Zeit» emeritiert. «Seit dem Neubeginn der Demokratie», sagt die Sekretärin, sucht vergeblich im dienstlichen Telefonbuch und dann lange im öffentlichen. «Das da könnte er sein. Wir wissen es wirklich nicht mehr.»

Der «Vater der Haschischforschung», wie er sich selbst gerne nennt, leidet in seiner Heimat an einem zweifelhaften Ruf, der allerdings nicht aufgrund seiner wissenschaftlichen Qualifikation entstand, sondern dadurch, dass der Professor agrégé für Psychiatrie auf seine alten Tage allzulaut das hohe

3,83 %, 5,38 % und 6,92 %. Kein Material wurde unter Stickstoff oder in luftundurchlässigen Behältern gelagert.

Natürlich zersetzte sich das bei 37° und 50° C gelagerte Material sehr viel schneller. Das bei 22° plus oder minus C gelagerte Material wies am Anfang des Versuchs einen Delta-9-Tetrahydrocannabinol-Gehalt von 1,30 % auf: nach 104 Wochen betrug dieser Gehalt 1,12 %.

(Carlton E. Turner, Journal of Pharmaceutical Sciences, USA, 26. 6. 1973)

Die Haschisch-Sucht, überarbeitete Ausgabe: Einstieg über belagerte Schulen

Eine wichtige Voraussetzung für die Haschischverbreitung stellt die Bekanntschaft mit dem Haschischgenuss im frühen Jugendalter dar. Es gehört zu den Seltenheiten, dass bei einer ausgereiften Persönlichkeit ein erster Haschischrausch zu einem regelmässigen Gebrauch führt. Davon haben die Rauschgifthändler genaue Kenntnis, und sie verwenden jegliche List, um die Jugendlichen zu umgarnen. Orte, an denen Halbwüchsige und Kinder viel verkehren, Vergnügungsorte, Tanzlokale, Diskotheken, Spiel- und Sportplätze und selbst Schulen werden von ihnen belagert.

Der ahnungslose Jugendliche hört viel Widersprüchliches und Wunderliches über die vom Haschisch produzierten Erlebnisse. Verbot und Heimlichkeit machen ihn gruselig, neugierig und abenteuerlustig. Er wird gelockt, eingeladen, umsonst traktiert, wenn er nur einmal von der «Wunderdroge» versuchen möchte. Der Herdengeist beherrscht ihn, er möchte mittun, mitsprechen, nicht nachstehen, nicht als feige gelten. Entschliesst er sich zögernd und ängstlich zu diesem gefährlichen Abenteuer, so hat er das Erlebnis, einen existenzbedrohenden und zugleich einen selbstbefreienden Akt begangen zu haben.

Je ungünstiger die finanziellen Verhältnisse der Konsumenten, um so unerfreulicher und gefährlicher entfalten sich die primären Folgen des Haschischmissbrauchs. Bei Sprösslingen reicher Familien, die nebst der Benutzung von Haschisch und anderer Drogen ein unordentliches und haltloses Leben führen, ist es oft schwer, die primäre Beteiligung der Süchtigkeit zu unterscheiden; sie kommt aber zum Vorschein, wenn sie sich in skandalöse Affären verwickeln oder durch eine Überdosis ums Leben kommen oder Selbstmord begehen.

Von der Verwendung des Haschisch zu verbrecherischen Zwecken ist verschiedentlich berichtet worden. So kommt die absichtliche Berauschung mit Haschisch vor der Begehung einer strafbaren Handlung gelegentlich bei Gewohnheitsverbrechern auch in Gegenden vor, in denen er nicht verbreitet ist.

Hierher gehören auch die Fälle von chronischem Haschischgebrauch, die sich dem Gift gegenüber resistent erweisen und weder auffallende psychische Störungen noch die Charaktereigentümlichkeiten der Süchtigen entwickeln, sondern nach vielen Jahren noch geistig frisch, sozial und berufsfähig sind.

Bei anhaltendem Gebrauch und Missbrauch der Droge tritt allmählich eine Charakterveränderung auf. Diese ist auch ausserhalb des Rausches zu konstatieren und selbst in der Zeit kurzer Abstinenz erkenntlich. Solche Haschischraucher werden läppischheiter, kindisch, empfindsam, reizbar, streitsüchtig, furchtsam und menschenscheu. Dies ist vielleicht erklärlich, weil sie tatsächlich wegen Haschischgebrauchs gesetzlich verfolgt werden. Sie sondern sich ab und geben sich Wunschträumen hin oder halten sich an ihresgleichen, vermeiden unbekannte Menschen und sind für sie nicht leicht zugänglich. Ihr autistisches Verhalten tritt zudem in einer feindseligen Einstellung gegen die Gesellschaft hervor.

Lied für die Militärdiktatur Griechenlands sang. Der Hang des alten Herrn zu autoritären Staatsformen liesse sich allerdings auch biographisch erklären: 1929 machte er seinen Doktor der Medizin in München, und seine Experimente mit Cannabinol der Firma Merck fanden 1931 und 1932 an der psychiatrischen Universitätsklinik Heidelberg statt, vor deren Mauern die Nazis bereits «Deutschland erwache!» grölten.

Das Heft Nr. 68 aus der Reihe «Monographien aus dem Gesamtgebiete der Neurologie und Psychiatrie» erschien 1939 in Berlin und war auch als Manuskript deutsch geschrieben. Es ist ziemlich selten in Bibliotheken zu finden und befleissigt sich des Tonfalls der Zeit. Dass es, gründlich verändert und unter dem Titel «Die Haschischsucht» 1972 wieder aufgelegt wurde, hat die Fachwelt nicht gebührend gewürdigt. Bernhard Biniek, für die *Frankfurter Allgemeine* in Sachen Drogen zuständig, notierte am 9.10.73: «Der Springer-Verlag, ein grosses medizinisches Verlagshaus, hat es sich angelegen sein lassen, einen Veteranen abzustauben ... Die Frage lohnt, ob dies ein glücklicher Griff war. Hätten allzu eifrige Haschischapologeten dieses ... Buch nicht übersehen, wäre es wohl schwerlich heute noch einmal zu Ehren gekommen.»

Das ist etwas ungerecht, denn Stringaris erweist sich bei genauerer Betrachtung als Vater einer ganzen Reihe von Theorien, die seitdem unglaublich lange unüberprüft durch die einschlägige Literatur geisterten.

Das beginnt bei dem Begriff der «Haschischsucht», der zumindest den Anspruch auf wissenschaftliche Originalität erheben kann. Die klassisch-medizinische Definition verstand unter Sucht die Symptome schwerer körperlicher Abhängigkeit, wie sie am deutlichsten als Entzugserscheinungen auftreten. Nun, dass dem bei Hanf so sein könne, behauptet auch Stringaris nicht, doch für ihn ist diese Sucht gerade eine, weil *keine* solchen Symptome auftreten. Allerdings muss man zugeben, dass Stringaris mit diesem Begriff auf der Höhe seiner Zeit schwamm, zumindest was die psychiatrische Literatur der NS-Zeit betrifft. Der spätere Primarius der Wiener Anstalt am Steinhof listete beispielsweise unter *Die Süchtigkeit* sowohl 1936 als auch noch 1962 die nach Süssigkeiten (Saccharomanie), Sexualsucht, Vergnügungssucht, Sammelsucht und Wandertrieb (Poriomanie), alle in geschlossenen Abteilungen, teilweise mit Elektroschocks, zu behandeln. Der Begriff der Süchtigkeit war natürlich mit dem «biologischer Minderwertigkeit» verbunden, der in der «Ausmerzung unwerten Lebens» schliesslich seine mörderische Konsequenz fand.

Stringaris Verdienst besteht darin, dieses System auf den Hanf übertragen zu haben, dessen Konsumenten «unbedingt» psychiatrischer Behandlung bedürfen. An Stufen zur Hölle zählte er die magische Zahl sieben, beginnend bei einem

«leichten Rausch» samt Antriebsarmut, die jedoch bei stärkerem Rausch einem heftigen Antriebsschub samt schlimmer erotischer Phantasie weichen soll. Das dritte Stadium, mit ein paar Joints mühelos erreichbar, ist schon der «protrahierte Rausch», der «sich über Tage oder Wochen hinzieht», gefolgt von der «chronischen Haschischvergiftung», die zu «erheblichen psychischen Ausfallserscheinungen» führt. Bei Phase fünf beginnt das Delirium, das allerdings schon auch bei Phase drei eintreten kann, verbunden mit «schizophrenen Zügen». Im sechsten Stadium sind dann «die Wahnvorstellungen und Halluzinationen nicht mehr zu korrigieren», bedingen also psychiatrische Dauereinweisung, der im siebten Stadium die «Haschischdemenz» folgt, die völlige Verblödung bis zum Tode.

Diese letzten beiden Stadien konnte Stringaris selbst leider nicht beobachten, obwohl er sie als erwiesene Tatsachen beschrieb. Aber bei Lewin habe er gelesen ..., und was es so alles noch von Hörensagen zu Hörensagen gibt. Aber dafür hat Stringaris eine umwerfende Erklärung für sein eigenes Fehlen solcher Beobachtungen: Ehe es noch soweit ist, steigen Haschischraucher ja bereits auf Heroin um. «Dieses Phänomen habe ich entdeckt!»

Moment! Hatten Sie Kontakt zu Harry Anslinger?

«Selbstverständlich. Bereits als 1937 in den USA dieses Gesetz diskutiert wurde, habe ich an das Bureau of Narcotics geschrieben und auf meine Forschungen hingewiesen. Seit dieser Zeit herrschte ein stets betont freundschaftlicher Kontakt, und meine Arbeit wurde dort sehr geschätzt.»

Wurde sie gelegentlich auch gefördert? Und wenn, gab es gewisse Zielsetzungen? Darüber möchte der alte Herr nicht reden. «Wir standen stets in gutem Kontakt, und meine Arbeiten wurden entsprechend gewürdigt. Ich war ja gewissermassen ein Vorkämpfer.»

Man soll alte Herren nicht mit unangenehmen Fragen belästigen, also geht es zurück auf das Feld der Wissenschaft. Haschisch hat Stringaris selbstverständlich nie selbst versucht. Auch selbst experimentiert hat er nicht. «Das war Professor Beringer, der Leiter der Klinik. Er gab einigen Patienten Cannabinol oral, und wir beobachteten die Wirkung.»

Patienten? «Wir hatten sonst niemanden.» Aber wie kann man bei einem seelisch Erkrankten die Veränderung durch Cannabinol im Verhältnis zu seiner originären Erkrankung präzise feststellen? «Dieses Vertrauen muss man in die Wissenschaft schon haben.» Aber wirkt ein Rausch bei einem seelisch Erkrankten nicht völlig anders als bei einem «Normalen»? «Das spielt keine eigentliche Rolle, und um das zu unterscheiden, glaube ich kompetent genug zu sein. Ich habe ja schliesslich auch alle Literatur zum Thema gelesen.»

Die Ausdrucksmotorik der chronischen Haschischraucher äussert sich in einer Reihe von stereotypen Bewegungen, die sie sich mit der Zeit aneignen und welche eigentümlicherweise fast bei allen wiederzufinden sind. Bei halb vorgeneigtem Körper, halbgeöffneten, ironisch oder hämisch blickenden Augen, mit fratzenschneidendem Gesicht, schief auf der Seite und nach vorn sitzendem Hut zeigen sie ein anmassend arrogantes Auftreten unter ruckweisen, hampelmannartigen Bewegungen der Glieder mit etwas eingebogenen Knien und watschelndem Gang.

Ebenso wie «Freiheit» sind auch «Ehre», «Schönheit», «Wahrheit» bei den Haschischsüchtigen viel gebrauchte und beliebte Schlagworte. Sie kompensieren damit tieferliegende Unzufriedenheit und Minderwertigkeitsgefühle und begründen damit ihre fehlende Einsicht gegen sich selbst.

Die durch das Haschisch hervorgerufenen seelischen Störungen lassen sich nach unseren Untersuchungen in folgende klinische Kategorien einteilen:

1. Die unmittelbare Wirkung in Form von *Rausch,* der einen eigentümlichen, für das Haschisch charakteristischen, aber in seiner Zusammensetzung wechselnden und labilen Symptomenkomplex aufweist: die Veränderung bzw. Intensivierung der Grundstimmung, welche von der oft euphorischen bis zur depressiven und dysphorischen schwanken kann, die von der Gemütslage fast unabhängige Lachlust, welche sich bis zum von Dysphorie begleiteten Zwangslachen steigern kann, Ich-Gefühlsveränderung mit ichbezogenen, paranoisch gefärbten Bedeutungserlebnissen und paranoischer Ideenbildung und Einstellung gegen die Umgebung, Neigung zum Phantasieren und Autismus, eigenartige Bewusstseins-, Vorstellungs- und Denkablaufstörungen, Veränderungen des Zeit-Raum-Erlebens, Zwangsantriebe und Impulse, Veränder-

lichkeit des Psychomotoriums von hyperkinetischen bis kataleptischen und akinetischen Phänomenen, erhöhte Esslust und andere Beeinflussungen somatischer Funktionen. Als Unterformen kann man ansehen: den *ersten Rausch* des Ungewöhnten, den *Einzelrausch* nach wiederholtem Gebrauch zu Genusszwecken und den *protrahierten Rausch* beim fortdauernden exzessiven Missbrauch.

2. Die *chronische Haschischintoxikation,* bei der man die leichteren, enthaltsameren bzw. widerstandsfähigeren Fälle mit keinen oder unauffälligen psychischen Störungen von den schweren, ausgesprochen Süchtigen mit Charakterveränderungen im Sinne einer Depravation, Unbeständigkeit, Menschenscheu und sozialem Abstieg unterscheidet.

3. Die *episodischen Verwirrtheitszustände,* kurzdauernde Psychosen im Verlauf einer chronischen Haschischintoxikation, die sich bei herabgesetztem und verändertem Bewusstsein in Form von stuporös-katatonischen Zuständen, oneiroid-halluzinatorischen Delirerlebnissen und getriebenen dämmerigen Erregungen manifestieren und in Heilung ausgehen.

4. Die *protrahierten Haschischpsychosen,* welche sich von den vorigen durch den Monate bis über 1 Jahr dauernden Verlauf unterscheiden, besonders im ersten Stadium «exogene Reaktionsformen» aufweisen, später auch «schizophrenieähnliche» Symptomatik annehmen und in Genesung ausgehen.

5. Die nicht mit Sicherheit festgestellte *Haschischdemenz*, welche sich, ebenso wie die Alkoholdemenz, nach langjährigem Haschischmissbrauch als irreparable organische Schädigung einstellen soll.

6. Das Zusammentreffen von endogenen Psychosen mit habituellem Haschischgebrauch.

(M.G. Stringaris, Die Haschisch-Sucht, 2. Aufl., Berlin 1972)

Daran bestand ja kein Zweifel, obwohl auffällig ist, dass sich viele der Zitierten, also als Beweise Eingebrachten, wieder auf die Quelle Stringaris berufen. «Das ist doch normal.»

«Niemand hat, glaube ich, auf diesem Gebiet so viele Erfahrungen wie ich. Ich habe sehr viele Fälle von Haschisch behandelt, und im Marinegefängnis von Athen konnte ich eingehende Beobachtungen machen.» Ob er sich auch mit normalen Haschischrauchern befasst habe, wie sie 1976, zum Zeitpunkt dieses Gesprächs, noch in vielen Lokalen von Pyräus sassen? «Nein, natürlich nicht. Das sind ja eher atypische Fälle. Ich habe vor allem mit Leuten zu tun gehabt, die in die Klinik eingewiesen wurden, ausserdem mit Sträflingen. An solchen Fällen lässt sich die Haschischwirkung viel genauer beobachten.»

Der alte Herr ist etwas irritiert. «Sie dürfen nicht vergessen: Haschisch ist eine sehr, sehr gefährliche Droge. Das beweisen nicht zuletzt die Fälle, die in den USA gesammelt wurden und schliesslich zum Verbot führten. Haschisch führt früher oder später immer zu schweren psychischen Schäden, was die von mir gesammelten Fälle beweisen. Ein Haschisch-Süchtiger, der relativ unbeschadet lebt, mag gelegentlich vorkommen, aber das sind doch eher Ausnahmen. Das habe ich entdeckt.»

Zurück zur anderen Entdeckung, dem «Umsteige-Effekt». Woher stammten diese Erkenntnisse? «Viele Heroinabhängige haben auch einmal Haschisch versucht.» Gab es auch Heroinabhängige ohne Haschisch-Erfahrung? «Natürlich, die Mehrzahl. Aber die Haschisch versucht hatten, waren auf Heroin umgestiegen.» Aber sie wurden doch erst als Heroinabhängige auffällig? «Natürlich. Sonst gäbe es dieses Phänomen ja nicht.» Ob er auch Haschischkonsumenten gekannt habe, die nicht «umgestiegen» seien? «Ja, aber die spielten für diese Untersuchung ja keine Rolle.»

Man könnte den alten Herrn vergessen, samt seiner These von der Haschischdemenz, dem Umsteigeeffekt und allem anderen, da deren mangelnde Wissenschaftlichkeit mittlerweile nicht nur in Fachkreisen bekannt ist. Doch Stringaris Spur zieht sich durch einen schier unübersehbaren Bücherwald. 1972 schrieb beispielsweise der Leitende Kriminaldirektor Günther Bauer in seinem Buch *Rauschgift* über die Stufenfolge des Herrn Stringaris: «Wenn dahingegen bis heute in der Bundesrepublik derlei Symptome noch (!) nicht zu beobachten waren, so liegt das daran, dass ein Grossteil der Rauschgiftkonsumenten ja nach einiger Zeit des Haschischgenusses ‹umsteigt›, um andere Drogen zu nehmen ... So können sich die ... Stadien 5 bis 7 nicht entwickeln.» Ein bedauerlicher Fall von unqualifizierter Paarung zweier Enten zu einem Schein-Tatsachen-Ei? Leider nein, denn dieses Buch liegt in den zuständigen Büros und wird immer wieder zitiert. Eben-

falls auf den Spuren von Stringaris entdeckte 1960 in den USA ein Mr. Jones endlich ein echtes Charakteristikum der Haschisch-Sucht: «Bei starkem Konsum und plötzlichem Abbruch ist ein ziemlich mildes Entziehungssymptom zu beobachten, das in Übelkeit, Appetitlosigkeit, Schlaflosigkeit und Reizbarkeit für ein bis zwei Tage besteht.» Mittlerweile hat sich herausgestellt, dass dies eine Fehlmeldung war, auf der Beschreibung eines einzigen Falles beruhend.

Gibt es also eine Haschisch-Sucht? 94 der 97 Wissenschaftler, die sich in den letzten zehn Jahren mit diesem Komplex befassten, verneinen diese Frage strikt. Die drei anderen werden allerdings von unseren Politikern immer wieder zitiert.

Von Affen und anderen Kiffern

Das Bild ist in vielen Labors zu sehen und gelegentlich auch in der Presse, wo es dann regelmässig als Beleg dafür erscheint, dass Tierversuche unmenschlich seien. Zweifellos finden viele überflüssige statt, doch das ist kein Argument gegen die notwendigen, und keiner der in dieser Frage engagierten Moralisten würde ernsthaft Menschenversuche als Ersatz vorschlagen. In einer Reihe kleiner Einzelzellen, auf Labortischen aufgebaut, sitzen die Versuchstiere. Sind sie Rhesus-Affen, haben sie eine Reihe Druckknöpfe vor sich, sind sie Ratten, sehen sie Kontakte, die mit der Nasenspitze anzustossen sind. Bei einfachem Knopfdruck oder oft erst nach bestimmten Kombinationen gibt es was, entweder aus einer kleinen Futterklappe oder per Infusionsschlauch direkt in den Organismus. Das Etwas ist Futter, geeignet zum Test tierischer Kombinationsfähigkeit, oder per Schlauch eine Droge, wobei zusätzlich deren Auswirkung hinsichtlich momentaner Verwirrungszustände, Dosiserhöhung, Wiederholung und Suchtpotenz festgestellt wird. Wie gesagt: Nicht schön, aber notwendig.

Im *Bulletin of Narcotics*, 30. Jahrgang, Heft 3 veröffentlichten 1968 Chris E. Johanson und Robert L. Balster, was sich im Verlauf der letzten fünfzehn Jahre ein mittlerer Zoo, auch was die Vielfalt der Tiere betrifft, an etlichen Universitäten der USA so in die Venen gejagt hatte. Selbstverständlich gehörte auch Delta-9-THC zu den über neunzig getesteten Substanzen, aber das Ergebnis war kein sensationelles. Gelegentlich bediente ein Versuchstier die entsprechende Taste und schien sich dabei nicht unwohl zu fühlen, aber eine Regelmässigkeit oder gar ein Rhythmus wurden nicht festgestellt. Von den etlichen hundert Versuchstieren zeigte kein einziges auch nur geringe Symptome von Abhängigkeit, und keines betätigte die

Ziel der in diesem Bericht beschriebenen Experimente war, die Auswirkungen von verschiedenen Dosen des Cannabis-Harz auf die Lernfähigkeit durch Wiederholung und des konditionierten Reflexes in einem mit Wasser gefüllten Labyrinth am Beispiel der Ratte zu untersuchen.

Die in unseren Untersuchungen benutzten Tiere wurden willkürlich ausgewählt, unter einer Gruppe von erwachsenen Albino-Männchen von Wistar-Glaxo-Ratten, mit einem Gewicht von 140 bis 160 gr. Alle Ratten wurden vor und während der Versuche unter gleichbleibenden Bedingungen gehalten.

Das benutzte Cannabis-Harz wurde zuerst einer Analyse durch Gas-Chronomatographie unterzogen, die aufzeigte, dass es 7,85 % L-Delta-9-Tetrahydrocannabinol enthielt. Es wurde den Ratten in einer Lösung von neutralem Olivenöl direkt in die Bauchhöhle gespritzt, in Dosen, die einen Delta-9-THC-Gehalt von 0,5 oder 5 mg/kg Körpergewicht entsprachen.

Der ganze Komplex wurde dann bis auf eine Höhe von 25 cm mit Wasser gefüllt, welches auf eine Temperatur von 15°C gehalten wurde. Der Ausgang war ein Metallraster, das auf dem Boden des Labyrinths ruhte und 45° nach vorne, der Horizontale zuneigte. Läufe durch das Labyrinth wurden bei deren Ende gestoppt, die Ratten verliessen das Labyrinth über die Rampe, wurden trocken gerieben und in ihre Käfige zurückgebracht.

Das Cannabis wurde in den oben angeführten Dosen verabreicht, wobei jedes Tier seine erste Spritze eine Stunde ehe man es in den Konditionierer hineingab und die zweite 12 Stunden später erhielt.

Die erhaltenen Resultate zeigten, dass die niedereren Dosen des Cannabis-Harz (0,5 mg Delta-9-THC per kg entsprechend) zu verbesserter Lernfähigkeit führten, unter Reduktion der gebrauchten Zeit, um durch das mit Wasser gefüllte Labyrinth zu gelangen, wie auch in der Anzahl Fehler. Dementsprechend wäre der Anteil an vermiedenen Schocks in den CAR-Versuchen bedeutend höher als bei den Tieren der Kontrollgruppe, was auf einen Anstieg an Aktivität betreffend den durch den Lichtstimulus bedingten Reflexes hindeutete.

Andererseits führten die höheren Dosen des Harzes (5 mg Delta-9-THC per kg entsprechend) zu einer leichten wenn auch unbedeutenden Verbesserung der Leistung vom Vortag und einer klaren Verschlechterung ihrer Lernfähigkeit an den darauffolgenden Tagen, gleich was für eine Testmethode angewandt wurde.

(A. Pasquale, C. Costa, A. Trovato, Univ. Messina, Effects of Cannabis Resin on Learning by Repetition in the Rat, Bulletin of Narcotics, 2, 1978)



«Ronnie, komm und schau Dir die Sendung über die Gefahren von Haschisch an!»
Playboy 1971

Tasten in einem Mass, dass auch nur leichte Vergiftungserscheinungen feststellbar gewesen wären. Das zweifelsfreie Ergebnis all dieser Versuche: Hanf erzeugt keine Art von Abhängigkeit.

Sämtliche klinische Untersuchungen mit und an Menschen zeigten dasselbe Ergebnis, doch was den Rausch selbst betrifft, sind sie allesamt mit Vorsicht zu geniessen. Diese Problematik wird schon an der Versuchsreihe deutlich, die im Rahmen des La Guardia-Reports angestellt wurde. Die menschlichen Versuchskaninchen waren Gefängnis-Insassen und die Umgebung, in der die Substanz konsumiert wurde, war klinisch in jeder Hinsicht.

Ein weiteres Problem aller klinischen Versuche ist, dass der *Rausch* erforscht und beobachtet werden will, und der zeigt sich am deutlichsten in seinen fortgeschritteneren Stadien. Die Mengen, die bei sämtlichen klinischen Versuchen pro Kopf verbraucht wurden, liegen stets erheblich über jenen, die in normalen Situationen von einem Durchschnitts-Kiffer konsumiert werden.

Ein drittes Problem ergibt sich daraus, dass die Versuchsperson natürlich weiss, dass sie beobachtet wird, und dass sie sich über ihre Empfindungen äussern soll. Wie macht man das? Da ist weder ein unbefangenes Erleben möglich noch eine einfache Hingabe an den Rausch. Da muss sich einer auch noch selbst beobachten, jedenfalls so lange das möglich ist, und er muss diese Beobachtungen formulieren und mitteilen.

Um diese Situation zu verdeutlichen, möchte ich einen banalen Vergleich wählen: Man bitte eine Versuchsperson in ein Labor und kredenze ein Glas Bier, verbunden mit der Frage: «Was fühlen Sie nun?» Und dann noch ein Glas mit derselben Frage undsoweiter, bis die Antwort ein klares und deutliches Lallen ist. Zweifellos werde ich damit einige Informationen zum Verlauf eines Rausches bei einer bestimmten Person erhalten, doch sie werden nicht einmal für diese Person typisch sein. Schon in der nächsten Kneipe und bei normalem Bierkonsum wird sich diese Versuchsperson völlig anders verhalten.

Dasselbe gilt natürlich für alle klinischen Versuche mit Haschisch oder THC. Sie sind immer, uneingestanden oder aus politisch motivierten Hintergründen absichtlich, eine Suche nach Extremzuständen, nach Eckwerten, von der Dosis angefangen bis zum Verhör der Versuchsperson. Zweifellos sind sie nötig – auch Autos müssen auf Teststrecken unter extremen Belastungen getestet werden, die im normalen Verkehr so nie auftreten –, aber es muss davor gewarnt werden, sie ungebrochen auf den Normalfall zu übertragen. Genau das aber geschieht, meist noch verbunden mit aus anderen Quel-

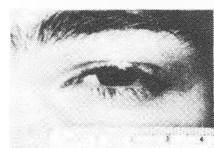
len erlesenen Schlussfolgerungen, und das ganze ergibt dann regelmässig ein Zerrbild. Nicht immer gelingt dies so hinreissend dämlich wie dem Pharmaziedirektor Dr. Eckhard Güssow, der 1973 zusammen mit dem Hamburger Kriminaldirektor Hans Zühlsdorf in der Reihe *«polizei aktuell»* herausfand:

«Cannabis wird vorwiegend in Gemeinschaft (z.B. *Kommunen*) konsumiert. Häufig versucht man dabei, die Zeremonie des umgehenden ‹joints› in einer mystisch-mythischen Atmosphäre zu vollziehen: am Fussboden ausgebreitete weiche Sitzkissen oder Matratzen, gedämpftes, möglichst rot gefärbtes Licht, orientalisch aufgemachtes, stark gesüsstes Konfekt oder ähnlich. Dieses scheinbare Zeremoniell ist nichts weiter als die Anpassung an die Wirkung des Cannabis: Störung der Sinnesfunktionen, Reizung der Augenschleimhäute und Senkung des Blutzuckerspiegels. Durch die weichen Unterlagen werden Verletzungen bei Störung des Gleichgewichts und Ortssinnes, durch das gedämpfte Licht Reizungen der entzündeten Augen vermindert. Durch die Zufuhr von Zucker wird der Senkung des Blutzuckerspiegels entgegengewirkt.»

Da ist man zunächst einmal versucht, die bekannten Trinkrituale als prophylaktische zu erklären, beispielsweise den Eimer, der vor dem ersten Gläschen des späteren Erbrechens wegen neben dem Trinker zu stehen hat. Aber so lustig ist die Sache nicht, denn diese haarsträubende Broschüre gehört noch immer zum ohnedies dünnen Informationsschatz aller Rauschgift-Dezernate und wird dort gelegentlich sogar geglaubt.







So sieht ein Kiffer nach bereits einem Joint aus! *(Edward F. Domino, University of Michigan, Neuropsychopharmacologic Studies of Marihuana: Some Synthetic and Natural THC Derivates in Animals and Man, New York 1971)*

Eine besonders bei der Polizei verbreitete Mythe ist, dass das Marihuana die Pupillen erweitere. Dies trifft jedoch nicht zu. Untersuchungen an der Medizinischen Hochschule der Universität von Kalifornien in Los Angeles haben ergeben, dass die Pupillengrösse nicht beeinflusst wird. Durch die Erweiterung der Blutgefässe im Auge kommt es jedoch zu einer Rötung der Augen, wie sie auch beim Alkoholgenuss auftritt, und gewöhnlich durch die Hemmung der Tränendrüsenfunktion auch zur Reizung und Austrocknung der Augen. Ausserdem verringert sich der Augendruck, eine Wirkung, die man vielleicht zur Behandlung von Augenkrankheiten wie dem grünen Star verwenden kann.

(Frankfurter Allgemeine, 7.5.1975)

Der Fall Nahas

Wird sein Name in Fachkreisen genannt, ist die Reaktion oft peinlich. Dr. Lemberger vom National Institute of Mental Health in Washington lacht laut los: «Sie meinen den Herrn mit den sensationellen Erkenntnissen, die man dann überall lesen kann und nirgendwo bewiesen sieht?» Robert Du Pont vom National Institute of Drug Addiction, ebenfalls Washington, schmunzelt: «Well, er ist eben ein Extremist in dieser Sache.» Leonard J. Lerner von der New York Academy of Science sagt diplomatisch: «Er ist eine Kategorie für sich.»

Ist der Frager an Gegner dieses Herrn geraten? O nein, sie sind allesamt manierlich akademische Kollegen, die ihrer Mitkrähe kein Auge aushacken wollen. Er sei nur eben etwas eigenartig, «strange», aber ausserdem, und das erkennen sie an, auch sehr clever.

Die Rede ist von Gabriel Nahas, geboren in den Zwanzigern in Ägypten, in den Sechzigern für Anästhesiologie an die Columbia University New York berufen. Auf seiner Visiten-

karte steht noch mehr: «Mitglied des Institut National de la Santé et de la Recherche Médicale, Paris, Sonderberater des Generalsekretärs der Vereinten Nationen». Aber die erstere Mitgliedschaft ruht seit 1975, und beim zweiten Amt muss dem Drucker ein Irrtum unterlaufen sein. In dieser Funktion dient Herr Nahas nur der Narkotika-Kommission der WHO, aber einflussreich ist dieser Posten schon, denn Herr Nahas bestimmt im Alleingang die Vergabe von Forschungsmitteln bei Hanf, und ausserdem erstellt er persönlich die entsprechenden Abschnitte in den jeweiligen Jahresberichten.

«Ich kann Leute zerstören», sagte der Herr einmal, 1978, und viele Kollegen haben daran keinen Zweifel, sondern verhalten sich nett in der Hoffnung, am Forschungstopf der UNO mitnaschen zu dürfen. Die Selbsteinschätzung des Herrn Nahas, der sich 1976 einmal als «bedeutendsten Cannabis-Fachmann» bezeichnete, teilen sie allerdings deswegen nicht.

Die wissenschaftliche Karriere des Herrn begann 1970, als er vom Bureau, bereits dem Justizministerium unterstellt, einen Forschungsetat bewilligt bekam. Das Ergebnis der künftigen Forschung stand übrigens bereits im Gesuch: «die tatsächliche, grosse Gefährlichkeit von Marihuana auf allen Gebieten der Biologie nachzuweisen». Wer so losforscht, hat wenigstens eine Perspektive, und das sahen auch die nicht gerade für liberale Gesinnung bekannten Herren der Rockefeller Foundation ein, die zu diesem Projekt ebenfalls Geld dazulegten.

Der erste Auftritt des neuen Forschers bei der Konferenz der New Yorker Academy of Sciences war allerdings katastrophal blamabel, und selbst Herr Nahas wollte sich später überhaupt nicht mehr daran erinnern. Auch seine Gönner vergassen den Flop und förderten ihn weiter.

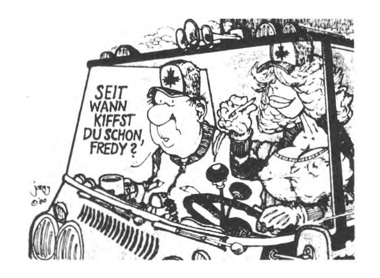
Von nun an überraschte Nahas die staunende Weltöffentlichkeit alljährlich mit neuen Erkenntnissen, die allerdings jedesmal ähnlich fundiert waren wie die, dass in Europa einige Joints die landläufigste Selbstmordform darstellen. 1972 bewirkte Hanf irreparable Gehirnschädigungen und ein «um Jahrzehnte» vorzeitiges Altern des Körpers. 1973 bewirkte Hanf «mit der Wahrscheinlichkeit von zwei zu drei» Fehlgeburten bzw. zwei- und mehrköpfige Kinder, wozu kam, dass dies «auch noch in der folgenden Generation der Fall ist, ohne dass dazu Marihuana konsumiert werden musste». 1974 wurde das Immunsystem «unwiederherstellbar» geschädigt, ausserdem bewirkte Hanf Impotenz beim Mann und Unfruchtbarkeit bei der Frau, was ja glücklicherweise die Zahl der Fehlgeburten des Vorjahres wieder reduzierte. 1975 war ein vergleichsweise mildes Jahr, denn da liess Hanf den Männern nur Brüste und den Frauen Schnurrbärte wachsen. Dafür

Selbstmord mit Hanf ...

Dr. Nahas: Die meisten Befunde ausserhalb der Vereinigten Staaten hat man folkloristisch genannt. Jedoch hatte ich während meines Studienaufenthalts Gelegenheit zu zwei Beobachtungen, über die ich berichten möchte, ehe ich etwas zu unserer eigenen Arbeit an der Columbia-Universität sage. Die erste Anmerkung betrifft einen Studenten der Universität Gent, der tot in seinem Zimmer aufgefunden wurde. Eine sehr genaue toxikologische Untersuchung aller bekannten giftigen Substanzen, die man in Gent finden konnte, wurde unternommen, und die Resultate waren negativ.

Die einzige giftige Substanz, die man in diesem Mann fand, war THC, welches chromotographisch identifiziert wurde. Auf diesem Chromotogramm können sie die durch das THC verursachte Flecken sehen. Dieses Chromotogramm wurde anhand des Urins des Verstorbenen gemacht, und das Chromotogramm wurde ebenfalls anhand von einem Teil der grossen Menge Cannabis gemacht, das im Zimmer dieses Studenten gefunden worden war, und zumal man dort keinerlei andere Medizin vorfand.

Das Kraut wurde auf seinen THC-Gehalt untersucht, und es enthielt 6 Prozent. Jedoch handelt



stand 1976 Krebs (Hals, Lunge und natürlich auch überall) als «zweifelsfreie» Folge von Hanfrauchen fest. 1977 gab es Chromosomenbrüche im männlichen Samen, 1978 folgte die «soziale Depravation durch Zerstörung der entsprechenden Gehirnzentren», und seit 1979 wird all das jährlich im Suchtgift-Bericht der UNO wiederholt, ohne dass allerdings neue Schrecken dazugekommen wären.

Wenn einem also Böses wiederfährt, tut es gut zu wissen, wie es dazu kommt. «Ein paar Milligramm Marihuana bereits», wie Herr Nahas versichert, bewirken solche Katastrophen jedenfalls nicht, was bereits seine eigenen Laborversuche beweisen. Da wurden beispielsweise acht Ratten sechs Monate lang mit Schläuchen beatmet, aus denen konzentrierter Hanfdampf strömte. Bei einem Versuchstier zeigte der Lungenquerschnitt dann auch wirklich ein grässlich eindrucksvolles Resultat. Nur: um dieselbe Menge Rauch in die Lungen zu bekommen, müsste ein Normalmensch mit 70 kg Körpergewicht 54 Jahre lang tagtäglich zweihundert Gramm Marihuana rauchen, und dann wären die Schäden auch nicht von THC, wie Herr Nahas vermutlich irrtümlich behauptete, sondern vom Teer des Stoffes, dessen Anteil bei Hanf gut ein Drittel höher liegt als bei Tabak, wo das vornehm Kondensat heisst. Das ist, zugegebenermassen, schlimm, aber dagegen ist zu bedenken, dass auch ein hartgesottener Kiffer nie soviele Joints rauchen kann wie ein Raucher Zigaretten. Unter dem Strich ist die Kondensatschädigung bei Beiden etwa gleich.

Was die männlichen Mutterbrüste betrifft, blieb Herr Nahas Beweise schuldig, und um sie bei den behaupteten Chromosomenbrüchen zu bekommen, tat er etwas, das Kollegen als etwas unseriös beurteilen: Das Spermenpräparat lagerte vor seiner Untersuchung laut Protokoll sechzehn Stunden bei Zimmertemperatur und war somit, was diese Substanz betrifft, bereits in einem fortgeschrittenen Auflösungszustand. Da sahen natürlich die Spermen so alt aus, dass man Chromosomenbrüche ruhig behaupten konnte. Von Nahas auf die Fährte gehetzt und gefördert, entdeckten auch andere Wissenschaftler deformierte Spermen, allerdings nicht nur als Folge von sehr hohen THC-Dosen (etwa entsprechend 850 g Haschisch pro Tag bei 70 kg Körpergewicht), sondern verstärkt bei einer ganzen Menge pharmazeutischer Präparate und auch bei schwerem Alkoholrausch. Die Samen waren unfruchtbar, und nach übereinstimmender Interpretation handelt es sich bei diesem Phänomen um eine vorübergehende Schutzmassnahme der Natur, «Rauschkinder» entstehen zu lassen.

Edward R. Bloomquist ist Professor für Anästhasiologie an der University of Southern California, also ein Fachkollege von Herrn Nahas und wie dieser auch ein Spezialist in Sachen Hanf. «Ich habe mich etwa fünfzehn Jahre mit dieser Sache

es sich hierbei um blosse Indizien, weil diese Person auch eine zusätzliche giftige Substanz zu sich hätte nehmen können.

Man fand in jenem Zimmer ebenfalls eine Wasserpfeife, so dass der Student offenbar eine grosse Menge Cannabis-Extrakt hätte geraucht haben können.

Der zweite war ein junger Rekrut in Paris, den man im Koma vorfand. Er wies einen stark erhöhten Blutdruck auf, war ganz in sich zurückgezogen, und seine Pupillen reagierten nicht auf den Lichtreflex, doch waren Blutzukkeranteil und Blutbild normal; sein Blut wies keine Spuren von Stickstoff, Barbituraten oder Antidepressiva auf.

Dieser Patient befand sich während zweier Tage im Koma. Am dritten wies er übertriebene Reflexe auf.

Als er vier Tage später erwachte, gab er zu, eine grosse Menge Haschisch geraucht zu haben, und er gab den Ort an, von wo er es hatte. Es wurde beschlagnahmt, und man fand, dass es 5% THC enthielt. Es kam aus Marokko.

Dieser Patient gab ebenfalls zu, dass er davon etwa 10 Pfeifen am Tag geraucht habe, und er behauptete, dass diese Methode im europäischen Untergrund angewandt wurde, wo diese Substanz verwendet wird, um Selbstmord zu begehen. Auf Grund seiner Aussagen und an Hand von sehr vorsichtigen Berechnungen, konnte man feststellen, dass die tödliche Dosis von Delta-9-THC, unter Annahme einer hohen Lungenabsorption, zwischen 1,200 mg/kg in einem Mann von 70 kg betragen würde, was nicht weit entfernt ist von den 20 mg/kg, von denen man uns soeben berichtete.

Daher scheint anhand von diesen eher dürftigen Beweisen, dass das Rauchen von grossen Mengen Cannabis mit hohem THC-Gehalt für Selbstmordzwekke verwendet werden könnte. Natürlich gibt es auch andere Methoden, doch diese sind scheinbar nicht so angenehm.

Dr. Lemberger: (National Institute of Mental Health, Washington, D.C.): Ich glaube, man muss diesen zwei anekdotischen Erfahrungen betreffend dieser beiden Patienten noch etwas hinzufügen. Wenn ich Sie richtig verstand, sagten Sie, dass Sie in Ihrem ersten Patienten grössere Mengen THC unverändert im Urin vorfanden.

Nun ist es aber höchst unwahrscheinlich, dass dieser Patient THC nahm, denn THC, wenigstens was den Menschen angeht, findet man nicht in unveränderter Zusammensetzung im Urin, wie es auch in allen bisher untersuchten Tiergattungen nicht unverändert ausgeschieden wird. Er könnte THC genommen haben, doch handelt es sich wahrscheinlich um etwas anderes, das Sie im Urin messen und THC nennen.

Dr. Nahas: Well, I'm sorry.

(Annals of the New York Academy of Sciences, 31.12.1971)

Chromosom-Untersuchungen

Eine experimentelle Studie, die den Auswirkungen von Delta-9-THC auf Leukozid-Chromosome von Ratten der Long-Evans-Gattung nachging, ist jetzt abgeschlossen. Die Ratten wurden zur sicheren Identifizierung tätowiert und mit einem Ohr-Knopf versehen und willkürlich auf acht Behandlungsgruppen verteilt. Es wurden während insgesamt 50 Tagen zwei Behandlungsgruppen Spritzen mit Delta-9-THC in Arlacel verabreicht, an Ratten, die die Drogen während 30 Tagen vor der Empfängnis und während 20 weiteren Tagen während der Gestation erhalten hatten. Die acht Behandlungsgruppen sind die folgenden:

1. 15 mg/kg THC während insgesamt 50 Tagen.
2. 25 mg/kg THC während insgesamt 50 Tagen.
3. Injektion mit Arlacel während 30 Tagen vor Empfängnis und während 20 Tagen nach Empfängnis mit Delta-9-THC zu 15 mg/kg.

befasst, und ich gebe gerne zu, dass mich stets nur der Aspekt einer potentiellen Gefährlichkeit der Droge interessiert hat», sagt er selbst. Und: «Ich habe etwas dagegen, und ich mag auch nicht die Leute, die daran Vergnügen finden.» Ob er im Verlauf seiner eigenen Forschungen zu ähnlichen Ergebnissen gekommen ist wie Nahas? «Nein. Sowohl seine Zahlen als auch seine Forschungsresultate sind, sagen wir: einmalig. Sie finden sich nur in seinen Publikationen und haben sich bisher so noch nicht bestätigen lassen. Das mag daran liegen, dass er für seine Versuche absolut extreme Ausgangssituationen nimmt, die zumindest im Grenzgebiet unserer Kategorien liegen. Zum anderen mag es sein, dass er seine Ergebnisse, sagen wir: eigenwillig interpretiert. Seinen Schlussfolgerungen konnte sich bislang kein Fachkollege anschliessen. Aber ich möchte mich dazu nicht weiter äussern.»

Das sind natürlich äusserst herbe Worte, was die wissenschaftliche Qualifikation betrifft. Dennoch werden die Nahas-Entdeckungen doch immer wieder zitiert? «Das ist doch in der Wissenschaftsliteratur normal. Schon aus Höflichkeit Kollegen gegenüber. Man erwähnt es und fügt hinzu, dass sich dies noch nicht mit Sicherheit bestätigen liess. Wer genau liest und sich da auskennt, weiss ohnedies sofort, was damit gemeint ist.» Und Laien? «Für die sind solche Werke ja nicht geschrieben. Und ich selbst bin der Ansicht, es ist besser, eine Sache für gefährlicher zu halten, als sie vielleicht tatsächlich ist, als sie zu verharmlosen. Sicherlich: Bestimmte Kreise können daraus herauslesen, was sie wollen, aber das ist nicht unsere Angelegenheit. Das ist politische Interpretation.»

Herr Nahas selbst sieht seine Arbeit nicht unbedingt unter der Verpflichtung zu wissenschaftlicher Objektivität: «Ich bin ein Cannabis-Feind, und ich werde Cannabis mit allen Mitteln bekämpfen. Es ist ja allgemein bekannt, dass diese Droge unglaublich gefährlich ist und in den Wahnsinn führt. Alle Irrenhäuser Ägyptens waren voll von Haschisch-Wahnsinnigen, das habe ich selbst gehört, und Sie müssen ja nur ansehen, welche Schäden die derzeitige Jugend hat. Auch diese liberalen Politiker, die sich für eine Freigabe dieses Giftes einsetzen – man muss ja nur sehen, was sie sonst so treiben. Sie sind eine Verschwörung gegen die nationale Sicherheit. Sie gefährden die Grundlagen unseres Wertsystems.»

Der Herr Professor hat sich mit auffällig ruckartigen Handbewegungen in Rage gesteigert. «Sehen Sie nur Vietnam. Da haben die Agenten der Kommunisten unsere Boys mit Marihuana vergiftet. Und hier in den USA, die Rauschgift-Lobby. Das ist eine gesteuerte Aktion des russischen und britischen Geheimdienstes. Die haben überall ihre Leute sitzen.»

Diese Töne sind bekannt. Die politische Heimat des Herrn Nahas ist seit einigen Jahren die US-Labour Party, ein rechts

von rechts angesiedelter Verein um einen gewissen Lyndon La Rouche, mit obskuren Geldquellen, Verbindungen zum Ku-Klux-Klan und ähnlichen Vereinen und einem BRD-Ableger namens EAP (Europäische Arbeiter-Partei). Bekannt ist dieses leicht faschistoide Grüppchen für seine obskuren Verschwörungstheorien und eine Unter-Organisation namens «Anti-Drogen-Koalition», die wiederum gerne Herrn Nahas zitiert.

Auch Herr Nahas wittert überall Verschwörung und Korruption. Als typisches Beispiel für die Verbindung von beidem sieht er die traurige Tatsache, dass seine letzten Bücher zum Thema Marihuana von einer ganzen Reihe Verlage abgelehnt wurden.

Howard Rome, Primarius für Erwachsenenpsychologie an der Mayo-Klinik in Rochester: «Absonderliche seelische Entwicklungen sind auch unter Wissenschaftlern nicht gerade selten. Eine gewisse Verbohrtheit ist ja gewissermassen schon nötig, um sich über Jahre mit einem oft schmalen Sachgebiet zu befassen. Da kann es auch vorkommen, dass man sich in etwas ausweglos verrennt und, für die Aussenwelt zumindest, skurrile Verhaltensformen annimmt. Das kann mühelos zu paranoiden Denkstrukturen führen.» Kürzer fasst sich der klinische Psychologe Norman Zinberg: «Der Mann ist mittlerweile ein klinischer Fall.»

Aber dieser Mann organisiert doch auch internationale Fachkonferenzen, beispielsweise 1975 in Helsinki? Raphael Mechoulam: «Ich habe daran teilgenommen, weil es natürlich immer gut ist, wenn sich Kollegen treffen und ihre Arbeiten diskutieren können. Herr Nahas ist ein guter Organisator, und er beschafft auch immer die nötigen Mittel. Über seine wissenschaftlichen Arbeiten will ich mich nicht äussern, aber er ist ein guter Organisator.»

Heiterkeit im Büro. «Dass dieser Mann an diesem Posten sitzt, ist doch der Beweis dafür, dass es die berühmte Rauschgift-Lobby nicht gibt», lacht Mr. Hauser, US-Diplomat bei der UNO. «Aber nun einmal ernsthaft: Herr Nahas kam über das Justizministerium an diese Funktion, und Sie werden doch verstehen, dass die Drogenbekämpfungsbehörde an diese Stelle nicht einen Mann setzt, der vielleicht einmal behaupten könnte, so schlimm sei die Sache nun auch nicht. Seine wissenschaftliche Qualität spielt da doch keine Rolle. Das sind politische Überlegungen, und die entscheiden. Und dann kommt noch dazu: Welches Land steckt wieviel Geld in die UNO, wo darf es besonders einflussreich sein. Wir sind zwar offiziell international, aber wir werden ja alle von irgendwelchen Ländern geschickt, und wir verkörpern natürlich den Einfluss unseres Heimatlandes. Die Internationale Drogenkommission ist seit ihrer Gründung eine Domäne der USA,

4. Injektion von Arlacel während 30 Tagen vor Empfängnis und während 20 Tagen nach Empfängnis mit Delta-9-THC zu 25 mg/kg.

5. Injektion von 15 mg/kg Delta-9-THC während 30 Tagen vor Empfängnis und Injektion mit Arlacel während nur 20 Tagen nach Empfängnis.

6. Injektion von 25 mg/kg Delta-9-THC während 30 Tagen vor Empfängnis und Injektion mit Arlacel während nur 20 Tagen nach Empfängnis.

7. und 8. Injektion mit Arlacel während insgesamt 50 Tagen, 30 Tagen vor Empfängnis und 20 Tagen nach Empfängnis.

Es wurde keinerlei Abweichungen in der Nachkommenschaft der behandelten Gruppen festgestellt. Nachdem die Jungen entwöhnt waren, wurde an beiden in dem Versuch benutzten Weibchen eine Chromosom-Untersuchung vorgenommen. Die weiblichen Ratten erhielten drei Stunden bevor man sie opferte 2,5 ml/kg i.p. einer 0,1 %igen Colchicin-Lösung in destilliertem Wasser zugeführt. Diese Behandlung sollte einer Mitoses während des Metaphase-Stadiums Einhalt gebieten. Von den in dieser Untersuchung bis heute aufgenommenen Dias zeigen keine Chromosom-Brüche.

(Henry B. Pace, W. Marvon Davis, Lowell A. Borgen, Teratogenesis and Marihuana, Mississippi University, 1971)

Dr. Robert Kolodny des Masters & Johnson-Instituts in St. Louis gab an, dass männliche, schwere Marihuana-Gebraucher niederere Spiegel des männlichen Hormons Testoteron wie auch eine reduzierte Sperma-Produktion aufwiesen. Schwere Marihuana-Raucherinnen, fand er, wiesen leicht kürzere Fruchtbarkeitszyklen auf oder es kam sogar in manchen Fällen zu keinerlei Ovulation. Andererseits fand Mendelson der Universität Harvard keine Auswirkungen von Marihuana auf Testoteron-Spiegel. Sogar Kolodny macht darauf aufmerksam,

dass die in den meisten Versuchspersonen angetroffenen Spiegel sich immer noch im normalen Bereich befanden. Doch warnt er, dass Testoteron wichtig für Wachstum und sexuelle Entwicklung ist, so dass sogar eine kleine Abweichung für junge Raucher schädlich sein könnte.

Viele chemischen Substanzen, inklusive Koffein, führen zu Chromosom-Brüchen, und sogar Sonnenlicht beeinträchtigt die DNA-Funktion. «Die Tatsache, dass eine Substanz diese Dinge verursacht, ist nicht gut, doch heisst das nicht, dass dies unbedingt schlecht ist», sagt Dr. Jack Mendelson von Harvard.

(Newsweek, 14.1.1980)

und das wird auch so bleiben. Und wen wir da hineinsetzen, wird natürlich auch von unseren ganz spezifischen Interessen bestimmt. Natürlich wissen wir alle, dass Cannabis bei weitem nicht so gefährlich ist, wie das in den Jahresberichten steht. Aber wie sollten unsere Drogenbekämpfungsbehörden mit diesen ganzen Legalisierungsvereinen zuhause fertig werden, wenn wir nicht bei der UNO eine Instanz hätten, die international und unverdächtig die Weichen für eine härtere Gangart stellt? Das ist Politik, genauso wie in islamischen Ländern mit dem Alkohol. Wir haben eben keinen Allah, sondern die Wissenschaft. Nahas nimmt auch bei uns niemand ernst, but he's a good pet, he's useful.»

Tja. Vielleicht liegt hier der Grund, dass Herr Nahas immer wieder auch von unseren Politikern zitiert wird, obgleich immer seltener mit Quellenangabe. Aber das ist ein anderes Kapitel, das nichts mit Wissenschaft zu tun hat.

Die Hauptgruppe der Versuchspersonen setzte sich aus neun gesunden männlichen Freiwilligen im Alter zwischen 21 und 26 Jahren zusammen, die sämtlich gewohnt waren, Tabak-Zigaretten zu rauchen, doch bisher noch nie Marihuana versucht hatten. Weiterhin nahmen acht Gewohnheitsgebraucher von Marihuana teil, und zwar einmal, um das vom *Federal Bureau of Narcotics* zur Verfügung gestellte Marihuana auf seine Qualität hin zu «prüfen», und weiterhin, um den Untersuchern eine Standardisierung des Protokolls zu ermöglichen, da sie mit ihren Reaktionen auf die Droge vertraut waren.

Es erwies sich als höchst schwierig, unter den Studenten von Boston Personen zu finden, die noch keinerlei Erfahrung mit Marihuana hatten, und eine zweimonatige Interviewtätigkeit war erforderlich, bis die neun Männer zusammengesucht werden konnten.

Fast alle Personen, die noch kein Marihuana versucht hatten, teilten dies in einem eher entschuldigenden Ton mit. Mehrere sagten, sie hätten es sich zwar schon vorgenommen, seien aber noch nicht dazu gekommen. Einige wenige erklärten, es sei ihnen nicht zugänglich. Nur einer nannte die gegenwärtige Strafgesetzgebung als Begründung dafür, dass er noch nicht mit Marihuana experimentiert hätte.

Die acht Gewohnheitsgebraucher von Marihuana zu finden, war viel weniger schwierig.

(Andrew T. Weil, Norman E. Zinberg, Judith M. Nelsen, Marihuana – klinische und psychologische Wirkungen beim Menschen, Science 162/1968)

Die Resultate der psychologischen Tests waren in vielerlei Hinsicht erstaunlich. Unsere erste Beobachtung war, dass Leute, die Marihuana noch nie ausprobiert hatten, in dieser neutralen Umgebung nur minimale subjektive Reaktionen zeigten – sogar nachdem sie hohe Dosen davon geraucht hatten, die ihr Herz schneller klopfen und ihre Augen rot werden liessen. Sie wurden einfach nicht *high*. Hingegen wurden alle gewohnheitsmässigen Gebraucher von derselben Dosis high, obschon manche von ihnen fühlten, dass unsere Umgebung sehr negativ war und nicht erwarteten, eine vergnügliche Zeit zu verbringen.

Besonders interessant war für uns die Überraschung, die die Gebraucher zum Ausdruck brachten, als sie sahen, wie gut sie auch in ihrem berauschten Zustand funktionierten. Die meisten von ihnen machten sich Sorgen darüber, dass sie an Tests teilnehmen sollten, nachdem sie geraucht hatten, weil sie sich so high fühlten; manche baten sogar darum, von den Tests entschuldigt zu werden. Als sie es aber doch versuchten, waren sie hoch erfreut darüber, wie gut sie abschnitten.

Uns machte zu schaffen, wie wir wissen sollten, ob jemand high war, ausser wenn die betreffende Person es uns sagte. Als ein ausgezeichnetes Beispiel für dieses Problem sollten wir erwähnen, dass am Ende unserer Untersuchungen eine Demonstration arrangiert wurde, während welcher zwei unserer Marihuana-rauchenden Versuchspersonen sich freiwillig nochmals dem Test unterzogen, damit eine Gruppe von Beobachtern vom Federal Bureau of Narcotics and Dangerous Drugs, des Massachusetts Bureau of Drug Abuse and Drug Control sowie auch verschiedene Anwälte sich dazu eine Meinung bilden konnten. Die meisten dieser Beobachter hatten noch nie zuvor jemanden Marihuana rauchen sehen. Ihre universelle Reaktion war eine der Enttäuschung – Ent-

täuschung weil nichts geschah. Es war nicht ganz klar, was sie erwartet hatten, doch hatten sie sich irgend etwas darunter vorgestellt. Als unsere Versuchspersonen sich weiterhin normal verhielten und die Tests ohne Schwierigkeiten durchliefen, wurden die Beobachter unruhig. «Sind Sie sicher, dass sie richtig inhalieren?», fragte einer. «Sind Sie sicher, dass es gutes Marihuana war», meinte ein zweiter. Die Versuchspersonen jedoch beteuerten beide, dass sie recht «bedröhnt» waren. Als man sie bat, zu schätzen, wie high sie waren, gaben sie auf einer Skala von eins bis zehn, auf der zehn den grössten Rausch darstellte, acht und neun an.

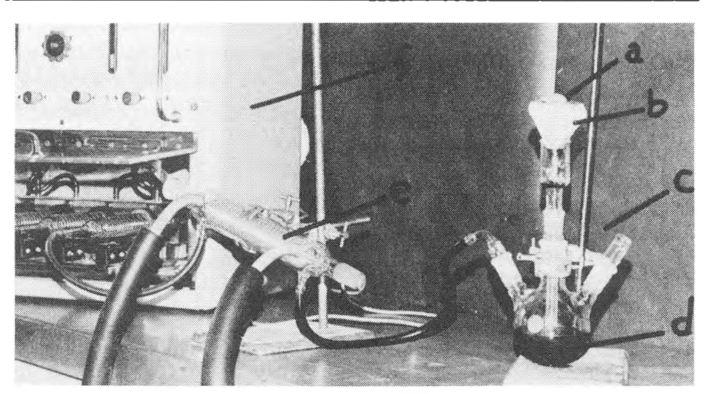
Was bedeuten diese Resultate? Es scheint, dass ein Sichberauschen mit Marihuana eine viel subtilere Erfahrung darstellt als ein Sichberauschen mit Alkohol: Vielleicht ist dies etwas, das gelernt werden muss, so dass die meisten Leute, die diese Droge zum ersten Mal nehmen, die Veränderungen, die sie in ihrem Bewusstsein hervorruft, nicht wahrnehmen können. Diese Hypothese stimmt mit den Befunden überein, nach denen Marihuana wenig im Gehirn ausser den höchsten Zentren des Denkens, des Gedächtnisses und der Wahrnehmung beeinflusst. Es weist keine allgemeine stimulierende oder depressive Einwirkung auf das Nervensystem auf (daher kommt es zu keinem «Zungenschlag» oder schwankendem Gang).

Würde man genug Alkohol in jemanden hineinleeren, der noch nie Alkohol zu sich genommen hat, wird es ihm vielleicht nicht gefallen, doch wird er die Tatsache, dass er betrunken ist, früher oder später nicht mehr ignorieren können: Er wird *fühlen,* dass sein Nervensystem sich auf absonderliche Weise verhält. Nicht so mit Marihuana. Jemand, der zum ersten Mal raucht, kann enorme Mengen konsumieren und physische Reaktionen auf die Droge aufweisen, ohne dass es zu irgendwelchen geistigen Auswirkungen kommt. Wie mit den meisten Betäubungsmitteln, kann man, wenn man den Alkohol einmal kennt, lernen, die abträglichen Symptome auf die Leistungsfähigkeit zu kompensieren – doch nur bis zu einem gewissen Grad, denn der Alkohol hält die Geschwindigkeiten der Nervenfunktionen durch seine direkte pharmakologische Tätigkeit in ganz bestimmte Grenzen. Für Marihuana gilt auch dies nicht. Gebraucher scheinen fähig zu sein, die nonspezifischen negativen Auswirkungen von gewöhnlichen Dosen von Marihuana auf die gewohnte psychologische Leistung zu 100 Prozent kompensieren zu können (inbegriffen Autofahren, entsprechend den Befunden einer demnächst veröffentlichten Studie, die von der Motorfahrzeugkontrolle des Staates Washington und der Universität Washington durchgeführt wurden). Jemand, der betrunken ist, wird es jedoch schwierig finden, nüchtern zu scheinen.

(N. Zinberg, A. Weil, The Effects of Marihuana on Human Beings, New York Times, 11.5.1969)

Das Bureau of Narcotics and Dangerous Drugs meldet:

Während der Tod wegen einer Überdosis Cannabis scheinbar sehr selten und schwer nachzuweisen scheint, wies der Report auf Nachweise von Gehirnschädigung hin, die in einer britischen



Wissenschaftliches Rauchgerät, von Professor Kephalas an der Universität Athen entwickelt.

Studie über zehn junge Marihuana-Raucher auftauchten. Die Rolle des gelegentlichen Gebrauchs von Marihuana ist unklar, betont der Report, da die Jugendlichen vielerlei Drogen nahmen und eine Reihe von Verhaltensweisen und neurologischen Symptomen aufwiesen.

Andere Befunde enthalten: Respiratorische Beschwerden wurden seit langem als eine Folge von Cannabis-Gebrauch angegeben, doch ist nicht sicher, inwieweit dies auf die Droge selbst zurückgeführt werden kann oder auf den Tabak, mit dem sie häufig gemischt wird.

Marihuana-Gebrauch, besonders in Zusammenhang mit anderen Drogen, kann bereits bestehende psychiatrische Probleme verschlimmern, doch scheint es selbst keine derartigen Krankheiten zu verursachen.

(Wireless Bulletin, 15.2.1972)

Im Rahmen der bisher durchgeführten Testreihen wurden gesunde erwachsene Versuchspersonen beobachtet. Die Tatsache, dass bei diesen mässiger Marihuanagenuss keine Gesundheitsschäden hervorrief, ist jedoch keinerlei Garantie dafür, ähnliche Auswirkungen für alle Menschen anzunehmen.

(amerika dienst, United States Information Service, 16.2.1972)

Unter Hänflingen

«Vergiss es», sagt Bernd Georg Thamm. «Du wirst dich nur noch unbeliebter machen, und du giltst ohnedies schon als Exot unter den Drogenleuten. Wenn du dich jetzt auch noch mit unseren selbsternannten Gurus anlegst, werden sie vereint über dich herziehen. Jeder weiss, dass 90 Prozent all dieser Gutachten einfach Unsinn sind, aber jeder hat schliesslich da selbst genug Dreck am Stecken, und das macht dann kollegiale Solidarität. Wenn du sie jetzt öffentlich blamieren willst, wird dir schon deshalb jede Seriosität bestritten, weil du gegen die guten Umgangsformen verstossen hast. Wissenschaft ist wertfrei, objektiv undsoweiter, und wer da was anderes behauptet, wird aus der erlauchten Gemeinschaft der Förderungsempfänger ausgeschlossen. Den macht man zum Exoten und zieht vereint über ihn her. Vergiss es.»

Bernd Georg Thamm muss es wissen, schliesslich war er über viele Jahre für die Berliner Caritas der zuständige Mann in Sachen Drogen und musste als solcher auch alles Mögliche lesen. «In diesem Schrank da horte ich die auserwähltesten Lächerlichkeiten, die mir dienstlich in die Hände fielen. Aber ich werde mich hüten, sie so zu nennen.»

Der Schrank ist voluminös, in den Zwanzigern als Prunkstück eines «Herrenzimmers» gebaut, und er ist randvoll. Ähnliche Schränke, wenn auch nicht immer so stilvoll, habe ich bei nahezu allen gefunden, die beruflich mit der Drogenproblematik befasst sind, und alle hatten etwa dieselbe Meinung zum Inhalt. Und aus stets denselben Gründen blieb die Heiterkeit auf den Kreis der Insider beschränkt. Ich musste dann jedesmal an die Orakelpriester des alten Rom denken, die angeblich fürchterlich grinsen mussten, sobald sie einen Kollegen sahen, aber natürlich keinem Unbefugten je mitteilten, warum. Bernd Georg Thamm fand übrigens, dieser Vergleich hätte nicht einmal das sprichwörtliche Hinkebein.

Prof. Wolfram Keup fehlt natürlich in keiner dieser Sammlungen. Gelegentlich liess er hinter seinen Namen «New York» drucken, aber von gelegentlichen Ausflügen in diese Metropole aller Drogenprobleme abgesehen, entfaltet er seine Tätigkeiten in der Frontstadt Berlin. Seinen brancheninternen Spitznamen «der Pfadfinder» bekam er, weil er sich, allzeit bereit, stets mit überraschend neuen Entdeckungen melden konnte. 1967, als in der BRD die Haschisch-Diskussion begann, hatte er bereits alarmierende Fälle von «Cannabis-Entzugs-Psychosen» beobachtet, die heute noch gelegentlich erwähnt werden, ohne dass allerdings auch nur ein einziger anderer Kollege je irgendwo einen ähnlichen Fall hätte ausfindig machen können. Manche wissenschaftlichen Bezeichnungen entlehnte der Herr auch der Tagespolitik. Als

Die Resultate einer Untersuchung müssen somit je nach dem Zeitpunkt, in dem man eine Gruppe untersucht, und je nachdem, aus welchen Persönlichkeiten sie sich zusammensetzt, verschieden ausfallen. Während 80-90 Prozent nach gelegentlichen Erfahrungen mit zufällig erhaltenen Drogen – vorwiegend Haschisch – aufhören, setzen 10-20 Prozent ihre Drogeneinnahme fort.

Beim Grossteil derjenigen, die nach einigen Parties mit Rauchen von Haschisch aufhören, besteht das auslösende Motiv aus Neugier, Konformitätsstreben, «Gruppenzwang», Freude am Experimentieren, dem Wunsch nach neuem Erleben und Selbsterkenntnis. Die Jugendlichen, die auf regelmässigen Gebrauch übergehen, stammen dagegen vorwiegend aus gestörtem Milieu, broken-home-Situationen. Zum kleineren Teil handelt es sich auch um Luxusverwahrloste. Von der Gruppe der regelmässig Haschisch-Konsumierenden gehen nach unseren Untersuchungen ca. 30 Prozent (Kielholz und Ladewig), nach Untersuchungen von Keup 41 Prozent, auf andere Drogen über, indem auf die Einstiegsdroge Haschisch härtere Drogen folgen. In den USA spricht man vom «Domino-Effekt». Eine Reihe von aufgestellten Dominosteinen fallen der Reihe nach um, wenn man den ersten berührt. Dieser Domino-Effekt wurde von Keup in New York City in der Reihenfolge: Haschisch – LSD – Opium – Heroin, oder Haschisch – Amphetamine – Heroin festgestellt.

(Paul Kielholz, Aktuelle Probleme der Drogenabhängigkeit, «Suchtgefahren», I., Basel 1972)

1971 die USA ihr Schlachtfeld Vietnam noch mit dem Argument verteidigten, im Falle eines Rückzugs wurden auch die anderen Staaten Südostasiens «wie Dominosteine» kommunistisch umfallen, erfand er für Anslingers Einstiegsdrogen-These den schicken Namen «Domino-Theorie». Auch am «amotivationalen Syndrom» war er kreativ beteiligt.

Keup teilte das Schicksal der meisten bundesrepublikanischen «Drogengurus». Da er Theorien vertrat, die man so noch nicht gehört hatte, wurde er eine Weile bundesweit und international auf Spesen herumgereicht. Als sich dann die «gesicherten Erkenntnisse» als bei bestem Willen nicht nachvollziehbar erwiesen, versank er im Wissenschaftsfriedhof gnädigen Vergessenwerdens mit Pensionsanspruch. Doch die Spur auch solcher Erdentage soll nicht in Äonen untergehen, und daher wird Herr Keup hin und wieder zitiert, wenn von den Gefahren des Hanfes die Rede ist. Das geschieht dann mit einer schamhaften Höflichkeit, die unbewiesenen Meldungen gegenüber ansteht. Karl-Ludwig Täschner, der sich anscheinend vorgenommen hat, den alten Herrn zu beerben, tut dies mit der unter Kollegen mustergültigen Formulierung: «Ob Cannabisentzugspsychosen wirklich existieren, scheint nach unserer Kenntnis *noch nicht* ausreichend sicher. Die Existenz cannabisbedingter Dauerveränderungen ist unter mitteleuropäischen bzw. nordamerikanischen Verhältnissen *bislang nicht* belegt.» Von dieser diplomatischen Wissenschaftssprache auf deutsch übertragen: Alles Quatsch.

Ist es eigentlich bitter für einen alten Herrn, der sich für einen Wissenschaftler hielt, dass von solchem Lebenswerk höchstens eine fixe Idee bleibt? Man müsse das anders sehen, meint er, denn «die Wissenschaft hat auch eine moralische Verantwortung. Die Forschung muss ja auch einem weiteren Drogengebrauch gegenüber *abschreckend* tätig werden.»

Das ist natürlich ein hilfreicher Hinweis. Zumindest weiss ich nun, warum mich so viele «wissenschaftliche Warnungen» so fatal an ebenso wissenschaftliche vor den Gefahren der Onanie erinnern, mit denen unsere Grosseltern vor diesem Laster bewahrt werden sollten. Damals wie heute scheint in der Branche ein gezielter Tritt in den Genitalbereich das beste Abschreckungsmittel.

Die schönste Meldung dieser Art war die von Nahas & Co. verbreitete, Hanf würde den männlichen Hormonpegel so schrecklich beeinflussen, dass Impotenz, Unfruchtbarkeit und Asexualität «unausbleibliche» Folgen seien. Ja, welcher Makker wird da nicht nachdenklich? Aber abgesehen davon, dass sich diese Nebenwirkung wie üblich «noch nicht» beweisen liess, ist dies eine plausible Erklärung dafür, dass sich Länder mit reichlichem Hanfkonsum (Indien, Nah- und Mittelost etc.) eines stets zunehmenden Geburtenrückgangs erfreuen.

Professor Keup von A bis F:

A. Akute Intoxikation («Modellpsychose»):
1) *1. Grad*
Glücksgefühle u.ä.,
Angstgefühle, Panikreaktionen.
2) *2. Grad*
Illusionen, Halluzinationen, Desorientierung, Depersonalisation, Verwirrtheit, Erregung, Aggressivität, Gewalttätigkeit, paranoide Erlebnisproduktionen.
3) *3. Grad* (längerdauernd)
Benommenheit, Schlaf,
«hangover»
4) «Nachdepression».

B. Protrahierte Intoxikation.

C. «Echoreaktionen» (spontane oder drogeninduzierte halluzinatorische Erlebnisse).

D. Psychosen:
1) *Genuine Cannabispsychosen:* Toxische Psychosen von meist psycho-organischer Natur; sie scheinen vom Cannabis verursacht zu werden.
2) *Cannabismobilisierte Psychose:* Hier scheint eine Psychose bereits vorher existiert zu haben, wenn auch in einem latenten Stadium.
3) *Cannabisaggravierte Psychose:* Eine meist schizophrene Psychose existiert zuvor und wird durch Cannabisgebrauch verschlimmert.
a) Die Drogeneinnahme erfolgt zugleich mit der Psychose.
b) Die Drogeneinnahme wird als Symptom der Psychose verstanden.

E. Cannabisentzugspsychosen.

F. Dauerveränderungen:
1) Sozialer Niedergang.
2) Psychoorganische Veränderungen (Hirnschaden?).
3) Geistiger Abbau (intellektuelle und Charakterveränderungen).

Ein Rückschluss zwischen 6 und 19:

Eine detaillierte Analyse ergibt, dass rund 6-19% der Schüler und 18-45% der Studenten Haschisch einnehmen. Unter den Drogen*konsumenten* bewegt sich die Quote des Haschischgebrauchs

stets über 90%, d.h. maximal 10% der Drogenkonsumenten haben noch kein Haschisch genossen. Dies entspricht auch klinischen Erfahrungen, wonach Haschisch, neben Alkohol und oral eingenommenen Weckaminen, in einer Drogenkarriere als Einstiegsdroge an der Spitze steht.

(H. Remscheid und H.E. Erhard, Verbreitung nichtalkoholischer Drogen in der BRD, Stuttgart 1975. Anmerkung: Nach allen anderen Untersuchungen ergaben die Fragen nach Erfahrung mit Haschisch wesentlich höhere Zahlen.)

Die Zahl der Alkohol-, der Drogen- und der Medikamentensüchtigen in der Bundesrepublik hat sich im vergangenen Jahr um etwa vierzig Prozent auf 2,4 Millionen erhöht. Diese Zahlen nannte der Mediziner Professor Kemper von der Universität Münster auf der Eröffnungsveranstaltung des Fortbildungsjahres 1976/77 der hessischen Landeszahnärztekammer in Frankfurt.

Rund achtzig Prozent der Süchtigen sind abhängig vom Alkohol. Zehn bis fünfzehn Prozent sind von Drogen abhängig, und fünf Prozent sind medikamentensüchtig. Jeder Süchtige kostet die Gesellschaft etwa eine Million Mark, die Behandlung, der Verdienstausfall und die Wiedereingliederung machen einen solchen Betrag aus.

Professor Kemper trat der weitverbreiteten Ansicht entgegen, dass der Konsum von Haschisch keine gesundheitlichen Schäden erzeuge. Haschisch schaffe zwar keine körperlich bedingte, wohl aber eine psychische Abhängigkeit, sagte er. Bei Dauergebrauch zeigten sich zudem krankhafte Veränderungen der Lunge. Dauergebrauch führe zu Störungen der Bewegungssteuerung, zu Schwindel und Schluckauf. *Der Erkrankte ähnele schliesslich einem Morphiumsüchtigen* und zeige sehr starke Stimmungsschwankungen.

(Frankfurter Allgemeine, 15.9.1976)

Es ist schwer, bei Betrachtung unserer wissenschaftlichen Landschaft keine Satire zu schreiben, zumal Veröffentlichungen eine hohe Dosis unfreiwilligen Humors bergen.

Aus der Schweiz berichteten die Herren Kielholz und Ladewig anno 1975: «Bei drei Jugendlichen, die längere Zeit, vorwiegend im Orient, mehrfach Haschisch geraucht hatten, liessen sich über 5–7 Tage anhaltende Abstinenzsymptome, bestehend in Schlafstörungen, Hypertonie, Schwitzen, feinschlägigem Tremor sowie gereizt depressiven Verstimmungen, beobachten. Das Vorkommen von Cannabisintoxikationspsychosen ist nach unseren Erfahrungen nicht zu bezweifeln. Über die Häufigkeit derselben sowie ihre Abgrenzung von Schizophrenien besteht wegen der Seltenheit drogenspezifisch erfassbarer Veränderungen noch keine Klarheit.»

Was nun? Aber immerhin: drei Jugendliche. Nicht ganz zufällig lernte ich 1976 einen davon kennen. «Die haben mich an der Grenze mit einem Pickel Haschisch erwischt, und dann ging's schon ab in die Klinik. Alles Gitter, und dann hat mir so einer gesagt, dass sie jetzt einen Entzug mit mir machen werden. Dabei war ich ohnedies schon fertig vor Angst. Die haben mir dann nur noch mehr eingeheizt, von wegen langfristiger Einweisung und so. Wenn ich nur einen von den Typen sah, ist mir schon der Angstschweiss gekommen. Das musst du dir vorstellen: Plötzlich bist du da in einer Klinik, und alle sagen, du bist verrückt. Ich bin fast durchgedreht.» Da darf sich ein guter Psychiater natürlich nur vorstellen, dass dies am Haschisch liegt, zumal die beiden Herren ihre Fälle so schön als «Krankengut» bezeichnen.

Unter ähnlichen Prämissen sind die Versuche Herrn Hobis zu bewerten, der ebenfalls 1975 die Ergebnisse von drei Gruppenuntersuchungen veröffentlichte. Gruppe 1 waren Schüler und Lehrlinge ohne Erfahrung mit illegalen Drogen. Gruppe zwei hatte Erfahrungen mit Haschisch, aber noch nicht mit Polizei und Klinik. Gruppe 3 waren «hospitalisierte Drogenmissbraucher». Dort fand dann Herr Hobi: «Unsicherheit und Unreife im Affekt- und Gefühlsbereich und somit die Unfähigkeit zu *reifen* Kontaktbeziehungen. Hohe emotionale Sensibilität und Labilität sowie eine Unfähigkeit, auch geringgradige Frustrationen zu ertragen. Geringe Anpassungsfähigkeit gegenüber überlieferten Verhaltensformen ...» Die Frage, ob dies nicht möglicherweise eine Folge der Intensivbehandlung durch Polizei und Klinik sein könne, wurde natürlich nicht gestellt. Dafür wurde auch die nicht beantwortet, was sich der Herr unter einer «reifen» Beziehung bei Jugendlichen vorstellt, und natürlich muss jemand *krank* sein, der sich als Junger nicht sofort und liebevoll den *überlieferten Verhaltensformen* anpasst, wo doch diese unsere Welt so angenehm, schön und glücklich machen.

Da ist die Frage angebracht, ob aus solchen Dingen in den letzten Jahren gelernt wurde. Was die offiziell gehandelten Cannabinologen betrifft, muss sie schlicht verneint werden. Das derzeitige Zugpferd der Hanfpolitik heisst Karl-Ludwig Täschner und ist Kommissarischer Leiter der 2. Abteilung für klinische Psychiatrie an der Universität Frankfurt/Main. Als Fachmann qualifiziert ihn, dass er viele Bücher gelesen hat, und 1979 publizierte er zu sehr gehobenen Preisen sein Magnum opus namens *Das Cannabis-Problem*.

Ich weiss nicht, ob dieses Buch einer sanften Kritik unterzogen werden darf, denn es handelt sich dabei offensichtlich um eine Privatangelegenheit für den familiären Kreis, was der Widmung «für Bettina» zu entnehmen ist. Auch das Motto: «Was ist heute noch Philosophie?», der FAZ entnommen, verheisst nichts Profundes. Was der Herr der Dame seines Herzens mitzuteilen hat, beruht «auf einem Gutachten, das wir im Jahre 1974 ... im Auftrag der Staatsanwaltschaft ... erstattet haben. Uns war aufgegeben, eine Aussage zur Frage der Wirkung und *Gefährlichkeit* des Haschischs zu machen.» Wer so forscht, tut gut daran, sich gleich zu entschuldigen: «Wir erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit ... Von vornherein haben wir versucht, uns auf so wenig Literatur wie möglich, dafür aber auch die *relevante* Literatur zu stützen.» Wie entscheidet man dies? Keine Antwort, es sei denn, man nimmt als Kriterien die berufsbedingte Neugier der Staatsanwaltschaft und die der Dame Bettina. Das hat natürlich Folgen: «Es mag sein, dass manche Abschnitte des Buches einen eklektischen Charakter tragen; es mag auch sein, dass wir nicht an jeder Stelle objektiv und *nüchtern* geblieben sind ... Dabei was es nicht unser Bestreben, eine vorgefasste Meinung *um jeden Preis* mit einseitig ausgewählter Literatur zu belegen und durchzusetzen.»

Einem solchen Geständnis wäre eigentlich nichts mehr hinzuzufügen. Da ich zufälligerweise etwas mehr zum Thema gelesen habe als Herr Täschner sind dennoch einige Anmerkungen nötig. Ich hoffe, die Dame Bettina nicht zu kränken, wenn ich es für eine mehr als dubiose Methode halte, eine Latte von Phänomenen unter «Gefährlichkeit des Cannabis» aufzulisten, und sich dabei regelmässig derselben Formulierungen zu bedienen: «Der Verdacht ... bleibt jedoch weiterhin unwiderlegt bestehen ... scheint nicht sicher geklärt ... bleibt umstritten.» Vergleichsweise: Würde ich Herrn Täschner fragen, wann er die Dame Bettina zuletzt geschlagen habe, könnte er noch so heftig dementieren – der Verdacht bliebe ja auch.

Vollends grotesk wird die Sache jedoch, dass die «Begleitideologie zum Cannabiskonsum» als entscheidendes Gefahrenmoment präsentiert wird, wozu noch als ganz besonderes

Im Deutschen Ärzteblatt vom 22.1.1981 serviert Karl-Ludwig Täschner seine gesammelten Erkenntnisse zusammenfassend, als Theorie-Wiedergaben und vermutend:

Regelmässiger Cannabiskonsum führt in Relation zu den zugeführten Mengen zur Abhängigkeit. Hierzu ist ein mehr oder weniger langes Vorstadium regelmässigen Konsums erforderlich. Die *Abhängigkeit vom Cannabistyp* besteht nach der Definition der Weltgesundheitsorganisation (WHO) aus einer mässigen bis deutlichen psychischen Abhängigkeit von der angestrebten Substanzwirkung bei gering ausgeprägter Tendenz zur Dosissteigerung. Psychische Entzugserscheinungen bei Absetzen der Substanz sind die Regel, sie äussern sich als Unruhe, Nervosität, Drang zur Wiederholung der Stoffzufuhr, Verstimmung, vielfach auch als das Gefühl innerer Leere. Möglicherweise können auch leichte körperliche Entzugssymptome auftreten.

Wenn dem so nicht der Fall ist – woran kann das nur liegen?

Dem widerspricht nicht, dass manche Konsumenten bestreiten, solche Symptome erlebt zu haben. Viele erreichen das Stadium der Abhängigkeit nicht, weil sie nach einem Probierkonsum aufhören oder auf andere Drogen übergehen. Auch der zusätzliche Konsum von Alkohol kann solche Symptome verdecken.

Nachrausch (flash back)

Unter Nachrausch verstehen wir das Auftreten von rauschähnlichen Wahrnehmungsstörungen ohne erneute Drogenzufuhr. Sie können noch 6 Monate nach der letzten

Element der «Nachrausch» kommt, auch «flash-back» genannt.

Was darunter zu verstehen ist, muss ich schon Herrn Täschner überlassen. Die Geschichte geistert durch fünfzehn US-Publikationen, die allerdings auch sonst sehr bizarre Phänomene erzählen, und wurde in der BRD erstmals von *Bild* eingeführt, anno 1968. Herr Täschner irrt allerdings, wenn er schreibt, ein Flash-back sei einmal oder gelegentlich «beobachtet» worden. Derlei hat nicht einmal Herr Nahas behauptet. Es handelt sich um ein Phänomen vom Hörensagen, noch dazu um eine Kuriosität, was die wissenschaftlich-materialistische Toxikologie betrifft. Wie nämlich sollte eine Droge, die schon lange aus dem Organismus ausgeschieden ist, plötzlich wieder und dann gleich mit Urgewalt auftreten?

Von über 900 Haschischkonsumenten aller Härtegrade, die ich im Laufe der Jahre intensiv befragte, berichteten mir drei von einem Flash-back, und zwei kannten aus Zeitungsberichten auch die Formulierung dafür. Einer gab zu, «immer schon auf einen Flash-back gewartet» zu haben, und einmal, drei Tage nach seinem letzten Joint, sei es soweit gewesen: «Ich hatte gar nichts geraucht, aber ich spürte, dass ich mich plötzlich ganz angetörnt fühlen konnte, *wenn ich wollte.* Ich habe mich da dann richtig reingesteigert.» Der andere war ein jüngerer Beamter, der gelegentlich Haschisch geraucht hatte. Sein Erlebnis erfolgte drei Wochen nach dem letzten Konsum: «Es war in einer Besprechung. Plötzlich kam mir das alles, was da geredet wurde, völlig absurd vor. Das war, fiel mir plötzlich ein, wie diese öde Diskussion, die beim letzten Rauchen

---

Drogeneinnahme auftreten, in manchen Fällen sogar noch später, oft ohne ersichtlichen Anlass. Nachräusche werden allerdings häufiger bei LSD- als bei Cannabiskonsum beobachtet. Ihr Zustandekommen mag mit der Bahnung abnormer Wahrnehmungsmuster durch längerdauernde Einwirkung der Droge auf bestimmte Nervenzellen des Gehirns zusammenhängen; der genaue Entstehungsmechanismus ist bis heute nicht bekannt. Das plötzliche unvorhersehbare Eintreten solcher Wahrnehmungs- und Erlebnisstörungen beinhaltet natürlich erhebliche Gefährdungsmomente für den Betroffenen und seine Umgebung. Die lange Dauer, die zwischen letzter Drogeneinnahme und Auftreten des flash back verstreichen kann, erhöht die Gefährlichkeit dieser spezifischen Drogenwirkung noch zusätzlich.

Zum grundsätzlichen Problem fixer Ideen und herkömmlicher Leitbilder:

Eines der Hauptprobleme, die mit dem Konsum von Cannabis verbunden sind, besteht in der *psychosefördernden Potenz* der Substanz. Schon Stringaris berichtete 1939 über Cannabispsychosen. In der südlichen Sowjetunion wurden bereits 1934 solche Krankheiten bei Cannabiskonsumenten beschrieben (Skliar). Auch nach neueren Untersuchungen kann kein Zweifel daran bestehen, dass Cannabiskonsum die Entstehung von schizophrenieähnlichen Krankheitsbildern fördert (Keup, Negrete, Bron, Täschner).

Zusammenhänge werden gesucht und gefunden:

Regelmässig Cannabis konsumierende Schüler können sich nach Erfahrungen des Frankfurter schulpsychologischen Dienstes (Weber) nach Beginn ihrer Sucht noch etwa sechs Monate an der Schule halten, danach kommt es in der Regel zum Abbruch der Schulausbildung. Cannabiskonsum führt so zu zahlreichen zusätzlichen Problemen und Konflikten, nicht zur Lösung schon bestehender Belastungen aus dem sozialen Umfeld.

Verdachtsmomente in den Raum gestellt:

Abschliessend ein Wort zur sogenannten *Legalisierungsdiskussion.* Zur Herausnahme des Cannabis aus dem Betäubungsmittelgesetz wird es erforderlich sein, den *Nachweis der Unschädlichkeit* zu führen. Die Beweislast liegt hier ganz bei der Droge. Es besteht aber eine Fülle von Verdachtsmomenten, die entkräftet werden müssen (zum Beispiel Einfluss auf das Immunsystem, den Serumtestesteronspiegel, mögliche teratogene Wirkungen, Lungenschäden, Beeinträchtigung der Spermatogenese).

... und schräge Schlussfolgerungen gezogen:

Zweifellos würde die Freigabe von Cannabis seine Verbreitung auch unter neuen Konsumentengruppen fördern, die bis heute vom Konsum nicht erfasst sind. Der bestehende Schwarzmarkt würde nicht ausgetrocknet, sondern zwecks Unterbietung staatlich verordneter Preise fortbestehen. Der Legalisierung weiterer Rauschdrogen würde der Boden bereitet: Auch LSD und seine Verwandten müssten bald freigegeben werden.

Ein Drogensymposion mit internationalen Fachleuten

Deutlich zeichneten sich zwei ganz verschiedene Haltungen zum

stattgefunden hatte. Da wurde ich dann etwas nervös, denn ich hatte ja vom Flash-back gehört. Aber es kann auch nur eine momentane Assoziation gewesen sein. Das Ganze dauerte höchstens ein paar Sekunden.»

Für aufschlussreich möchte ich die Auskunft des Malers Ernst Fuchs halten, der in jüngeren Jahren Haschisch rauchte und damit aufhörte in der Hoffnung, «mir diese Wahrnehmungsfähigkeiten auch ohne die Droge erzeugen zu können». Nach eigenen Angaben ist ihm dies auch gelungen.

Vergleiche ich diese Auskünfte mit den anderen bekannten Schilderungen von Flash-backs, ausserdem mit den Erfahrungen von Nicht-Haschischkonsumenten in Meditation und Yoga, möchte ich dazu neigen, dieses Phänomen für einen *auch willentlich abrufbaren* Bewusstseinszustand zu halten, der unter anderem auch aus Drogenerfahrungen gespeichert sein kann. Wir alle fühlen uns gelegentlich «wie besoffen», ohne getrunken zu haben – wir vergleichen einen uns zunächst unerklärlichen Zustand mit einem bekannten. Dabei wird leicht übersehen, aus welcher *augenblicklichen* Situation heraus diese «Verschiebung» unserer «nüchternen Normalität» geschieht. «Abnorme» Zustände bedürfen wahrlich nicht immer einer Drogengrundlage. Aber um sie begreifen zu können, ist der Vergleich mit durch Drogen hervorgerufenen der naheliegendste. Ich muss keinen Hanf geraucht zu haben, um etwas so intensiv erleben zu können, wie dies manche Kiffer berichten. Aber ich würde diese Fähigkeit nicht für einen «flash-back» halten, obwohl ich dann gelegentlich sage: «Danke, ich bin schon natur-high.»

Drogenproblem auf der Tagung ab. Die überwiegende Zahl der deutschen Teilnehmer und Sluga (Wien), Özek (Istanbul) und Keup versuchen, das Phänomen mit den Mitteln der herkömmlichen Psychiatrie und ärztlichen Kunst anzugehen. Die Erfahrungen und die Misserfolge legen schärfere Methoden nahe, etwa völligen Verzicht auf den «soft use» (kontrollierter und mässiger Drogengebrauch, stufenweiser Rückgang des Konsums), grosse Skepsis gegenüber Selbsthilfegruppen, gegenüber zu grosser Annäherung der Heilenden an die Subkultur der Kranken. Eingriffe des Staates und der Polizei werden als notwendig angesehen, rechtliche Gebote beachtet. Energisch werden Systeme zur Diagnose und Therapie gesucht. Auch Glatt (London) neigt eher zu dieser Gruppe, doch vermittelnd.

Die andere Meinung wurde vor allem von Sonnhammer (Stockholm), aber auch von Mulder (Amsterdam) und Kjoestad (Aas, Norwegen) repräsentiert. Mulder sprach sogar von intoleranten und toleranten Ländern.

Eine der interessantesten Neuheiten, der Tagung brachte die wiederholt zu hörende Äusserung, dass sich bei dem Drogenproblem eine gewisse Sättigung abzeichne. Die Kurve der Zunahme flache sich ab. Man könne absehen, dass der Plafond bald erreicht sei.

(Frankfurter Allgemeine, 22.9.1971)

Fürchtet Euch ...

In jedem Fall wird die *Leugnung der Realität* als Leugnung der Existenz angesehen, die auf Realitätsbezug angelegt ist. Die (unbewusste) Zunahme des Lustverlangens bedingt gleichzeitig (unbewusste) Abnahme des Realitätsantriebes. Da ständiger Haschkonsum zur Passivität führt, kommt hier ein Prozess in Gang, der im Ausflippen, wenn nicht im Suizid enden muss.

(Dietrich Busch, Handbuch der Drogenerziehung, Tübingen 1972)

... nicht:

Eine Erhöhung des Suizidrisikos durch Haschisch-Gebrauch ist nicht nachgewiesen.

(Andros Uchtenhagen, Gegenwärtiger Stand der Haschischforschung, Köln 1981)

Zu einem gegebenen Zeitpunkt waren Gebraucher von anderen illegalen Drogen als Marihuana (mehrfache Drogengebraucher) erheblich depressiver als entweder Nichtgebraucher oder Gebraucher von Marihuana allein. Es wurden je nach Droge auf längere Sicht differenziertere interaktive Beziehungen festgestellt. Die depressive Stimmung bezog sich unter Nichtgebrauchern auf den beginnenden Gebrauch von Marihuana und auf das Aussetzen dieses Gebrauchs bei den Gebrauchern. Eine depressive Stimmung kündete ebenfalls den Gebrauch anderer illegaler Drogen durch Marihuana-Gebraucher an. Während der beginnende Gebrauch von illegalen Drogen ausser Marihuana eindeutig mit depressiven Stimmungen in Verbindung gebracht werden konnte, führte der andauernde, mehrfache Gebrauch von Drogen zu einer Reduktion an depressiven Stimmungen.

(Stephanie Paton et al., Depressive Mood and Adolescent Illicit Drug Use, J. Gen. Psychol. 131/1977)

Viel wichtiger als die Endstation einer Drogenkarriere aber ist deren Beginn. Und hier lockt das «leichte, risikolose, kalkulierbare» Haschisch. Diese Verharmlosung ist deshalb problematisch, weil es sich bei Haschisch und Marihuana nicht nur um die berüchtigten Einstiegsdrogen handelt (unterstützt durch einen Nikotinkonsum), sondern weil auch in diesen «sanften» Drogen eine gefährliche Potenz schlummert, die ebenfalls in den gefürchteten Rauschdrogen-Notfall münden kann.

Haschisch und Marihuana lösen gewisse positive Empfindungen aus. Das sei nicht bestritten. Viel zuwenig bekannt sind aber die negativen Folgen. So finden sich nach längerem Gebrauch dieser Halluzinogene nicht nur Wahnwahrnehmungen aller Art, wie der Name sagt, sondern auch zeitliche und räumliche Desorientierung, die sogenannte Derealisation («alles so fern, unwirklich, weit weg») oder sogar Depersonalisation («Ich bin nicht mehr ich»). Darüber hinaus werden diese Drogenkonsumenten häufig misstrauisch, reizbar und zerfahren, klagen über depressive Verstimmungen (u.U. mit Selbstmordneigung), Gedankenabreissen und Ideenflucht. Neben einem vielfältigen körperlichen Beschwerdebild können sich auch Angstattacken, Panikreaktionen oder aggressive Durchbrüche einstellen.

Dies alles ist für manche Drogenabhängige kein Grund zum Aufhören – wohl aber ein anderes Ereignis: der Horror-Trip. Wie kaum eine andere seelische Erscheinung bedeutet er für die Betroffenen eine schier unerträgliche Qual. Der Horror- oder Bad-Trip geht keinesfalls nur auf eine zu hohe Dosis zurück.

Die therapeutische Wirkung eines Horror-Trips ist mitunter enorm: Wer ihn einmal erlebt hat, steigt fast immer aus, weil er derlei kein zweites Mal riskieren will. Zu den harmlosesten Erscheinungen zählen Wahnwahrnehmungen im optischen Bereich: bedrohliche Lichtstrahlen, plötzliche Helligkeit usw. Unangenehmer wird es, wenn sich tote Gegenstände bewegen oder gar erschreckende Monster abzeichnen.

Ein solcher Drogen-Notfall dauert Minuten bis Stunden, kann aber auch Tage oder gar Wochen anhalten.

(Die Weltwoche, 28.1.1981)







(Gerhard Seyfried, Wo soll das alles enden?, Berlin 1978)

Melges u. Mitarb. überprüften die Veränderung des Zeiterlebens unter Cannabis experimentell und beobachteten, dass es unter kleinen bis mittleren Marihuana-Dosierungen zu einem rascheren inneren Zeitfluss kommt. Das heisst, dass die von der Uhr angegebene Zeit langsamer vorbeizugehen scheint. Bei höheren Dosierungen kann sich ein Gefühl der Zeitlosigkeit einstellen.

Schizophrene zeigen offenbar unter Cannabis weniger ausgeprägte Veränderungen bezüglich der Wahrnehmung von Raum und Zeit als Gesunde. Auch Effekte von Cannabis bei manisch-depressiven und schizophrenen Kranken wurden studiert.

(Brigitte Woggon, Haschisch – Konsum und Wirkung, Berlin 1974)

«Deutsch sein, heisst eine Sache um ihrer selbst willen übertreiben.» (Henri Nannen)

Als grösste Gefahr von Marihuana und dem noch stärkeren Haschisch ist anzusehen, dass sie immer wieder als «harmlos» erklärt werden. In Wahrheit trüben sie erwiesenermassen das Kurzzeitgedächtnis und beeinträchtigen das Denkvermögen, das Leseverständnis und die Fähigkeit, mathematische Probleme zu lösen.

Auch die körperliche Geschicklichkeit wird geschmälert. So mindern die Drogen die Fahrtüchtigkeit und machen die ohnehin oft aggressiven jugendlichen Fahrer noch gefährlicher.

Durch grössere Dosen werden Vergiftungspsychosen mit Verwirrtheit, Desorientierung, Halluzinationen und verfolgungswahnähnlichen Erscheinungen mit Illusionsphänomenen hervorgerufen. Diese Attacken klingen zwar wieder ab, kehren aber bei weiterer Vergiftung immer wieder.

Sogenannte Rückblenden treten erst einige Tage oder Wochen nach der ersten Giftdosis auf. Sie gleichen einem Halluzinationserlebnis.

Zwar kann dagegen geholfen werden, aber was nützt ärztliche Hilfe, wenn solche Zustände immer aufs neue provoziert werden?

Eine besonders bösartige Folge sind chronische Psychosen, die

sich nach sehr langem Gebrauch der Gifte einstellen können. Diese Erscheinungen sind vornehmlich in Indien und Afrika beobachtet und erforscht worden. Eine wirksame Therapie dagegen ist nicht bekannt.

(Ein anscheinend unbekannt bleiben wollender «Dr.med. V. H.-H.» in Jugendpost der Deutschen Angestellten-Gewerkschaft, 6.4.1981)

Frage: 1. Sind EEG-Veränderungen bei Rauschgiftsüchtigen bekannt? 2. Sind sie von der Art der Drogen abhängig? 3. Sind sie reversibel? In welcher Zeit?

Antwort: EEG-Veränderungen bei Rauschgiftsüchtigen sind bekannt. Dabei handelt es sich überwiegend nur um flüchtige Veränderungen, die unmittelbar, wenige Stunden nach grossen Dosen registriert wurden.

2. Die EEG-Veränderungen unmittelbar nach der Einnahme von Drogen sind in gewissen Ausmass von der Art der Droge abhängig, im allgemeinen aber als Begleitzeichen einer akuten, reversiblen Stoffwechselstörung zu werten. Morphin, Psilocybin, Mescalin und auch LSD in grösseren Dosen können stärkere Unregelmässigkeiten der Grundtätigkeit mit Frequenzverlangsamung verursachen als Cocain, Haschisch oder Alkohol.

3. Die bisher beobachteten reversiblen EEG-Veränderungen nach Rauschgiften bildeten sich in Abhängigkeit von der Dosis und der Applikationsform im Verlauf von Stunden wieder zurück.

(Prof. Dr. J. Kugler, Universitäts-Nervenklinik, München, Dtsch.Med.Wschr. 20/1973)

«Ich esse immer gerne», bemerkt ein Raucher aus Arizona, «doch schmeckt es mir besonders gut, wenn ich *high* bin. Ich spüre, wie ich jede Zutat einzeln schmecke: den Knoblauch, das Salz, den Zucker und alles andere. Ich spüre sogar, wie meine Geschmacksknospen arbeiten.» Manche Raucher meinen, Marihuana habe zur Entwicklung eines feineren Gaumens mit vermehrter Empfindsamkeit gegenüber verschiedenen Gewürzen und kleinerer Betonung auf Süssigkeiten geführt, die meisten gaben jedoch ein gesteigertes Bedürfnis nach süssen Speisen an.

Die wissenschaftliche Verbindung zwischen Marihuana und Essen wurde erst kürzlich hergestellt, in einer Reihe von Versuchen in Palo Alto und Berkeley. Beide Untersuchungen bestätigen, was Raucher ohnehin schon längst wussten: die Versuchspersonen, denen man Marihuana gab, interessierten sich weit mehr für's Essen.

Die eigentliche Frage lautet nicht, ob dies wahr sei, sondern warum. Während vielen Jahren dachte man, dass Marihuana zu Hyperglykämie führe, einer Reduktion des Blutzuckerspiegels. Obwohl diese Erklärung vernünftig genug klang, gab es dafür keinerlei Beweise. Die Versuche von Weil und Zinberg der Universität Boston tragen diesen Mythos zu Grabe, was der American Medical Assoiation wahrscheinlich peinlich ist, da diese noch vor einem Jahr behauptete, dass dem so sei.

(William Novak, High Culture, New York 1980)

Was der Arzt über Cannabinoide wissen soll

Haschisch enthält je nach Qualität und Herkunft fünf bis zehn Prozent des psychotropen Δ^1-THC, Marihuana zwischen ein und zwei Prozent. Der THC-Gehalt eines Joints aus einem Gramm Marihuana beträgt demnach zehn bis zwanzig Milligramm. Im Rauch werden davon etwa 50 Prozent in die Lunge des Konsumenten gebracht, also fünf bis zehn mg Δ^1-THC. Ein geübter Haschisch-Raucher (tiefere Inhalationstechnik) kann davon etwa 80 Prozent (vier bis acht mg Δ^1-THC) resorbieren.

Die im Gehirn gefundenen Konzentrationen liegen in der gleichen Grössenordnung wie die der natürlichen Neurotransmitter. Auf die psychotrope Dosis bezogen, ist die Toxizität von Δ^1-THC sehr gering. Die akute Lethaldosis bei oraler Verabreichung liegt bei der Maus bei 0,5 g/kg, bei der Ratte bei 0,67 g/kg. Der Abstand zwischen der rauscherzeugenden und der toxischen Dosis ist bei Δ^1-THC wesentlich grösser als bei Alkohol, und eine akute Vergiftung ist so gut wie ausgeschlossen.

Entsprechend der niedrigen psychotrop wirksamen Dosis sind auch die autonomen Wirkungen und die Beeinflussung des Stoffwechsels durch Δ^1-THC gering, wie in der Doppelblindstudie von Weil, Zinberg und Nelson 1969 gezeigt werden konnte.

Nach dem Rauchen von einem Gramm Marihuana (resorbierte Menge Δ^1-THC vier bis acht Milligramm) entsteht ein etwa drei Stunden dauernder Rauschzustand, der durch ein Gefühl von Losgelöstheit charakterisiert ist, das eine meditative Versenkung oder eine Hingabe an sensorische Stimuli erlaubt. Der Zustand ist im allgemeinen frei von optischen und akustischen Halluzinationen, die beim vier- bis fünffachen dieser Dosis auftreten können. Subjektiv gesteigert wird die Gefühlsintensität beim Hören von Musik, beim Betrachten von Bildern, bei Essen und Trinken und bei sexueller Aktivität. Der Rausch ist zweiphasig und geht nach der Anregungsphase in eine milde Sedierung über. Bei der genannten Dosierung dominiert eine passive euphorische Bewusstseinslage, bei höherer Dosierung kann es zu paranoiden Vorstellungen und Dysphorie kommen.

THC ist nahezu wasserunlöslich und kann nicht in unveränderter Form ausgeschieden werden. Die Substanz wird in der Leber (und anderen Geweben) mono- oder dihydroxyliert, zu THC-Säuren oxidiert und mit Glucuronsäure konjugiert. Der lipophile Charak-

ter von Δ^1-THC führt zu einer Akkumulation im Organismus. Δ^1-THC verschwindet nach anfänglich hohen Konzentrationen rasch aus dem Plasma und sammelt sich in Lunge, Leber und Milz und schliesslich in den Fettgeweben, aus denen es langsam wieder abgegeben wird.

Ein Schwerpunkt der Cannabis-Forschung liegt auf dem analytischen Nachweis von Cannabinoiden im Organismus von Konsumenten zu pharmakokinetischen und forensischen Zwecken. Dazu wurden folgende Techniken entwickelt:

Extraktion von Δ^1-THC aus dem Plasma, chromatographische Reinigung und massenfragmentographische Quantifizierung nach Zusatz deuterierter Standards. Dieses Verfahren ist absolut spezifisch und erlaubt bei einer Sensitivität bis zu 200 pg/ml Plasma (= 0,6 Nanomol/Liter) einen Nachweis von Δ^1-THC bis zu 48 Stunden nach dem Genuss der Droge. Leider ist dieses Verfahren so aufwendig, dass es kaum routinemässig durchführbar ist.

Ähnlich empfindlich ist der Radio-Immuno-Assay, für den in Schafen induzierte THC-Antikörper benutzt werden. Die Methode erlaubt den Nachweis von THC im Plasma und im Urin, ist aber wenig spezifisch, da Kreuzreaktionen mit anderen Cannabinoiden.

Δ^1-THC senkt den Augeninnendruck bei Glaukompatienten und wirkt antiemetisch bei Antitumor-Chemotherapie. Cannabidiol wird zur Zeit klinisch als potentes Antiepileptikum erprobt und eine Reihe von synthetischen Cannabinoiden zeigen ausgeprägte analgetische und sedierende Wirkungen.

Die beobachteten Effekte sind nur in In-vitro-Systemen oder in Experimenten mit extremen THC-Dosierungen demonstriert worden. Sicherlich ist es verdienstvoll, nach allen möglichen, durch die Droge verursachbaren Schädigungen zu suchen. Im Hinblick auf die verwendeten Dosierungen muss jedoch die Frage nach der Relevanz dieser Resultate gestellt werden. Beim Menschen können die genannten Dosierungen beim Konsum der pflanzlichen Formen der Droge nicht oder erst nach monatelangem oder jahrelangem exzessiven Konsum von 20 Joints oder mehr pro Tag erreicht werden. Kleine Dosen, die einem oder zwei Joints pro Tag entsprachen, riefen keinen der beschriebenen Effekte hervor.

Ferner ist bei Haschisch-Rauchern bisher kein funktionaler Zusammenhang zwischen den beschriebenen biochemischen und zellularen Effekten der Droge und der Gesundheit (Infektionsanfälligkeit, Reproduktion) der betreffenden Personen demonstriert worden, das im Gegensatz zu den kausalen Verknüpfungen verschiedener Krankheiten mit dem Konsum von Alkohol oder Nikotin.

Typisch für Haschisch ist das Problem der Sozialisierung dieser Droge, die aus einem fremden Kulturkreis stammt, bei uns also weder integriert ist, noch den religiös-kultischen Rahmen vorfindet, der ihren Gebrauch sinnvoll macht. Der Haschisch-Rausch führt zu einer passiven introspektiven Bewusstseinslage, einem «In-sich-selbst-Suchen», einem Zweifel an Etabliertem, zu Dingen also, die den Idealen unserer extravertierten, am Leistungsprinzip orientierten Gesellschaft diametral entgegengesetzt sind, an sich aber nicht negativ sein müssen. Starker Konsum der Droge hat negative Auswirkungen. Zehn Joints oder mehr pro Tag führen zu Apathie und Motivationsverlust. Verwahrlosung und Persönlichkeitsabbau können die Folge sein. Genau wie bei Alkohol sollte streng unterschieden werden zwischen dem harmlosen gelegentlichen rekreativen Genuss der Droge und dem schädlichen unkontrollierten Dauerkonsum. Beide Drogen gehören nicht in die Hände von Jugendlichen und psychisch Labilen: die Frage des Drogenmissbrauchs lässt sich so gesehen eher als eine Frage der Psyche des Konsumenten begreifen. Ein verständnisvolles Gespräch und sachliche Aufklärung vermögen sicher mehr als jede Strafandrohung.

Ein Tatbestand noch unterscheidet Alkohol und Haschisch: Alkohol ist das einzige legale Berauschungsmittel in unserem Lande, Haschisch fällt unter das Betäubungsmittelgesetz; Einfuhr, Erwerb und damit auch der Konsum sind verboten. Die Konsumenten, vor allem Jugendliche, werden zu Kriminellen. Leider differenziert das Gesetz, auch wenn es heute flexibel gehandhabt wird, nicht zwischen harten und weichen Drogen.

Dem Haschisch wurde lange die Funktion einer Einstiegsdroge zugeschrieben, was für psychisch labile Jugendliche sicher zutrifft, nicht aber für die Mehrheit der Haschisch-Konsumenten auf der ganzen Welt. Das Umsteigen auf Opiate erfolgt genauso von Alkohol oder Amphetaminen wie von Haschisch.

Medizinisch gesehen, dürfte der Genuss von ein bis zwei Joints Marihuana (ein bis zwei Gramm Marihuana, resorbierte THC-Menge acht bis sechzehn Milligramm) pro Tag unschädlich sein, zumindest aber weniger schädlich sein als der tägliche Konsum von Alkohol oder von 20 Zigaretten. Für alle drei Drogen gilt das Prinzip «sola dosis facit venenum» und somit wäre gegen den gelegentlichen Konsum von Marihuana im Grunde genauso wenig einzuwenden wie gegen das gelegentliche Glas Wein oder die gelegentliche Zigarette. Jede Droge, im Übermass genossen, ist schädlich.

Michael A. Binder, Institut für Physiologische Chemie, Ruhr-Universität Bochum.

(Deutsches Ärzteblatt, 22.1.1981)

Ärzte fordern: Haschisch aus der Apotheke

US-Mediziner wollen Haschisch in der Krebsbehandlung einsetzen. Die amerikanische Behörde für Nahrung und Gesundheit prüft einen entsprechenden Antrag.

Das Rauschgift Haschisch (Cannabis sativa) beseitigt jene starke Übelkeit, die sich oft nach Bestrahlungen bei Krebskranken einstellt. Schon heute rauchen deshalb viele amerikanische Krebspatienten mit Duldung ihrer Ärzte Haschischzigaretten, die sie auf dem Schwarzen Markt erwerben müssen. Eine Zigarette kostet 15 Mark. Wenn die Behörde zustimmt, können die Kranken das Rauschgift bald offiziell in Apotheken kaufen.
(Welt am Sonntag, 15.10.1980)

Marihuana, gemeinhin ein Gemisch aus Blättern und blühenden Spitzen der Hanfpflanze, hat eine milde Wirkung bei Asthma, es wirkt dämpfend und fördert die Schlafbereitschaft. Es besitzt zudem einen (im Jargon der Pharmakologen) selten günstigen therapeutsichen Quotienten: Im Hinblick auf Todesfälle durch Überdosierung etwa ist Marihuana mehrere hundertmal sicherer als ein gängiges Schlafmittel und einige tausendmal sicherer als Alkohol.
(Die Zeit, 30.11.1979)

Eine empfängnisverhütende Pille auf Haschischbasis entwickeln derzeit Forscher des Departments für «reproduktive Endokrinologie» des «Ichilob»-Krankenhauses in Tel Aviv.

Nach Angaben des Direktors, Dr. Daniel Elon, könnte einer der «aktiven Wirkstoffe vom Harz des indischen Hanfes die Grundlage einer Pille bilden, die den Eisprung verhindert oder verzögert.»

Die israelischen Forscher haben bereits eine synthetische Version dieser Hanfsubstanz angeblich ohne schädliche Nebenstoffe hergestellt, die direkt auf den Ovulationsprozess einwirkt.

Den Anstoss zu den Arbeiten hatten Statistiken über die besonders schädlichen Auswirkungen von Haschisch auf Frauen gegeben, die diese Droge in grossen Mengen konsumieren und deren Fruchtbarkeit entsprechend beeinträchtigt wurde.
(Die Tageszeitung, 19.2.1980)

Zusammenfassung

Weil sich dies bei wissenschaftlichen Essays so schickt, ist wohl auch hier eine angebracht, wenn auch zugegebenermassen aus ironischen Gründen. Wer die klinisch-psychologische, psychiatrische, medizinische und toxikologische Literatur über Hanf kritisch durchforstet, wird viele bunte Enten und wüste Vermutungen finden und nur wenig Überprüftes, Gesichertes. Als Ursache dafür möchte ich eine psychologische Komponente der Cannabisforschung sehen. Es handelt sich um eine *verbotene* Droge, und die meisten Forschungsetats wurden in der oft ausgesprochenen Erwartung vergeben, die *Gefährlichkeit* des Stoffes nachzuweisen. Dadurch ist wissenschaftliche Objektivität nicht immer möglich. Hinzu kommt, dass die meisten Publikationen von Stellen gefördert werden, die mittelbar oder unmittelbar *gegen* Cannabis tätig sind. Eine weitere Rolle spielt die moralische Befangenheit von Wissenschaftlern, Rauschzuständen gegenüber.

Wo organische Schädigungen festgestellt wurden oder abnorme Zustände im Hirnstrom-Haushalt, lagen regelmässig abnorme THC-Mengen zugrunde. Unter normalen Umständen und selbst bei Konsum-Mengen von 5 Gramm starkem Haschisch pro Tag wurden keine derartigen Beobachtungen gemacht. Vergleicht man diese Ergebnisse mit Alkoholschäden, wobei als Vergleichspunkt die (zugegebenermassen subjektive) Intensität des Rauscherlebnisses dient, sind die organischen Folgen bei Alkohol zumindest gleich gross, wozu noch

Ein heute veröffentlichter Report des Institue for the Study of Drug Dependence in London untersucht die Möglichkeiten der Reduzierung oder Aufhebung der legalen Beschränkung des Gebrauchs von Marihuana. Die Studiengruppe, die schon sieben Jahre zusammentrifft, trägt den wechselnden öffentlichen Ansichten betreffend des nichtmedizinischen Gebrauchs der Droge Rechnung und geht auf die Folgen von vier verschiedenen Systemen ein: eine Reduktion des Strafmasses, «Entkriminalisierung», Lizenzierung und volle Legalisierung. Bis anhin gibt es mehr als zwanzig Bücher und beinahe 3000 Abhandlungen zu diesem Thema, und weitere Abhandlungen werden beinahe täglich veröffentlicht. Dem nichtbetroffenen Beobachter sei deshalb verziehen, wenn er einen wissenschaftlichen Konsensus über den Gebrauch von Cannabis als Freizeitdroge erwartet. Doch nein: «Für jede Abhandlung, die eine Sache feststellt, gibt es eine andere, die dem widerspricht und zwei weiteren die etwa in der Mitte zwischen beiden liegen», sagt

James Graham, Professor für Pharmakologie der Welsh National School of Medicine und Vorsitzender des technischen Unterkomitees der Beratungskommission. Graham glaubt jedoch, dass «ein wenig Marihuana-Rauchen harmlos ist».

Graham sagte zum *New Scientist:* «Kein Toxikologe mag es, wenn Leute voller abnormaler Substanzen durch die Gegend laufen. Doch gibt es keinen Beweis dafür, dass dies schädlich sei.»
(New Scientist, 16.8.1979)

In ihrer Aussage in Washington vor der Commission on Marihuana and Drug Abuse bestanden *Harold Kolansky* und *William Moore* erneut darauf, dass Marihuana bei jungen Gebrauchern ohne psychiatrische Vorgeschichte zu ernsthaften emotionellen Schäden und gar zur Psychose führen könne.

Sagte *Leon Wurmser,* wissenschaftlicher Direktor des John Hopkins Drug Abuse Center: «Es gibt keinerlei systematische quantitative Studien, die irgendeine Schlussfolgerung in bezug auf eine Beziehung von Ursache und Wirkung zwischen dem Gebrauch von Marihuana und ernsten mentalen Problemen erlauben würden.» Professor *Norman Zinberg* von Harvard wies darauf hin, dass die Kolansky-Moore-Befunde sowohl auf Biertrinker wie auch auf Marihuana-Raucher angewandt werden können, und der Psychiater *Joel Fort* aus San Francisco sagte, dass die Studie «ungenaue und aufrührerische Aussagen» enthalte, wie auch «amateurhafte gesellschaftliche Kritik, die aus der Feder von Vize-Präsident Agnews Speechwriters hätte stammen können».

Die Kommissions-Mitglieder, die den Kongress darüber zu beraten haben, ob Marihuana legalisiert werden soll oder nicht, waren von den Aussagen von Kolansky und Moore beeindruckt.
(Time, 31.5.1971)

körperliche Abhängigkeit kommt, die bei Cannabis nicht festgestellt werden konnte, obwohl danach gesucht wurde. Die Gefahren von Lungenschäden durch Kondensat sind bei Hanf erheblich grösser als bei Tabak, doch wird diese Tatsache dadurch relativiert, dass im Normalfall ja wesentlich weniger Cannabis konsumiert wird als Tabak. Unterm Strich kommt dann die Gefährlichkeit auf dasselbe Level.

Eindeutig gefährlich ist Cannabis für Personen mit neurotischer oder gar psychotischer Disposition, doch das gilt für jedes Rauschmittel und auch für viele Pharmaka. Auch in diesem Punkt nimmt Hanf keine Sonderstellung ein.

Ebenfalls für alle Rauschmittel, die nicht körperlich abhängig machen, ist die Gefahr einer Veränderung der Persönlichkeit bei übermässigem Gebrauch (=Missbrauch) gegeben. Auch hier liess sich eine besondere Gefährlichkeit des Hanfes bislang nicht nachweisen.

Womit hier die klassische Formulierung «noch nicht» genügend gewürdigt wurde. Was sagt sie? Dass über Hanf zuwenig geforscht worden sei, darf niemand behaupten, der die schier unübersehbare Menge Literatur zum Thema kennt. Keine andere Droge wurde so intensiv nach «möglichen Schäden» untersucht. Dennoch konnten keine gefunden werden, die eine über den Alkohol hinausgehende Gefährlichkeit zeigen. Verdachts-Kataloge und «Könnte»-Sammlungen mögen zwar geeignete Grundlagen für staatsanwaltliche Plädoyers sein, haben aber wissenschaftlich nur zweifelhaften Wert.

Eine Erforschung des Hanfes für pharmakologische Zwecke wurde im Vergleich zu anderen Untersuchungen nur sehr spärlich betrieben. In den USA liefen und laufen Versuche, denen zufolge Hanf gewisse Erfolge bei der Behandlung von grünem Star verspricht, doch die Resultate sind nicht sehr gesichert. Auch die Anwendung von Hanf in der asiatischen Medizin, z.B. den ayurvedischen Schulen, die auf Gebieten der Internistik (Magen-Darm), Gynäkologie und Gerontologie dem Westen oft überlegen sind, wurde von unserer Medizin noch nicht ausreichend erforscht. Es fehlt, heisst es, dafür an Geld.

Da dieses für Forschungsvorhaben hinsichtlich ideologischer Bewertung des Hanfes ausreichend vorhanden scheint, ist der Verdacht nicht abwegig, auch auf diesem Gebiet werde die Wissenschaft zu politischen Zwecken missbraucht.



9. EINSTIEGSDROGE? AUSSTIEGSDROGE?

Der erfassbare Rausch

Markige Worte, als Argument nicht von der Hand zu weisen. Da Herr Heckmann dies allerdings als «moralische Vorbemerkung» zur Cannabis-Diskussion verstanden wissen möchte, muss die Frage gestellt werden, ob diese schöne Moral nicht eine sehr selektive ist, frei nach Popper: eine Stückwerk-Moral. Aber auf diese folgt auch noch eine «politische Vorbemerkung»: «Es gibt in diesem Land für jede Verrücktheit eine Lobby ... so jetzt auch für die Liberalisierung der Betäubungsmittel-Gesetze.» Und jetzt fehlt was, Herr Heckmann, beispielsweise die dpa-Meldung vom 15. Januar 1981: «Walter Scheel ... würdigte bei der Entgegennahme des deutschen Weinkulturpreises 1980 in Bremen die Vorzüge des Rebensaftes: Er bringe die Menschen einander näher.» Leider hat sich der Herr nicht zu den Problemen des fortgeschrittenen Alkoholismus geäussert, obwohl er vielleicht auch dazu berufen wäre. Und wenn Politiker ihre Schwäche für bayrisches Starkbier feiern, fehlen leider auch die Berber in den Passagen, die Alkoholiker aus der Klinik und die Leberzirrhosen aus dem Leichenhaus. Was ist da plötzlich mit den Drogenbeauftragten los? Wo bleiben da die gewohnten moralischen Vorbemerkungen und Fussnoten?

So zu fragen, ist ungerecht. Die unterschiedliche Gefährlichkeit von Alkohol und Haschisch hat schon 1971 die weiland Gesundheitsministerin Käthe Strobel auf einen bezaubernden Nenner gebracht: «Alkohol wird *genossen, um die Stimmung zu heben*, während es den Haschern *auf den Rausch ankommt.*» Ein feiner, ein moralischer Unterschied.

Eine solche Ausgangssituation erschwert Untersuchungen. Bei einer legalen Droge wie Alkohol lässt sich relativ mühelos eine feine Skala unterschiedlicher Gebraucher anhand ihrer Trinkgewohnheiten ausarbeiten. Bei der illegalen Droge Hanf wird jedoch nur sehr selten zwischen den Gebrauchsmustern unterschieden, und viele neigen dazu, den Pegel «Rausch» sehr niedrig anzusetzen. Die Stadien «leicht angeheitert» bis «an der Grenze zum Rausch (noch voll reaktionsfähig, aber mit Willensanstrengung)» werden nur sehr, sehr selten erfasst. Die Räusche seien zu unterschiedlich, heisst es gelegentlich zur Entschuldigung, doch Studien aus den USA und Grossbritannien zeigen, dass dem nicht ganz so ist.

Aus wieder anderen Gründen sind die «offiziellen Zahlen»

«Über die Legalisierung von Cannabis sollte nur sprechen, wer zwei Sorten von Kiffern von nahem gesehen hat: den Dauerkiffer, der den ganzen Tag ein Pfeifchen nach dem anderen raucht, den Jugendlichen, der verzweifelt versucht, wieder aufzuhören, aber ‹nicht kann›. Wer gelegentlich mal einen Joint durchzieht oder aus der Entfernung soziologisch argumentiert, sollte sich aus der Diskussion heraushalten, denn er weiss nicht, wovon er spricht.»
(Berlins damaliger Drogenbeauftragter Heckmann, 1979, mittlerweile auf einen Lehrstuhl entschwebt.)



Vorbilder der Jugend beim Genuss einer Gesellschaftsdroge *(Der Spiegel 11/1982)*

zweifelhaft. Da Hanf illegal ist, bekennen sich viele Kiffer aus begreiflichen Gründen nicht zu ihrem Laster, und die es dennoch tun, werden dazu neigen, die Sache zu sensationalisieren. Die Frage: «Was empfindest du dabei?» provoziert bereits durch ihre Formulierung zu pointierten bis übertreibenden Antworten. Hinzu kommt als weiteres: Auch wer über den Durst getrunken hat, wird gerne sagen: «Ich bin nicht betrunken.» Wer kifft, und der Stoff existiert ja nicht in einem Supermarkt-Übermass, neigt hingegen gerne dazu, auch in einem sehr frühen Stadium des Rausches «Ich bin gut angetörnt» zu sagen.

So bleibt bei allen, auch den vergleichenden Studien ein relativ grosser Unsicherheitsfaktor, wobei viele Indizien darauf hindeuten, dass die Rauscheffekte von Hanf höher eingeschätzt, bzw. dass hier a priori von einem sehr niederen «Rauschlevel» ausgegangen wird. Die Problematisierungs-Gefahr gilt auch hier und aus ähnlichen Gründen wie bei den Studien des vorigen Kapitels. Die Selbsteinschätzung des Forschers, die Spur eines Problems auf noch nicht begangenen Wegen zu verfolgen, verleitet immer zu Übertreibungen.

Seit der Hanf in den USA als «Mörderdroge» installiert wurde, galt stets ein besonderes Interesse der Frage, wieweit die Sache kriminogen ist. Unter der Voraussetzung, dass ja bereits die Konsumenten kriminalisiert sind, ist sie nicht zu beantworten, aber es gibt mittlerweile Landstriche westlicher Zivilisation, wo unter relativ «neutralen» Voraussetzungen beobachtet werden kann. Seit dem 1. Januar 1976 ist in Kalifornien der Besitz von einer Unze Marihuana straffrei, und vor den Gerichten wird Alkoholisierung und Bekifftsein gleich behandelt. Seither wird auch der Anteil von Drogen in der Statistik der aufgeklärten Verbrechen vermerkt, wobei allerdings anzumerken ist, dass Hanf nicht oder nur sehr selten im Organismus nachgewiesen werden konnte, diesbezügliche Auskünfte also von den Tätern stammen. Dasselbe gilt übrigens auch für einige Pharmaka. Vorausgestellt werden muss ausserdem die Einschätzung der kalifornischen Gesundheitsbehörde, den Drogenkonsum betreffend. Dementsprechend haben:

regelmäßige Alkoholerfahrung	– 65% der Gesamtbevölkerung
regelmäßige Marihuana-Erlebnisse	– 32%
gelegentliche Marihuana-Törns	– 53%
andere Drogenerfahrung (LSD, Kokain)	– 16%
Opiaterfahrung	– 12%
Opiat-Abhängigkeit	– 2%
Pharmaka-Missbrauch	– 14%

Dass als Summe 194 Prozent herauskommen, erklärt sich aus der Politoxikomanie vieler Befragter, zu deutsch daraus, dass viele Menschen mehrere Drogen konsumieren.

«Stellt Euch vor ...»

Das Bild der «Haschischraucherin» und des «Haschischrauchers». Um das Bild (Image) der «Haschischraucherin und des Haschischrauchers bei Gymnasiasten zu untersuchen, wurde Mitte 1975 allen Schülerinnen und Schülern der 12. Klassen von vier Solinger Gymnasien die oben erwähnte Liste mit 22 Eigenschaftspaaren vorgelegt mit der Bitte, anzugeben, in welcher Ausprägung jedes Eigenschaftspaar nach ihrer Meinung auf die «Haschischraucherin» bzw. auf den «Haschischraucher» zuträfe.

294 Gymnasiasten, davon 169 weibliche und 125 männliche im Durchschnittsalter von 18 Jahren gaben verwertbar ausgefüllte Listen zurück.

Nach der Abweichungsstärke des Beurteilungsmittelwertes vom neutralen Mittelpunkt zwischen den Eigenschaftspaaren geordnet, beurteilten die befragten Gymnasiasten die Haschischraucherin als zwanglos, nachlässig, erfolglos, unüberlegt, weiblich, empfindlich, ungewöhnlich, theoretisch (unpraktisch), liberal, unterwürfig, sorglos, leise, nachgiebig, leidenschaftlich (unbeherrscht), vielschichtig, schweigsam etc. und den Haschischraucher als nachlässig, zwanglos, erfolglos, unüberlegt, ungewöhnlich, empfindlich, theoretisch (unpraktisch), sorglos, liberal, schweigsam, unterwürfig, vielschichtig, leise, nachgiebig, leidenschaftlich (unbeherrscht) etc. Danach lässt sich sagen, dass das Bild der Haschischraucherin, ebenso wie das des Haschischrauchers, bei den Solinger Gymnasiasten das Bild einer «passiven, liberalen, unpraktischen, erfolglosen Person» ist.

Die Schüler mit den schlechten Leistungen sahen die Haschisch-

Der Anteil von Drogen in der Kriminalitätsstatistik von fünf Jahren, bis 31.12.1980, betrug, wieder in Prozent:

	Alkohol	Hanf	Andere	Opiate	Pharmaka
Mord/Totschlag	51	0	2	3	2
Sexualdelikte	46	0,1	5	0	3
Raub	38	0,6	1	21	–
Einbruch	21	1,2	3	23	–
Diebstahl	24	2,5	3	24	–

Dass Hanf im Verhältnis zu seiner Konsumhäufigkeit in der Kriminalitätsstatistik so niedrig zu Buche schlägt, lässt sich mit der sonst gerne angeführten «passivierenden Wirkung» der Droge nicht allein erklären. Kiffer scheinen tatsächlich harmloser zu sein, als man glaubt.

Den Vorteil verminderter Zurechnungsfähigkeit in solchen Angelegenheiten scheint jedenfalls die Gruppe, die sich selbst als Opiatabhängige bezeichnet, häufiger in Anspruch zu nehmen. Überhaupt müssen solche Statistiken relativiert gelesen werden. Dass sich 2 Prozent der Bevölkerung als Junkies bezeichnen, mag damit zusammenhängen, dass Opiatabhängigkeit zum Zeitpunkt der Erhebung wohlfahrtsberechtigt war. Bei einer Reihe von Delikten wurde auch der mögliche Anteil von Pharmaka nicht erfasst. Aber die Frage, ob Hanf kriminogen oder kriminalitätsfördernd wirken könne, wird deutlich beantwortet. Wäre er es in demselben Mass wie die «gesellschaftlich akzeptierte» Droge Alkohol, müsste er bei Gewaltverbrechen, gemessen an seinen regelmässigen Gebrauchern, mit 26 und 23 Prozent zu Buche schlagen. So aber bleiben nur 0 und 0,1. Die zugrundeliegende Kriminalstatistik mit 42000 Verbrechen pro Jahr auf je 100000 Einwohner unterscheidet sich übrigens nicht von der BRDigen.

Drogengebrauch in den 60er Jahren bei der gesamten Woodstock Nation

Droge	% die regelmässig oder während längerer Zeit davon nahmen	% die häufig davon nahmen	% die manchmal davon nahmen	% die nur 1- oder 2mal davon nahmen	% die nie davon nahmen
LSD	14	12	19	12	42
Kokain	2	4	14	16	62
Hustensirup	1	4	16	21	56
Beruhigungsmittel (Barbiturate)	3	6	15	18	56
Klebstoffe	1	1	2	7	87
Grass (Marihuana)	43	19	18	6	13
Haschisch	17	23	26	10	21
Haschisch-Öl	4	6	14	16	58
Heroin	2	1	3	9	83
Meskalin	5	13	19	17	45
Opium	1	3	12	24	58
PCP (Angel-Dust)	1	1	4	13	78
Peyote	2	3	11	19	65
Qaaludes	1	2	7	10	78
Speed (Amphetamine)	11	9	22	17	40

raucherin und den Haschischraucher als liberaler an als die anderen Schüler. Die Schüler mit den guten Schulleistungen sahen sie als theoretischer an als die anderen Schüler.

Lediglich die Gymnasiastinnen, die selber häufig Haschisch rauchen, haben ein qualitativ unterschiedliches Bild vom Haschischraucher, nämlich das einer konservativen, herrschsüchtigen, grausamen Person, die unpraktisch und unüberlegt ist.

(M.K. Malhotra, Rauschmittelkonsumenten im Urteil der Gymnasiasten, Suchtgefahren 24/1978)

Bei allen Kontroversen um die Gefahren von Cannabis ging es hauptsächlich um die Behauptungen, dass sein Gebrauch zur Opium-Sucht und zu kriminellem Verhalten führt. Diesen Aspekt haben wir bei der Untersuchung der Fachliteratur über Erfahrungen im Vereinigten Königreich besonders berücksichtigt.

Bisher stützten sich Diskussionen über das Problem des «Umsteigens» von Cannabis auf Heroin hauptsächlich auf Beweise retrospektiver Untersuchungen, d.h. die Vorstadien bei Heroin-Konsumenten. Nach Lage der Dinge können solche Beweise niemals relevant sein.

Derartige retrospektive Untersuchungen (denen ausserdem im allgemeinen eher amerikanische als englische Erfahrungen zugrunde liegen) beweisen nicht mehr als: dass viele Heroin-Süchtige vorher andere Drogen, einschliesslich Cannabis, ausprobiert haben.

Die meisten Beobachter sehen keinen pharmakologischen Einfluss, der den Cannabis-Raucher dazu veranlasste, zu anderen Drogen überzugehen, und suchen nach anderen Erklärungen. Einige führen den Übergang darauf zurück, dass Cannabis-Konsumenten, um ihren «Stoff» zu erhalten, zwangsläufig mit der kriminellen Unterwelt in Verbindung treten müssen, wo auch Opiate gehandelt werden. Laut Aussage unse-

rer Zeugen erhält man Cannabis in diesem Land allerdings nicht ausschliesslich an den Versorgungsstellen für Heroin oder ähnliches.

Aufgrund weltweiter Befunde kann man eindeutig behaupten, dass Cannabis-Gebrauch nicht zu Heroin-Sucht führt.

(Der Britische Cannabis-Report von 1968)

Die Einstiegsdroge zur Einstiegsdroge: Porno und Hasch
Reizüberflutung kann zur Drogensucht führen

In dem Bändchen «Porno und Hasch» der Herder-Bücherei vertritt der Kölner Arzt Dr. Hermann Dobbelstein die These, dass die Pornowelle u.a. auch für die Haschwelle verantwortlich zu machen sei. Bei einem gewissen Teil der Bevölkerung, nicht zuletzt bei so manchem pubertierenden Jugendlichen, rufe die pornographische Reizüberflutung eine seelische Umstimmung hervor; dies führe leicht zur Isolierung, dann zu entsprechenden Gruppenbildungen und – auch zur Droge.

(Rheinischer Merkur, 4.2.1972)

«Die psychische Abhängigkeit ... ist bei Haschisch eher noch stärker als bei Heroin, da der Konsum nicht mit der Angst vor Schmerzen verbunden ist. Die Schwierigkeiten einer oft langjährigen Entzugstherapie bei Haschisch-Konsumenten, die sich von der Droge lösen wollen, zeigen deutlich die Probleme der psychischen Abhängigkeit.»

(wiederum Heckmann)



Die Problematik ist dieselbe wie bei Alkohol. Auch bei diesem, als Volksdroge akzeptierten Stoff, beruhen Untersuchungen über «typische Folgen» auf dem Studium verhältnismässig kleiner Gruppen, die vor dem riesigen Hintergrund der Normalkonsumenten wieder eher atypisch erscheinen. Die Unbedenklichkeit mässigen Konsums wird kaum in Frage gestellt, und nicht einmal die schreckliche Zahl von 1,5 Millionen Alkoholkranken wird ursächlich auf Alkohol zurückgeführt, sondern auf soziale Begleitumstände, die den Griff zur Droge gefährlich machten. Auch bei Hanf wären mehr Fragen geboten, als gestellt werden. Nahezu alle Untersuchungen gehen von eher atypischen Konsumenten aus, nämlich jenen, die mit der Droge nicht zurande kommen, und sie suchen eine Potenz der Droge, die sie nicht haben kann: die Droge als mehr oder minder Alleinschuldigen an einem Komplex.

Wenn beispielsweise Täschner in Zusammenhang auf eine liberalere Politik gestellte Überlegungen mit dem Satz kontert, die «Beweislast» liege «bei der Droge selbst», fehlen sämtliche Fragen, die jeder Psychologe bei «Abweichungen vom Normalverhalten» stellen müsste, angefangen von denen nach persönlicher Grunddisposition und nach sozialem Umfeld. Wenn sich Täschner nicht unterstellen lassen will, Grundregeln seines Handwerks nicht zu kennen, darf zumindest Manipulation vermutet werden.

Ist aber, unter Berücksichtigung des Gebots vorsichtiger Differenzierung, der Rausch durch ein weitverbreitetes Mittel überhaupt erfassbar? Ich persönlich würde verneinen.

Psychische Abhängigkeit

Das muss man zweimal lesen und noch öfter, um zu begreifen, was da der hauptamtliche Drogenbeauftragter der Stadt mit dem grössten Heroinproblem von sich gibt, nebstbei auch ein diplomierter Psychologe, der nun auf Professor macht. Es kann ja sein, dass der Mann nichts davon versteht, aber warum behauptet er dann derlei? Nirgendwo im deutschen Sprachkreis gibt es eine Institution, die sich mit Cannabis-Entzugstherapie befasst.

Sicher: Der arme Mann wurde von seinen Brötchengebern an die Front der Drogendiskussion geschickt, um eventuellen Aufweichungen vorzubeugen. Aber darüber hinaus erscheint er auch als Gefangener einer fixen Idee, die gerade für Hanf ausgetüftelt wurde und auch ohne diesen Anlass eine fragwürdige wäre. Und wer an einen solchen Begriff wie «psychische Abhängigkeit» glaubt, der wird davon abhängig.

Die Definition des Begriffs ist bewusst vage, weder klinisch noch sonst wissenschaftlich demonstrierbar, dafür aber ein

vollmundig klingendes Argument mit eindeutig negativer Verständnisposition. Was besagt er auf deutsch? Dass man eine Sache mag, schätzt usw., und dass man das Fehlen dieser Sache als Fehlen empfindet. Mehr nicht? Mehr nicht.

Ja, wovon bin beispielsweise ich psychisch abhängig? Also zunächst einmal von Liebe. Ohne die fühle ich mich ganz schön kalt und leer. Bin ich nun liebessüchtig? Zweifellos, obwohl man auch in diesem Fall die Dosis zum Kriterium machen könnte, die ich brauche. Aber ich bin zugegeben so psychisch abhängig, dass ich um keinen Preis darauf verzichten möchte. Welche Therapie möchte mir Herr Heckmann da empfehlen? Langjährigen Entzug? Ich würde mich umbringen, ehe er mich von meinem Leiden heilen kann. Da sieht man, wie schlimm Liebe ist, den passenden Definitionsbegriff vorausgesetzt.

Wovon bin ich's noch? Vom Staat zweifellos nicht; da sind die Abhängigkeiten schon handfesterer Art. Aber wäre ich's im frommen Sinn psychisch, würde mir niemand einen Entzug empfehlen, es sei denn ein Anarchist. Von einer komfortablen Umgebung? Zweifellos, davon leben ganze Industrien, und auch meine psychische Abhängigkeit von gutem Essen, von gutem, nicht irgendeinem wohlgemerkt, hat schon viele Dealer bereichert, ohne dass ich deshalb ein Therapiefall wäre. Und ich muss auch zugeben, dass solche psychischen Abhängigkeiten auf jeden Fall stärker sind als von einer Sache, von deren Schaden ich überzeugt bin. Aber leider bin ich ja auch Raucher.

Ob ich mich lustig machen will? Jein, denn psychische Abhängigkeit von Drogen im Sinn der WHO ist ein eigenes Kapitel Problematik, wenn auch nicht so schön kantianisch als Abhängigkeit *an sich.* Wir leben mit so unendlich vielen psychischen Abhängigkeiten, dass es auf ein paar mehr auch nicht mehr ankäme. Aber hier muss die Frage gestellt werden, was mir eine Droge gibt. Darüber, dass ein Rausch keine Wirklichkeit schafft, herrscht ja Einigkeit. Dass aber allzuviel Rausch eine meist nicht schöne Wirklichkeit schaffen hilft, liegt nicht an einer Droge allein. Anders herum: Wie wenig muss jemand von der Welt geboten bekommen haben, dass ihm eine Droge zur Allerliebsten wird?

Hier muss also nach dem Mass gefragt werden. Nimmt im Rahmen unserer vielen Abhängigkeiten die von einer Droge einen zentralen Raum ein, frisst sich diese Faszination der Droge krebsartig durch immer weitere Lebensbereiche, ist Alarm angebracht. Dann wird das Geschenk des Rausches zu gewichtig gesehen, und diese Fehleinschätzung kann gefährliche Folgen haben. Dann ist behutsame therapeutische Begleitung nötig, weil da die Faszination der Droge die Wahrnehmung der Umwelt scheuklappenartig verengt. Und es ist auch



Diese psychische «Sucht nach Haschisch» könne allenfalls als eine Art Sehnsucht umschrieben werden, einer bestimmten sozialen Gruppe anzugehören. Nach den Bonner Beobachtungen ist das Problem der psychischen Abhängigkeit bei Haschisch im ganzen jedoch nicht grösser, als bei Kaffee und Nikotin, und vermutlich kleiner als die verbreitete Abhängigkeit von handelsüblichen Schmerzmitteln.

(E. Wagner, EduMed-Pressedienst 1.9.1971)



Obschon es zu keiner körperlichen Sucht führt, kann es zu einer psychologischen Abhängigkeit der Droge kommen. Marihuana kann bestehende emotionelle Probleme vertiefen. Die bekannteste negative emotionelle Auswirkung ist eine «Reaktion von akuter Panik», während welcher die Gebraucher verängstigt und paranoid werden, und es so zu einer Hospitalisation kommen kann. 1978 wurden etwa 10000 Personen wegen negativer Reaktionen auf Marihuana in Notfall-Stationen behandelt.

(New York Times, 21.5.1980. Nach Regierungs-Auskunft wurden 1978 allerdings in den USA nur 62 Personen wegen Marihuana «notbehandelt», und bei der gegebenen Interessenlage hätte man schon gerne eine höhere Zahl gemeldet.)



Appetit auf das Nirvana:

Es ist wiederholt behauptet worden, dass – im Gegensatz zu den Opiaten – der Genuss von Marihuana zu plötzlichen «unprovozierten», brutalen Angriffen auf andere, ja zur Tötung führt. Die Möglichkeit eines solchen Einflusses von Marihuana lässt sich nicht einfach verneinen. Es wirkt ja gewöhnlich in Zigaretten («reefers») geraucht und inhaliert, zunächst erregend und enthemmend, bis allmählich eine schläfrige Phase einsetzt. Für die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten haben wiederholte Untersuchungen einen kausalen Zusammenhang zwischen Genuss von Marihuana und Totschlag jedenfalls nicht nachweisen können.

Ein Grund für dieses negative Ergebnis mag in der relativ geringen Zahl von 5000 habituellen Marihuanarauchern liegen.

Die wesentliche Gefahr von Marihuana in den USA liegt darin, dass es in Menschen von süchtiger Persönlichkeitsartung wohl den Appetit auf das Nirvana der Sucht weckt, aber nicht stillt, und dass die Betreffenden dann zum Heroin hinüberwechseln.

(W. O. Jahrreiss, Beobachtungen in den USA, Stuttgart 1964)



zu fragen: Wird die Droge von ihrem Verwender möglicherweise falsch «selbstmedikatiert», als (unzulängliches und gefährliches) «Heilmittel» gegen seelisches Leid gesehen?

Dies gilt jedoch für *alle* Drogen. Im Mittelalter noch galt der Rausch als heilig und war auch immer ein Teil des Heilungsprozesses. Unsere Drogenmoral ist säkularisiert und, was die legalen Drogen betrifft, in ihrer gesellschaftlichen Bedeutung von der Werbebranche definiert. Unter diesen Voraussetzungen ist die Verheissung von Drogen, seelische Heilmittel zu sein, immer verhängnisvoll. Zwischen dem schön unschuldigen Rat eines Trinkliedes – «Schütt' deine Sorgen in ein Gläschen Wein» – und den 1,5 Millionen schwer Alkoholkranken der BRD besteht ein direkter Zusammenhang. Dieselbe Gefahr geht von einer Unzahl Medikamente aus, und sie gilt natürlich auch für Hanf.

Vor diesem Hintergrund ist es verhängnisvollste Rosstäuscherei, einen Begriff wie «psychische Abhängigkeit» einzubringen und an einer Droge festzumachen. Die Gefahr geht nicht von irgendeiner Droge aus, sondern von unserer gesellschaftlichen Erwartungshaltung an die Wirkungsmöglichkeit von Drogen, und damit sind alle gemeint, denn Sekundärfolgen zählen an diesem Punkt für den Konsumenten noch lange nicht.

Diese von angemeldeten Wissenschaftlern immer wieder betriebene Betrugsform hat zu einer Reihe höchst gefährlicher Fehlschlüsse geführt. Um nur einen Preis für die Dämonisierung des Hanfes zu erwähnen: da die Erfahrung mühelos zu machen ist, dass Hanf von allen illegalen Drogen am wenigsten «knallt», entstand in der Szene der späten Sechziger auch der lebensgefährliche Spruch «Heroin hält, was Haschisch verspricht». Natürlich wurde dieser Wahnsinn immer wieder als Argument für die Domino-Theorie angeführt, statt dass sich beispielsweise Herr Keup gefragt hätte, wie hoch sein Anteil an diesem Wahnsinn war. Feedback.

Woran kann das liegen, dass beispielsweise ein Psychiater verheisst, endlich einmal die Psychopharmakologie von Hanf zu erklären, und dann nur seitenweise ideologische Schlagabtäusche mit Kollegen aus anderen Sachgebieten liefert? Die Absicht ist klar: Hier soll Politikern «Entscheidungshilfe» geliefert werden, und manche Gutachten wurden ja aus diesen Gründen sogar bestellt.

Nicht grundlos steht in den meisten Verfassungen sich demokratisch gebender Staaten die Freiheit von Wissenschaft und Lehre festgeschrieben. Und nicht grundlos stellen Politiker, die sich verkaufen wollen, immer wieder die Wissenschaftsorientiertheit politischer Entscheidungen in den Diskussionsraum. Tatsächlich aber ist derlei nur eine schöne Illusion. Schon längst folgen die meisten Wissenschaftler den

politischen Zügen wie die Geier den mittelalterlichen Armeen, gerade noch gut, den angerichteten Schaden klinisch argumentierend scheinbar zu bereinigen. Die Folgen sind dementsprechend schrecklich: Gefangen in den aus Opportunität entwickelten Hirngespinsten, werden immer wildere Theorien entwickelt, und die vor Augen liegende Katastrophe hat natürlich nichts mit der eigenen Mitverantwortung zu tun. Keines der angeblich gesicherten Gutachten hatte länger Bestand als den kurzen Sommer, den politische Instanzen damit zu tanzen beliebten, aber jedes forderte Opfer. Hat sich auch nur ein Psychiater jemals gefragt, was er in der Seele eines jungen Menschen angerichtet hat, den er «wegen Haschischsucht» in seiner Anstalt zwangsbehandelt hat? Mittlerweile weiss er ja, dass es sie nicht gibt. Aber: Wie hat er damals behandelt? Der Herr Oberarzt Burchard aus Hamburg sagt: «Nach dem damaligen Stand der Wissenschaft ...» Damit glaubt er sich aus der Verantwortung. Die Ärmsten, die in seine Hände fielen, bekamen schwerste Psychopharmaka eingepumpt, deren Schädlichkeit ebenfalls lange feststeht, sie wurden mit schwer seelisch Erkrankten zusammengesperrt und erfuhren die Demütigung völliger Entmündigung. Herr Burchard meint, «so ein Schockerlebnis» habe heilsam wirken können. Ich würde den Schaden, der da angerichtet wurde, auf jeden Fall höher schätzen als den durch alle gerauchten Joints. Da jedoch ein Grossteil der Bevölkerung vor den Leuchten der Wissenschaft noch jenen gläubigen Respekt hat, den die Medizinmänner der Urzeit um sich zu verbreiten wussten, ist wissenschaftlicher Pfusch nicht nur in der Branche ein Kavaliersdelikt.

Am Begriff der «psychischen Abhängigkeit» wird die Verbogenheit am deutlichsten: In einer Gesellschaft, deren kommerzielle Nutzniesser von der Erzeugung psychischer Abhängigkeiten leben, ohne deshalb auch nur kritisiert werden zu dürfen, wird dieser Begriff als letztes Argument politischer Kurzatmigkeit in die Arena gehetzt. Weil die Sache, derzuliebe er geschaffen wurde, eine höhererseits ungeliebte ist. Nicht über die allen Drogen innewohnende Bedenklichkeit wird gesprochen, nicht über unser gefährliches Drogenbewusstsein, sondern, nun ja, über Hanf, als wäre er allein der Teufel, den auszutreiben das Paradies bescheren würde. Und um die Sache nur ja schön hinzukriegen, melden sich auch gelegentlich hauptamtliche Drogenfreaks mit der Erkenntnis, Hanf könne ja als noch gefährlicher gesehen werden als Heroin samt seinen Toten.



Duncan hat zwei Gruppen von Heroin-Süchtigen untersucht; die eine holte er sich aus einem Gefängnis, die andere aus einer *«methadone clinic»* (dort wird versucht, Süchtige von Heroin auf das weniger gefährliche Polamidon, englisch «methadone», umzustellen). Duncan hat die Rauschmittel-Gewohnheiten der von ihm untersuchten Menschen Schritt für Schritt rekonstruiert. 73 Prozent der Heroin-Süchtigen hatten mit Alkohol angefangen; Marihuana war nur bei einer ganz kleinen Gruppe die Einstiegs-Droge. Marihuana wurde auch nur ganz selten als die Vorzugs-Droge angegeben.

(Norman Zinberg: Wie gefährlich ist es wirklich?, Psychologie heute, 5/1977)

Einen kritischen Umgang mit oft fragwürdigen Daten in der «Drogenpolitik» empfahl der Giessener Kriminologe Prof. Arthur Kreuzer.

Entschieden stellte er die «Schrittmacher-These» in Frage, nach der Haschisch die Einstiegsdroge für Heroin ist.

Zwar hätten die meisten Heroinsüchtigen zunächst Haschisch genommen, jedoch würden nur weit unter fünf Prozent der Haschisch-Raucher letztlich Heroin spritzen. Kreuzer verlangte bei solchen Schrittmacher-Überlegungen dann auch die legalen Drogen einzubeziehen, wobei man zu dem Ergebnis käme, dass alle Heroinsüchtigen einmal Zigaretten geraucht hätten!

(Süddeutsche Zeitung, 25.5.1981)

«Ich *glaube,* dass Haschisch abhängig macht. Es wird eine *Sucht auf die angestrebte Bewusstseinserweiterung* gebildet. Das Verlangen nach einer Droge, die aus der Sicht ihrer Benutzer ein schönes Erlebnis ermöglicht, wird durch den Gebrauch gestärkt. Das führt zu *Begleiterscheinungen,* die wir *speziell bei Jugendlichen weder wünschen noch dulden.»*

(Frau BRD-Gesundheitsminister Huber, Der Spiegel, 14. 1. 1980)







(Gerhard Seyfried, Wo soll das alles enden? Berlin 1978)

Motivierte Syndrome

Niemand würde sich heute mehr des Herrn Rittberger erinnern, fiele nicht sein Name gelegentlich in Zusammenhang mit Eiskunstlauf, meist verbunden mit «zweifach» und «dreifach». Da Herr Rittberger ein Sportler war und kein Wissenschaftler, möchten wir annehmen, dass sein Ehrgeiz eher einer momentanen Berühmtheit galt, und dass der nach ihm bleibend benannte Sprung eine für damalige Verhältnisse fortschrittliche Leistung war. Die Nachwelt flicht Sportlern und Mimen nur selten Kränze; wer seinen Ehrgeiz im Elfenbeinturm züchtet, hofft jedoch immer, sein geistiger Schweiss werde auf die Flaschen der Ewigkeit gezogen. Es lockt ja schon die Tatsache, dass infolge einer präzisen Beschreibung der Pflanze Herrn Linnés Name unsterblich mit dem Hanf verbunden blieb.

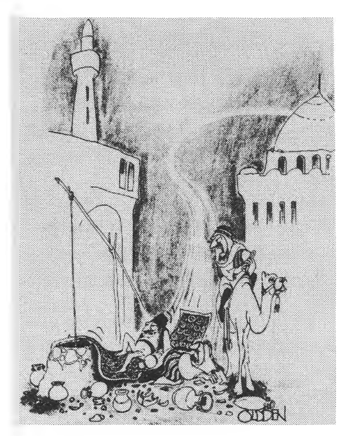
So einfach ist heute solcher Ruhm nicht mehr erwerbbar, auch nicht bei Hanf, und daher muss sich schon Konkurrenzloses einfallen lassen, wer auf haltbares Profil spekuliert. Diese schlichte Tatsache bescherte uns in den letzten Jahren einige erstaunliche Krankheits-Symptome, jeweils von einem einzigen Herrn festgestellt, und von Kollegen höflichst als Möglichkeit erwähnt, natürlich mit Namensnennung. Da sie hinsichtlich dessen, was beispielsweise Frau Huber nicht dulden will, äusserst verwendbar sind, werden die Entdecker auch von Politikern gerne zitiert. Zu mehr scheinen die Entdeckungen allerdings nicht geeignet. Sie sind nämlich entsetzlich allgemeiner Natur, was Ursachen und Auswirkungen betrifft, und originell ist nur, dass sie diesmal auf Hanf, ganz alleine auf Hanf zurückgeführt werden.

Kleine Ehrenliste gefällig?

Die Herren S. Cohen und D. P. Ferraro entdeckten 1980 auftrags der US-Regierung, dass Hanf in höheren Dosen «das Kurzzeitgedächtnis unterbricht und wahrscheinlich auch die Übertragung vom Kurzzeit- in den Langzeitgedächtnisspeicher». Von der schicken Computer-Sprache abgesehen: So what? Wer bereit ist, Hanf als Halluzinogen zu sehen, muss derlei geradezu erwarten, denn dann unterliegen die Rauscherlebnisse demselben Gesetz unserer Natur, die uns auch die meisten, allermeisten Träume schon am frühen Morgen vergessen lässt. Das ist gut so, denn sonst wären wir mehr mit unseren Träumen als mit der Verarbeitung unserer greifbaren Wirklichkeit beschäftigt. Auch zu den Rauscherlebnissen gehört, zumindest was legale Rauschmittel betrifft, die Gnade des Vergessens, was Rausch-Gedanken betrifft. Als unwirklicher Zustand, der ja auch von unserem «Unbewussten» so wahrgenommen wird, ist das Rauscherlebnis keine Angelegenheit unseres Langzeit-Gedächtnisses. Über die moralische

Bewertung dieses Phänomens sollen sich andere die Köpfe zerbrechen. Festzustellen ist: Das angeblich hanfspezifische Syndrom ist ein allgemeines Charakteristikum jedes Rausches. Bei Hanf ist es verhältnismässig milde ausgeprägt, im Vergleich zu dem «Filmriss» bei schwerem Alkoholkonsum oder dem zu Narkosezwecken eingesetzten Vollrausch durch Äther oder Chloroform.

Eine weitere Folgerung, in unzähligen Tests immer wieder bewiesen, ist die «eingeschränkte Fahrtauglichkeit» im Rauschzustand. Auch die gilt für jeden Rausch und ist bei Alkohol geringfügig grösser. Daraus ein Argument gegen Hanf drechseln zu wollen, ist jedoch ein wenig heiter. Bei unserem Wahnsinn von Strassenverkehr sollte doch als Grundregel gelten: Bitte nur nüchtern! Und das natürlich *auch* für Kiffer. Polizeitaktische Überlegungen sollten die Psychologen den dafür Zuständigen überlassen, es sei denn, sie verstehen sich als Propheten einer Weltreligion allgemeiner Verwaltung.



«Du sollst nicht bekifft fliegen, Abdullah!»
(The New Yorker, 1969)

Als der «Stern» einmal besonders gutes Dope hatte ...

Die Medizinstudentin Gisela Troge, 22, winkte fröhlich aus dem Wagenfenster, trat aufs Gaspedal und sauste auf den Geschicklichkeitskurs. Sie fuhr ein wenig in Schlangenlinien, riss den Wagen eckig durch die Kurven, liess sich manchmal über den Fahrbahnrand hinaustragen – so wie Betrunkene fahren, die 1,2 Promille im Blut haben. Doch Gisela Troge hatte kein Tröpfchen Alkohol getrunken. Sie hatte 3,2 Gramm Haschisch vom besten Grünen Pakistan geraucht.

Die Testfahrerin freute sich, als sei gar nichts passiert: «Das hat Spass gemacht. Ich hätte gern noch einen Zahn zugelegt und die Kutsche mal so richtig durch die Kurve gerissen, aber der Herr Möller (der im Fond die Messgeräte bediente) rief immer, ich solle den Wagen nicht zu Klumpen fahren.»

Die hübsche Studentin hatte vor zwei Jahren zum erstenmal gekifft. Damals nahm sie täglich ihren Joint, seit einem halben Jahr hascht sie nur noch selten, weil der Stoff inzwischen um das Doppelte teurer geworden ist. Wie sie, waren auch die anderen Testpersonen, insgesamt sechs Frauen und sechs Männer zwischen 21 und 29 Jahren und zumeist Studenten, bei Professor Luffs erstem Hasch-am-Steuer-Fahrversuch auf dem Verkehrsübungsplatz Oppenrod bei Giessen Gelegenheitshascher.

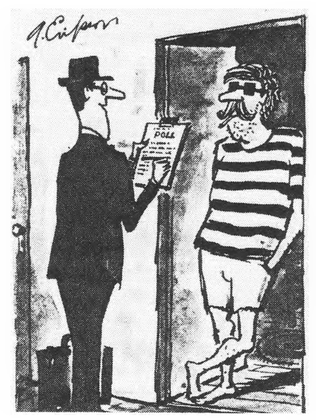
Nachdem die Teilnehmer an den beiden ersten Tagen das Programm ohne Hasch absolviert hatten, erhielten sie grünes pakistanisches Haschisch, von dem sie so viel rauchen konnten, bis sie «high» oder «stoned» waren. Die Mengen lagen im Durchschnitt bei etwa 3,5 Gramm Haschisch. Einige rauchten ihn aus der Tonpfeife, andere stopften ihn in eine Filterzigarette.

«Fahrer unter Haschischeinfluss», so Prof. Luff, «gehören nicht hinters Lenkrad. Sie befinden sich im Zustand der Trunkenheit, wenn man ihr Verhalten mit dem der alkoholisierten Fahrer vergleicht.»

Die 15 000 Polizeistreifenwagen in der Bundesrepublik, die immer mehr haschverdächtige Fahrer aufgreifen, werden allerdings noch lange warten müssen, bis sie ein Gerät bekommen, das – ähnlich wie die Drägertüte beim Alkohol – mit Sicherheit Haschisch nachweist. Nur bei abnorm schwerem Haschrausch gelangen Spuren durch die Niere in den Urin. Sie sind mit einem komplizierten Verfahren zu messen. Die Urinproben, die Prof. Luff seinen Testpersonen abnehmen liess, waren jedoch ausnahmslos negativ, obwohl man bei einem Haschkonsum von 3,5 Gramm von einem mittelstarken Rausch sprechen kann.

Selbst wenn es gelänge, mit noch unbekannten Verfahren Haschisch im Urin nachzuweisen, bliebe immer noch die Frage, wie die Polizei Fahrer und Fahrerinnen auf offener Strasse zu Wasser lassen soll.
(Stern, 14.11.1971. Anm.: Wieviel 3,5 g vom Besten sind, weiss jeder Kiffer. Und zweifellos wird er auch dann davon soviel rauchen, wie er nur kann. Dass man so bekifft nicht fahren soll, hat sich ja herumgesprochen. Nur: wissenschaftlich sind solche Tests wohl nicht.)

Dr. Kleiner: Meine Damen und Herren! Ich bin Nervenarzt, insbesonderheit Jugendpsychiater, Psychotherapeut und arbeite in einer Klinik. Ich betreibe seit etwa 10 Jahren einen gemeinnützigen Verein, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, wissenschaftliche Erkenntnisse in einem Informationskreis zu verbreiten. Ich bin Gründungsmitglied und Vorstandsmitglied der Deutschen Gesellschaft für Suchtforschung und Suchttherapie. Es mag Sie beruhigen, dass ich traditionell in einigen Details anderer Meinung bin.
(beim Bundestagshearing, 21.4.1980)



«Da haben wir nun also ein Ja, vier Nein und siebzehn ‹Was soll's?›»
(Playboy, 1967)

Im Hintergrund der folgenden Erläuterungen steht der Gedanke, dass hier Haschisch einer bestimmten Gruppe angeboten wurde. Es ist durchaus denkbar, dass sich bei anderen Persönlichkeitsstrukturen auch andere Wirkungen beobachten lassen, und es muss weiteren Untersuchungen überlassen bleiben, beispielsweise die Kombinationswirkung von Haschisch mit ganz bestimmten, ausgewählten Persönlichkeitsmerkmalen unabhängig von der jeweiligen Konsumentengruppe herauszufinden.

Herr Kleiner, ein Drogenguru eher lokaler Bedeutung, meldete sich mit der gern zitierten Erkenntnis: «Alkohol zerstört Persönlichkeiten, Haschisch hemmt die Ausreifung zur Persönlichkeit.» Wie das? Da kommt es doch sehr darauf an, wann wer und wie an eine Droge kommt, wiederum: an jede mögliche. Abgesehen davon, dass Reifeprozesse beim Menschen wie beim Camembert nur sehr relativ gesehen werden können, da sie Geschmacksfrage sind – viele Menschen, die sich für ausgereift halten, erscheinen mir eher als verklemmte Spiesser –, scheint Herrn Kleiner entgangen zu sein, dass jede Droge in jeder Alters- und Erfahrensklasse anders wirkt und nicht einmal dann generalisierbar. Natürlich: Jede Droge beeinflusst den Charakter, von dem wir doch hoffen wollen, dass er lebenslänglich entwicklungsfähig bleibt, nicht eines Tages reif wird, dann einmal überreif und schliesslich faul und fruchtbar. Und jedes Übermass einer Droge wirkt sich auf das aus, was so gern «nüchterne Urteilsfähigkeit» genannt wird. Aber dass auch diese nur auf jeweils gesellschaftlichen Übereinkünften beruht, sollte nicht vergessen werden.

Womit wir zu jenem Phänomen kommen, das, wie viele Kinder der amerikanischen Besatzung, gleich mehrere Väter hat. Es ist ja auch ein sehr komplexes Phänomen: «Teilnahmslosigkeit, Passivität *und Euphorie*». Die Rede ist vom *Amotivationalen Syndrom,* entdeckt 1963 von Herrn Murphy, USA, davon angeblich unabhängig von Herrn Kryspin-Exner, Wien 1971, auf neuesten Stand gebracht 1976 von Dornbush und Kollegen. Herr Täschner, der ja seine Zuständigkeit für die Behandlung nicht in Frage stellen lassen möchte, nennt es «ein durch Teilnahmslosigkeit, Passivität und das Gefühl des Wohlbefindens trotz *objektiv* vorliegender *Krankheit*serscheinungen gekennzeichnetes Zustandsbild, das *im Gefolge* des Cannabiskonsums nach längerer *oder* kürzerer Zeit eintritt». Dass diese Krankheit eine politische ist, ergibt sich verräterisch daraus, dass sie «in Ländern des orientalischen Kulturkreises, nicht aber in Mitteleuropa oder Nordamerika toleriert werden» könne. Es scheint sich also um eine NATO-Krankheit zu handeln, womöglich gar mit politisierenden Röteln verbunden.

Da ich mit mehr als 900 Cannabis-Konsumenten zu tun hatte und sie mit systematischer Neugier befragte, ist mir das amotivationale Syndrom bekannt. Sogar in der Szene ist die Kenntnis dieser Krankheit (objektiv Täschner) ausgeprägt. Da man sich dort jedoch nicht so wissenschaftlich fein ausdrückt, heisst dieses Syndrom auch «Null Bock», gelegentlich: «No future».

Da haben die Herren aber eine schöne Krankheit gefunden. Nun wissen wir wenigstens, warum unsere vielbeschworene

Jugend nichts von diesem ganzen Schmidtstraussgenscherkohl wissen will (Leser anderer Länder bitte die entsprechende Syndromatik einsetzen), obwohl der doch den «Dialog mit der Jugend» andauernd sucht, warum sie auch auf unsere Schulen gelegentlich null Bock haben und, wenn sie schon keine Arbeitsplätze finden, nicht einmal unsere Türken als Strassenkehrer ablösen wollen und stattdessen lieber herumhängen. Das ist eben die Folge des Hanfes, nicht wahr? Da wäre man versucht, als Heilmittel nicht Herrn Täschners Klinik vorzuschlagen, sondern gleich den Arbeitsdienst, am besten in gesicherten Lagern.

Spass beiseite: Wer keine Perspektive hat, aber Drogen, wird sich damit vollknallen. Eine Gefahr. Aber: Das Cannabis*verbot* schafft auch keine Perspektiven, es sei denn für strebsame Junge, die Psychologen werden wollen, Politiker oder Polizisten. Es ist eine Affenschande, dass sich Plüschologen bereitfinden, das Versagen der etablierten Politik gegenüber der Jugend als eine seelische *Krankheit* der Jugend, beruhend auf der Wirkung einer *Droge*, zu erklären.

Auf diesen Punkt werden wir leider noch zurückkommen müssen. Das amotivationale Syndrom hat nämlich weniger mit Hanf zu tun als mit der politischen Gegebenheit unserer Breitengrade. Hier hat es nichts verloren, nur als der Skandal, dass es zu einer individuell verschuldeten Krankheit umgelogen wird.

Herrn Täschner können wir leider noch nicht vergessen, denn er brachte sich anno 1981 noch einmal ins Gerede, diesmal mit der sogenannten «Täschner-Skala». Sie war fällig und wie alles Fällige eine staatliche Auftragsarbeit. Bestellt hatte sie die Staatsanwaltschaft München, um einen dort laufenden und mit reichlich Prominenz bestückten Kokain-Prozess noch etwas aufzuwerten. Da was Originelles gefragt war, machte sich der Herr in Frankfurt an die Arbeit und lieferte, erstmals in der Geschichte der Menschheit, eine Skala, an der die Gefährlichkeit der einzelnen Drogen abgelesen werden kann. Als Inspiration diente vermutlich die Richter-Skala, an der Erdbeben hinsichtlich ihrer Stärke gemessen werden, allerdings mit Hilfe zuverlässiger Seismographen. Herr Täschner jedenfalls setzte ein: Gefährlichkeit eins – Haschisch; Gefährlichkeit neun – Kokain, Gefährlichkeit zehn – Heroin. LSD und anderes Illegales fehlt vorläufig, aber Herr Täschner hat versprochen, es nachzuliefern, und mit legalen Drogen will er sich nicht aufhalten. Schön so.

Es freut uns natürlich zu hören, dass Hanf nur den Gefährlichkeitsrang eins einnimmt, aber wir sind etwas beunruhigt, weil bei dieser Skala die Werte so schwer festzustellen sind. Herr Täschner versichert zwar, er habe «alles nach wissenschaftlichen Kriterien» ausgearbeitet, aber er verschweigt

Bei den hier untersuchten Probanden bleibt unter akuter Haschischwirkung der Realitätsbezug generell gewahrt, obwohl magisch gefärbte Vorstellungsinhalte zunehmen. Der Phantasiespielraum wird erweitert durch erhöhte Produktion von besonders schöpferischen Einfällen, wie sie die Bewegungsantworten und die magisch gefärbten Antworten darstellen.

Zugleich tritt eine Erscheinung auf, die sich im diagnostischen Alltag kaum findet: Bei Zunahme von Vorstellungsqualitäten kann gleichzeitig eine Neigung zum Wiederholen von Vorstellungsinhalten in Erscheinung treten. Offenbar wird durch akute Haschischwirkung eine Desintegration intellektueller Funktionen möglich. Bei erhöhter Vorstellungsqualität treten Wiederholung von Einfällen und herabgesetzte Kritik am eigenen gedanklichen Produkt auf und lassen erneutes Vortragen von Einfällen zu.

Die Tendenz zum Rückzug in die Vorstellungswelt bedingt jedoch keinen Realitätsverlust. Sie führt zur Vergrösserung des Phantasiespielraumes bis zur Berührung magischer Bereiche, jedoch ohne Aufgabe von Realitätsbezügen. Das Streben nach Kommunikation bleibt auch bei Konsumenten mit erhöhter Introversionstendenz gewahrt.

Der Reaktionsstil gegenüber Umwelteinflüssen bleibt überwiegend konstant, das heisst, eine eher extravertierte bzw. introvertierte Erlebnisform wird auch unter akuter Haschischwirkung beibehalten; das gleiche gilt für eher stabile oder labile Gefühlsreaktionen.

Um zu ermitteln, welcher Stellenwert der Aggressionsthematik zukommt, wurden im Rorschach-Test und im Picture-Frustration-Test die entsprechenden Merkmale untersucht. Nach diesen Befunden verstärkt sich die Aggressionsbereitschaft gegen die Umwelt oder die eigene Person nicht.

(R. Täube-Wunder et al., Haschisch und Persönlichkeitsbild, Dtsch. med. Wschr. 98/1973)

«Wer heute Liberalisierung gegenüber dem Konsum von Cannabis fordert, kann dabei nicht an den wirklich Süchtigen, an den harten Drogen, an der Gefährdung der Kinder vorbeiargumentieren ... Gewiss: Wir können nicht so tun, als gäbe es keine Haschisch-Raucher, die schon seit zehn oder fünfzehn Jahren am Joint ziehen, ohne deshalb *voll* ausgeflippt zu sein, die trotzdem ihre Prüfungen bestanden haben und inzwischen angesehene Professoren sind ... Sie sind *deshalb kein Beweis* ...»

(Schon wieder Heckmann)

«Da muss man wirklich differenzieren. Ich würde darauf bestehen, weil im letzten Jahrzehnt der Fehler gemacht wurde, nicht zu differenzieren ... Ich begreife den Cannabis-Konsum, wie er heute auch verbreitet ist und damals auch verbreitet war, mehr in die Richtung als Jugendproblem, wenn es ein Problem ist, wie viele andere auch ...»

(Bernd Georg Thamm)

Eine staatlich in Auftrag gegebene Untersuchung des Marihuana-Rauchens in Jamaika, wo der Konsum von schweren Gebrauchern 10 bis 25mal dem ihrer amerikanischen Gegenparts entsprechen soll, hat keine Beweise für ernsthafte gesundheitsschädigende Auswirkungen erbracht.

Dem Report nach verleiteten die jamaikanischen Gebraucher zu der Annahme, dass viele der Auswirkungen, von denen amerikanische Gebraucher berichten, subjektiver Natur sein dürften. Wenige Jamaikaner berichteten über die von amerikanischen Gebrauchern beschriebenen Gefühle wie erhöhtes Geschmacksvermögen, verschärftes Gehör und Musikgenuss oder Verlust des Gefühls für Zeit.

Eine Reihe von medizinischen und psychologischen Tests wurden mit entsprechenden Gruppen von 30 Rauchern und 30 Nichtrauchern unternommen, doch war

hartnäckig, nach welchen. Man kann auch Steinschleudern und Neutronenbomben aus vielen Gründen unter die Kategorie Waffen buchen, aber schon ihre Gefährlichkeit zu vergleichen, ist ein waghalsiges Unterfangen. Nimmt man als Vergleichseinheit David mit der Schleuder und Reagan mit der Bombe, ist zu bedenken, dass der eine damit erfolgreich war und der andere gottseidank noch nicht. Wie misst man das?

Herr Täschner schweigt, und so wollen auch wir über das, was er möglicherweise noch entdeckt, den Mantel barmherzigen Schweigens breiten.

Ausstiegsdroge

Was nun? In den USA, meldet die zuständige Drogenbehörde, seien die Hanfraucher mittlerweile die drittgrösste Konsumentengruppe – mindestens 15, wahrscheinlich 20 Millionen Menschen. In der Bundesrepublik sollen es zwischen 1,5 und 5 Millionen sein; Bundeskriminalamt und -gesundheitsministerium handeln die Zahl 2,5. Dass jeder 26. Bundesbürger «noch nicht voll ausgeflippt» sei, will nicht einmal Herr Heckmann unterstellen, auch nicht Herr Täschner. Ihr letztes Argument ist allemal dieses: Hanf ist eine *illegale* Droge, und es könne doch im gesellschaftlichen Sinn nicht wünschenswert sein, dass ein so hoher Prozentsatz der Jugend seine Lust in der Illegalität sucht.

Da ist was dran. Aber auch umgekehrt wird ein Schuh daraus: Was bietet unsere Legalität? Zweifellos ist das keine Frage, die unter dem Stichwort «psychologische Folgen» umfassend abgehandelt werden kann, denn sie ist politisch präjudiziert. «Die grösste Gefahr bei Marihuana ist, von der Polizei erwischt zu werden», lese ich in einer Broschüre der späten Sechziger, aber so einfach ist das auch nicht. Die Kriminalisierung macht die Droge allerdings bedenklicher, als sie tatsächlich ist. Daraus Rückschlüsse auf die Gefährlichkeit von Hanf zu ziehen – und sämtliche Studien auf psychologischen Gebieten geschahen unter kriminalisierten Verhältnissen –, ist allerdings abwegig. Der Stellenwert der Kriminalisierung kann nicht erfasst werden, höchstens die Faszination des Verbotenen, die mit Hanf hierzulande untrennbar verbunden ist.

Den Nimbus als «Protestdroge» hat Hanf mittlerweile eingebüsst, und ich frage mich, ob dem je so war. Zweifellos: Wer mit dem Erlaubten nichts am Hut hatte, kiffte auch – aber gerade deswegen? Das mag ein Anstoss gewesen sein, die Sache zu probieren. Doch «dabeigeblieben» ist man aus anderen Gründen. Warum aber? Womit wir beim Stichwort «Drogenbewusstsein» sind, denn der entscheidende Punkt ist fast nie die Droge, sondern der *Umgang* mit ihr.

Leider muss schon wieder einmal Herr Heckmann zitiert werden, leider, denn er wirkt auf viele unserer Politiker meinungsbildend, und das kann schlimme Folgen haben: «Dennoch darf in einer Diskussion um Suchtmittel die Frage nach dem Mehr oder Weniger an gefährlicher Wirkung *eigentlich* keine Rolle spielen ... Alkohol spielt in *geringer* Dosierung auch eine Rolle als Genussmittel, während Cannabis in *jeder* Dosierung nur mit dem Ziel des Rausches konsumiert wird. Der Umgang mit Alkohol ist in unserer Gesellschaft *prinzipiell* erlernbar ..., für den Umgang mit Haschisch gibt es keinerlei gesellschaftliche Tradition, keine allgemeinverbindlichen Rituale usw.; Alkohol ist seit Jahrhunderten gesellschaftlich integriert, Cannabis ist die Droge einer kleinen Minderheit».

So deutlich wollte ich es eigentlich gar nicht wissen, denn der Umgang mit Minderheiten in einer «repräsentativen Demokratie», auch wenn sie 2,5 Millionen zählen, ist ein bekannt düsteres Kapitel. Nur müsste dazu ein nunmehrig Kasseler Professor nicht auch noch Kriterien verbiegen. Wenn Mehr oder Weniger keine Rolle spielen darf, was dann? Haben wir wirklich in einem Land nur *eine* Gesellschaft, nur ein (in geringer Dosierung) Genussmittel?

So darf nicht argumentiert werden, auch nicht im Umgang mit Minderheiten, erst recht nicht in einem Land, das aus der gesellschaftlichen Tradition rüden Umgangs mit einer Sechs-Millionen-Minderheit entstanden ist. Die Folge der bisherigen

es schwierig überhaupt 30 Leute zu finden, die noch nie Cannabis geraucht hatten.

Die Untersuchung wurde für das Center for Studies of Narcotic Drug Abuse of the National Institute of Mental Health unternommen. Sie wurde von *Dr. Vera Rubin* und *Dr. Lambros Comitas* des Research Institute for the Study of Man, 162 East 78th St., New York, ausgeführt.

(New York Times, 9.7.1975)

In den Ansichten über Marihuana drückt sich der soziale Wandel unserer Tage aus. Die Popularität von Marihuana setzte zusammen mit der Welle von Angriffen auf etablierte gesellschaftliche Institutionen in den späten 60er Jahren ein. Marihuana wurde in Verbindung gebracht mit den destruktiven Aspekten dieser Revolte. Es wurde assoziiert mit Radikalismus, Freizügigkeit, mangelndem Respekt vor den Autoritäten, unkonventionellem Lebensstil und einer Breite von exzentrischen, wenn nicht gar irrationalen Interessen, die von Zen über Beat-Musik bis zur Astrologie reichen.

Aufführung der instrumentalen, terministischen und Gruppendurchschnittswertvorstellungen

Chronische Gebraucher Wertgrad		Wert	Durchschnitt	Gelegentliche Gebraucher Wert	Durchschnitt
			Instrumentelle Wertangaben		
Maximum	1	Glück	4,9	Glück	3,6
	2	Wahre Freundschaft	5,3	Freiheit	4,4
	3	Freiheit	5,5	Ausgeglichenheit	6,0
	4	Ausgeglichenheit	5,8	Selbstverständnis	6,4
	5	Weisheit	7,0	Wahre Freundschaft	6,4
	6	Reife Liebe	7,8	Bequemes Leben	7,0
	7	Selbstverständnis	8,0	Weisheit	7,7
	16	Gesell. Anerkennung	15,0	Gesell. Anerkennung	14,3
	17	Nationale Sicherheit	16,6	Seelenheil	15,0
Minimum	18	Seelenheil	16,8	Nationale Sicherheit	17,0
			Terministische Wertangaben		
Maximum	1	ehrlich	4,2	liebevoll	4,2
	2	tolerant	4,5	tolerant	5,6
	3	verantwortlich	6,5	verantwortlich	5,8
	4	unabhängig	6,9	unabhängig	5,8
	5	liebevoll	7,2	ehrlich	7,7
	6	verzeihend	7,8	verzeihend	8,7
	7	fähig	8,4	fähig	8,8
	16	höflich	12,4	höflich	14,0
	17	sauber	13,0	sauber	15,8
Minimum	18	gehorsam	17,1	gehorsam	16,4

(Thomas M. Kimlicke, Herbert J. Cross, State University Washington A Comparison of Chronic versus Casual Marihuana Users on Personal Values and Behavioral Orientations, – The International Journal of Addictions , 13/7, 1978)

Man glaubte, dass geheimnisvolle und möglicherweise destruktive Mächte sich der Jugend bemächtigt hätten und die Schuld wurde zum Teil dem Marihuana zugeschoben.

Dann darf natürlich nicht übersehen werden, dass Marihuana ein Rauschmittel ist. Auch wenn festgestellt worden ist, dass ein Auto-Simulator nach starkem Marihuana-Konsum besser bedient wird als nach starkem Alkohol-Konsum, stellt es doch eine ernste Gefahr dar, wenn jemand sich ans Steuer setzt, nachdem er irgendein Rauschmittel zu sich genommen hat.

Es ist schliesslich meine Überzeugung, dass Heranwachsende im Alter unter 18 Jahren keine Rauschmittel zu sich nehmen sollten, ob es nun Nikotin, Alkohol oder Marihuana ist. Der 16jährige, der sich in unserer komplexen Gesellschaft abrackern muss, um sich vernünftig zu entwickeln, braucht einen so klaren Kopf wie möglich.

Nach all dieser Arbeit und nach all diesen Zeilen stelle ich fest, dass ich doch nicht mehr sagen kann als Daniel Freedman von der *University of Chicago,* der nach einem Marihuana-Kongress der Kommission gegen den Dro-



Hanfdiskussion ist nämlich genau die, dass 2,5 Millionen vorwiegend jüngere Menschen zu einer Quantité négligable degradiert wurden, höchstens polizeilich und justiziell von Stellenwert. Und dass sie, von der Unglaubwürdigkeit der Mehrheitspolitik handgreiflichst überzeugt, in ein soziales Abseits gedrängt werden, aus dem heraus dann die als «Drogenfälle» präsentiert werden, die mit einer solchen Situation nicht zurande kommen. Ein solches Feedback der Drogen*politik* als *Drogen*folge zu bezeichnen, ist unstatthaft.

Für den Umgang mit Alkohol gibt es leider keine weitgehend verbindlichen gesellschaftlichen Traditionen mehr und kaum mehr allgemeinverbindliche Rituale. Was da war, wurde von der Werbung für diese Droge abgebaut und von der Umsatzstrategie der Supermärkte. Das ist *einer* der Gründe für das alarmierende Ansteigen des Alkoholismus. Auch der Abendsuff vor dem Fernseher ist an kein Ritual gebunden, es sei denn, man nimmt die konstante Öde der Programme als eines. In jedem dritten mitteleuropäischen Haushalt steht ein Fläschchen Valium «für alle Fälle». Als Medikament?

Was werfen wir denn vor diesem Hintergrund dem Hanf vor? Dass er passiv macht, bekomme ich zu hören. Ja, wer zuviel kifft, wird langweilig, das kenne ich auch. Aber ich möchte den Politiker sehen, der sich freuen würde, wenn gegen irgendein Atomkraftwerk noch zusätzlich 2,5 Millionen aktive Kiffer Sturm laufen. Oder hofft er, sie würden dann sittsam-aktiv seine Wahlveranstaltungen bereichern? Was noch? «Cannabis entfremdet uns die Jugend», bekam ich auf einem CDU-Parteitag zu hören, und der Mann meinte es ernst. Liegt das am Hanf?

Alle psychologischen und pseudo-psychologischen Diskussionen im deutschen Sprachraum enden immer wieder an dem Punkt, dass es eben schwierig sei, auch noch diese Droge gesellschaftlich zu integrieren. Fragt man aber nach, welche Überlegungen dahinterstecken, kommen seltsame Erwartungen zutage. Meist wird die Droge als Mittel gesehen – so man sie integrieren könnte, hätte man doch auch alle ihre Konsumenten wieder im bewährten Schleppnetz. Eine solche Integrationswirkung möchte ich dem Hanf nicht zutrauen.

Unter den derzeitigen Verhältnissen ist die Sache keine Einstiegsdroge für den harten Drogenkonsum, sondern eine Ausstiegsdroge aus dem immer enger werdenden Regelkreis des Erlaubten. Hanf selbst bewirkt dabei nichts und ist auch nie die Ursache. Eine Anfangs-Faszination geht natürlich vom Verbotenen aus, aber damit hat Hanf nur einen Barometerwert, denn wer zum Joint greift, hat schon davor viele erlaubte Werte fallen gelassen. Für viele ist Hanf die erste «illegale» Erfahrung, und da sich damit ja leben lässt, erfahrungsgemäss, entsteht leicht die Versuchung, auch andere Illegalitä-

ten zu unterschätzen. Das aber liegt wieder nicht am Hanf, sondern an seinen gesellschaftlichen Begleitumständen.

Bedenklich stimmt mich allerdings ein allgemeines Drogenbewusstsein, das mit den Jahren des frei Haus gelieferten Fernsehens entstanden ist und das von der etablierten auch in die nichtetablierte Szene übernommen wird: Ich schalte (irgendeine) Droge ein und sehe mir an, welches Programm abläuft. Unter der vor dem Fernseher aufgewachsenen Generation ist dieses Bewusstsein (?) unglaublich verbreitet, und es ist an keine Droge gebunden. Diese passive Erwartungshaltung verführt erstens zu so hohen Dosen, dass eben «ein Programm» stattfindet – mit allen Folgen –, und sie macht tatsächlich auf weiteste Lebensbereiche passiv. Das Konsumentenbewusstsein der allgemeinen Werbung, das von den Medien miterzeugte «Zuschauergefühl» ist bei Drogen verhängnisvoll – wer es hat, lernt nicht, mit der Sache umzugehen. Wie gesagt: das gilt für *alle* Drogen.

Wir bräuchten dringend etwas mehr Drogenbewusstsein. Vielleicht wieder das Wissen der alten Kulturen, dass *jeder* Rausch ein Ausflug von der Wirklichkeit ist und dass man diesen besser auf den Beinen eigener Gestaltung unternehmen kann als in einem imaginären Touristenbus. Ausserdem: Dass bei all diesen Ausflügen die Preisfrage bedacht werden muss, gesundheitlich und hinsichtlich einer heilen Rückkehr. Im übrigen: Legal, illegal, scheissegal, allerdings unter Berücksichtigung der Tatsache, dass es eben kriminalisierte Räusche gibt. Schliesslich: Jedes Tier kennt sein Mass. Vielleicht wäre das auch dem Menschen empfehlenswert.

Alles andere sind Fragen, deren Antwort von den politischen Instanzen einzuholen ist.



gen-Missbrauch (*Drug Abuse Council)* bemerkte: «Niemand kann beschwören, dass Marihuana harmlos ist. Jeder Mensch muss die Frage, ob er es nimmt, für sich entscheiden.» Je mehr Zeit aber ins Land geht, um so mehr Leute kommen zu der Ansicht, dass Marihuana zu den am geringsten toxischen Drogen der modernen Medizin gehört.

(Norman Zinberg: Marihuana – Wie gefährlich ist es wirklich?, Psychologie heute 5/1977

Haschkultur oder Weinkultur?

Das Generationsproblem unserer Zeit heisst Entfremdung. Es manifestiert sich am deutlichsten in einer Gegenüberstellung der traditionellen Weinkultur und der uns zutiefst wesensfremden Haschkultur. Diese und andere importierte Subkulturen haben die natürlichen Kontaktnahmen überlieferten Beisammenseins vergiftet ... sehe ich meine Aufgabe darin, auch einmal auf die Ideale und Erfahrungen der mittleren und älteren Generation hinzuweisen, die es verstand, mit Verantwortungsbewusstsein zu leben und zu lieben und selbst im Rausch sich nicht in antiautoritärer Zerstörungswut gefiel, sondern in der Freundschaft Leit- und Vorbild suchte, dessen nun einmal unsere – sagen wir es offen – nie ernsthaft in Frage gestellte Männergesellschaft bedarf.

Merke:

Den Partnerlook brockt Hasch dir ein,
Zur Partnerschaft erzieht der Wein!

(Cartoon und Text von Alfred Hrdlicka, 1971)

10. RECHT UND OPFER

«Ich sehe zur Zeit eine Situation, die ich ganz klar so umschreiben möchte, dass der Deutsche, wenn ein Problem da ist, sich erstmal hinsetzt; dann wird ein Gesetz gemacht.»
(Thies Pörksen, Drogenhilfe Tübingen, in der Anhörung vor dem Bundestags-Ausschuss, 21. 4. 1980)

«Wir haben mit einem einzigen Mann den Entwurf für ein neues Betäubungsmittelgesetz erarbeitet, mit *ungeheuren* Überstunden.»
(Bundesminister Antje Huber, Der Spiegel. 14. 1. 1980)

Wenn die wissenschaftliche Erforschung der Wirkung des Haschisch die bisherige Annahme widerlegt, dass Haschisch ein süchtigmachender Stoff sei wie etwa die Opiate, dann sollte der Gesetzgeber Haschisch aus dem Opiumgesetz herausnehmen. Er sollte Hasch dem Alkohol gleichstellen.
(Professor Dr. Rudolf Sieverts, Direktor des Seminars für Strafrecht und Kriminalpolitik an der Universität Hamburg, Stern, 30.8.1970)

Drucksache 546/79

A. Zielsetzung
Komprimierung, Vereinheitlichung und Neugestaltung des Betäubungsmittelrechts im Betäubungsmittelgesetz (BMG) und 4 Verordnungen anstelle von 16 Verordnungen.

Unter Gesetzemachern

Also: Was die Überstunden betrifft, die ungeheuren, hat die Dame etwas geflunkert, und der Entwurf hatte auch, wie sich das bei sechsbeinigen Kälbern gehört, mehrere Väter. Und um das Gesetz dann so hinzukriegen, wie es herauskam, waren noch viel mehr Köche nötig.

Einen nicht zu unterschätzenden Anteil hatte daran der «Stern», in dem 1978 die Herren Kai Hermann und Horst Rieck, versehen mit dem Segen Herrn Heckmanns, ein kleines Mädchen auf den Heroinstrich schickten. Christiane F. machte Furore, vor allem des gerühmten O-Tons der Jugend wegen. Wieweit es mit dem her war, zeigte Hermann schon mit dem Nachfolgeband «Andi», wo er ihn einem Toten in den Mund legt. Christiane jedenfalls fand begeisterte Freier, und nachdem buchstäblich alle Illustrierten und Zeitungen ebenfalls ihr Heroinproblem entdeckt hatten, wollten sich die Politiker auch nicht lumpen lassen. Unglückseligerweise fiel ihnen ein, dass bei den vielen neugebosselten Gesetzen das über Betäubungsmittel seit 1972 kein einziges Reförmchen mitgemacht hatte.

Wie war das damals eigentlich zustandegekommen? Ach ja, damals war überall von Hanf die Rede gewesen, und einige Optimisten hatten sogar zu hoffen gewagt, bei der versprochenen Reform würde einmal zwischen den einzelnen illegalen Drogen unterschieden. Diese Hoffnung wurde schon durch den Referenten-Entwurf vom 17. 7. 1970 zerstört, mit der üblichen Begründung, Haschisch führe zu anderen, härteren Drogen.

Immerhin aber wurde zugesagt, der Besitz «geringer» Mengen Hanf würde strafrechtlich nicht mehr bewertet. Wer heute das Interview des Strafrechtsprofessors Rudolf Sieverts aus Hamburg liest, das am 30. August 1970 im «Stern» erschien, könnte Sehnsucht nach so liberalen Zeiten bekommen.

Tatsächlich aber bedeutete das neue Gesetz eine Verhärtung. Die Strafmasse waren drastisch erhöht, und auch für kleine Mengen gab es bald Strafen bis zu einem Jahr. Was eine «geringe Menge» sei, blieb in den einzelnen Bundesländern umstritten, bis sich die zuständigen Oberlandesgerichte der Sache annahmen. Danach galt durchschnittlich «ein Monatsbedarf» noch als gering, relativiert durch die Mengenannahme von 1 Gramm täglich bis – vorübergehend – zwei. Wurden die

Drogenbeauftragten der Länder darauf angesprochen, bestritten sie hartnäckig – wie am häufigsten Hamburgs Eckhard Günther –, dass Haschisch-Konsumenten in der BRD bestraft würden, doch die Praxis sah, an den Urteilen gemessen, anders aus. Wie üblich, waren in Bayern die Strafen am saftigsten, und ich kenne einen Nürnberger, der für 0,4 Gramm Libanon acht Monate fasste.

1979 war allerdings nicht mehr von Hanf die Rede, sondern fast nur von Heroin, wo sich alle darüber einig waren, dass man nicht hart genug dagegen vorgehen könne. Das Wörtchen «hart» implizierte auch schon den Weg – hätte jemand der Zuständigen beispielsweise an «effektiv» gedacht, wäre die bisherige Methodik zu überprüfen gewesen, von der sich ja angesichts des Problems sagen liess, dass sie versagt hatte. Dann hätten, wieder am Beispiel Heroin, Möglichkeiten der Herstellungserschwerung (seitens der zuliefernden chemischen Industrie) und der Grossmarktkontrolle (bei Verflechtungen mit dem Waffenhandel) zumindest *mit*bedacht werden müssen. So aber war der einzige Denkvorgang eine Erhöhung der Strafmasse, anfangs auch noch begleitet von sehr vagen Differenzierungs-Überlegungen, was die Endverbraucher betraf. Der Referenten-Entwurf vom 1. März 1979 versuchte, zwischen Heroin und anderen Drogen zu unterscheiden, nebstbei die Kategorie der Verbrauchseinheiten einzuführen, und im übrigen schrieb er die Strafrahmen von drei auf fünf Jahre hoch.

War auch von Hanf die Rede? Nur indirekt, nur sehr am Rande, anlässlich einer Lücke, die das alte Gesetz gelassen hatte und die man nun auch stopfen wollte. Einst hiess es nämlich nur, was die Strafbarkeit betraf, sei fällig wer «einführt, ausführt, *gewinnt,* herstellt, *verarbeitet,* mit ihnen Handel treibt, sie erwirbt, abgibt, veräussert oder sonst in den Verkehr bringt». Da fehlte doch was? Richtig, und das Oberlandesgericht Hamburg stellte es auch fest, anlässlich eines Verfahrens, wo es um einige Hanfpflänzchen ging, die ausgerechnet in einer Gefängniszelle gesprossen waren. Sie seien zu Unrecht von der Polizei geerntet worden, denn fällig sei der Häftling erst gewesen, wenn er die Blättchen gepflückt hätte, also das Rauschgift «gewonnen». Das sprach sich herum, und ein erfindungsreicher Blumenladen in Berlin konnte beispielsweise die schlimme Sache in Blumentöpfen auf den Markt bringen. Die Polizei durfte sich, offiziell, der Sache jeweils erst annehmen, sobald geerntet wurde. Natürlich war auch die Polizei erfindungsreich. Wann immer sie irgendwo irgendwelche Pflänzchen rupfte, unrechtmässig also, brauchte ja nur behauptet zu werden, man sei «prophylaktisch» tätig geworden, um eine mögliche Straftat zu verhindern, oder man habe die strafbare Bald-Absicht durchschaut. Um wieder Rechtsbo-

Strafverschärfungen für die schwere Rauschgiftkriminalität unter möglicher Beachtung der Belange abhängiger kleiner bis mittlerer Rauschgifttäter, bei denen der sozialtherapeutischen Rehabilitation wesentliche Bedeutung zukommt.

B. Lösung

Ausdehnung der Straftatbestände auf das Verherrlichen des Rauschgiftmissbrauchs und die Finanzierung von Rauschgiftdelikten. Erhöhung der Höchststrafe für besonders schwere Fälle von 10 auf 15 Jahre. Bildung von Verbrechenstatbeständen. Absehen von Strafe wie bisher bei Bezug und Erwerb geringer Mengen zum Eigenverbrauch – erweitert auf die Einfuhr geringer Mengen. Herabsetzung des Strafrahmens bei Verbrechen in minderschweren Fällen mit der Möglichkeit, nur auf Geldstrafe zu erkennen. Strafmilderung für Bandenmitglieder, durch deren Informationen Straftaten der Bande verhindert werden können.

C. Alternativen

keine

Eine Unterscheidung zwischen sog. «harten» und «weichen», Drogen hat sich auch in der Zwischenzeit seit der Bekanntmachung des BtMG 1972 nicht als erforderlich und vertretbar erwiesen. Die gesundheitlichen Risiken beim Verbrauch von Cannabis-Produkten sind von der Wissenschaft immer wieder betont worden, zumindest kann die Unschädlichkeit nicht nachgewiesen werden. Auch in den mit Suchtstoff-Fragen befassten Gremien der Vereinten Nationen wird die Gesundheitsschädlichkeit des Cannabis-Missbrauchs mit ganz überwiegender Mehrheit als gegeben angesehen (so zuletzt im Jahresbericht des internationalen Suchtstoff-Kontrollamtes für 1978). Für die Haltung des Gesetzgebers in der Bundesrepublik Deutschland gelten deshalb die gleichen Gründe für eine fehlende Unterscheidung zwischen harten und weichen Drogen in der Straf-

androhung wie bei der Änderung des Opiumgesetzes im Jahre 1971 (siehe Begründung des Gesetzentwurfs in BR-Drucksache 665/70 (neu) Seite 5 bis 8), nämlich: nicht erwiesene gesundheitliche Unbedenklichkeit, Hinweis auf die mögliche Schrittmacherfunktion als sog. «Einstiegs-Droge» und fehlende brauchbare Kriterien für eine solche Unterscheidung. Als Regulativ für eine Differenzierung steht den Gerichten die Ausschöpfung des Strafrahmens nach beiden Seiten zur Verfügung. Die Rechtspraxis (Gerichte und Staatsanwaltschaften) plädiert mehrheitlich für die Beibehaltung des bisherigen Systems, das inzwischen zu einer gefestigten Rechtsprechung geführt habe. Eine brauchbare bessere Alternative habe sich bisher in der Diskussion nicht abgezeichnet. Die Feststellung von Verbrauchseinheiten im Einzelfall erfordere standardisierte Untersuchungsverfahren, sei zeitraubend und kostenträchtig, schwierig bei Gemischen verschiedener Betäubungsmittel und in vielen Strafverfahren überhaupt nicht möglich.

Eine Differenzierung in den Strafrahmen des Gesetzes auf Grund unterschiedlicher Gefährlichkeit der einzelnen Betäubungsmittel soll nach alledem nicht stattfinden.

Aus der Anhörung vor dem Bundestagsausschuss am 21. April 1980:

Auf diesem Hintergrund sind weder die «Verführungstheorie, noch die Abschreckungstheorie noch die Einstiegstheorie» im sozialwissenschaftlichen Sinne haltbar oder für die Praxis relevant.

(Thies Pörksen, Drogenhilfe Tübingen)

Der Unterschied zwischen der Problematik der schwer psychisch und körperlich Abhängigen, also der Opiatabhängigen (Heroin) und der leicht körperlich oder nur psychisch Abhängigen ist so

den unter die Beine zu bekommen, musste das richtige Wort gefunden werden. Was war das nur bloss?

Wie alle Kolumbuseier hat auch der Begriff «Anbau» einen Knacks. Hanf ist nun zwar in allen Erscheinungsformen ausser dem Strick kriminalisiert, aber was geschieht mit den deutschen Mohnpflanzen? Sie wachsen, vor allem im süddeutschen Raum unschuldigst sogar auf Feldern, ihrer Samen wegen. Doch ehe sie reif sind, enthalten ihre Kapseln auch bis zu 15 Prozent Morphin, jederzeit zur Rauschgiftgewinnung verwendbar. Und auch die vertrockneten Kapseln sind noch äusserst missbräuchlich. Daran habe man, wurde mir im Bundesgesundheitsministerium gesagt, gar nicht gedacht. Da haben die Hanfpflanzen wohl den Blick verstellt.

Noch ein wenig war von Hanf die Rede. Ein norddeutsch-liberaler Aussenseiter unter den damaligen FDP-Abgeordneten, Wolf-Dieter Zumpfort brachte sich im Mai 80 mit einem seiner älteren Vorschläge noch einmal in die Debatte. Ob es nicht besser sei, Haschisch gleich aus der Apotheke ...? Damals hielten auch die Jungdemokraten in Hamburg eine Versammlung unter dem Titel «Kein Knast für Hasch» ab, und das Ganze wirkte wie eine Reformbewegung mit zehn Jahren Verspätung. Schon am Vorabend der jungdemokratischen Session hatten die interessierten Behörden in der Presse die Weichen gestellt. In der *Bild*-Zeitung vom 9. Mai durfte Dieter Maul von der Landesstelle gegen Suchtgefahren, in der Drogenberatungsszene auch für seine Kontakte zum Verfassungsschutz bekannt, die Behauptung aufstellen: «Auch bei Haschisch gibt es eine tödliche Dosis», und darunter stand: «Polizei: Immer mehr Drogentote.»

So billig konnte man Zumpfort natürlich nicht erledigen. Da musste Heckmann ran, dessen leider immer wieder zu zitierendes Opus aus diesem speziellen Anlass entstand und der jede Liberalisierung gleich deutlich mit Verrücktheit bezeichnet. Seltsam ist nur, dass er in diesem Zusammenhang von einer «Cannabis-Lobby» spricht. Es gibt ja tatsächlich eine. Aber dass diese im Sinne einer Liberalisierung tätig sei, kann nicht festgestellt werden – die wunderbar konzertierte Aktion, die von Unterstellungen über Diffamierungen bis zu groben Unwahrheiten so ziemlich jeden Trick gegen eine differenziertere Behandlung von Hanf auffuhr, war doch eine Lobby anderer Qualität.

Immerhin hatte sie geschafft, dass von nun an in den Diskussionen über das kommende Gesetz von Hanf nicht mehr die Rede war. Es ging nur noch um Heroin, bei sämtlichen Beratungen und auch bei den Hearings.

Lange Zeit lag der Gesetzesentwurf bei dem Mann, den die Dame Huber so lobte. Er heisst Oskar Schröder und bezieht seine politische Couleur aus dem Spektrum der Rechten.

Seine Arbeit, den angeblich zu liberalen Referentenentwurf wieder auf das Bewährte zurückzuschreiben, kann nicht sehr schwer gesehen werden. Seine Inspiration bezog er schliesslich, auch das ist nachzulesen, aus den bekannten Terroristengesetzen.

Das wurde denn auch am Entwurf kritisiert, und die Diskussion entzündete sich fast ausschliesslich an dem neu entdeckten «Verherrlichungs-Paragraphen» und an dem vom Innenminister Baum eingebrachten Waschmittel-Slogan «Therapie statt Strafe». Da es für Hanfraucher keine Therapie gibt, war die ganze Rederei von vornherein eine ausschliesslich von Heroin bestimmte, und die Formulierungen erlebten ein buntes Variantenspiel, bei dem schliesslich etwas herauskam wie «Therapie statt-vor-und-nach-als Strafe».

Von Hanf war nicht die Rede, obwohl die Pflanze doch von allen kriminalisierten Drogen die mit den meisten strafrechtlichen Folgen ist. Im Hearing vor dem zuständigen Bundestagsausschuss wurde die Sache nur ein einziges Mal erwähnt, und auch das nur sehr am Rande.

Wie wurden eigentlich die Sachverständigen für dieses Hearing ausgewählt? Ich habe mir versichern lassen, es habe dabei keine Lotterie gegeben. Der Regisseur, Herr Schröder, möchte sich dazu auch nicht äussern. Die Teilnehmerliste verweist auf eine gekonnte Regie, vergleichbar den «sicheren» Klassiker-Inszenierungen in einem Provinztheater. In den vorab gestellten Fragen war keine, die sich auf Hanf bezog, es sei denn, man nimmt die Frage 12: «Sollte eine besondere Regelung zugunsten aller Betäubungsmittelabhängigen oder *nur* zugunsten der *physisch* Abhängigen getroffen werden?» Da dachte wer wohl an die psychische Abhängigkeit, doch die Frage war so wohl gar nicht gemeint.

Einige Antworten: «Aus strafrechtlicher und aus vollzuglicher Sicht sind keine Gründe ersichtlich, zwischen psychischen und physischen Abhängigen zu differenzieren.» (Ministerialdirigent Dr. Altenhain aus dem Nordrhein-Westfälischen Justizministerium) – «Wer als Drogenabhängiger von einem Strafgericht bestraft wird, hat *verschuldetes* Unrecht begangen, *sonst* ist er nach unserer Strafrechtsordnung nicht strafbar ... Für den nichtdrogenabhängigen Straftäter ... sieht die Lage nicht anders aus ...» (Prof. Dr. A. Böhm, Fachbereich *Rechts- und Wirtschafts*wissenschaften, Universität Mainz) – «Eine Differenzierung, auch *im Hinblick* auf die bestehenden Institute der Justiz, nach Abhängigkeiten von sog. harten oder weichen Drogen ist nicht angezeigt. *(Es ist überflüssig, auf die Gründe einzugehen).*» (Dr. med. H. Heinze, Ministerialrat, Sozialministerium Hannover) – «Auch unterschiedliche Regelungen für (nur psychisch Abhängige) z. B. Halluzinogen-Abhängige gegenüber Heroinabhängigen (die sowohl als auch

gross, dass für diese beiden Gruppen besondere Regelungen getroffen werden müssen. Eine einheitliche Regelung schafft in der Praxis mehr Probleme als sie löst, beides im Strafverfahren und in der Therapie: siehe die Erfahrungen in den USA.

(Dr. Karl J. Deissler, Luzern)

Ich möchte empfehlen, zu bedenken, ob das englische Modell einer Drei-Gruppen-Einteilung nicht optisch, politisch zu übernehmen wäre. Ich habe sehr viele Diskussionen mit jungen Leuten gehabt, die immer kritisierten: Die Gesellschaft stellt Hasch neben Opiate, und dann wird zum Opiumkonsum verführt! – Dann kommen immer diese Slogans, die man so hört. Man sollte wohl doch überlegen, ob nicht eine Einteilung in zwei oder drei Gruppen sinnvoll wäre, damit auch ein bisschen mehr Rechtsgleichheit in deutsche Lande einzieht. Es sind doch, wie ich höre, zwischen Nord und Süd, West und Ost sicherlich sehr unterschiedliche Verurteilungen möglich. Es würde vielleicht, wenn man das mit einem Strafrahmen kombiniert – aber bitte, ich überschreite meine Grenzen und komme in juristisches Gebiet –, vielleicht der Rechtsgleichheit dienen.

(Dr. Dietrich Kleiner, Bonhoefer-Nervenklinik, Berlin)

Und die Juristen:

Was die Verwarnung mit Strafvorbehalt oder die Einstellung des Verfahrens nach § 153 a der Strafprozessordnung angeht, so sind, wie ich meine, diese Bestimmungen für die Behandlung und die Bekämpfung von Drogenkriminalität völlig ungeeignet. Damit können gerade Probierer erfasst werden, die man ohnehin, wenn sie von der Droge los sind und nicht allzu tief darin gesteckt haben, mit einigen Streicheleinheiten noch entlassen könnte.

(Hans-Alfred Blumenstein, Amtsgericht Stuttgart)

Optimismus aus Bayern:

Die Massnahmen gegen das Rauschgiftangebot dürfen aber nicht isoliert betrachtet werden. Der Kampf gegen die illegalen Drogen ist nur zu gewinnen, wenn auch die Nachfrage eingedämmt und so nahe wie möglich an den Nullpunkt zurückgeführt wird.

(Kriminaloberrat Konrad Beer, LKA München)

Pessimismus aus Berlin:

Härtere Gesetze, höhere Strafen, mehr Kontrolle, mehr Polizeieinsätze scheinen mir eine Entwicklung in eine falsche Richtung zu sein, alle diese Massnahmen produzieren die Tatbestände ständig mit, die sie bekämpfen.

(Ingo Warnke, Synanon, Berlin)

Abg. *Frau Dr. Balser* (SPD): Herr Deissler, Sie haben in Ihrem Vortrag sicher sehr zu Recht empfohlen, wir sollten aus den Erfahrungen in den USA lernen. Haschisch und die sogenannten sanften Drogen sind hier noch nicht erörtert worden. Wie schätzen Sie diese, gerade aufgrund der Erfahrungen in Amerika, ein? Wie sollte man sich dagegen verhalten? In dem Vorschlag der Bundesregierung ist ja eindeutig keine Trennung vorgenommen worden. Ich persönlich halte das auch für völlig richtig. Aber vielleicht gibt es ja auch noch andere Meinungen. In der Literatur und in der vorhin erwähnten Zeitung ist das ja gelegentlich anders betrachtet worden.

Dr. Karl J. Deissler:

Zur Frage des Haschisch: Entschuldigen Sie, dass ich mich hier drücke. Aber darüber zu reden, lohnt sich für jemanden, der so lange in Amerika war, nicht mehr. In San Franzisco sind Cannabis-Produkte Konsumartikel, nicht verschieden von Coca-Cola, Kaugummi und ähnlichen Methoden der oralen Befriedigung.

körperlich und psychisch abhängig sind) sind nicht angebracht. *(Die Frage ist nicht eindeutig.)*» (Dr. Dietrich Kleiner, s.o.) – «Nein! Häufig ist nicht zu unterscheiden, ob eine psychische oder eine physische Abhängigkeit vorliegt. Auch kann eine ‹herausgehobene, bevorzugte Betrachtungsweise› *negative Rückwirkungen auf das Drogenproblem* haben.» (Ass. Prof. Dr. med. Bernd-Michael Becker, Sozialpsychiatrie Berlin) – «Es gibt *schwerste Suchten ...,* ohne dass eine körperliche Abhängigkeit vorhanden sein muss ... Insbesondere schwer abhängige Politoxikomane zeigen häufig keine oder nur geringe körperliche Entzugserscheinungen.» (Prof. Dr. med. K. Wanke, Direktor der Nervenklinik der Universität des Saarlandes) – «Grundlage des Suchtverhaltens ist ... die psychische Abhängigkeit. Diese ist, wenn sie einmal vorliegt, bei *allen* Drogenabhängigen im wesentlichen gleich. Nur zu ihrer Behandlung ist überhaupt eine Langzeittherapie erforderlich.» (Hans-Alfred Blumenstein, Jugendrichter am Amtsgericht Stuttgart) – «Da meines Erachtens die *psychische* Abhängigkeit das Hauptproblem darstellt, sollte nicht differenziert werden.» (Gerhard Engelskircher, Richter am Amtsgericht Mainz) – Kein Kommentar.

Am Montag, den 21. April 1980 fand dann das öffentliche Hearing statt. Ein teilnehmender Abgeordneter empfand es als «trauriges Kabaret und Jahrmarkt der Eitelkeiten». Die einzige Erwähnung von Hanf geschah durch Dr. Karl Deissler aus Luzern, den ich nicht persönlich kenne, von dem ich aber annehmen muss, dass er ein Methusalem ist. Sagte er doch zu seiner Vorstellung: «Ich habe die Entwicklung der Drogenepidemie in Amerika *von den allerersten Anfängen* in der Gegend von San Francisco erlebt ...» Schade, dass er sich dann, noch einmal nach Hanf befragt, aus der Affäre zog.

Das war das letzte Mal, dass von Hanf beim Gesetzgeber die Rede war. Nachdem sich die Parteien geeinigt hatten, den Strafrahmen um mindestens ein Jahr zu heben, und nachdem die Sache eine Wahl über liegengeblieben war, wurde das Gesetz am 28. Juli 1981 ohne weitere Fragen beschlossen, und seit dem 1. Januar 1982 müssen wir damit leben.

Und noch einmal zur Verherrlichung:

Wir haben festgestellt, dass diese Drogenideologie von doch sehr einflussreichen Persönlichkeiten – sei es aus dem Bereich der Kultur oder sogar der Politik – an den Mann gebracht wird.

(Krim.-Haupt-Kommissar Peter Loos, Frankfurt)

Es sollte jedoch sichergestellt werden, dass eine mündliche oder schriftliche Verharmlosung des Konsums, der Anleitung zum Anbau oder der Herstellung von Betäubungsmitteln strafbar ist.

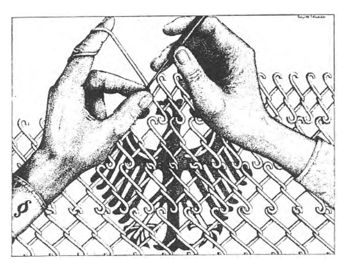
(Franz Lux, Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Sozialordnung, Stuttgart)

Straftaten und Ordnungswidrigkeiten

§ 29. Straftaten.

(1) Mit Freiheitsstrafe bis zu vier Jahren oder mit Geldstrafe wird bestraft, wer

1. Betäubungsmittel ohne Erlaubnis nach § 3 Abs. 1 Nr. 1 anbaut, herstellt, mit ihnen Handel treibt, sie, ohne Handel zu treiben, einführt, ausführt, veräussert, abgibt, sonst in den Verkehr bringt, erwirbt oder sich in sonstiger Weise verschafft,
2. eine ausgenommene Zubereitung (§ 2 Abs. 1 Nr. 3) ohne Erlaubnis nach § 3 Abs. 1 Nr. 2 herstellt,
3. Betäubungsmittel besitzt, ohne sie auf Grund einer Erlaubnis nach § 3 Abs. 1 erlangt zu haben,
4. Geldmittel oder andere Vermögenswerte für einen anderen zum unerlaubten Handeltreiben mit Betäubungsmitteln oder zu deren unerlaubter Herstellung bereitstellt,
5. entgegen § 11 Abs. 1 Satz 3 Betäubungsmittel durchführt,
6. entgegen § 13 Abs. 1 Betäubungsmittel
a) verschreibt,
b) verabreicht oder zum unmittelbaren Verbrauch überlässt,
7. entgegen § 13 Abs. 2 Betäubungsmittel in einer Apotheke oder tierärztlichen Hausapotheke abgibt,
8. entgegen § 14 Abs. 5 für Betäubungsmittel wirbt,
9. unrichtige oder unvollständige Angaben macht, um für sich oder einen anderen oder für ein Tier die Verschreibung eines Betäubungsmittels zu erlangen,
10. eine Gelegenheit zum unbefugten Verbrauch, Erwerb oder zur unbefugten Abgabe von Betäubungsmitteln öffentlich oder eigennützig mitteilt, eine solche Gelegenheit einem anderen verschafft oder gewährt oder ihn zum unbefugten Verbrauch von Betäubungsmitteln verleitet oder
11. einer Rechtsverordnung nach § 11 Abs. 2 Satz 2 Nr. 1 oder § 13 Abs. 3 Satz 2 Nr. 1 oder 3 zuwiderhandelt, soweit sie für einen bestimmten Tatbestand auf diese Strafvorschrift verweist.



Nun häkeln sie wieder
(Süddeutsche Zeitung, 2.1.1982)

(2) In den Fällen des Absatzes 1 Nr. 1, 2, 5 und 6 Buchstabe b ist der Versuch strafbar.

(3) In besonders schweren Fällen ist die Strafe Freiheitsstrafe nicht unter einem Jahr. Ein besonders schwerer Fall liegt in der Regel vor, wenn der Täter
1. in den Fällen des Absatzes 1 Nr. 1, 4, 5, 6 oder 10 gewerbsmässig handelt,
2. durch eine der in Absatz 1 Nr. 1, 6 oder 7 bezeichneten Handlungen die Gesundheit mehrerer Menschen gefährdet,
3. als Person über 21 Jahren Betäubungsmittel an eine Person unter 18 Jahre abgibt, verabreicht oder zum unmittelbaren Verbrauch überlässt oder
4. mit Betäubungsmitteln in nicht geringer Menge Handel treibt, sie in nicht geringer Menge besitzt oder abgibt.

(4) Handelt der Täter in den Fällen des Absatzes 1 Nr. 1, 2, 5, 6 Buchstabe b oder Nr. 10 fahrlässig, so ist die Strafe Freiheitsstrafe bis zu einem Jahr oder Geldstrafe.

(5) Das Gericht kann von einer Bestrafung nach den Absätzen 1, 2 und 4 absehen, wenn der Täter die Betäubungsmittel lediglich zum Eigenverbrauch in geringer Menge anbaut, herstellt, einführt, ausführt, durchführt, erwirbt, sich in sonstiger Weise verschafft oder besitzt.

(6) Die Vorschriften des Absatzes 1 Nr. 1 sind, soweit sie das Handeltreiben, Abgeben oder Veräussern betreffen, auch anzuwenden, wenn sich die Handlung auf Stoffe oder Zubereitungen bezieht, die nicht Betäubungsmittel sind, sie aber als solche ausgegeben werden.

§ 30. Straftaten.

(1) Mit Freiheitsstrafe nicht unter zwei Jahren wird bestraft, wer
1. Betäubungsmittel ohne Erlaubnis nach § 3 Abs. 1 Nr. 1 anbaut, herstellt oder mit ihnen Handel treibt (§ 29 Abs. 1 Nr. 1) und dabei als Mitglied einer Bande handelt, die sich zur fortgesetzten Begehung solcher Taten verbunden hat,
2. im Falle des § 29 Abs. 3 Nr. 3 gewerbsmässig handelt,
3. Betäubungsmittel abgibt, einem anderen verabreicht oder zum unmittelbaren Verbrauch überlässt und dadurch leichtfertig dessen Tod verursacht oder
4. Betäubungsmittel in nicht geringer Menge ohne Erlaubnis nach § 3 Abs. 1 Nr. 1 einführt.

(2) In minder schweren Fällen ist die Strafe Freiheitsstrafe von drei Monaten bis zu fünf Jahren.

§ 31. Strafmilderung oder Absehen von Strafe.

Das Gericht kann die Strafe nach seinem Ermessen mildern (§ 49 Abs. 2 des Strafgesetzbuches) oder von einer Bestrafung nach
§ 29 Abs. 1, 2, 4 oder 6 absehen, wenn der Täter
1. durch freiwillige Offenbarung seines Wissens wesentlich dazu beigetragen hat, dass die Tat über seinen eigenen Tatbeitrag hinaus aufgedeckt werden konnte, oder
2. freiwillig sein Wissen so rechtzeitig einer Dienststelle offenbart, dass Straftaten nach § 29 Abs. 3, § 30 Abs. 1, von deren Planung er weiss, noch verhindert werden können.

§ 32. Ordnungswidrigkeiten.

(1) Ordnungswidrig handelt, wer vorsätzlich oder fahrlässig ...
1. bis 14. [Formvorschriften verletzt.]

§ 33. Einziehung.

Gegenstände, auf die sich eine Straftat nach §§ 29 oder 30 oder eine Ordnungswidrigkeit nach § 32 bezieht, können eingezogen werden. § 74 a des Strafgesetzbuches und § 23 des Gesetzes über Ordnungswidrigkeiten sind anzuwenden.

§ 34. Führungsaufsicht.

In den Fällen des § 29 Abs. 3 und des § 30 kann das Gericht Führungsaufsicht anordnen (§ 68 Abs. 1 Nr. 2 des Strafgesetzbuches).

§ 35. Zurückstellung der Strafvollstreckung.

(1) Ist jemand wegen einer Straftat zu einer Freiheitsstrafe von nicht mehr als zwei Jahren verurteilt worden und ergibt sich aus den Urteilsgründen oder steht sonst fest, dass er die Tat aufgrund einer Betäubungsmittelabhängigkeit begangen hat, so kann die Vollstreckungsbehörde mit Zustimmung des Gerichts des ersten Rechtszuges die Vollstreckung der Strafe, eines Strafrestes oder der Massregel der Unterbringung in einer Entziehungsanstalt für längstens zwei Jahre zurückstellen, wenn der Verurteilte sich wegen seiner Abhängigkeit in einer seiner Rehabilitation dienenden Behandlung befindet oder zusagt, sich einer solchen zu unterziehen, und deren Beginn gewährleistet ist. Als Behandlung gilt auch der Aufenthalt in einer staatlich anerkannten Einrichtung, die dazu dient, die Abhängigkeit zu beheben oder einer erneuten Abhängigkeit entgegenzuwirken.

(2) Absatz 1 gilt entsprechend, wenn
1. auf eine Gesamtfreiheitsstrafe von nicht mehr als zwei Jahren erkannt worden ist oder
2. auf eine Freiheitsstrafe oder Gesamtfreiheitsstrafe von mehr als zwei Jahren erkannt worden ist und ein zu vollstreckender Rest der Freiheitsstrafe oder der Gesamtfreiheitsstrafe zwei Jahre nicht übersteigt,
und im übrigen die Voraussetzungen des Absatzes 1 für den ihrer Bedeutung nach überwiegenden Teil der abgeurteilten Straftaten erfüllt sind.

(3) Der Verurteilte ist verpflichtet, zu Zeitpunkten, die die Vollstreckungsbehörde festsetzt, den Nachweis über die Aufnahme und über die Fortführung der Behandlung zu erbringen; die behandelnden Personen oder Einrichtungen teilen der Vollstreckungsbehörde einen Abbruch der Behandlung mit.

(4) Die Vollstreckungsbehörde widerruft die Zurückstellung der Vollstreckung, wenn die Behandlung nicht begonnen oder nicht fortgeführt wird oder wenn der Verurteilte den nach Absatz 3 geforderten Nachweis nicht erbringt. Von dem Widerruf kann abgesehen werden, wenn der Verurteilte nachträglich nachweist, dass er sich in Behandlung befindet. Ein Widerruf nach Satz 1 steht einer erneuten Zurückstellung der Vollstreckung nicht entgegen.

(5) Die Zurückstellung der Vollstreckung wird auch widerrufen, wenn
1. bei nachträglicher Bildung einer Gesamtstrafe nicht auch deren Vollstreckung nach Absatz 1 in Verbindung mit Absatz 2 zurückgestellt wird oder
2. eine weitere gegen den Verurteilten erkannte Freiheitsstrafe oder freiheitsentziehende Massregel der Besserung und Sicherung zu vollstrecken ist.

(6) Hat die Vollstreckungsbehörde die Zurückstellung widerrufen, so ist sie befugt, zur Vollstreckung der Freiheitsstrafe oder der Unterbringung in einer Entziehungsanstalt einen Haftbefehl zu erlassen. Gegen den Widerruf kann die Entscheidung des Gerichts des ersten Rechtszuges herbeigeführt werden. Der Fortgang der Vollstreckung wird durch die Anrufung des Gerichts nicht gehemmt, § 462 der Strafprozessordnung gilt entsprechend.

§ 36. Anrechnung und Strafaussetzung zur Bewährung.

(1) Ist die Vollstreckung zurückgestellt worden und hat sich der Verurteilte in einer staatlich anerkannten Einrichtung behandeln lassen, in der die freie Gestaltung seiner Lebensführung erheblichen Beschränkungen unterliegt, so wird die vom Verurteilten nachgewiesene Zeit seines Aufenthalts in dieser Einrichtung auf die Strafe angerechnet, bis infolge der Anrechnung zwei Drittel der Strafe erledigt sind. Die Entscheidung über die Anrechnungsfähigkeit trifft das Gericht zugleich mit der Zustimmung nach § 35 Abs. 1. Sind durch die Anrechnung zwei Drittel der Strafe erledigt oder ist eine Behandlung in der Einrichtung zu einem früheren Zeitpunkt nicht mehr erforderlich, so setzt das Gericht die Vollstreckung des Restes der Strafe zur Bewährung aus, sobald verantwortet werden kann zu erproben, ob der Verurteilte keine Straftaten mehr begehen wird.

(2) Ist die Vollstreckung zurückgestellt worden und hat sich der Verurteilte einer anderen als der in Absatz 1 bezeichneten Behandlung seiner Abhängigkeit unterzogen, so setzt das Gericht die Vollstreckung der Freiheitsstrafe oder des Strafrestes zur Bewährung aus, sobald verantwortet werden kann zu erproben, ob er keine Straftaten mehr begehen wird.

(3) Hat sich der Verurteilte nach der Tat einer Behandlung seiner Abhängigkeit unterzogen, so kann das Gericht, wenn die Voraussetzungen des Absatzes 1 Satz 1 nicht vorliegen, anordnen, dass die Zeit der Behandlung ganz oder zum Teil auf die Strafe angerechnet wird, wenn dies unter Berücksichtigung der Anforderungen, welche die Behandlung an den Verurteilten gestellt hat, angezeigt ist.

(4) §§ 56a bis 56g des Strafgesetzbuches gelten entsprechend.

(5) Die Entscheidungen nach den Absätzen 1 bis 3 trifft das Gericht des ersten Rechtszuges ohne mündliche Verhandlung

durch Beschluss. Die Vollstreckungsbehörde, der Verurteilte und die behandelnden Personen oder Einrichtungen sind zu hören. Gegen die Entscheidungen ist sofortige Beschwerde möglich. Für die Entscheidungen nach Absatz 1 Satz 3 und nach Absatz 2 gilt § 454 Abs. 3 der Strafprozessordnung entsprechend; die Belehrung über die Aussetzung des Strafrestes erteilt das Gericht.

§ 37. Absehen von der Verfolgung.

(1) Steht ein Beschuldigter in Verdacht, eine Straftat aufgrund einer Betäubungsmittelabhängigkeit begangen zu haben, und ist keine höhere Strafe als eine Freiheitsstrafe bis zu zwei Jahren zu erwarten, so kann die Staatsanwaltschaft mit Zustimmung des für die Eröffnung des Hauptverfahrens zuständigen Gerichts vorläufig von der Erhebung der öffentlichen Klage absehen, wenn der Beschuldigte nachweist, dass er sich wegen seiner Abhängigkeit seit mindestens drei Monaten der in § 35 Abs. 1 bezeichneten Behandlung unterzieht, und seine Resozialisierung zu erwarten ist. Die Staatsanwaltschaft setzt Zeitpunkte fest, zu denen der Beschuldigte die Fortdauer der Behandlung nachzuweisen hat. Das Verfahren wird fortgesetzt, wenn

1. die Behandlung nicht bis zu ihrem vorgesehenen Abschluss fortgeführt wird,
2. der Beschuldigte den nach Satz 2 geforderten Nachweis nicht führt,
3. der Beschuldigte eine Straftat begeht und dadurch zeigt, dass die Erwartung, die dem Absehen von der Erhebung der öffentlichen Klage zugrunde lag, sich nicht erfüllt hat, oder
4. aufgrund neuer Tatsachen oder Beweismittel eine Freiheitsstrafe von mehr als zwei Jahren zu erwarten ist.

In den Fällen des Satzes 3 Nr. 1, 2 kann von der Fortsetzung des Verfahrens abgesehen werden, wenn der Beschuldigte nachträglich nachweist, dass er sich weiter in Behandlung befindet. Die Tat kann nicht mehr verfolgt werden, wenn das Verfahren nicht innerhalb von vier Jahren fortgesetzt wird.

(2) Ist die Klage bereits erhoben, so kann das Gericht mit Zustimmung der Staatsanwaltschaft das Verfahren bis zum Ende der Hauptverhandlung, in der die tatsächlichen Feststellungen letztmals geprüft werden können, vorläufig einstellen. Die Entscheidung ergeht durch unanfechtbaren Beschluss. Absatz 1 Satz 2 bis 5 gilt entsprechend.

(3) Die in § 172 Abs. 2 Satz 3, § 396 Abs. 2 Satz 2, § 397 Abs. 2 und § 467 Abs. 5 der Strafprozessordnung zu § 153a der Strafprozessordnung getroffenen Regelungen gelten entsprechend.

§ 38. Jugendliche und Heranwachsende.

(1) Bei Verurteilung zu Jugendstrafe gelten die §§ 35 und 36 sinngemäss. Bei Verurteilung zu Jugendstrafe von unbestimmter Dauer richtet sich die Anwendung der §§ 35 und 36 nach dem erkannten Höchstmass der Strafe. Neben der Zusage des Jugendlichen nach § 35 Abs. 1 Satz 1 bedarf es auch der Einwilligung des Erziehungsberechtigten und des gesetzlichen Vertreters. Im Falle des § 35 Abs. 6 Satz 2 findet § 83 Abs. 2 Nr. 1, Abs. 3 Satz 2 des Jugendgerichtsgesetzes sinngemäss Anwendung. Abweichend von § 36 Abs. 4 gelten die §§ 22 bis 26a des Jugendgerichtsgesetzes entsprechend. Für die Entscheidungen nach § 36 Abs. 1 Satz 3 und Abs. 2 sind neben § 454 Abs. 3 der Strafprozessordnung die §§ 58,59 Abs. 2 bis 4 und § 60 des Jugendgerichtsgesetzes ergänzend anzuwenden.

(2) § 37 gilt sinngemäss auch für Jugendliche und Heranwachsende.

Aus der Begründung:

Der ständige Anstieg der Rauschgiftdelikte zwingt, zum Schutze der Volksgesundheit und der sozialen Interessen der Gesellschaft, als äusserste Massnahme auch verschärfte strafrechtliche Vorschriften gegen diese Kriminalität zu erlassen. Zu berücksichtigen ist ausserdem, dass in viele Familien durch Jugendliche, die naturgemäss für Rauschgiftverführung am ehesten anfällig sind, jahrelanges Leid gebracht wird.

Wie war das noch?

Der Kampf gegen die Rauschgiftsucht wird durch die Pflicht zur Pflege der Volksgesundheit geboten. Wodurch droht aber der grösste Schaden für ein Volk? Durch Verminderung der Volkstüchtigkeit, der physischen Volkskraft und, was die neuere biologische Rechtslehre bisweilen übersieht, der moralischen Gesundheit.

(R.W. Fraeb, Untergang der bürgerlich-rechtlichen Persönlichkeit, Berlin 1937)

Zurück in die BRD, Drucksache 546/79

Die Verbrechenstatbestände des § 29 Abs. 1 sollen eine an der Tatsache, dem Unrechtsgehalt und der Schuld ausgerichtete Einstufung bestimmter Arten von Rauschgiftdelikten als besonders gefährlich und verabscheuungswürdige Angriffe gegen das Schutzgut «Volksgesundheit» ermöglichen.

Ach ja, und damit jeder weiss, wer über den Gesetzen steht, gibt es noch ein kleines Bonbon für die Pharma-Industrie, im Allgemeinen Teil versteckt:

Abs. 3 soll gewährleisten, dass innerhalb einer Frist von zwei Jahren neue Betäubungsmittel, die Fertigarzneimittel sind (§ 4 Abs. 1 AMG 1976), noch nicht nach den betäubungsmittelrechtlichen Vorschriften gekennzeichnet zu werden brauchen.

Die polizeiliche Arbeit bei der Bekämpfung des international organisierten Rauschgifthandels gestaltet sich aufgrund folgender Faktoren zunehmend schwieriger:
– der zunehmenden «Internationalisierung» der Tätergruppen, der zunehmenden Mobilität der Täter und des konsequenten Ausnutzens der technischen Errungenschaften auf den Sektoren Verkehr, Wirtschaft und Nachrichtenübermittlung
– des Umfangs des heutigen Reise- und Transportvolumens und der zur Bewältigung dieses Verkehrsaufkommens notwendigerweise «offenen Grenzen», durch die Rauschgiftsicherstellungen ohne konkreten Hinweis lediglich Zufälle sein können
– der Schwierigkeiten für die Kontrollorgane, die sich aus dem ständig zunehmenden Warenverkehr mittels Containern ergeben
– der Problematik des sogenannten «Diplomatengepäcks»
– der zunehmende Versand von Kleinmengen (Heroin und Kokain) per Post
– der ständig steigende Transport von Rauschgift in Körperhöhlen oder am Körper

Die Produktion bzw. die Lagerbestände von Cannabisharz im Libanon, im Iran und im afghanisch-pakistanischen Grenzgebiet sind nach wie vor sehr hoch und die Erzeuger und Händler aufgrund der politischen Situation in diesen Ländern praktisch ungestört.

Der Trend läuft eindeutig auf Grosstransporte hinaus, und zwar per Schiff (Libanon/Pakistan), per Luftfracht (Pakistan) und per TIR-Transporter (Iran, Libanon, Syrien). – Daneben spielt auch Marokko als Herkunftsland eine bedeutende Rolle.

Die Gefahren gehen also eindeutig vom Heroin aus. Dennoch

Mäuse, Ratten, Spreu und Weizen

«Bei dem Streit über die Gefährlichkeit von Haschisch und Alkohol wird allerdings kaum bedacht, dass der Gesetzgeber, wenn er heute vor der Wahl stünde, Alkoholgenuss zu legalisieren oder zu verbieten, sich möglicherweise dahin entschiede, den Konsum von Alkohol nicht zu dulden. Das Problem, den Alkohol zu verbieten, stellt sich deshalb nicht, weil er seit eh und je in unserem Leben eine Rolle gespielt hat, was man von den *modernen* Rauschdrogen nicht sagen kann. Wer schon Mäuse in seinem Haus hat, wird nicht darauf versessen sein, auch noch Ratten anzusiedeln.»
(Hans Zühlsdorf, Drogenprobleme und Polizei, Stuttgart 1973)

«Die Bekämpfung des internationalen Rauschgifthandels hat für mich einen ebenso hohen Stellenwert wie die Bekämpfung des Terrorismus. Wir sind deshalb bemüht, *alle* Möglichkeiten auf dem polizeilichen Sektor auszuschöpfen.»
(BRD-Innenminister Gerhart Baum, Die Welt, 1. 9. 1979)

«Die polizeiliche Kriminalstatistik erlaubt jedoch keine weiteren Differenzierungen. Ein drogenabhängiger Verkäufer von 10 Gramm Haschisch wird statistisch genauso gesehen wie ein professioneller Rauschgifthändler.»
(Manfred Hammer, Rauschgiftkriminalität, Kriminalistik 9/1980)

«Die gegenwärtige deutsche Drogenpolitik erschöpft sich in der nimmersatten Expansion des polizeilichen Verfolgungsapparats ...»
(Sibylle Kappel, Sebastian Scheerer, Das Fiasko der deutschen Drogenpolitik, Kriminologisches Journal, 1/1980)

Das erste Zitat stammt von einem Praktiker, schon an der Berufung auf den Gesetzgeber erkennbar. Hans Zühlsdorf war Leitender Kriminaldirektor in Hamburg und galt als Kapazität bei der Bekämpfung organisierten Verbrechens, von dem er allerdings Sommer 1979 behauptete, es gäbe keines. Seine polizeitaktischen Überlegungen, seit den frühen Siebzigern weit publiziert, machten Schule: Zur Bekämpfung des Rauschgifthandels hatte er V-Leute, Untergrund-Fahnder, Scheinkäufe und den Bruch von Grundrechten wie Telefongeheimnis und Unversehrbarkeit der Wohnung vorgeschlagen, ausserdem Erweiterung von Haftgründen («Vorbeugehaft»). Diese ungeheuerliche Ausdehnung polizeilicher Möglichkeiten wurde auch von seinen Kollegen begeistert aufgegriffen und gilt mittlerweile als «unverzichtbare Forderung zur Rauschgiftbekämpfung», bzw. als «unentbehrlich gewordene Praxis». Am 4. Oktober 1979 erstattete sein Polizeipräsident gegen Zühlsdorf Strafanzeige wegen verbotener Kontakte zur Unterwelt; zwei Tage später wurde der Kriminaldirektor vom Dienst suspendiert. Eine Serie dubioser Ermittlungsverfahren und ebenso dubioser Prozesse begann, als «Hamburger Polizeiskandal» eine Weile lang von der Presse verfolgt und schliesslich diskret unter den Teppich gekehrt. Herr Zühlsdorf ist seither Frühpensionist, ein anschauliches Beispiel für die Annäherung von Kriminalen und Kriminellen, die er selbst für unverzichtbar hält.

Das zweite Zitat stammt von einem Politiker, einem Profi jenes Showgeschäfts, zu dem die Mediendemokratie geworden ist. Die ihn kennen, beschreiben ihn allesamt ähnlich wie Gerhard Mauz: «Man hat das Gefühl, wenn er zuhört, läuft in seinem Kopf ein Computer, der alles ganz schnell nach dem möglichen Profil und Nutzen durchrechnet, nach dem, was für ihn dabei herauskommen kann. Und wenn da nur die allerkleinste rote Zahl aufscheint, schaltet er automatisch ab.» Zweifellos: Gerhart Baum hat ein Talent für öffentliche Wirksamkeit; im Christiane-F.-Fieber präsentierte er sich als der Nachdenkliche und liess in seinem Ressort den Slogan «Therapie statt Strafe» kreieren; in Springers *Welt* bediente er den Volkszorn gegen die «Dealer» und erklärte eine Art totalen Krieg gegen sie. Weiss er nicht, wie die Praxis aussieht? Oder waren, wie andere vermuten, die volkstümlichen Worte kalkulierte Slogans, mit dem eine weitere Meile auf dem Weg zum Polizei- und Überwachungsstaat verkauft werden sollte?

Die Eigengesetzlichkeiten der Bürokratie sind bei der Polizei besonders ausgeprägt – um effektiver werden zu können, braucht man nichts als mehr Personal, mehr Mittel und mehr Befugnisse, also mehr Macht. Eigennutz (z.B. Beförderung und Kompetenzerweiterung bei vergrösserter Neueinstellung) und Gemeinnutz (z.B. mehr Sicherheit) scheinen sich aufs schönste zu treffen. Und der Zustand unserer Demokratie ist für ein solches Wachstum der ideale Boden.

Es lohnt zu rekonstruieren: Als 1979 die Herointoten aus allen Zeitungen quollen, beauftragte das Bundesinnenministerium das Bundeskriminalamt mit der Ausarbeitung von Vorschlägen. Das BKA war in den frühen Siebzigern von einer ursprünglich wenig bedeutenden Koordinationsstelle zwischen den Landeskriminalämtern zu einer der wichtigsten Polizeistellen geworden, in Verbindung mit der Terrorismusbekämpfung und den dafür initiierten umfangreichen Computer-Überwachungs- und -Koordinationsprogrammen. Dem damaligen BKA-Chef Horst Herold wurde gelegentlich sein «Computer-Fetischismus» vorgeworfen, doch keines seiner geplanten Programme wurde je gestrichen, denn Herold konnte seine Vorgesetzten stets von der «präventiven» Möglichkeit umfassender Datensammlungen überzeugen und sah die Rolle der Polizei bereits als «Sozialingenieur von morgen». Originalton: «Was ich anstrebe, ist die Polizei als *gesellschaftliches Diagnoseinstrument.* Stellen Sie sich mal vor, was uns da zuwachsen würde: Auf Knopfdruck kann ich Zusammenhänge feststellen – wie Fingerabdruck und *Vererbung,* Körpergrösse und Verbrechen ... Drogen – kurz: wie Menschen zu etwas kommen. Ich kann ständig wie ein Arzt – deshalb das Wort gesellschaftssanitär – den Puls der Gesellschaft fühlen und mit Hilfe rationaler Einsichten unser Rechtssystem dynamisch

teile ich keinesfalls die Ansicht derer, die die Forderung erheben, die Polizei solle sich ausschliesslich der Bekämpfung des Heroinhandels widmen und die Cannabisprodukte völlig unbeachtet lassen. Cannabis ist nämlich nach wie vor das quantitativ am stärksten gehandelte Rauschgift, und nach wie vor kommen in der Bundesrepublik Deutschland (auch wenn uns die Medien vielfach etwas anderes glauben machen wollen) die meisten Verbraucher harter Drogen über Cannabisgenuss mit dem Heroin in Berührung.

Gerade der Kleindealer und Zwischenhändler ist es doch, von dem die Gefahr ausgeht. Kein Grosshändler und kein Schmuggler steht als Verkäufer auf dem Schulhof oder in der örtlichen Szene, es ist der Klein- und Zwischenhändler, der ständig bemüht ist, seinen Kundenstamm auszuweiten, der die ersten Schüsse kostenlos abgibt und den Ungeübten oder Unerfahrenen experimentieren lässt und auf diese Weise nicht nur neue Konsumenten, neue Abhängige, sondern möglicherweise auch «tödliche Unfälle» (Überdosis) «produziert».

Die Ermittlungsvoraussetzungen bei der Bekämpfung des Rauschgifthandels unterscheiden sich gravierend von dem eingefahrenen Rhythmus polizeilicher Tätigkeit:

– Straftat – Anzeige – Ermittlungen – Aufklärung – Anklage – Verurteilung. Die Unterschiede zum normalen Kriminalitätsgeschehen liegen ja im wesentlichen in dem Mangel

– an konkret abgrenzbaren Tatorten,

– an Geschädigten, die unsere Hilfe erbitten und Anzeige erstatten, sowie an Zeugen. Ansatzpunkte für kriminalpolizeiliches Vorgehen liegen lediglich in mehr oder weniger begründetem Tatverdacht innerhalb mehr oder weniger grosser Kreise von Verdächtigen.

Weil dem aber so ist, müssen wir unser taktisches Konzept,

unsere polizeilichen Mittel und Möglichkeiten, dieser Erscheinungsform der Kriminalität adäquat anpassen.

Und dies ist eigentlich unser tägliches Brot: Das Bundeskriminalamt hat in vielen Fällen Ermittlungskomplexe erst nach erfolgtem Zugriff, zum Beispiel nach Zugriffen von Zollbehörden, ausschliesslich unter dem Gesichtspunkt der Überführung der Organisatoren entsprechender Aktionen übernommen.

So beginnt sich sowohl in den Ländern als auch bei der Zollverwaltung mehr und mehr die Erkenntnis durchzusetzen, dass Spezialdienststellen bei Zentralstellen (Landeskriminalämter, Bundeskriminalamt) keine Konkurrenzunternehmen sind, sondern dass diese Spezialdienststellen einen ganz anders gelagerten, einen weiterführenden Ermittlungsauftrag haben, der wiederum seine eigenen Problematiken beinhaltet.

Der frühere langjährige Leiter des Frankfurter Einbruchsdezernates, Karl Mörschel, ein Kriminalist, der insbesondere wegen seiner V-Leute in der Unterwelt gefürchtet war, hat gesagt: «Eine Armee kann noch so gut ausgerüstet und ausgebildet sein, es wird ihr im Ernstfall an Effektivität und Schlagkraft fehlen, wenn sie nicht auch über einen guten Nachrichtendienst verfügt, der ihr die Absicht des Gegners, seine Taktik, seine Gliederung und seine Bewaffnung vor dem Ernstfall vermittelt.» Diese Aussage ist nur zu unterstreichen.

Bei der Bekämpfung der organisierten Händler und Schmuggler können wir aber auf verdeckte Informationsbeschaffung nicht verzichten, sie erst schafft die Voraussetzungen, eine anfänglich vielfach vage Verdachtslage zu konkretisieren.

Zu den weiteren unverzichtbaren konspirativen Ermittlungsmethoden bei der Bekämpfung bandenmässig organisierter und international arbeitender Tätergruppierungen, die das Zusammenwachsen der Völker und Länder

halten ... Das heisst: die Ersetzung des bisherigen Massstabs des Strafrechts, das sich orientiert am Eigentumsschutz, durch ein Prinzip der Sozialschädlichkeit. Als *Kopplungsstelle* zu einem dynamischen gesellschaftlichen Prozess *müsste die Polizei* sagen: Gesetzgeber, siehst du, hier ist ein sozialschädlicher Tatbestand, da musst du eine *Normglocke* drübersetzen, und hier ist noch einer ... Die Polizei ist als ein kybernetisches System zu konstruieren, das *von sich aus* wirkt» *(Trans-Atlantik* 11/1980). Diese Worte waren für die Öffentlichkeit zu deutlich, und Dr. Herold wurde darauf aus dem Verkehr gezogen. Doch dieses System bestimmte bereits seine Vorschläge zur Rauschgiftbekämpfung, und es wurde so vom Innenminister gebilligt und übernommen. Die Zahl der im BKA für Rauschgift tätigen Beamten wurde im Eilverfahren von 45 auf zunächst 121 erhöht, und das Computer-Programm PIOS-Rauschgift wurde auf volle Touren gekurbelt. Wer wann wo in der BRD wegen *irgendeiner* Rauschgiftsache in einen Akt geriet, findet sich seitdem auf Band, an allen Grenzstationen sowieso und auch sonst. Auch wer, aus Holland kommend, mit einem Gramm Haschisch erwischt wurde, darf nun bei jedem Grenzübertritt seines Lebens auf sorgfältigste Durchsuchung hoffen.

Der von Baum beschworene Vergleich hat allerdings von vornherein ein Holzbein: Was unter Terroristen verstanden wird, sind jedesmal relativ kleine Gruppen mit einem relativ kleinen Betätigungsfeld. Zielpersonen und -objekte sind vorhersehbar und werden, gelegentlich erfolglos, entsprechend geschützt. Auch als Gruppe sind Terroristen in der Öffentlichkeit isoliert – zwei von drei Deutschen würden sich sofort und auch ohne Belohnung als Hilfpolizisten betätigen, und bei einem Grossteil der anderen macht's das Kopfgeld. Der Täterkreis ist – meistens – bekannt und steckbrieflich gesucht. Wie ist das bei Rauschgift? 1970 erzählte die Dame Bundesgesundheitsminister, laut Umfrage würde jeder dritte Schüler Haschisch probieren wollen, und 1980 erzählte Hamburgs Drogenbeauftragter Günther, laut Umfrage hätte es jeder dritte Schüler bereits getan. Wie bekämpft man die?

Ich sähe das falsch, bekomme ich von allen interessierten Stellen zu hören. Es ginge ja auf keinen Fall gegen die Kleinen, sondern natürlich gegen die wirklichen *Gangster,* und es ginge auch gar nicht so sehr gegen Hanf, sondern selbstverständlich vor allem gegen Heroin. Das sei doch klar.

Bei Prüfung der Tatsachen erweisen sich beide, immer wieder vorgebrachte Behauptungen als glatte Lügen. Alle polizeilichen Massnahmen und Mittel der Drogenbekämpfung richten sich vor allem gegen Hanf und treffen vor allem die Kleinen. Was mühelos zu beweisen ist.

ebenso nutzen, wie die offenen Grenzen, die zunehmende Verkehrsdichte und die Errungenschaften der Technik, gehören heute insbesondere
- der Einsatz von Informanten,
- die Arbeit durch Polizeibeamte im Untergrund,
- alle Arten der Observation,
- Telefonüberwachungsmassnahmen,
- die Verwendung optischer und akustischer Hilfsmittel,
- es gehören dazu Vertrauens- und Scheinkäufe sowie
- kontrollierte Rauschgiftlieferungen.

Alle aufgeführten Ermittlungsmethoden, die lediglich Grenzbereiche berühren, sind ja nicht gesetzeswidrig. Wer jedoch von den Ermittlungsbehörden Erfolge erwartet, die im Prinzip nur noch mit konspirativen Methoden erreicht werden können, muss auch bereit sein im Zweifel für eine Ausschöpfung der gesetzlichen Möglichkeiten bis an die Grenze des rechtlich Vertretbaren zu plädieren.
- Wir erfragen von der V-Person bei ihr bereits vorhandenes Wissen über begangene Straftaten, über Aufenthalt und Tätigkeit potentieller Straftäter und über bestehende kriminelle Gruppen dieser Organisation und deren Arbeitsweise usw.
- Wir erteilen einer V-Person konkrete Aufträge, z.B. bestimmte Informationen zu beschaffen und/oder
- wir beauftragen eine V-Person, eine bestimmte Rolle zu spielen, z.B. bei der Rauschgiftbekämpfung die eines Transporteurs, eines Vermittlers, eines Käufers oder
- ein als Kaufinteressent getarnter Polizeibeamter erhält den Auftrag, sich an eine Tätergruppe heranzuspielen.

Im Bereich der Bekämpfung des international organisierten Rauschgifthandels läuft es vielfach auf ein bestimmtes Rollenspiel einer V-Person hinaus. Insbesondere in diesen Bereichen kommt es aber immer wieder zu unterschiedlichen Beurteilungen durch die Justiz, aber auch durch die Polizei selbst.

Schon in allgemeinen Kriminalitätsbereichen müssen wir uns beim Einsatz von V-Personen darüber im klaren sein, dass es den V-Mann aus «edlen Motiven» kaum noch gibt (sofern es ihn je gegeben hat); im Bereich der Bekämpfung des international organisierten Rauschgifthandels kann es diesen V-Mann im Grunde auch gar nicht geben.

Hier geht es um den aktiven Teilnehmer am Rauschgifthandel, um den Mann also, der innerhalb der Organisation eine bestimmte Position bekleidet (hat) und der das Vertrauen der Gruppe geniesst. Einer solchen Person geht es aber in der Regel aller Fälle um persönliche Vorteile, die keineswegs im materiellen Bereich liegen (müssen), so z.B. um Vorteile in einem gegen sie selbst gerichteten Ermittlungsverfahren, z.B. durch Verschonung von der U-Haft, durch einen gewissen «Strafrabatt» hinsichtlich seiner eigenen Handlungen, durch Einflussnahme auf eine durch die Ausländerbehörde evt. vorgesehene Abschiebung oder durch Verschaffen von Aufenthalts- oder Arbeitserlaubnissen.

Wohin die Interessenlage der V-Person auch tendiert, immer ist für den V-Mann-Führer erstes Gebot, alle geplanten Aktionen und sämtliche vorgesehenen Ermittlungsschritte mit einem zuständigen Staatsanwalt abzusprechen. Erstens können und dürfen wir nichts zusagen (z.B. im strafrechtlichen oder strafprozessualen Bereich), was später nicht eingehalten werden kann, andererseits müssen wir von Anfang an die Aktenlage so gestalten, dass die zugesagte Vertraulichkeit auch bei der späteren Gerichtsverhandlung gewährt werden kann.

Ist das alles generell schon nicht leicht zu bewerkstelligen, es wird in den Fällen gänzlich unmöglich, wo die V-Person sich zur Mitarbeit nur deshalb entschliesst, um sie im eigenen noch offenen Strafverfahren vom Gericht entsprechend honoriert zu bekommen.

Leider bewirkt ein derartiges Verhalten heute vielfach noch das Gegenteil, die Interessen der Polizei und der Justiz laufen in diesem Punkt auseinander.

Das führt zu Interessenkollisionen dergestalt,
- dass uns ein kooperationsbereiter Rauschgifthändler möglicherweise auf freiem Fuss mehr nützt, als in Haft,
- dass wir bestimmte Verfahren trennen und bei anderen Staatsanwaltschaften, an einem anderen Ort, anhängig machen möchten, um in diesem Komplex z.B. eine noch laufende Telefonüberwachung oder eine sonstige Erkenntnisquelle nicht oder noch nicht aufdecken zu müssen,
- dass es darauf ankommt, ja dass wir darauf angewiesen sind, gegen bestimmte Täter einen sogenannten «Internationalen Haftbefehl» zu bekommen, d.h. also die Zusicherung des sachbearbeitenden Staatsanwaltes, dass er im Falle der Festnahme im Ausland die Auslieferung begehren wird.

Alle diese Erfordernisse, Notwendigkeiten und Probleme im Bereich der polizeilichen Arbeit in umfangreichen Komplexen mit komplizierten Sach- und Personenzusammenhängen sprengen den normalen Ablauf eines Verfahrens im Bereich der Justiz. Wegen der aber auch dort herrschenden Arbeitsbelastung werden wir auf Verständnis für unsere Anliegen nur hoffen können, wenn es uns gelingt, mit den Vertretern der Justiz ins Gespräch zu kommen. Hierzu müssen wir folglich jede Chance nutzen.

(Werner Pietrzik, BKA Wiesbaden, Kriminalistik 7,8/1980)

Nürnberg (dpa) – «Alle Jahre wieder», dachte auch eine Nürnberger Familie beim vergangenen Weihnachtsfest und freute sich auf ein Paket mit Nürnberger Lebkuchen und Fruchtplatten, das unter dem Christbaum lag. Doch die Fruchtplatten waren ungeniessbar: Es waren keine Nürnberger Spezialitäten, sondern Haschisch. Insgesamt zweieinhalb Kilogramm bester Qualität im Wert von etwa 10 000 Mark. Das Lebkuchenpaket hat vermutlich ein 27jähriger Kanadier per Luftpost von Nürnberg nach Montreal an sich selbst verschickt, wo die Sendung aber wieder zurückgeschickt wurde, als sie nicht abgeholt worden war. Der Nürnberger Absender aber weigerte sich, das Paket anzunehmen, weil er es nicht abgeschickt habe. So wurde der «Weihnachtsgruss» zur Deckung der Unkosten von der Post versteigert und von einem Nürnberger für zehn Mark erworben.
(Süddeutsche Zeitung, 3.4.1973)

Drei Jahre lang fuhr ein Lehrer in der westfälischen Stadt Werl elf Kilo Haschisch im Werte von 55 000 Mark mit seinem Auto durch die Lande, ohne etwas von der Fracht zu wissen. Erst jetzt wurde der «Stoff» in einer Reparaturwerkstatt von Mechanikern in einem Hohlraum hinter dem Armaturenbrett entdeckt.
(Süddeutsche Zeitung, 10.4.1974)

Ein äusserst raffiniertes Rauschgiftversteck einer 21 Jahre alten Türkin haben Zollfahnder im Hellas-Express zwischen Salzburg und München entdeckt. Sie fanden, wie die Oberfinanzdirektion München am Donnerstag mitteilte, zehn Kilogramm pulverisiertes Haschisch im doppelten Boden eines Schachbretts.
(Frankfurter Rundschau, 30.12.1977)

Von «Heidi» über «Die Buddenbrooks» bis zu billigen Liebesgeschichten reichten die Titel einer Büchersendung, die ein 26jähriger türkischer Schuhmacher per Post aus Istanbul erhalten hatte. Obwohl es sich bei den insgesamt 40 Büchern um türkische Übersetzungen handelte, erwiesen sie sich auch für die der türkischen Sprache nicht mächtigen Rauschgiftfahnder der Würzburger Kriminalpolizei als höchst aufschlussreiche Lektüre. Denn in jeden Buchdeckel war eine 75 Gramm schwere, dünne Haschischplatte eingearbeitet worden.
(Süddeutsche Zeitung, 9.10.1980)

1. Spaziergang mit dem Zoll

«Die harten Drogen sind das Hauptproblem», sagt der freundliche Herr vom Zoll, «denn bei denen gibt es das Tausendfache an Möglichkeiten. Nehmen Sie einmal Heroin. Ist es gut hergestellt, dann ist es ein völlig unschuldiges Pulver, je nach Herkunft bräunlich, gelblich oder sowas, höchstens ganz schwach nach Essig riechend, aber meistens völlig geruchlos. Das ist höchstens zu finden, wenn's wer bei sich hat – was macht der mit diesem Pulver? Wird er dann nervös, weiss man ja: Aha. Aber wenn's beispielsweise in der Puderdose einer soliden Mami mit Kind ist, kann man es sogar sehen, wird es aber nicht erkennen. Natürlich: Bei Türken schauen wir uns auch das Baby-Puder genau an. Aber was glauben Sie, was da los wäre, würden wir das auch bei Mitteleuropäern. Und vor allem: Bei allen! So werden höchstens die jüngeren Leute ein wenig genauer angesehen, wenn sie gerade aus Asien kommen, aus den einschlägigen Ländern.»

«Und an die Grossen ist gar nicht heranzukommen. Da gibt es ja hunderttausend Möglichkeiten. Wir können doch nicht jeden LKW, der über den Brenner gekommen ist, nach Verstecken absuchen. Und wenn, würden wir auch nur die Dummen erwischen. Bleiben wir beim Baby-Puder – wenn da nun ein Transport von ein paar tausend Packungen kommt, da könnten einige hundert präpariert sein, und wir würden es nie herausfinden. Auch wenn da ein Verdacht ist, kann man nur zusehen. Das Risiko nimmt doch keiner auf sich: Ein paar hundert Packungen aufreissen und nichts finden. Dann steht man da mit dem Schaden, und da hilft einem auch kein Vorgesetzter.»

Wann immer ich mit Zöllnern oder Beamten der Rauschgiftfahndung sprach, bekam ich ein ähnliches Klagelied zu hören. Gelegentlich mündete es in den Refrain: «Da sind wir einfach überfordert, und wir wünschen uns auch nicht, *alle* Sendungen genau durchwühlen zu müssen und *jedes* Pulver zu überprüfen. Das wäre ja das Ende allen freien Verkehrs.»

Bei Hanf kommen dieselben Beamten geradezu ins Schwärmen. Die Sache ist, auch bei bester Pressung, verhältnismässig voluminös, riecht intensiv und ist schon ihrem Erscheinungsbild nach auffallend. «Wer da was mitnehmen will oder schikken, muss ein sorgfältiges Versteck bauen. Das geht nicht so

einfach wie mit einem unschuldig aussehenden Pulver. Und wir müssen dann nur nach geeigneten Verstecken suchen. Doppelte Kistenböden, ausgehöhlte Figuren – alles schon gehabt. Sogar als Schokoladentafel verpackt. Das ist wirklich einfach zu finden, manchmal einfach mit der Nase, und dann gibt es jedesmal einen Punkt. Auf der Statistik sind keine Unterschiede zu sehen – rumms, wieder ein Rauschgiftfall, und nur, wenn die beschlagnahmten Stoffe angegeben werden, weiss man den Unterschied. Aber in den BTM-Verstössen, wenn also die entdeckten Fälle gezählt werden, sieht man nichts von Hanf oder so. Deshalb stehen wir dann auch schön erfolgreich da. Dass man mit unseren Möglichkeiten Heroin auf die Spur kommen könnte, glaubt doch ohnedies niemand ernsthaft. Aber durch das Cannabis können wir unsere Bilanzen wieder aufbessern.»

Als mich der nette Herr ansieht, muss er grinsen. «Natürlich erwischt es meist auch nur die Dummen. Da hatten wir einmal bei der Luftfracht ein paar Kisten Ingwer. Nun – da muss man ja lachen. Da sind doch die Frachtkosten ein Vielfaches vom Wert der Ware. Also sahen wir nach und fanden das Haschisch. Hätte sich der Trottel Heroin schicken lassen, von mir aus als irgendein Medikament verpackt, hätte niemand was gemerkt.»

Ich habe im Lauf der Jahre viele solche Gespräche geführt, und sie alle liefen auf dasselbe hinaus. Ich spreche über das Problem mit einem hohen Beamten des BKA.

«Ich würde die Chance, Heroin aufzuspüren, für höchstens ein Hundertstel annehmen im Vergleich zu Haschisch. Das liegt nicht nur an der unterschiedlichen Substanz, sondern auch am unterschiedlichen Preis. Bei Heroin gibt es ja ganz andere Gewinnspannen. Gut, auch Haschisch ist, wenn es hier ankommt, das Zehnfache vom Preis im Herstellerland wert, aber das ist im Verhältnis immer noch wenig Geld. Bei Heroin kann sich's einer leisten, die Sache rund um die Welt zu schicken, in Italien umpacken zu lassen oder sonstwo und die Sache dann unter dem Etikett eines ganz anderen Landes einschleusen zu lassen. Bei Haschisch lohnt das nicht, und das Zeug ist auch zu voluminös. Wenn Sie an einem Kilo Haschisch, sagen wir, dreitausend Mark verdienen können und an einem Kilo Heroin neunzigtausend – was würden Sie als Geschäftsmann machen?

Nur knapp dem Tod entkam ein 31jähriger Kanadier, der sich im vergangenen Herbst auf einen riskanten Rauschgiftschmuggel eingelassen hatte. Mit 41 Präservativen voll Haschisch-Öl im Magen, die er in Pakistan geschluckt hatte, war der Angeklagte auf dem Rhein-Main-Flughafen gelandet – ohne Bewusstsein, nachdem ein Beutel sich aufgelöst hatte.
(Frankfurter Rundschau, 14.1.1982)

Ein raffinierter Schmuggel ist vom Westberliner Zoll aufgedeckt worden. In einer in Amsterdam aufgegebenen Sendung entdeckten Zollbeamte in Schallplattenform gepresstes Haschisch. Nach den Begleitpapieren enthielt die Sendung sieben Langspielplatten. Es waren aber nur drei Schallplatten eingepackt: in den anderen Plattenhüllen war Haschisch mit einer Gesamtmenge von 1070 Gramm «von guter Qualität».
(Süddeutsche Zeitung, 20.2.1979)

Letzte Grüsse vom Bhagwan!

Ein ungewöhnliches Versteck zum Haschisch-Schmuggel hatte sich ein 15jähriger Schüler ausgesucht, dem seine Eltern eine Indienreise zu Meditationszwecken ermöglicht und finanziert hatten. Als er jetzt zurückkehrte und Zollfahnder sein Gepäck filzten, fiel den Beamten in einem Koffer das Photo eines indischen Gurus auf, das in einem ungewöhnlich voluminösen Rahmen steckte.

Der Rahmen wurde geöffnet. Hinter dem Bild des «Göttlichen» waren zwei Hohlräume mit einer Füllung von Plattenhaschisch im Gesamtgewicht von 750 Gramm.
(Süddeutsche Zeitung, 19.8.1981)

PS.: Und welcher Trick fehlte?

Der weltweite Rauschgiftschmuggel wird immer raffinierter. Auf dem Flughafen Hamburg wurden nach Angaben des Bundeswirtschaftsministeriums zwei Kisten mit 155 Kilogramm Haschisch und fünf Kilogramm Cannabiskonzentrat sichergestellt, die mit Vorwarn-Funkgeräten ausgestattet waren. Beim Öffnen der Kisten erfahren so die Rauschgifthändler durch einen über Funk ausgestrahlten Signalton, dass ihre Ware – in diesem Fall als Ingwerwurzeln deklariert – entdeckt worden ist.
(Süddeutsche Zeitung, 29.12.1979)

Im Reichswald bei Kranenburg fand Karl Moritz an einem Januartag einen halb erfrorenen Foxterrier-Bastard. Der Zollbeamte nahm den Hund mit nach Hause. «Es dauerte einen Monat, bis meine Frau ihn aufgepäppelt hatte», sagt Moritz. Heute – fünf Jahre später – ist «Lumpi» ein Star. Er ist nicht nur der einzige Bastard im Dienst der deutschen Zollbehörden, er ist mit «32 Angriffen» von Rauschgiftschmugglern der erfolgreichste Haschisch- und Heroin-Hund im Einsatz an der Grenze zu den Niederlanden.

«Am schwersten ist die Arbeit für den Hund in den Eisenbahnzügen, weil da so viele starke Gerüche vorkommen», meint Moritz. Aber ob es sich um Rauschgiftverstecke hinter den gepolsterten Rückenlehnen im Abteil, um Papierkörbe auf dem Gang oder in den Toiletten der Waggons handelt – Lumpi hat überall schon Rauschgift gefunden.

Doch fast wäre Lumpi nicht in den Zolldienst gekommen. «Da gab es keine Bastarde, die waren alle sehr skeptisch», berichtet Moritz. «Der Trend ging zu Schäferhunden, Cockerspaniels und Labradorhunden.» Doch heute ist Lumpis geringe Grösse als Vorteil offiziell anerkannt.

(Die Welt, 25.5.1979)

Es ist schlicht Unsinn zu behaupten, dass die Tiere mit Rauschgift gefüttert oder sonst irgendwie süchtig gemacht werden. Dies ist schon deshalb nicht möglich, weil Heroin z. B. mit Sicherheit zum Tode des Tieres führen würde und ausserdem kein Hund in der Lage wäre irgendwelche Bedürfnisgefühle mit dem genossenen Gift in Verbindung zu bringen. Zudem stellt sich doch die Frage wieviel verschiedene Drogen müsste denn so ein Tier täglich fressen um eingesetzt werden zu können und wie würde dies dann bei den Sprengstoff - und Leichensuchhunden aussehen?

(Der Herr Polizeihauptkommissar Josef Meier von der Diensthundestaffel Nürnberg – viele Grüsse! – an den Autor)

2. *Wauwau*

Seit den frühen Siebzigern gehören sie zum vertrauten Anblick auf Flughäfen und Grenzposten, kurz an der Leine gehalten und meist etwas hektisch, in dieser Beziehung zweibeinigen Einsatzbeamten vergleichbar. Auch bei Razzien in Diskotheken und bei Wohnungsdurchsuchungen werden sie gelegentlich mitgeführt, die schwanzwedelnden Freunde und Helfer der Polizei. Da ich in einem Land erklärter Tierfreunde lebe, will ich ihrem so oft in der Presse gesungenen Lob kein Beinchen entgegenheben.

Einige Anmerkungen sind dennoch zu machen. Beamte selbst räumen ein, dass auch erfolgreiche Hundchen oft bis zu dreissig Prozent Fehlmeldungen erbringen, andererseits nicht in der Lage sind, wirklich geruchsfrei verpackten Stoff zu erschnüffeln. Ein weiteres Problem entsteht daraus, dass sie jeweils nur für einen kurzen Zeitraum einsatzfähig sind – die Konzentration lässt noch schneller nach als beim Menschen –, und dass Gerüche wie Pfeffer und Ähnliches sehr leicht die feinen Nasen verderben.

«Der Haupteffekt ist eben», schmunzelt ein Beamter, «dass bei ihrem Anblick manche Leute auffallend nervös werden.»

Da dennoch das Vertrauen der deutschsprachigen Bevölkerung in Hunde ein grösseres zu sein scheint als in andere Beamte, gibt es seit jüngster Zeit angeblich nicht nur Haschisch-Hunde, sondern angeblich auch welche für Heroin. Zumindest wurden die kläffenden Kontingente der Exekutive mit dieser Begründung drastisch erhöht. Nun ja, Heroin ist in reinem Zustand bekanntlich geruchlos, in unreinem ausserdem leicht mit anderen Duftstoffen zu verfremden. Da kommt

---

Der Rüde Benno, ein Star unter den Hunden der Münchner Rauschgiftfahnder, hat in Riem im Gepäckraum einen Koffer mit versteckten Haschisch-Platten erschnüffelt, was zur Verhaftung des Eigentümers dieses Gepäckstücks, Hermann P. (24) führte. Dieser – unter den Münchner Rauschgifthändlern nicht unbekannt – hatte den «Stoff» – drei Kilo schwarzer «Afghan» – in Pakistan billig eingekauft, um ihn hier unter Ausschaltung des Zwischenhandels mit hohem Gewinn an Konsumenten zu verkaufen.

Offenbar hatten jedoch Münchner Dealer davon Wind bekommen. Jedenfalls hatte die Münchner Zollfahndung einen Wink erhalten, auf Hermann P. und sein Gepäck bei seiner Ankunft in München besonders zu achten.

(Süddeutsche Zeitung, 14.8.1979)

Nicht nur Rosinen, sondern auch Haschisch fand der Spürhund «Brando» in einem Kuchen, den ein 21jähriger Student aus Freising gebacken hatte. Der Student und vier Begleiter waren mit ihrem Mercedes den Zöllnern am Grenzübergang Neuhaus im Allgäu aufgefallen.

(Abend-Zeitung München, 16.9.1980)

In Addis Abeba (Äthiopien) wurden zwei zwanzigjährige Bur-



Poster aus Thailand

kein Wauwi so leicht dahinter. Es ist allerdings interessant, warum unter diesem Etatposten ausgerechnet Schäferhunde angeschafft wurden, deren Nase an Qualität mit vielen anderen Rassen keinesfalls mithalten kann. Ein Beamter des Hamburger Rauschgiftdezernats erzählte mir des Rätsels Lösung: «Die Hunde sind für Heroin praktisch kaum einzusetzen oder eher gar nicht. Das wissen wir auch. Deshalb fiel die Wahl gleich auf eine Rasse, die vielseitige Verwendung erlaubt.»

Hm? Könnte damit auch eine Reserve für die Hundestaffeln rekrutiert werden, die mittlerweile gerne bei Demonstrationen und Räumungen besetzter Häuser eingesetzt werden?

«Das haben Sie gesagt. Dazu darf ich mich nicht äussern. Und gegen Cannabis sind Hunde immer noch gut.»

---

schen von der Polizei festgenommen, die vor Begehung eines Einbruches den Hunden, die das Haus bewachten, ein mit Cannabis bestreutes Stück Fleisch verabreichten. Die erwartete Wirkung blieb nicht aus. Die auf diese Weise betäubten Tiere verhielten sich ganz ruhig und störten die Eindringlinge nicht, die übrigens im Augenblick der Festnahme selbst Cannabis rauchten.

(Kriminalistik 6/1979)

Magisch angezogen vom Autogepäck eines dänischen Musikers fühlten sich die zur Drogenfahndung eingesetzten Zollhunde am dänisch-schwedischen Grenzübergang Hälsingborg. Statt Rauschgift förderten die Hunde allerdings 522 Salamiwürste zu Tage, die der Musiker nach Schweden schmuggeln wollte. Die Fracht von einem Gesamtgewicht von zehn Zentnern hätte beim Weiterverkauf in Norwegen einen Gewinn von rund 15000 Kronen gebracht.

(Süddeutsche Zeitung, 29.12.1979)

Was also, falls Bello versagt?

«In solchen Fällen muss dem Hunde ein Erfolg zugespielt werden, um ihn nicht interesselos zu machen. Man muss daher nachträglich eine Haschischprobe auslegen, damit der Hund diese finden kann.»

(Kriminaldirektor Günther Bauer, Rauschgift, Lübeck 1973)

Nachdem sich Röntgenstrahlen als nicht geeignet zum Aufspüren versteckten Rauschgifts erwiesen haben, werden jetzt «Weichstrahler», die pro Stück etwa 30000 Mark kosten, bei allen Luftpost-Leitstellen installiert, die Luftpost nach Rauschgiftsendungen durchforschen werden.

(Welt, 8.5.1980)

Geflügelte Spürhunde

Der weibliche Kohlweissling hat vermutlich einen erheblich besseren Spürsinn für Haschisch als jedes andere Lebewesen auf der Erde. Selbst abgerichtete Spürhunde der Polizei können die Gerüche der verschiedenen Cannabis-Arten nicht so präzise unterscheiden wie der kleine Schmetterling. Dabei ist der geflügelte Spürhund nach Untersuchungen zweier britischer Wissenschaftler nicht etwa drogensüchtig. Im Gegenteil: Der Kohlweissling hasst die Gerüche von Hasch oder Marihuana. Dabei ist seine Abneigung gegen mexikanischen Cannabis um das zwanzigfache grösser als gegen den türkischen «Stoff». Die Wissenschaftler boten den Schmetterlingen in ihren Versuchsreihen verschiedene, mit Cannabis-Extrakten besprühte und unbehandelte Blätter zur Eiablage an. Die unfreiwilligen Hasch-Schnüffler bevorzugten daraufhin eindeutig die Natur vor den «türkischen» Nistplätzen. Erst wenn keine andere Wahl mehr blieb, setzten sie sich auf die Blätter mit mexikanischem Geruch. Für ihre Versuche hatten die beiden Forscher eine Sondererlaubnis der britischen Polizei erhalten: Sie durften die Cannabis-Pflanzen im eigenen Garten züchten.

(Süddeutsche Zeitung, 7.7.1980)

Es gibt viel zu tun, flattern wir's an!

Nicht jeder kann das so hinreissend ausdrücken wie Kriminalrat Wolf Plewka vom Hamburger Rauschgift-Dezernat: «Wenn wir den Kleinhandel hundertprozentig ausschalten, gibt es keine Grossen mehr.» Natürlich: Wenn alle Tante-Emma-Läden dicht gemacht werden, gehen die Kaufhaus-Konzerne von selbst pleite, oder?

Herrn Plewkas bezaubernde Überlegung ist überhaupt nicht nötig für die Erklärung, warum zwei von drei Rauschgiftfahndern nicht hinter den stets beschworenen «grossen Fischen» her sind, sondern sich mit unendlicher Geduld auf das Plankton stürzen. Das Gesetz mache keinen Unterschied zwischen Gross und Klein, und daher müsse man eben, blutenden Herzens undsoweiter, *alle* Verstösse verfolgen. Der Gesetzgeber ist schuld. Und wann immer irgendein Büro dieses Gesetzgebers überlegt, ob da nicht gesetzgeberisch differenziert werden solle, kommen von Polizei und Staatsanwaltschaften entsetzte Proteste. Und jedesmal dieselben Einwände plewkanischer Unart.

Wann immer das Problem «kleiner Fische» in der Öffentlichkeit diskutiert wird, berufen sich die Herren von der Polizei auf den «gesetzlichen Verfolgungsauftrag» und sagen gleichzeitig, dass sie den ohnedies nicht ganz ernst nähmen – man würde nur «die Spreu vom Weizen sondern» (so der zuständige Mann aus Bielefeld), «Auslese betreiben» (so Herr Bux aus Baden-Württemberg), und dabei sagen sie verständlicherweise nicht, dass man auch aus diesen Gründen bereits jedes Körnchen böse quetschen muss. Man darf ihnen das nicht verdenken – diese winzigkleinen «Fälle» machen, da in der Kriminalstatistik ja auch mit jeweils einem Punkt gezählt, mehr als 98 Prozent aller Erfolgsmeldungen aus.

Um zu vertuschen, dass sich der polizeiliche Erfolg auf die Verfolgung von (überwiegend) Konsumenten stützt, ist immer von den «Dealern» die Rede, denen das Handwerk gelegt werden müsse. Das Wort rechtfertigt vieles, doch bereits in den amtlichen Beschreibungen sieht der Dealer anders aus als in der Presse. Will Herr Zühlsdorf die von ihm zitierten 13,5 Prozent Hamburger Mittelschüler, die gelegentlich Haschisch weiterverkauften, also «dealten», wirklich in einen Topf mit Grosshändlern werfen? Nein, aber diese Nichtunterscheidung ist für die Öffentlichkeitsarbeit genau so praktisch wie die Nichtunterscheidung zwischen den einzelnen Drogen.

Was aber macht eine brave Polizei mit ihrem Verfolgungsauftrag vor dem Hintergrund, dass eine ganze Menge Hanfraucher die Sache auch mit anderen teilen, manchmal umsonst, manchmal gegen Unkosten, manchmal geschäftlich?

Herr Kriminal-Hauptmeister B. sieht mich gequält an. «Ei-

«Selbstgedrehte Joints zu 3 Mark», offerierte ein junger Gitarrenspieler am Sonnabend am Rande der Popszene im Eilenriede-Stadion. Ob sich das Geschäft für ihn gelohnt hat, ist nicht bekannt.
(Hannoversche Allgemeine, 17.7.1973)

In der Nacht zum Donnerstag überprüfte eine Funkstreife in der Schmiedestrasse vier 16 bis 19 Jahre alte Männer. Bei dem Quartett fanden die Beamten etwa 40 Gramm Haschisch, zwei Opium-Waagen sowie vier Haschischpfeifen. Die Festgenommenen behaupteten, das Rauschgift aus Holland erhalten zu haben. Nach Meinung der Kriminalpolizei dürfte es sich bei den vier Festgenommenen um Rauschgifthändler handeln. Die Ermittlungen dauern an.
(Hannoversche Allgemeine, 27.7.1973)

Bei einer Razzia zur Bekämpfung der Rauschgiftkriminalität kontrollierten die Polizei, die Zollfahndung, die Kriminalpolizei und der Gewerbeaussendienst in der Nacht zum Sonnabend in der Zeit von 22 Uhr 30 bis 0 Uhr 20 das Lokal «Home» in der Wilmersdorfer Bundesallee. Es wurden 220 Gäste überprüft; 36 Personen, darunter neun Frauen, wurden vorübergehend festgenommen. Bei der Razzia beschlagnahmte die Polizei einen Schreckschussrevolver, eine Stahlrute, einen Totschläger, 258 Gramm Haschisch, sechs Spritzen, zwei Kanülen und sechs LSD-Trips.
(Tagesspiegel, Berlin, 10.3.1974)

Beim Handel mit Haschisch wurde – wie erst jetzt gemeldet wurde – am 8. Mai ein 18jähriger junger Mann auf der Bärenwiese

ne harte Linie ist da natürlich nicht drin. Wo das versucht wurde, hat es Probleme gegeben. Je grösser der Druck ist, desto raffinierter und vorsichtiger wird gedealt. Da sind die uns dann bald wieder eins voraus. Dann läuft die Sache nicht mehr in Lokalen, sondern auf Strassen, in irgendwelchen Hauseingängen und Wohnungen, und wir machen gar keine Meldung mehr. Deshalb sehen wir eben mit halbgeschlossenen Augen eine Weile zu. Wir wissen genau: In dem und dem Lokal wird gedealt. Wir haben auch unsere Leute drin, und wir wissen oft, wer da dealt und wie sehr. Offiziell dulden dürfen wir sowas natürlich nicht. Aber wenn wir zuschlagen, verläuft sich die Szene wieder anderswohin, und wir schauen durch die Finger. Das ist ein echtes Problem. Deshalb gibt es immer Plätze und Lokale, wo wir unser Auge drauf haben, aber vorerst nichts tun.»

Also: Geduldeter Rauschgifthandel?

«Das ist unfair, so darf man das nicht sehen. Wir schlagen ja auch gelegentlich zu.»

Bei welchen Gelegenheiten?

«Prinzipiell: Sobald wir die Erkenntnis haben, dass dort unerlaubte Handlungen stattfinden. Es gibt natürlich auch einen Verfolgungsdruck durch die Öffentlichkeit. Wenn also in der Presse steht, das Rauschgiftproblem sei fürchterlich, dann werden wir aktiv. Und natürlich: Erfolge muss jeder von uns vorzeigen können. Wir pflücken also einige Früchtchen vom Baum. Nicht immer die saftigsten – die gehen uns oft durch die Lappen –, aber immer so viele, dass niemand was gegen unsere Arbeit sagen kann. Aber das schreiben Sie bitte auf keinen Fall!»

Ist das nicht sehr selektive Gerechtigkeit?

«Das sehen Sie so falsch. Bedenken Sie einmal: Wenn wir jetzt wirklich alle einfangen, von denen wir genau wissen ... wohin damit? Die Gefängnisse platzen allesamt aus den Nähten, die Gerichte sind überlastet – wohin mit ihnen? Würden jetzt hundert neue Gefängnisse eröffnet, wir könnten sie alle über Nacht füllen. Das würden wir dann auch tun. Aber es fehlt an Gefängnisplätzen, und die Justizminister beschweren sich reihum, dass ihnen die Häuser mit Drogenfällen gefüllt werden. Also sehen wir notgedrungen zu, und wenn irgendwo Kapazitäten frei werden, schlagen wir wieder zu.»

Das Kleinzeug also als Lückenstopfer für die Gefängnisse oder als Poliersand für die Erfolgsbilanz?

«Sie sind verbohrt.»

Ich spreche mit einem Drogenbeauftragten. «Im Grunde ist das alles nur noch die Verlagerung eines Problems auf dem Verwaltungsweg. Da wird eine Szene abgeräumt und ins Gefängnis gesteckt. Dann klagen die Justizbehörden. Also kommen sie wieder zurück auf die Szene. Dann wird in dem

in Ludwigsburg festgenommen. Der Haschischhändler, der 55 Gramm des Rauschmittels bei sich hatte, versuchte nach den Angaben der Polizei, am hellichten Tag geeignete Käufer für seine Ware zu finden. Der junge Mann wurde in die Vollzugsanstalt nach Stuttgart-Stammheim eingewiesen.

(Stuttgarter Zeitung, 16.5.1974)

Wie bereits berichtet, hatten vor etwa 14 Tagen rund 100 Beamte das Gelände um eine Diskothek im Erdinger Vorort Aufhausen umstellt, da Observationen der Kriminalpolizei ergeben hatten, dass in dem Lokal Drogen konsumiert und gehandelt werden. 258 Diskothekenbesucher wurden in dieser Nacht über mehrere Stunden kontrolliert. Das Ergebnis war für Polizeidirektor Reinhold Bauer überraschend: «Ich hätte nicht geglaubt, dass in Erding so viel geht.» Gegen 13 Personen wurde Anzeige wegen Drogenmissbrauchs erstattet, gegen vier weitere erliess der Ermittlungsrichter Haftbefehl.

50 junge Leute wurden vorübergehend festgenommen und zur Personalienfeststellung in die Erdinger Polizeidirektion gebracht. Mit fünf Rauschgifthunden wurde nach der Razzia die Diskothek durchsucht, wobei allerdings nur eine geringe Menge Marihuana (62 Gramm) gefunden wurde.

(Süddeutsche Zeitung, 2.12.1979)

Vergesslichkeit überführte einen 22jährigen Mann aus Gröbenzell. Er hatte in einer Telephonzelle in Bad Aibling seine Papiere und drei Gramm Haschisch liegengelassen. Eine Passantin fand die Sachen und trug sie zum nächsten Polizeirevier. Der junge Mann wurde auf Grund der Papiere ermittelt. In seinem Wagen fand die Polizei weitere 15 Gramm Haschisch und drei Pfeifen. Er wurde vorläufig festgenommen, jedoch wieder auf freien Fuss gesetzt.

(Süddeutsche Zeitung, 12.12.1979)

Nach einem Tip haben Rauschgiftfahnder des Bayerischen Landeskriminalamts einen Marihuana-Händler und dessen Kunden in Ambach im Landkreis Wolfratshausen-Bad Tölz festgenommen. Der Dealer, ein 30jähriger Architekt, hatte nach Angaben der Beamten 1 Kilogramm Marihuana bei sich. Als er sie einem 29jährigen Studenten auf einem abgelegenen Parkplatz übergeben wollte, griff die Polizei zu.
(Süddeutsche Zeitung, 10.11.1980)

«Nicht selten geben Händler der Polizei selbst den Tip», berichten die Sachverständigen. Sie wollten sich damit «freizeichnen», wie es im Polizeijargon heisst. Der Kunde, der an Polizei oder Zoll verpfiffen werde, bekomme meist minderwertige Ware, die die vom Staat gezahlte «Fangprämie» nicht wert sei. So erhalte der Dealer doppelt Geld und könne sich der Polizei gegenüber sogar noch kooperationswillig zeigen.
(Süddeutsche Zeitung, 26.6.1981)

Die Mengen werden kleiner, die Hysterie wird grösser – was tun? Richtig! Bei einem von der Polizei errechneten Grammpreis von 26.– Mark ...

Fahnder des Bayerischen Landeskriminalamts nahmen am Dienstagabend in der Königinstrasse eine 20jährige Schülerin fest, die sie bei der Abwicklung eines Rauschgiftgeschäfts überrascht hatten. Die 20jährige versuchte, in ihrem Auto zu entkommen und hielt erst an, nachdem die Beamten Schüsse auf die Reifen ihres Wagens abgegeben hatten.

Unter dem Fahrersitz ihres Wa-

einen Stadtteil eine Serie von Razzien gemacht, also wandert die Szene in einen anderen, und die dortigen Kommissariate haben den Ärger. Als überall von Heroin die Rede war, hat man verstärkt die Fixer-Treffs abgeräumt, aber Fixer sind in Gefängnissen die grössten Probleme. Haschisch-Fälle machen da überhaupt keine Schwierigkeiten. Aber am Knast kommen sie auch nicht vorbei. Und dann füllen uns diese kleinen Deppen die Gefängnisse.»

Wen meint der Herr mit diesem Ausdruck?

«Beide Seiten. Eine völlig schizophrene Situation. Aber an der will niemand was ändern, weder bei der Polizei noch in der Justiz. Sonst könnte man ja nicht ständig neue Planstellen fordern, neue Anstalten undsoweiter. Man sagt: Wir werden die Sache schon in den Griff bekommen, irgendwann. Wir brauchen dazu nur mehr Mittel. Und wenn man dafür die geeignete Presse macht, bekommt man sie auch.»

Saturday-Night in irgendeiner Stadt, vor dem jeweiligen «in-Lokal». Pünktlich um zehn, von München über das Ruhrgebiet bis Hamburg, kommen die bekannten, unauffälligen Herren in Parka oder Lederjacke (Rauhleder), paarweise oder als Quartett, und schnappen sich zwei, drei Junge aus der Menge, die da herumlungert. Man kennt sich, duzt sich, und durchschnittlich jeder Zweite wird abtransportiert. Kein Widerstand, kein Fluchtversuch. Zwei, drei andere aus der Menge machen sich unauffällig aus dem Staub. Das Ganze erinnert an ein Ritual, an ein fürchterlich langweiliges übrigens.

«Nein, Fixer machen wir heute keine», sagt einer der Beamten in Hamburg zu mir. «Heute sind die Hasch-Puppies dran.» Vier haben sie schon, um elf Uhr werden noch einmal drei eingesammelt, vielleicht um eins noch einmal zwei, drei. Ich erzähle den Herren von Jens Clausen, einem Kollegen von ihnen, der 1970 die Türe eines bekannten Dealertreffs aufriss und mit geschlossenen Augen in den Raum rief: «Wer noch was wegzuwerfen hat, soll's wegwerfen! Eins – zwei – drei – Razzia!» Und da quollen die Beamten in den Raum.

«Das waren noch Zeiten», sagt der ältere Beamte und klingt etwas müde. «Diese sanfte Gangart ist bei uns nicht mehr drin. Damals war ja alles noch sehr liberal. Jetzt weht da ein viel härterer Wind. Das sehen Sie schon an den Urteilen. Den Kleinen da hinten haben wir jetzt zum vierten Mal. Ein paar Gramm, aber schon in Stückchen geschnitten. Eindeutig der Beweis, dass er dealen wollte. Der geht jetzt nach dem neuen Gesetz mindestens zwei Jahre in den Bau. Schade um ihn.»

Sein Kollege schweigt hartnäckig und sieht finster drein. Zuerst hat er das Wort «Rauschgift-Gangster» gebraucht und auf meine erstaunte Frage «Ja, genau solche Typen!» gesagt. Ich frage ihn, was er erwartet, wenn der Junge nun aus dem Gefängnis kommt.

«Das ist doch nicht meine Sache. Auf jeden Fall wird er dann schnell wieder drinnen sein. Das geht doch mit den meisten so.»

Ob hier nicht Kriminelle eher produziert werden als Kriminalität verhindert?

«Das interessiert mich nicht. Ich habe meine Vorschriften.»

«Sie müssen ihn entschuldigen», sagt der etwas ältere Kollege. «So ein Job schlaucht auch ganz schön.»

Ich muss an Herrn Plewka denken und frage, ob ihnen bei diesen Streifzügen schon einmal ein grösserer Fisch in die Hände gefallen sei.

«Ach was, das ist doch ohnedies ausgeschlossen.»

Der Jüngere stösst ihn an. Mit einer winzigen Kopfbewegung deutet er auf die andere Strassenseite. Dort steht ein Junge und schaut auf die Traube vor dem Lokal. Er ist vielleicht neunzehn, hat das Haar nicht ganz schulterlang und ein ziemlich weiches, offenes Gesicht.

«Den kennen wir noch nicht. Den greifen wir uns mal.»

Sie ziehen los. Der Junge sieht sie nicht, da sie von hinten herankommen, fährt er erst herum, als ihm der Jüngere der Beiden hart auf die Schulter tippt. Ich möchte kotzen.

gens wurde ein Beutel mit 770 Gramm Haschisch im Konsumentenwert von 20000 Mark entdeckt und sichergestellt. Die Schülerin kam in Haft.

(Süddeutsche Zeitung, 29.10.1981)

4. Trichterpolitik

Herr Eckhard Günther hört sich gern reden, und was immer er sagt, gerinnt ihm zu Anekdoten. Die heissen auf hamburgisch Döntjes. Das Wort wird korrekterweise wie «Dünnschiss» ausgesprochen, aber diese Fähigkeit war es wohl nicht, die ihm den Posten des Drogenbeauftragten der Freien und Hansestadt einbrachte.

Es muss 1972 oder 73 gewesen sein – Hermann Prigann, der damals *Release* machte, kennt das genaue Datum –, als der drogenbeauftragte Herr einen erstaunlichen Vorschlag machte. Man solle doch für diese ganzen anpassungsunwilligen oder -unfähigen Jungen einfach «irgendwo bei Mutter Grün» eine Art Lager errichten. Er sagte wirklich «Lager». Mit «netten Baracken, Werkstätten, ein paar Ausbildnern und so. Und wer mit Drogen auffällt, kommt dort eben eine Weile hin und bekommt Erziehung. Am Wochenende könnten die dann ja von ihren Muttis besucht werden, die könnten ihnen ja Kuchen mitbringen. Aber den Kuchen werden wir uns *sehr genau* ansehen.» Und dazu lachte der Herr.

Prophet oder Wahnsinniger? Er nennt sich selbst «einen Realpolitiker», und über seine sonstigen Qualifikationen möchte ich mich nicht äussern. Seine Selbsteinschätzung bezieht er daraus, stets gesagt zu haben, das Drogenproblem sei nicht zu lösen. Es sei, zumindest mit Hanf, «wie mit den Homosexuellen – man kann sie nicht einfach ausrotten, aber

Mittlerweile haben sich «harte» Kerne gebildet, die vor und in Jugendlokalen und anderen Jugendtreffs den Ton angeben und eine subkulturelle Verfestigung der Drogenszene mit sich bringen. Man schottet sich raffiniert nach aussen ab, und nicht selten beobachten wir bei grösseren Transaktionen geheimdienstähnliche Abwehrmethoden gegen polizeiliche Ermittlungsaktivitäten.

Wo Rauschgifte sind, sind auch Konsumenten; wo Konsumenten sind, sind auch Rauschgifthändler. Alle drei Faktoren beeinflussen sich gegenseitig.

Es ist somit nur folgerichtig, wenn die Polizei versucht, diese Kausalität schon an den Nahtstellen zu unterbrechen und, besser noch, wenn sie versucht, einzelne Faktoren auszuschalten. Das aber kann nur gelingen, wenn wir unser Augenmerk schwerpunktmässig insbesondere auf die verfügbaren Rauschmittel und auf die Handelsaktivitäten im weitesten Sinne richten. Das ist das Feld, auf dem die Polizei zu allererst herausgefordert ist und wirksam Einfluss auf den Umfang der

Rauschgiftkriminalität nehmen kann.

Das bedeutet in der Konsequenz, dass wohl kaum in einem anderen Kriminalitätsbereich wie dem der Rauschgiftkriminalität durch repressive Massnahmen (z. B. Beschlagnahme von Rauschgift, Zerschlagung von Händlerringen) präventive Wirkung erzielt werden kann.

Dies aber setzt eine enge Kommunikation und Koordination der Behörden der beteiligten Staaten voraus. Leider hat die Vergangenheit gezeigt, dass für eine schnelle und reibungslose Koordination der Interpolweg zu schwerfällig ist. Aus diesem Grunde wurde eine ganze Reihe von internationalen Arbeitsgruppen gebildet, in denen Praktiker der Rauschgiftbekämpfung über ihre Erfahrungen im Kampf gegen die Drogen berichten und in denen nach neuen Arbeitsmethoden gesucht wird.

Aufgrund dieser Zielrichtung nehmen an den Arbeitsbesprechungen Vertreter der Bundesländer Bayern, Hessen und Baden-Württemberg sowie von Österreich teil. Zwischenzeitlich finden



Drogenbekämpfer Bux

man muss ihnen verdammt genau auf die Finger sehen», so Herr Günther 1980. In Klartext: Es muss, ähnlich wie bei den Schwulen vor der Reform des BRD-§ 175, Plätze geben, wo sie einander treffen können und gleichzeitig unter Ghetto-Aufsicht stehen.

Ich will genauer wissen, wie er sich das vorstellt, aber Herr Günther sieht mich schräg an. «Das wissen *Sie* doch schon längst. Ich will Ihnen doch nicht auch noch Argumente liefern, mit denen Sie uns dann schlecht machen können.»

Ich versuche es freundlich, und da schmilzt der Herr dann auch bald. «Das läuft bei uns mittlerweile sehr gut koordiniert. Aber auch in anderen Städten funktioniert das. Die mit Haschisch wollen ja mit den Fixern nichts zu tun haben. Also von der Szene aus entstehen da immer ganz getrennte Lokale, auch in verschiedenen Stadtteilen. Wir bekommen ja von der Polizei die entsprechenden Erkenntnisse immer ins Haus geliefert. Immer wieder ergibt sich irgendwo eine Hascher-Kneipe, und dann gibt es auch die Fixer-Treffs. Lokale, wo beides läuft, gibt es ja von sich aus nicht. Das wissen Sie ja – Sie sagen doch immer, das sei ganz gut so. Aber Sie vergessen dabei das administrative Problem. Das wäre ja ein ungeheurer Aufwand, mehrere Plätze gleichzeitig unter Beobachtung zu halten. Da kommen eben die Typen in den Trichter ...» Herr Günther lässt urplötzlich seine Kaffeetasse sinken, sieht mich wieder herbe an und schweigt.

«Trichterstrategie» heisst dieses Verfahren auch bei der Polizei: Die Lokale, die als Umschlagplätze und Treffpunkte der verschiedenen Drogenszenen in Betracht kommen könnten, werden tunlichst auf einen überschaubaren Stadtteil konzentriert, der dann insgesamt unter Aufsicht steht. Das ist ganz einfach zu bewerkstelligen. Kiffer-Kneipen sprechen sich schnell herum, auch bei der Polizei. Nach ein bis zwei Razzien entziehen die zuständigen Ordnungsämter die Konzession, und der Laden wird dicht gemacht. Dafür gibt es in ganz bestimmten Stadtteilen Läden, wo dasselbe läuft, ohne dass die Behörden einschreiten. Dort finden natürlich auch Razzien statt, aber ohne Konzessionsentzug für den Wirt. Höchstens dass ihm nahegelegt wird, «mit der Polizei zusammenzuarbeiten», was begreiflicherweise bei so freundlicher Aufforderung auch geschieht. Das Letztere wird in der Szene meist später bekannt, als dass es dort Dope gibt, und so setzen die Wallfahrten ein, meist rund um die Uhr kontrolliert.

Die polizeiliche Verfolgungspflicht bringt es mit sich, dass solche Idyllen nicht allzulang gedeihen. Wenn sie allzu oft in die Presse geraten sind, meist mit Heroin-Toten, wird in diesem Reusensystem ein anderer Stadtteil eröffnet.

Beispiel Berlin: Als der Bahnhof Zoo durch das einschlägige Buch so bekannt wurde, dass Reisegruppen dort eigens

einschneiten und gelegentlich kleine Mädchen aufgegriffen wurden, die – das Buch unterm Arm – ein abenteuerliches Leben starten wollten, fand eine Kette von Razzien statt. Sehr bald hatte sich die Heroin-Szene nach der Potsdamer-Strasse verlagert, die Hanf-Szene in das Umfeld der besetzten Häuser in Berlin-Süd-Ost. Ende 1981 wurde immer öfter «die Potse abgeräumt», also ebenfalls amtlichen Augenmerks fühlbar würdig empfunden. Die Zuhälter hatten sich beschwert, dass ihnen die Langhaarigen die Freier verekelten. Seit dieser Zeit finden überall in Berlin rasante Rauschgift-Razzien statt, nur nicht in – erraten! – Berlin-Süd-Ost. Die politische Szene dortselbst stöhnt, denn es reicht ihr, dass der Stadtteil als «Chaotendistrikt» der Hausbesetzer diskriminiert wurde, und sie weiss auch, dass der polizeiliche Kampf gegen Rauschgift mehr Sympathien der Normalverbraucher-Gesellschaft geniesst als der gegen Hausbesetzer. Aber das ist es eben. Und noch dazu eine Verwaltungsvereinfachung. «Wir können uns hier wenigstens mit der politischen Polizei ablösen», sagt ein dienstlich für das Rauschgift-Dezernat Beobachtender. Die Polizeiführung, bekomme ich zu hören, erspart sich so die Bezahlung vieler Überstunden.

Das Hamburger Polizeihochhaus wirkt etwas deplaziert. Der Architekt hatte es einst für Mittelindien entworfen, schick und im Stil Corbusiers, und dann wurde der Entwurf von Hamburg gekauft, samt den Beton-Sichtblenden gegen die tropische Sonne. Die nordeuropäisch-industrielle Umweltsäure verbiss sich mit solcher Begeisterung an dieser Exotik, dass der noch verhältnismässig junge Bau stets ehrwürdig restaurativ eingerüstet erscheint, aber auch im Inneren zeigt er geradezu indische Verschleisserscheinungen. Trotzdem gibt es in diesem ungemütlichen Innenleben gelockerte Minuten.

Herr Köster, Leiter der Abteilung FD 641, Rauschgift, lehnt sich in seinem Stuhl zurück. Er ist ein sehr kultivierter, aufmerksamer Zuhörer und höflich vorsichtig in dem, was er sagt. «Sie können doch nicht im Ernst erwarten, dass ich Ihnen etwas darüber sage, welche Lokale wir dulden und welche nicht. Da würden Sie ja von uns auch das Eingeständnis verlangen, dass wir unserer Verfolgungspflicht nur selektiv nachgingen. Nach welchen Gesichtspunkten wir die Rauschgift-Szene koordinieren, ist ausserdem von wechselnden Überlegungen abhängig.»

Haben Sie «koordinieren» gesagt?

«Vergessen Sie das Wort. Das wissen Sie doch auch, dass die Polizei das Rauschgiftproblem nicht lösen kann. Wir müssen nach Gesichtspunkten taktischer Effizienz vorgehen.»

Aber kann die Vermengung unterschiedlicher Drogenszenen mit taktischen Effizienz-Überlegungen verantwortet werden?

Kontakte statt mit Bulgarien, Jugoslawien, Rumänien und Ungarn.

Nachdem beim Landeskriminalamt Baden-Württemberg Verbindungen zwischen Straftätern aus unserem Bundesland zur Schweiz und Italien immer häufiger festzustellen sind, wollen wir in naher Zukunft eine Arbeitsgruppe Südwest einrichten. In ihr sollen die Kontakte zwischen den Strafverfolgungsbehörden der Schweiz, Italiens, Österreichs, Frankreichs und der Bundesrepublik intensiviert werden.

Traditionelle kriminalpolizeiliche Ermittlungsmassnahmen laufen gegenüber diesen Täterkreisen leicht ins Leere; hieraus waren Konsequenzen zu ziehen.

Nach meiner Meinung könnte hier die Erstellung eines realistischen Suchtlagebildes Abhilfe schaffen. Dazu wäre aber auch eine umfassende Erhebung von Erkenntnissen notwendig, die im Zuge von Rehabilitationsmassnahmen in medizinischen und sozialen Einrichtungen erhoben werden. Es sollte endlich erreicht werden, dass die Gesundheitsbehörden entsprechende abstrakte Daten an die Polizei weitermelden. Nur mit solchem statistischen Material ist eine echte Grundlagenforschung möglich.

Vorbeugende Bekämpfung der Rauschgiftkriminalität ist vom Ansatz her schwierig, weil es eben in diesem Bereich im Unterschied zu anderen Deliktsarten so gut wie keine Geschädigten gibt, denen die Polizei Verhaltensweisen zum Selbstschutz vorschlagen kann, sondern nur Beteiligte, die Strafverfolgung zu gewärtigen haben. Dennoch sind wir der Überzeugung, dass durch Ansprechen der Zielgruppen durch spezifische, realistische und – ich betone ausdrücklich – unschöne Aufklärung und Warnung ein Beitrag zur Eindämmung dieses Gesellschaftsproblems geleistet werden kann.

(Kuno Bux, Direktor des LKA Baden-Wttbg., Kriminalistik 5/1980)

«Der in den Untergrund eingeschleuste Polizist stiftet unmittelbar andere zu deren strafbarem Tun an (‹agent provocateur›), wenn er Einzelaktionen auslöst, um Zugriffe zu ermöglichen; er trägt aber auch mittelbar durch seine Beteiligung am Szene-Leben zum Verhalten der anderen bei. Er muss also nicht nur manches Strafbare im Vorfeld schwerer Fälle ‹übersehen›, sondern sogar dazu beitragen und selbst mitmachen. Dies alles rechtlich durch *übergesetzlichen Notstand* oder durch fehlenden Vorsatz gedeckt zu sehen, hiesse, rechtliche Konstruktionen zu pervertieren und die Arbeitsweise des erfolgreichen, länger tätigen Untergrundfahnders erheblich zu unterschätzen. Mag die Tätigkeit des Untergrundfahnders notwendig sein und bislang volle Rückendeckung in der Justiz finden, sie bewegt sich de lege lata doch weitgehend am Rande der Illegalität.»

(Arthur Kreuzer, Drogen und Delinquenz, Wiesbaden 1975)

Um die verdeckten Ermittlungen, die für eine erfolgreiche Bekämpfung der Rauschgiftkriminalität unverzichtbar sind, weiterführen zu können, muss für die Tätigkeit der Beamten der OEG ein Ermächtigungsraum geschaffen werden, da auf die Dauer ein Arbeiten unter Berufung auf den rechtfertigenden Notstand des Strafgesetzbuches nicht vertretbar erscheint. Ebenso ist es auf die Dauer gesehen unabdingbar, die Beamten der OEG, die ja Polizeibeamte sind, zumindest zeitweise von der Strafverfolgungspflicht der Strafprozessordnung zu entbinden.

Die Erfüllung dieser Forderung ist, wie ich meine, einerseits unverzichtbar, andererseits nicht ge-

«Vom moralischen Standpunkt mögen Sie recht haben. Wir schiessen uns manchmal» – Lachen – «wie die von der *Bild*-Zeitung die Leichen selbst.» Ende der Heiterkeit. «Vergessen Sie nicht: Wir sind immer ein zu schwach besetztes Ressort. Da gilt für jeden einzelnen Beamten das Gesetz grösster Effektivität. Sicherlich, die ‹grossen Fische› sind sehr viel interessanter. Aber an die heranzukommen, erfordert auch einen unverhältnismässig höheren Einsatz.»

Unverhältnismässig?

Herr Köster sieht mich traurig an. «Wie das mit Heroin läuft, wissen Sie doch selbst. Und ich nehme an, Sie wissen auch, wie das mit Haschisch en gros läuft. Wenn ich da fünfzig Beamte ansetzen könnte, würden sich vierzig die Finger verbrennen, zehn würden nicht fündig werden, und wenn der siebzigste Erfolg hätte, gäbe es plötzlich Ärger mit der Staatsanwaltschaft oder mit höheren Stellen hier im Haus. Man sei unvorsichtig gewesen und hätte doch noch etwas abwarten sollen. Wer will schon solche Risiken eingehen? Da hält man sich an den Spatzen in der Hand.»

Im rechtlichen Niemandsland

Aus verständlichen Gründen wird Macchiavelli in keiner europäischen Verfassung als geistiger Vater geführt; doch dass der Zweck die Mittel heiligt, wird ausserhalb von Wahlveranstaltungen jeder Politiker bestätigen. Dass demokratische und bürokratische Ideale einander immer wieder im Weg stehen und in der Regel widersprechen, hat viele Gründe. Kein bürokratischer Apparat ist aus demokratischen Traditionen entstanden, und wenn man dies schon beim Schweizer annimmt, müsste zumindest nach dem Bewusstseins-Hintergrund gefragt werden.

So gesehen, ist das natürliche Interesse beispielsweise der Polizei an einer Einschränkung demokratisch-rechtsstaatlicher Freiräume zu verstehen, und da es in einem demokratischen Konsens geschehen muss, braucht jede Freiheitsbeschränkung auch eine «verkaufbare Begründung». Es beginnt mit lancierten Pressenotizen: «Bundesanwaltschaft zeigt sich besorgt über ...» Die Besorgnis muss eine «mehrheitsfähige» sein, beispielsweise Terrorismus oder Rauschgift. Und die Erweiterung polizeilicher Möglichkeiten, die gleichzeitig eine Einschränkung bürgerlicher Freiheiten ist, muss so dargestellt werden, dass sie einerseits ungeheuer effektivitätsträchtig wirkt, andererseits sich fast niemand vorstellen kann, von ihr praktisch betroffen zu werden.

Gedenken wir des «Extremistenerlasses», über den anfangs nur eine Handvoll Linker zeterte, bis Tausende merkten, was

der Begriff «Berufsverbot» in der Praxis bedeutet. Seither versprechen die Politiker immer wieder, die «ungerechtfertigten Härten» abzubauen, aber die «vorsorgliche Überwachung» sämtlicher politischer Jugend-Szenen (mit fühlbarer Schwachsichtigkeit auf dem rechten Auge) ist geblieben. Selbstverständlich werden heute «Daten», «Erkenntnisse» und «Anamesen» gespeichert, deren Erfassung noch vor fünfzehn Jahren als Ungeheuerlichkeit gegolten hätte. Man gewöhnt sich daran, und aus angeblich vielerlei Gründen ist die immer gründlichere Durchleuchtung des Bürgers unabdingbar.

Solche Prozesse sind überaus dynamisch. Teilnehmer an Demonstrationen werden selbstverständlich durch Video und Kamera «erfasst», und da solche Fotos immer wieder eine Einstellung in den Öffentlichen Dienst verhinderten, zogen es immer mehr der noch nicht dadurch Eingeschüchterten vor, sich unkenntlich zu machen. In jüngster Zeit wird immer wieder einmal ein «Vermummungsverbot» gefordert, angeblich nur, um «gewalttätige Demonstranten, also Chaoten *aussondern»* zu können (Berlins Lummer). Natürlich nicht nur *dafür,* aber ... nun ja.

Auch der verdeckte Fahnder wurde in die «Rauschgift-Szene» nur eingeschleust, um die «grossen Fische» zu fangen. Vor gut zehn Jahren waren das für die BRD insgesamt sieben. Nun hat schon jedes einzelne Rauschgiftdezernat mehr von der Sorte auf Lager – wurden deshalb mehr «grosse Fische» gefangen? Der Blick auf die Statistik zeigt: Nein. Aber so dürfe man das nicht sehen, wird mir gesagt. Man möge sich doch nur einmal ganz genau die Beschlagnahmen ansehen: Jedes zweite Kilogramm Haschisch sei durch solche Untergrund-Fahnder erbeutet worden. Zugegeben, bei Heroin sei die Bilanz nicht so grossartig, aber immerhin, bei Hanf.

Jedes zweite Kilo, na bitte. Allerdings pro Fall nur ganz selten mehr als ein Kilo. Und die Situation ist, vergleicht man die Fälle, jedesmal nahezu identisch: der Untergrundfahnder wollte von irgendeinem Typen um jeden Preis, wirklich um *jeden,* ein Kilogramm Haschisch haben. Er setzte nach, drängte, tat alles mögliche, bis er's bekam und der Verkäufer abgeführt werden konnte. Zweifellos, man darf die Beteuerungen der so vor Gericht Gelandeten nicht blind glauben, aber es ist mehr als wahrscheinlich, dass sechs von zehn dieser Geschäfte nie gemacht worden wären, hätte sie nicht erst ein Polizist gefordert und in Gang gebracht.

Ich habe Verständnis für diese Untergrundfahnder. Wer an so einem Posten steht, steht unter noch grösserem Erfolgszwang als die meisten anderen Kollegen. Und über weite Strecken seiner Aktivitäten wird er ganz bewusst nicht kontrolliert. Er arbeitet ja gewissermassen im rechtlichen Nie-

eignet, Angstgefühle zu erregen, dass unser Rechtsstaat dadurch gefährdet würde.

Es liegt auf der Hand, dass derartige Bekämpfungsmassnahmen keine breite Publizität vertragen.

(Kuno Bux, Direktor des LKA Baden-Wttbg., Kriminalistik 5/1980)

«Wenn Sie es ganz genau wissen wollen: Er war sogar sehr gut im Bett», sagt Marianne Abel voller Wut. Sie ist soeben von einem Beamten des Stuttgarter Landeskriminalamtes gefragt worden, ob «Archie» denn wirklich «eingeführt» habe. «Archie» gehört auch zum Landeskriminalamt. Er ist V-Mann, ein Agent provocateur, der keine Mühen scheut, seinen Kripo-Kollegen Haschisch-Händler zu liefern – auch wenn er dabei mit seinen Opfern ins Bett gehen muss, auch wenn er sie erst zu Dealern macht.

Kein Einzelfall, dass ein Drogenfahnder die Straftat erst selber produziert: In Berlin, wo der Einsatz von Agents provocateurs seit Apo-Zeiten finsterste Tradition hat, betätigte sich Zollinspektor Rainer Stullich, 26, als Anstifter. Er benutzte einen 17jährigen Schüler als Mittelsmann. Der kannte den 22jährigen Gelegenheitsarbeiter Stephan Ogriseck, der dringend Geld brauchte. Der Schüler brachte ihn dazu, zusammen mit einem Freund, der sich in der Drogenszene besser auskannte, ein Kilo Hasch zu besorgen, das dann dem Zollinspektor verkauft wurde. Dabei wurden Ogriseck und dessen Freund verhaftet. Der 17jährige Schüler, der im Dienst des Zöllners bei dem Handel dabei war, tauchte in den Protokollen von Polizei und Zoll nicht mehr auf.

Sogar der Staatsanwalt sprach beim Prozess vor dem Berliner Landgericht von einer «Verführungssituation», und Richter Ortwin Halbedel erkannte: «Allein wäre Ogriseck nie auf die Idee gekommen.» Dennoch wurde der verführte Ogriseck Anfang De-

zember verurteilt: zwei Jahre und vier Monate ohne Bewährung.
(Stern 2/1981)

Hamburg (Reuter). Wegen des Verdachts der Vortäuschung einer strafbaren Handlung hat die Staatsanwaltschaft Hamburg Ermittlungsverfahren gegen drei Hamburger Journalisten eingeleitet. Es handelt sich um den freien Mitarbeiter des Magazins *Stern*, Kai Hermann, den *Stern*-Redakteur Heiko Gebhardt, den Redakteur der Hauptabteilung Zeitgeschehen des Norddeutschen Rundfunks (NDR) Horst Hano sowie mehrere technische Mitarbeiter des NDR.
(Süddeutsche Zeitung, 24.12.1980)

Im Zusammenhang mit dem vorgetäuschten Haschhandel, womit ein «Stern»-Reporter nachweisen wollte, dass die Polizei Jugendliche als «Lockvögel» einsetzt, betonte der Senator sein Interesse an einer sinnvollen Zusammenarbeit bei der Bekämpfung der Rauschgiftkriminalität auch mit den Medien.

Für kritische Aufmerksamkeit habe er Verständnis, sagte Pawelczyk in einem dpa-Gespräch. Er bedauerte jedoch, dass der Polizei auf diese Weise «Fallen gestellt» würden.
(Hamburger Abendblatt, 24.12.1980)

Keine Gefahr für den Rechtsstaat (s.o.) ...

Am ersten Verhandlungstag ging es allerdings weniger um die Straftat «Verstoss gegen das Betäubungsmittelgesetz», sondern um Praktiken der Rauschgiftfahnder des bayerischen Landeskriminalamts.

Auf Befragen von Verteidiger Jürgen Arnold gab der Detektiv zu, mehrfach vorbestraft zu sein: Betrug, Hehlerei, Sachbeschädigung, ein Verfahren wegen Nötigung ist noch anhängig.

Für Spitzeldienste in der Drogenszene, so versicherte B., zahle

mandsland. Der Erfolg zählt, und der Zweck heiligt die Mittel.

Als Kai Hermann sich, gängige Praktiken nicht glauben wollend, von Hamburgs Fahndern verhaften liess und seinen sowie ein paar andere Fälle im *Stern* 2/81 veröffentlichte, meldeten sich eine Unzahl Betroffene, denen es so und noch schlimmer ergangen war. Die so gesammelten Fälle landeten bei seinen Anwälten, die wiederholt zu diesem Thema eine Pressekonferenz ankündigten. Schon durch diese Ankündigungen wurde die Staatsanwaltschaft nervös. Oberstaatsanwalt Dr. Kock meinte sogar, «eine solche Aktion», also Pressekonferenz, sei «geeignet, das Vertrauen in die Polizei grundsätzlich zu erschüttern», und so kam es zu Verhandlungen. Das Verfahren gegen Kai Hermann wurde eingestellt und das brisante Material blieb unter Verschluss. Bequem für beide Parteien, schlecht für die Demokratie, denn auch an miesen Praktiken der Ordnungskräfte hat die Öffentlichkeit ein doch hoffentlich berechtigtes Interesse. Wer kontrolliert die Kontrolleure?

«Das sind doch radikal-demokratische Ideen», sagt Kai Hermann, als wären sie deshalb verwerflich.

Ich selbst habe auch versucht, solchen, in meinen Augen extrem unmoralischen Methoden auf die Spur zu kommen. Zwei Polizisten, die ich im Auge hatte, traten mir darauf an einem unschönen Nachmittag die Tür ein, und ich durfte eine siebenmonatige Justizgroteske erleben, bei der ich zunächst als angeblicher Haschischhändler mit 0,328 Gramm (Anklagepunkt ohne Begründung eingestellt) und schliesslich als «geistiger Mitbesitzer» geringer Hanfmengen, vorwiegend Samen meines Mitbewohners genervt wurde. Amtsrichter Soltmann sagte, ehe er zum Urteil schritt: «Wer über solche Sachen recherchiert, muss doch damit rechnen, Ärger zu bekommen.» Um mir solche sehr kostspieligen Belästigungen zu ersparen, habe ich gelobt, hinfort korrupte Polizeibeamte für die Verkörperung der Rechtsstaatlichkeit zu halten.

Die amtliche Auskunftsfreude über Untergrund-Fahnder ist, um ein Modewort zu gebrauchen, Minus-Null. Es bedurfte einer schon sehr entspannten Biertisch-Situation, dass ich einen hohen Polizeibeamten auf dieses Thema wenigstens antippen durfte. Nach seiner Auskunft sind durch Untergrundfahnder zu buchende Erfolge bei Heroin «weniger als ein Prozent» und bei Hanf von Kilogramm-Mengen aufwärts «so etwa neunzig Prozent». Ich halte dagegen, dass ich gelesen habe, der Schwerpunkt diesbezüglicher Polizeitätigkeit solle doch auf Heroin liegen. Der Herr wird nachdenklich. «Sehen Sie – prinzipiell müssen wir *alle* Rauschgifte fassen, und woran wer kommt, liegt doch stets am Kollegen. Und auch von denen ist doch keiner lebensüberdrüssig. Wer sich mit Heroin, nicht einmal unbedingt in grösseren Mengen, einlässt, begibt

sich in ganz andere Gefahren als wenn er ein paar Kilo Haschisch an Land zieht. Das ist eben so, und da muss ich die Kollegen auch verstehen. Schon aus Fürsorgepflicht.»

Wie hoch er die Anzahl der Fälle von Aktiv-Fahndung einschätzt, wo also erst die Polizei den Täter macht?

«Ich hoffe doch sehr, dass sowas nur selten vorkommt. Allerdings bekomme sogar ich das ziemlich oft zu hören. Das ist ein sehr heikles Gebiet. Aber bedenken Sie – *wie denn sonst* hat einer die Möglichkeit, an einen Verbrecher heranzukommen?»

Aber diese Jungen, die da angestiftet werden?

«Sehen Sie sich doch die Mengen an. Das sind fast immer Kilos, keine geringen Mengen mehr. Das muss man *objektiv* sehen. Sentimentalitäten zählen da nicht.»

Nachdem alle mit Kriminologie Befassten – Polizei, zuständige Ministerien, Strafrechtsprofessoren usw. – von der absoluten Notwendigkeit des Untergrundfahnders überzeugt sind und stets nur an der rechtlichen Absicherung ihrer Methoden und keinesfalls an deren Begrenzung arbeiten, wage ich nicht, eine abweichende Meinung zu haben. Ich möchte allerdings, gemessen an den Erfolgen dieses Systems, für eine etwas relativiertere Betrachtungsweise plädieren. Und das gilt nicht nur für den James Bond, sondern für viele polizeiliche Methoden, die unter dem Segen der Rauschgiftbekämpfung etabliert wurden.

Da der Zweck die Mittel heiligt, wurde in der letzten Zeit im Kampf gegen das Rauschgift das Postgeheimnis, das Telefongeheimnis und das Grundrecht der Unverletzbarkeit der Wohnung ganz schön angeknabbert. Natürlich gab es immer gewichtige Gründe, beispielsweise den, dass sich infolge Kontrolle aller Lokale die Szene in Wohnungen verlagert habe und Deals per Telefon verabredet werden. Natürlich wird in diesem Zusammenhang immer nur von Heroin gesprochen. Doch die vom BKA geschätzten 2,5 Millionen Kiffer fallen undifferenziert unter dasselbe Gesetz. Also Aufhebung der Grundrechte für jeden fünfundzwanzigsten Bundesbürger? So schlimm dürfe man das alles nicht sehen, wird immer gesagt, aber die theoretischen und gesetzlichen Grundlagen dafür werden geschaffen. Das System und die Methoden wurden im «Kampf gegen den Terrorismus» entwickelt und erprobt. Dabei hielt sich, des kleinen betroffenen Personenkreises wegen, der Abbau der Demokratie noch in Grenzen. So wird das zumindest immer dargestellt. Beim Kampf gegen das Rauschgift könnten ganz andere, wesentlich weitere Kreise der Bevölkerung prophylaktisch unter Aufsicht gestellt werden. Natürlich werden solche Möglichkeiten stets unter dem Stichwort «Kampf gegen Heroin» gehandelt. In den entsprechenden Dienstanweisungen aber steht nur «Rauschgift». Dort steht

ihm das Landeskriminalamt keine «Prämien», sondern ersetze lediglich die Spesen. Sein Engagement beruhe ausschliesslich auf seiner «negativen Einstellung zu Drogen».

Der Vorsitzende Richter Klaus Gulitz unterbrach kurz die Verhandlung. Ihm war das ständige Hin und Her im Zuhörerraum aufgefallen. Wie sich herausstellte, handelte es sich bei den «Störern» um Kriminalbeamte. Sie hätten, gab einer der Beamten auf Fragen des Richters zu, ihre auf dem Gang als Zeugen wartenden Kollegen über den Gang der Vernehmung auf dem laufenden gehalten.

(Süddeutsche Zeitung, 10.4.1982)

Mit Methoden, die nach geltendem Recht eindeutig gegen die Gesetze verstossen, soll, so regt die Kommission unter Vorsitz des baden-württembergischen Landespolizeipräsidenten Alfred Stümper an, die organisierte Kriminalität bekämpft werden.

Die Kommission fordert, auch der Polizei müsse, wie etwa dem Verfassungsschutz, der Einsatz von «Under Cover Agents» erlaubt werden – in die Szene eingeschleuste Fahnder, die mit konspirativen Wohnungen und falschen Papieren ausstaffiert werden. Diese Agenten sollen sich an Waffen- und Rauschgiftgeschäften beteiligen dürfen, um das Vertrauen der Kriminellen zu gewinnen.

Neu sind solche Methoden der Verbrechensbekämpfung nicht, sie gehören in die Grauzone polizeilicher Ermittlungspraxis. Jetzt schon berufen sich Ordnungshüter, die in Erfüllung eines Auftrages Gesetze gebrochen haben, oft auf den Paragraphen 34 des Strafgesetzbuches («rechtfertigender Notstand»).

Danach handelt derjenige «nicht rechtswidrig», der «in einer gegenwärtigen, nicht anders abwendbaren Gefahr für Leben, Leib, Freiheit, Ehre, Eigentum»

eine weniger schwere Straftat begeht, «um die Gefahr von sich oder einem anderen abzuwenden».

Ein neues Gesetz soll, wünscht sich die Stümper-Gruppe, solche Arbeitsweise zur üblichen Praxis im Kampf gegen Verbrecherbanden erheben.

(Spiegel, 29.3.1982)

auch nichts von der Grössenordnung der «Fische», sondern höchstens, dass «jeder Konsument auch ein potentieller Händler» sein kann.

Paranoide Gemüter sehen immer schon die Entwicklung zum Polizeistaat. Tatsächlich hätte, würde im deutschsprachigen Raum irgendeine Exekutivgruppe einen Putsch planen wollen, die Polizei die allerbesten Karten. Ausser den Geheimdiensten darf niemand so unkontrolliert in Grundrechte eingreifen. Ein Polizeistaat ist dennoch nicht unbedingt zu befürchten. Alle Beamten höherer Ränge sind rührend demokratie-gläubig. Aber es geht ihnen allen um «mehr Effektivität», und derzuliebe müssten eben immer wieder «Kompetenzen erweitert», «neue Methoden erlaubt», «bessere Erfassungsmöglichkeiten zugesichert» und «umständliche Rechtswege ausgeräumt» werden. All das ja nur im Namen von Recht und Ordnung.

Zu bedenken ist allerdings, ob bei diesem fortgesetzten Prozess nicht sehr bald vom Recht nur der Name bleibt und die Ordnung, ursprünglich der Erhaltung freier Verkehrsräume dienend, ein Würgeisen wird.

«Auf hundert Beamte kommen drei, die kriminell werden», sagt der Leiter eines westdeutschen Landeskriminalamtes. Über die vermutlich enorme Dunkelziffer will der Chefsoziologe der hessischen Polizei, Horst Grimminger, vorsichtshalber «nichts sagen», aus dem zwingenden Grund, dass «es ja sonst keine Dunkelziffer wäre».

(Der Spiegel, 23/1981)

«Hamburg kann seiner Polizei vertrauen.»

(Der dortige Innensenator am 7.1.1982 beim Schlussbericht der Sonderkommission über Polizei-Korruption.)

Giessen. Zwei Bereitschaftspolizisten sind unter den fünf Haschischhändlern, die von der Giessener Kriminalpolizei in der vergangenen Woche festgenommen wurden.

(Frankfurter Rundschau, 7.7.1973)

Frankfurt (dpa). Der ehemalige Sicherheitsbeauftragte der israelischen Luftverkehrsgesellschaft El Al in Frankfurt ist von einem

Gefallene Engel

Wenn schon, und das ist selten genug, der Verdacht aufkommt, der polizeiliche Beamtenstatus sei auch nicht der universelle Schutz gegen kriminelle Anfechtungen, wird das Volk auch von der Presse schnell beruhigt. Schlimmstenfalls, wird versichert, sei die Kriminalitätsquote genauso hoch wie bei der Normalbevölkerung, was zwar nur ein schwacher Trost ist, aber doch noch tröstlich. In Hamburg, wo das so nicht mehr ganz geglaubt wurde und sich eine Sonderkommission der dunklen Angelegenheiten annahm, rechnete der Innensenator vor: bei fast zehntausend Beamten seien schliesslich 89 Strafverfahren übriggeblieben, notabene im Bereich der gewichtigeren Korruption. Was ja, man bedenke die kleine Zahl, zu Vertrauen Anlass gibt.

So zum Vertrauen aufgefordert, vergesse ich, dass Polizisten gemeinhin nur äusserst blutenden Herzens gegen Kollegen ermitteln und dass im Falle Hamburg Zeugen eingeschüchtert wurden oder gleich ins Jenseits entschwanden. Ich nehme meinen Taschenrechner – tatsächlich, nur jeder 112. Engel fiel, obwohl da sämtliche Verkehrspolizisten mitgerechnet sind und die Engel in einigen Dezernaten besonders dicht fielen. Tatsächlich geschieht jedem 24. Bundesbürger jährlich mehr oder minder schweres Unrecht, allerdings, will man der Statistik glauben, nur von jedem 476. Mitmenschen angetan. Aber das sind Zahlenspiele wie die meisten Statisti-

ken, mit denen man bekanntlich auch nicht mehr so perfekt lügen kann, wie früher geglaubt wurde. Von allen Kriminalstatistiken beispielsweise, die ich abbekomme, erheitert mich die bayrische stets am meisten, obwohl sie Innenminister Tandler mit wahrem Bierernst vorträgt. Da Bayern stets erfolgreicher sein will als Deutschland, liegt dort die behauptete Aufklärungsquote von Straftaten bei 56,7 Prozent (10,7 Prozent über dem Bundesdurchschnitt) und bei Rauschgiftdelikten gar auf – man staune! – 97,5 Prozent. Da allerdings auf diesem Strafgebiet laut polizeilicher Selbsteinschätzung höchstens ein Prozent aller Taten erfasst wird, schrumpfen die stolzen Prozente bei nüchterner Betrachtung. Nein, keine Zahlenspiele mehr.

Auch keine Scherze, denn das Thema ist traurig. Ich möchte da keine Schadenfreude haben. Als der Erzbischof von Paris in einem Bordell per Mort douce verschied, war dies eine zwar makabre, aber natürliche Folge des Zölibates und erzählte mir weniger über den wahrscheinlich nicht ersten Sündenfall dieses Herrn als über die Fragwürdigkeit katholischer Regelungen. Ähnlich geht es mir bei gestrauchelten Polizisten – konfrontiert mit der Tatsache, dass sich im kriminellen Dunkel mühelos Millionen machen lassen, und dass dubiose Geldgeschäfte demokratischer Politiker im Zweifelsfall immer noch ein Ehrenmäntelchen finden, selbst jedoch auf die relativ bescheidenen Besoldungen gesetzt – nicht im Vergleich zu normalen Arbeitnehmern, aber im Vergleich zu den Staatsdienern allgemein –, erscheint der Wert einer weissen Weste doch nicht als allerhöchster. Die Versuchung ist gross, und nicht jeder kann mit ihr leben. Wer gefallen ist, wird – zugegeben: nur im schlimmsten Fall – als individuell-schwarzes Schaf an den Pranger von Justiz und Öffentlichkeit gestellt, meist jedoch nur innerdisziplinär behandelt; aber niemand der Verantwortlichen möchte von der Individualschuld einmal weitersehen auf die Tatsache, dass Korruptionsversuchung zur Arbeitswelt vieler Kriminaldezernate gehört.

Bei Rauschgift ist sie möglicherweise noch grösser als bei Eigentumsdelikten, und nicht immer nur, weil da das ganz grosse Geld zu locken scheint. Um bei dieser möglichen Treppe ganz unten zu beginnen: Immer wieder und in verschiedenen Städten bekam ich von Kiffern die ähnliche Geschichte zu hören. Sie waren mit fünfzig bis hundert Gramm gutem Dope gegriffen worden (mit gutem, denn über mindere Qualität wurde mir derlei nie berichtet), und als sie dann vor ihrem Richter standen, fanden sie in der Akte wesentlich kleinere Mengen angegeben. Natürlich hat sich kein einziger der Typen deshalb beschwert – oft reichte der Schwund ja aus, dass nur noch eine Verurteilung wegen «geringer Menge» herauskam. Eine menschliche Regung des beschlagnahmen-

Frankfurter Schöffengericht wegen Hasch-Handels zu drei Jahren Freiheitsstrafe verurteilt worden.
(Hannoversche Allgemeine, 7.3.1975)

Deutschlands bester Rauschgiftjäger verhaftet – als Haschhändler
(Bild, 13.8.1975)

elü. Hamburg, 6. Januar. Der Gangster, der aus einem Panzerschrank im Hamburger Polizeipräsidium Heroin für 130000 Mark und 6650 Mark Bargeld geraubt hat, kann nur ein Kriminalbeamter gewesen sein.
(Hamburger Abendblatt, 6.1.1977)

ust. Karlsruhe. Januar. Ab Montag wird sich die erste grosse Strafkammer des Karlsruher Landgerichts mit einem einmaligen Fall in der Geschichte der Drogenkriminalität befassen müssen. Der 43jährige Angeklagte aus Karlsruhe wird von der Staatsanwaltschaft beschuldigt, mindestens drei Jahre lang (von 1973 bis 1975) «in grossem Umfang» Haschisch und Heroin verkauft zu haben.

Er war Leiter des Dezernats zur Bekämpfung von Rauschgiftkriminalität.
(Frankfurter Rundschau, 8.1.1977)

dpa, Essen. Zwei junge Polizeibeamte und ein Komplice wurden am Wochenende in Essen und Herne als Rauschgifthändler entlarvt und festgenommen.
(Welt, 7.10.1977)

Ein Berliner Polizist, der mit Rauschgift handelte, wird als Mordverdächtiger gesucht
(Stern, 2.6.1978)

Verden (dpa). Der wegen Mordes an einem Rauschgiftsüchtigen angeklagte ehemalige Berliner Polizeimeister R. ist am Montag in einem zweiten Prozess in Verden überraschend wegen mangelhafter Beweise und zweifelhafter Zeugenaussagen freigesprochen worden. Der Staatsanwalt hatte

den Beamten? Kann sein, ich möchte es hoffen und will dann auch nicht wissen, was mit dem fehlenden Stoff geschieht. Einen genau umgekehrten Fall konnte ich in Hamburg erleben. Dort lag plötzlich mehr vor dem Richter, als zuvor gefunden wurde. Diese wundersame Stoff-Vermehrung war auch in diesem Fall ziemlich augenscheinlich auf eine menschliche Regung der beamteten Ersttäter zurückzuführen, wenn auch auf eine weniger schöne.

Aber was geschieht eigentlich mit dem Differenz-Stoff? Es ist doch nicht anzunehmen, dass er nur solche Betriebs-Ausflüge im wahrsten Wortsinn bestreitet wie den des Frankfurter Rauschgift-Dezernates.

«Wir sind doch auch keine Kostverächter», lacht ein Fachbeamter, dessen Namen ich natürlich nicht verraten will. Aber das allein sei es nicht, fügt er gleich hinzu. Ein Teil werde von Untergrundfahndern in der Szene verbraucht – wozu denn bloss? –, tja, und dann gäbe es manchmal auch Recycling. Dealende Polizisten? Ja, auch das.

«Höchstens ein Prozent solcher Fälle kommt je an die Öffentlichkeit», sagt ein melancholischer Beamter der Hamburger Sonderkommission. «Da ist die Aufklärung womöglich

---

zuvor wegen Mordes lebenslänglich für den 34jährigen Angeklagten beantragt.
(Tageszeitung, 5.7.1978)

Paul G., 39 Jahre alt, verheiratet und Vater eines Kindes, dem die Anklagebehörde 37 Verstösse gegen das Betäubungsmittelgesetz zur Last legt, war immerhin etliche Jahre Dienststellenleiter bei der Zollfahndung in Nordhorn und einen Monat lang Rauschgiftsachbearbeiter beim Zoll in Heidelberg, ehe ihn die Polizei am 4. Juli 1977 in Kaiserslautern überraschte, als er laut Anklage 100 Gramm Heroin für 20000 Dollar verkaufen wollte.

Bei der Festnahme fanden die Beamten dann eineinhalb Kilogramm Haschisch hinter dem Ersatzreifen. Weitere schwerwiegende Punkte der Anklage: Handel mit 250 Gramm Heroin, Verkauf von zehn Kilogramm Haschisch für 10000 Mark.
(Stuttgarter Zeitung, 10.3.1978)

Als Rauschgifthändler betätigte sich in Bremen ein Bundesbeamter. Der Polizei zufolge, hatte der 34jährige gemeinsam mit einer 19jährigen Prostituierten aus Frankfurt Heroin nach Bremen gebracht und über Dealer in der Hansestadt abgesetzt.
(Süddeutsche Zeitung, 2.10.1979)

Polizist als Dealer – 21 Monate
(Hamburger Abendblatt, 14.12.1978)

Waldshut-Tiengen (zz). Der bisherige Leiter des Dezernats Sitte und Rauschgift bei der Kriminalpolizei Waldshut ist nach einem peinlichen Vorfall strafversetzt worden. Der Beamte hatte das Autoradio im amerikanischen Strassenkreuzer eines Rauschgifthändlers aus der Schweiz gegen ein älteres Modell ausgetauscht. Der junge Kriminal-Oberkommissar hat deswegen vom Amtsgericht Waldshut bereits einen Strafbefehl über rund 4000 Mark erhalten.
(Berliner Zeitung, 13.10.1979)

Beamte des Rauschgiftdezernates und der Zollfahndung nahmen in den späten Abendstunden des Dienstag vor einem Lokal an der Lüderitzstrasse in Wedding einen 31jährigen Polizeiobermeister und als dessen Komplicen einen 23jährigen Mann unter dem Verdacht des Rauschgifthandels fest. Bei einer Durchsuchung der Wohnung des Jüngeren wurde dessen 19jährige Freundin ebenfalls vorübergehend festgenommen. Die Polizei beschlagnahmte insgesamt drei Kilogramm Haschisch-Konzentrat, das einem Wirkstoffgehalt von 90 Kilogramm Haschisch entspricht.
(Tagesspiegel, Berlin, 24.5.1979)

Polizeibeamte als Dealer
Nach zahlreichen Trunkenheits- und Diebstahlsdelikten und den noch immer ungeklärten Todesschüssen in einem Bordell, bei denen Vater und Sohn ums Leben kamen, muss die Berliner Polizei gegen Rauschgiftdealer in den eigenen Reihen ermitteln. Gegen drei 21 Jahre alte Beamte wurde Haftbefehl erlassen. Bei ihnen wurden insgesamt 560 Gramm Heroin gefunden.
(Hamburger Abendblatt, 10.3.1980)

Wegen möglicher Beteiligung an Rauschgiftgeschäften ist ein 21jähriger Bonner Polizeibeamter vorläufig vom Dienst suspendiert worden. Wie ein Sprecher der Behörde am Freitag mitteilte, war die Polizei bei der Überwachung von vier Drogenabhängigen auf den Wagen des Polizisten gestossen.
(Tagesspiegel, Berlin, 18.10.1980)

Seine dienstlichen Kenntnisse nützte ein nieder-österreichischer Polizeibeamter, um im Raum Krems einen Suchtgiftring aufzubauen.
(Kurier, Wien, 21.8.1980)

In den Bücherregalen seines Brüsseler Büros hatte der Chef der belgischen Antirauschgift-Brigade, des Bureau National des Drogues (BND), jene Beute auf-

noch niedriger als bei BTM allgemein. Nur wer allzu dumm dealt, fällt auf. Aber das gilt ja für alle, auch für Nicht-Polizisten.»

Nein, es gibt keine offiziellen Zahlen über polizeiliche Kriminalität, und die in den einzelnen Präsidien gehorteten sind auch nicht repräsentativ. Wie aber könnte man sich dann den Umfang solcher polizeilicher Neben-Aktivitäten halbwegs realistisch vorstellen?

«Mit BTM sind vorwiegend zwei Gruppen befasst, die Dezernate und, in zweiter Linie, die Zivilfahnder der einzelnen Reviere. Gehen Sie davon aus, dass auch Polizisten nur Menschen sind und nicht krimineller. Ein bestimmter Prozentsatz aus der Drogenszene dealt ja auch. Der wird auch bei den entsprechenden Polizisten nicht höher liegen.»

Wie gesagt: Ich kann über gefallene Engel nicht lachen. Wer aber die Polizei, womöglich noch mit erweiterten Kompetenzen, für die geeignete Kraft hält, das allgemeine Drogenproblem in den Griff zu bekommen, sollte sich dieses traurige Kapitel noch einmal und genau durchlesen. Ich halte es übrigens für wirklich keinen Zufall, dass unter den gestrauchelten Polizisten der Anteil von Untergrundfahndern der höchste ist.

---

gebaut, die seiner Truppe beim Kampf gegen den illegalen Drogenhandel in die Hände gefallen war.

Und nun erst wurde publik, dass der oberste Rauschgiftfahnder selbst mit Rauschgift gehandelt hatte, womöglich sogar dafür verantwortlich war, dass Brüssel zu einem Zentrum des internationalen Rauschgift-Schmuggels wurde.

Dabei unterliefen dem BND-Chef peinliche Pannen. So wurde einer seiner Agenten an der belgisch-holländischen Grenze mit 1,5 Kilo Heroin im Gepäck geschnappt, das er in den Niederlanden für anderthalb Millionen belgische Franc (gegenwärtig 92400 Mark) gekauft hatte.

Nach Bangkok setzte der Hauptmann einen Kurier mit dem Auftrag in Marsch, fünf Kilo Heroin zu beschaffen.

Statt fünf erwarb der BND-Vertraute 27 Kilo des begehrten Stoffes. Den Zukauf wollte er auf einem Umweg über Kenia bei einem Bekannten in Nairobi zu Geld machen. Der Trip flog in Karatschi auf: Das Heroin wurde beschlagnahmt, der Kurier kam ins Gefängnis, wieder waren Millionen verspielt.

Offen bleibt auch, aus welchen Kanälen die Mittel stammten, mit denen François seine kostspieligen Operationen finanzierte und jene Löcher stopfte, die allein die bekanntgewordenen Fehlschläge in sein Budget rissen.

Brüsseler wollen wissen, dass François aus alter Anhänglichkeit eng mit DEA-Agenten in der amerikanischen Botschaft zusammenarbeitete und eventuell Geld aus US-Fonds erhielt. Kurz vor der Verhaftung wurden zwei DEA-Leute in die USA zurückberufen.

Wo immer die Mittel auch hergekommen sein mögen, François stand offensichtlich unter Druck, die verlorenen Einsätze wiederzubeschaffen, und sei es um den Preis eigener Rauschgift-Verkäufe. Wie unter der Hand versichert wird, habe es sich dabei freilich niemals um harte, sondern stets um sogenannte weiche Drogen gehandelt.

Hohe Gendarmerie-Offiziere und sogar Mitglieder der Staatsanwaltschaft sollen, so heisst es, die dubiosen BND-Methoden gekannt und Léon François Dekkung versprochen haben.

(Spiegel, 4.2.1980)

Scotland Yard hat «alte Kontakte» zu einem verurteilten Kriminellen benutzt, um beschlagnahmtes Haschisch wieder auf den Markt zu bringen. Fast eine Viertelmillion Mark verdienten die Beamten an dem Haschisch, das sie ihrem Wiederverkäufer im Polizeiauto in die Garage brachten.

(Hamburger Abendblatt, 21.9.1977)

Für fünf Teilnehmer endete der Betriebsausflug des Frankfurter Rauschgiftkommissariats dieser Tage im Krankenhaus. Nach dem Genuss von Backwerk, mit dem die Beamten ohne ihr Wissen zugleich Haschisch konsumiert hatten, mussten die Kriminalpolizisten an Vergiftungserscheinungen behandelt werden. In zwei Fällen befanden sich die Beamten sogar vorübergehend in Lebensgefahr. Gegen den Bäcker, einen Kollegen aus dem Kommissariat, ermittelt die Limburger Staatsanwaltschaft. Deren Leiter Alfred Gerber zur FR: «Ein makabrer Scherz.»

Nach bisherigen Ermittlungen waren in den Teig 300 Gramm Haschisch gerührt. Der Bäcker hatte sie aus einer kurz vorher sichergestellten Gesamtmenge von 30 Kilogramm entnommen und als Zutat für den Kuchen *nach einem Rezept aus dem «Haschkochbuch» verwendet.*

Der «Haschisch-Bäcker» wurde inzwischen vom Dienst suspendiert.

(Frankfurter Rundschau, 2.7.1981)

Ich kenne den Drogenabhängigen aus der «freien Wildbahn», nicht aus einer Institution, sondern von draussen.

(Frankfurts RD-Chef Loos vor dem Bundestag)

«Ausserdem ist Rauschgift-Fahndung und -Ermittlung ein schlechtes Gebiet, um Erfolge verkaufen zu können ... weil niemand wissen soll, wie weit wir in unserer Arbeit wirklich sind.»
(Hamburgs Wolf Plewka am 5.12.1980)

Kommissar Zufall & Co

Tja, und als er dann einmal einen Erfolg verkaufen wollte, ging's nicht ohne grossen Rabatt. Ich würde Herrn Plewka das Aufwärmen dieser traurigen Geschichte gerne ersparen, aber da sie so symptomatisch ist, nicht nur für die Hamburger Behörde, muss sie doch gewürdigt werden.

Ihr erster Teil liest sich wie ein Märchen, aber da auch Journalisten Menschen sind und ihr Bedarf an Gläubigkeit nicht immer durch eine Religionsgemeinschaft befriedigt wird, kam die schöne Sache so in die Zeitungen.

Das Märchen hatte allerdings auch eine Vorgeschichte, die nicht so ganz dazu passen wollte. Schon Wochen vorher hatte die Szene von Gerüchten gesummt, eine gewaltige Ladung roter Libanon sei im Anzug, und da die von Herrn Plewka präsentierten Säckchen absolut nicht nach dem behaupteten «grünen Türken» aussahen, entschloss sich der Journalist Peter Saalbach, einige weitere Fragen zu stellen.

Die Sache wurde einigermassen peinlich, wobei noch das Geringste war, dass ein RD-Boss von Dope offensichtlich nichts versteht, sagte er doch: «Grüner Türke ist eine besondere Hanfart, die jetzt auch im Libanon angebaut wird.»

Zivilfahndern der Polizeirevierwache 70 war in der Nacht zum Dienstag in der Veddeler Brückenstrasse (Veddel) ein Mercedes Lieferwagen aufgefallen, der stark überladen aussah. Da die Polizei im Bereich Willhelmsburg/Veddel in der letzten Zeit verstärkt mit Speditionsdiebstählen zu tun hatte, vermuteten die beiden Beamten ein Delikt in dieser Richtung und hielten das Fahrzeug an.

Die beiden Insassen, Student Andreas H. (26) aus Berlin, der Fahrer, und sein Beifahrer, Erzieher Hans-Joachim Ha. (29) aus Berlin vewickelten sich bei der Überprüfung immer mehr in Widersprüche. Den Schlüssel vom Laderaum des Mietwagens hatten sie angeblich auch nicht dabei.

Die beiden Zivilfahnder schalteten den Kriminaldauerdienst und die Kripo Süd ein und stellten das Fahrzeug sicher. Inzwischen war auch das gemeinsame Rauschgiftfahndungskommando von Zoll und Polizei verständigt. Drei Zollbeamte rückten mit Haschhund «Pluto» an.

Schon als der schwarze Cokkerspaniel aus dem Dienstwagen sprang, schlug er wahre «Purzelbäume». Was da in seine feine Nase drang, hatte er in seinem kurzen Hundeleben noch nicht gerochen. Jetzt wussten die Beamten, was in dem Wagen war. Der Schlüssel wurde von der Mietfirma herbeigeschafft und die Hecktür geöffnet.

Was die Fahnder sahen, versetzte sie selbst ins Staunen. In 100 Plastiksäcken lagen dort 2,5 Tonnen «Grüner Türke» bester Qualität. Schwarzmarktwert: 10 Millionen Mark.

(Hamburger Morgenpost, 12.3.1981)

Hamburg, 18.3. (taz) – In der Nacht zum 10.3., Punkt 1.30 h, stoppten Hamburger Zivilfahnder einen Miettransporter. Ein folgender Kastenwagen konnte in diesem Augenblick flüchten.

(Tageszeitung, 19.3.1981)

Doch eine Reihe von Widersprüchen und Fehlinformationen der Polizei rückt die Fahndungs-Arbeit in ein eher trübes Licht.

Nebensächlich erscheint noch die Falschmeldung, die 2,5 Tonnen Haschisch in einem Wert für den «Endverbraucher» von 50 Millionen Mark seien der grösste Erfolg in der Geschichte bundesdeutscher Rauschgiftfahndung. Tatsächlich wurde schon im Jahre 1977 im Emdener Hafen ein Schiff mit 2,9 Tonnen Haschisch aufgebracht.

Andere Widersprüche wiegen schwerer:

Die Polizei stützte ihre Aussage, der Rauschgift-Fund sei zufällig geschehen, mit folgender Behauptung: Der mit Haschisch beladene Möbel-Transporter sei offensichtlich überladen gewesen und so den Zivilfahndern aufgefallen. Tatsächlich beträgt die zugelassene Nutzlast des in Hamburg gemieteten Mercedes-Kastenwagens nach Auskunft der Verleih-Firma 2,3 Tonnen. Bei einer Belastung mit

Einige andere Merkwürdigkeiten wurden auch in der Zeitung zerpflückt, und der Zoll war ganz froh, dass nach dem einen Artikel kein weiterer mehr kam. So wie die Geschichte heute rekonstruierbar ist, dürfte sie allerdings auch nicht unbedingt für die Öffentlichkeit geeignet sein, also denn:

Im Haschisch-Grosshandel gilt seit Jahren die Regel «Cash & Carry». Bei der Bezahlung wird die Ware ausgehändigt, und Kunde und Verkäufer trennen sich. Die Preise sind am höchsten, wenn die Ware den Zoll passiert hat und somit sicher im Abnehmerland ist. Dazwischen ist der Stoff oft durch mehrere Hände gewandert und hat etliche Preissteigerungen durchgemacht. Wer ihn hat, trägt jeweils das Risiko. Soweit die Spielregeln.

Im konkreten Fall hatte der Parkplatz, wo angeblich nur die ahnungslosen Zivilfahnder lauerten, schon eine gewisse Tradition – hier waren in den letzten Jahren zweimal grössere Haschischmengen aus Autos beschlagnahmt worden, nachdem sie unmittelbar vorher dieselbe Zollstation passiert hatten. Wie das?

«Man kassiert und tut trotzdem seine Pflicht», lacht mein Gewährsmann von der Polizei. «Die Sache war ja längst angekündigt und auch beschattet.»

Preisfragen:
1. Was ist ein Zufall?
2. Was sind Zufälle unter so verworrenen Umständen?
3. Was sind Zufälle, welche sich regelmässig wiederholen?

Haschisch im Schwarzmarktwert von rund *sechs Millionen Mark* ist in einem Lastzug auf einem Rastplatz nahe dem *Biebelrieder Dreieck* bei Würzburg an der Autobahn München-Frankfurt sichergestellt worden. Die Würzburger Staatsanwaltschaft teilte am Mittwoch mit, im Zuge der Beschlagnahme des Rauschgiftes im Gewicht von 1,1 Tonnen seien zwei Schweizer festgenommen worden, die sich bei dem Lastwagen befunden hätten.

Der aus Libanon kommende Lastzug war nach den *Niederlanden* unterwegs. Die Beschlagnahme am Biebelrieder Dreieck war

---

der gefundenen Rauschgift-Menge sei dem Wagen eine «Überladung» von aussen nicht anzusehen. Kriminalrat Wolf Plewka, Leiter des Rauschgiftdezernats: «Der Wagen war ungleich beladen, mit der Hauptlast auf der Hinterachse.» Ein von der Polizei selbst gemachtes Foto zeigt jedoch: Die 100 Säkke à 25 Kilo waren gleichmässig über die Ladefläche verteilt.

Das Rauschgift ist nach Auskunft der Polizei in erster Linie «Grüner Türke», eine Bezeichnung für Farbe und Herkunftsland. Zwei vorgezeigte Leinensäcke deuten aber darauf hin, dass der «Stoff» aus dem Libanon kommt. Denn nur dort wird das Haschisch in dieser Verpackung auf die Reise geschickt. Der «Rote Libanese» wird heute fast ausschliesslich unter der Kontrolle rechtsgerichteter christlicher Milizen angebaut und in den Handel gebracht. Er dient vor allem der Finanzierung von illegalen Waffen für den Bürgerkrieg: «Roter Libanese» gegen blaue Bohnen? Wolf Plewka will davon nichts wissen: «Waffengeschäfte im Zusammenhang mit Rauschgift werden immer wieder vermutet, sind aber nicht bekannt.» Im übrigen sei die Analyse des in Hamburg gefundenen Haschisch nocht nicht abgeschlossen. Bekannt ist aber – ein Prozess in Emden brachte es im Jahre 1978 an den Tag: Über den ostfriesischen Hafen kam im November 1977 tonnenweise Haschisch nach Europa, zur Finanzierung von Munition und Waffen der christlichen Falange-Partei im Libanon.

Ein weiteres Indiz für libanesischen «Stoff» ist die Aussage des Berliner Rechtsanwalts Dietrich Scheid, der Auftraggeber seiner in Hamburg beim Haschisch-Transport festgenommenen Mandanten sei ein in Berlin lebender Libanese. Inzwischen allerdings hat der Anwalt diese Behauptung wieder zurückgezogen. Warum?

Nach wie vor steht aber die Frage im Raum: Wie konnte die Riesenmenge Haschisch aus dem Freihafen kommen? «Deutsche Zollbeamte sind prinzipiell unbestechlich!» Mit dieser pauschalen Ehrenerklärung weist Wolf Plewka alle Vermutungen auf möglicherweise «geschmierte» Zollbeamte zurück. Es bleibt die Tatsache, dass der Transporter nur wenige hundert Meter vom Zollübergang Niedernfelde entfernt angehalten wurde und der «Stoff» nach Polizeiauskunft höchstwahrscheinlich aus dem Hafen stammt. Zoll-Pressesprecher Klaus Plauschinat (42): «Alle Lastwagen werden überprüft. Eine solche Menge Rauschgift kann auch nicht über den Hafenzaun nach draussen gelangen.» Aber wie denn? Kriminalrat Wolf Plewka: Das Haschisch sei vielleicht ja nicht Freihafen auf den Wagen geladen worden, sondern bei einem Depot ausserhalb der Zollgrenzen. So nahe am Zoll?

Peter Saalbach
(Hamburger Abendblatt, 17.3.1981)

---

in diesem Jahr bisher weltweit einer der grössten Erfolge im Kampf gegen den internationalen Rauschgifthandel. An der Aktion waren auch Beamte des Bundeskriminalamts in Wiesbaden beteiligt.

(Neue Zürcher Zeitung, 2.3.1979)

Alle Jahre wieder, mal aus Hessen ...

Ahnungslose Marokkourlauber als «Schmuggler» grosser Mengen von Haschisch benutzt ein internationaler Rauschgiftring, dem die Kriminalpolizei im Rhein-Main-Gebiet auf der Spur ist. Wie das hessische Landeskriminalamt in Wiesbaden mitteilte, besteht der begründete Verdacht, dass deutsche Autoreisende in Marokko «unbeabsichtigt» in leichte Unfälle verwickelt werden, «hilfreiche» Marokkaner erbieten sich dann, das Fahrzeug in kürzester Zeit zu reparieren. Dabei werden auf raffinierte Weise Haschischplatten in den Wagen eingebaut. Der Heimweg wird verfolgt, bis Angehörige des Ringes in der Bundesrepublik das versteckte Rauschgift unauffällig oder nach einem Diebstahl des Wagens ausbauen.

Zum Beweis dafür, dass der Ring auch eigene Leute zum Haschischschmuggel einschleust, nannte das Landeskriminalamt drei Fälle. 1973 wurde ein Offenbacher in Marseille festgenommen, der mit einem Fährschiff aus Marokko gekommen war und in dessen Auto 64 Kilo Haschisch versteckt waren. Ende Februar 1974 konnte in Darmstadt ein französisches Ehepaar verhaftet werden, in dessen Wohnwagen 200 Kilo «eingebautes» Haschisch aus Marokko lagerten.

(Süddeutsche Zeitung, 6.6.1974)

... mal vom Bundesinnenminister:

Mit seiner «Warnung an Touristen vor unfreiwilligem Rauschgiftschmuggel» machte Baum am Donnerstag in Bonn darauf aufmerksam, dass immer mehr Tou-

Warum wurde dann die Fracht nicht vorher sichergestellt?

«Den letzten beissen eben die Hunde. Da war ja noch ein zweites Auto dabei. Genau: der Wagen wurde gewechselt. Die beiden Typen händigten das Geld aus, die beiden anderen übergaben die Fracht, stiegen in den PKW und fuhren ab. Schade, dass niemand ihre Nummer notieren konnte – die sind ganz einfach mit der Kohle verdampft. Ja, und dann wurde eingegriffen.»

Das verstehe ich alles nicht.

«Also gut, du darfst dich auch dumm stellen. Nimm also einmal an, der Stoff kam nach Deutschland, um irgendein gewichtiges Geschäft zu finanzieren. Das waren ja auch 2,75 Millionen, die da auf dem Parkplatz ihren Besitzer wechselten. Dann geht es dem einen um die Kohle, dem anderen um den Stoff. Da kann man ja verhandeln. Und wenn alles gut läuft, sind beide glücklich. Der eine hat die Kohle und bekommt keinen weiteren Ärger, weil er ja auch mit der Polizei zusammengearbeitet hat, die Polizei hat einen Bombenerfolg, und bezahlt wurde das Ganze von dem Konsortium, das sich gerade noch so klug vorkam. Wenn zwei sich einigen, blutet der Dritte. Alles klar?»

Um ein atypisches Geschäft handelte es sich in diesem Fall nur, weil der Verkäufer aus irgendwelchen Gründen mit der Polizei zusammengearbeitet hatte. Dafür wurde auch von dem Geld nie ein Scheinchen gefunden. Traurig allerdings endete diese Geschichte für den Journalisten, der die bösen Fragen gestellt hatte. Der Chef seines Blattes bekam von polizeilicher Seite zu hören, solche Fragestellungen seien doch gar nicht schön, vor allem, wenn man weiterhin an gedeihlichen Kontakten zur Polizei interessiert sei und auf solche doch als Lokalzeitung nicht verzichten könne. Eine Zensur findet in der BRD laut Grundgesetz nicht statt, und der Journalist wurde prompt auf einen trostlosen Aussenposten versetzt.

Soweit so schlimm. Das Bundeskriminalamt schätzt, dass tagtäglich in der Bundesrepublik runde 800 Kilogramm von dem Zeug verpafft werden, dessen grössere Beschlagnahmungen jedesmal dem Kommissar Zufall gelingen. Oder war es in diesem Fall vielleicht sein Genosse, der Kommissar Markt? Unmittelbar nach dieser Libanon-Geschichte tauchte in Norddeutschland überall dieser Stoff in der Szene auf. Wer nicht annehmen will, dass Hamburgs Asservatenkammer zwei Türen hat, darf annehmen, ein weiterer LKW sei dem Kommissar Zufall doch durch die Lappen gegangen. Ein US-Rauschgift-Fahnder in Frankfurt hat allerdings eine andere Erklärung: «Der Grosshandel ist überall und vor allem in Deutschland straff und bestens organisiert. Wenn zuviel auf den Markt kommt und die Preise verderben könnte, und wenn es dann auch keine Möglichkeit gibt, den Stoff zu ‹bunkern›, wird ein

grösserer Posten an einen Aussenseiter verkauft, der da schnelles Geld machen will, jedoch prompt auffliegt. Das ist ein eisernes Gesetz des Marktes.»

Er erklärt mir vieles über die Strategie des Haschisch-Grosshandels, der sich nicht mit einigen lächerlichen Kilos abgibt, sondern erst ab einer halben Tonne beginnt. Solche Mengen fallen natürlich auch in den Herstellerländern auf, zumindest Agenten der DEA, die darüber wachen sollen, dass dieser Stoff nicht in die USA kommt. In Mitteleuropa kommen solche Grosstransporte jedoch immer an, vorbei an scheinbar blinden Zöllnern und Fahndern.

«Wer solche Sachen in den Herstellerländern betreibt, ist dort äusserst einflussreich und auch stets von einem diplomatischen Nutzwert. Er ist also unangreifbar. Wer erfolgreich im Europageschäft unterwegs ist, hat auch keinen Mangel an Bargeld, ist gerne spendabel und im übrigen eine meist höchst angesehene Person, sagen wir: ein Grossimporteur. Das Risiko beginnt eigentlich erst bei Mengen von zehn Kilo abwärts, wenn der Stoff über viele, vorsichtig gesicherte Schleusen in die Szene sickert. Die Untergrenze des Grosshandels ist die Obergrenze der Polizei, da wird sie tätig. Was darüber ist, kann praktisch nicht gegriffen werden – da führen die Kontakte in die Wirtschaft und hin zur Politik. Vergessen Sie nicht: Manche Herstellerländer wären ohne Nebeneinkünfte aus Haschisch schon lange zahlungsunfähig.»

Und wofür dann die ganze Polizei?

«Für die Kleinen eben. Man zeigt, dass man was tut.»

Wäre es dann nicht sinnvoller, die ganze Sache einfach zu legalisieren?

«Das ist keine Frage, obwohl es überall Firmen gibt, die auf das Geschäft geradezu warten. Aber eine Legalisierung ist

risten aus der Bundesrepublik beim Urlaub in Südostasien, im Nahen und Mittleren Osten, Nordafrika und Südamerika in illegale Rauschgiftgeschäfte verstrickt werden.

«Mit raffinierten Tricks wird ahnungslosen Touristen von gewissenlosen, aus schnöder Geldgier handelnden Verbrechern Rauschgift untergeschoben. Touristen werden als Kuriere missbraucht. Aber auch Selbstversorger suchen durch ‹Hamsterkäufe› ihren Bedarf an Drogen für die Nachurlaubszeit zu decken. Das hiermit verbundene Risiko für sich selbst vermögen sie häufig nicht abzuschätzen.»

Auch Urlauber ohne Auto können in Gefahr geraten. «Sie haben ihren Koffer im Abteil und gehen in den Speisewagen. An der Grenze fliegen sie dann auf, weil Hasch oder Heroin im Gepäck gefunden wird», berichten Experten.

Auch hinter der Bitte, Briefe, Päckchen oder sonstige Kleinigkeiten aus Gefälligkeit bei der Heimreise in die Bundesrepublik mitzunehmen, verbirgt sich nicht selten ein versteckter Rauschgiftschmuggel.

(Süddeutsche Zeitung, 26.6.1981)

Das Auswärtige Amt hat den Ersten Botschaftsrat von Senegal zur «Persona non grata» erklärt, nachdem in seinem Gepäck 48 Kilogramm Haschisch gefunden worden waren. Wie das Auswärtige Amt in Bonn mitteilte, muss der Senegalese nach den diplomatischen Regeln nun die Bundesrepublik «in angemessener Frist» verlassen. Nach Angaben der Staatsanwaltschaft in Köln hatten Zollfahnder auf dem Flughafen Köln-Bonn das Haschisch im Gepäck des Senegalesen entdeckt.



«Wie ich soeben erfahre, soll die Polizei einen Agenten in unseren Rauschgiftring eingeschleust haben!» *(Markus, Stern)*

Aufgrund seines diplomatischen Status konnte der Botschaftsrat aber zunächst weder festgenommen noch verhaftet werden. Offenbar kam der Diplomat aus Indien in die Bundesrepublik.
(Süddeutsche Zeitung, 1.4.1982)

Und das war der ganz grosse Schlag: Rauschgiftzentrale ausgehoben

Eine Rauschgift-Verteilerzentrale für den Grossraum Düsseldorf, Essen und Mülheim haben Zollbeamte auf einem Bauernhof beim niederrheinischen Geldern ausgehoben. Zwölf Personen wurden vorläufig festgenommen und gegen vier Bewohner des Hofes zwischen 21 und 33 Jahren Haftbefehl erlassen. Die Zöllner glauben damit einen entscheidenden Einbruch in die am linken Niederrhein aktive Drogen-Mafia erzielt zu haben. Bei der Durchsuchung des Gehöfts wurden unter anderem in einem Komposthaufen zwei Blechdosen mit insgesamt einem Kilogramm Haschisch gefunden.
(Süddeutsche Zeitung, 5.11.1981)

Es ist die Aufgabe der Justiz, mitzuhelfen an der Erhaltung und Sicherung des Volkes vor jenen Elementen, die sich als Asoziale entweder den gemeinsamen Verpflichtungen zu entziehen trachten oder sich an diesem gemeinsamen Interesse versündigen. Damit steht über der Person und der Sache auch im deutschen Volksleben von jetzt ab das Volk.
(Adolf Hitler am Deutschen Juristentag, 30.1.1937)

Im Namen des Volkes!
(Eröffnungsformel bei Urteilen, BRD)

nicht drin, nicht wegen der Convention, sondern deshalb: Das Geschäft wird von der höchstetablierten Unterwelt kontrolliert, soweit es den Grossmarkt betrifft. Eine Legalisierung würde die Preise purzeln lassen, und es würde, um es mal so zu sagen, ganz andere, schlimmere illegale Geschäfte geben müssen. Und welcher Staat könnte offiziell bei Gangstern einkaufen? Und an ihnen käme keine Regierung vorbei, denn seit gut zehn Jahren beherrschen sie alle Märkte, von den Herstellerländern bis Deutschland, jeweils regionale Syndikate, aber innigst miteinander verbunden.»

Wir genehmigen uns einen Whisky.

«Da ist die Sackgasse, an die keine Legalisierungsgruppe denkt. Als die Prohibition aufgehoben wurde, schossen in den USA die Destillen aus dem Boden, und binnen kurzem waren sie von ein paar Grosskonzernen verschluckt, die noch heute das Geschäft machen. Haschisch aber ist ein Importartikel, und auch bei Aufhebung der Prohibition würden jene dunklen Kreise den Markt versorgen, die schon bislang dazu die Möglichkeit haben. Die Regierung müsste praktisch auch sie legalisieren, und gegen ihre wirtschaftliche Macht fiele das Druckmittel der illegalen Einkünfte weg. In den USA, wo die Sache nur toleriert wird, haben wir diese Kröte auch schlucken müssen – das Geschäft wird natürlich von der Cosa betrieben, was das Grosse betrifft, und als freundliche Gegenleistung hält sie sich ein wenig mit Heroin zurück. Das ist für den Augenblick vorteilhaft; aber ganz wünschenswert ist es doch auch nicht. Aber: würde im Rahmen einer Legalisierung dieses Geschäft von der Unterwelt weggenommen und unter staatlicher Verwaltung betrieben – auf welche Geschäfte steigt dann die ehrenwerte Gesellschaft um? So, wie die Sache jetzt läuft, sind eigentlich beide Parteien am besten bedient. Der Staat gerät nicht ins Zwielicht, weil die Unterdrückung dieser Geschäfte ja auf der fühlbaren Ebene demonstriert wird, und die kriminellen Energien der Unterwelt sind mit genügend Geld besänftigt. Dass die Jüngeren dafür bestraft werden und eingesperrt, ist daran zwar traurig, but that's usual.»

An der Höllenpforte

Ich zitiere polemisch? Gewiss doch. Die deutsche Justiz hat die Gnade einer ungebrochenen Biographie. Kein einziger Nazi-Richter, und sei er auch Beisitzer am Volksgerichtshof gewesen, wurde je wegen Rechtsbeugung verurteilt. 94 von 100 Richtern wurden aus dem Tausendjährigen Reich ohne nennenswerten Urlaub in das Rechtswesen der Bundesrepublik Deutschland integriert. Ein einziges Mal nur gab es in diesem weisungsungebundenen, immer wieder Worte wie

Standesbewusstsein rollenden Riesenapparat ein verunsichertes Knirschen – Ende der Sechziger trat der Prozess gegen Fritz Teufel etwas los, was sich wie eine Reform anliess. Sitzunterschiede wurden ein wenig planiert, und eine Weile wagten liberale Gemüter sogar, ohne den klassischen Talar aufzutreten. Das ist schon wieder lange, lange her. Die allgemeine Terrorismus-Hysterie gestattete eine weitgehende Diskriminierung vor allem «linker» Anwälte, und wer heute in Justizkantinen sitzt, hört auch von Jüngeren wieder den preussischen Kavallerieton, der in allen anderen Branchen ausgestorben scheint. Wer's nicht glaubt: Gerichte tagen öffentlich, man sehe sich das an.

Weil das Strafjustiz-Gebäude schon längst zu klein ist, den Andrang zur Rechtspflege zu fassen, verhandelt die BTM-Abteilung des hamburgischen Amtsgerichtes im Klinkerbau der Deutschen Angestellten-Gewerkschaft. Die Durchschnittsdauer einer Sitzung beträgt von der Anklageverlesung bis zum Urteil 45 Minuten, und beschäftigt sind: 1 Richter, 1 Staatsanwalt, 1 Protokollführer/in (allesamt schwarze Talare), 1 Justiz-Wachtmeister + 1 Angeklagte/r, gelegentlich mit 1 Verteidiger (ebenfalls Talar, denn die Justiz schreibt Partner-Look vor). Stehen «nicht geringe Mengen» zur Verhandlung oder Wiederholungstäter, kommen noch 2 Schöffen hinzu. Dies ist in Hamburg jedoch nur bei jedem neunten Verfahren der Fall. Im Klartext: acht von neun Verstössen, die vor Gericht landen sind «Kleinkram», wie die Richter selbst sagen. Und die da als Angeklagte sitzen, nennt ein korpulenter RIAG einmal auch «Kleinvieh». Für nur jede vierte Verhandlung werden auch Zeugen benötigt. Meist sind das die Polizeibeamten, die den Angeklagten gegriffen haben. In den meisten anderen Verfahren sind die Richter damit zufrieden, deren schriftliche Aussagen zu verlesen – «Sonst käme die Polizei ja gar nicht mehr dazu, noch andere Arbeit zu leisten», bekomme ich von einem zu hören. Die Aufrufe der Justiz-Wachtmeister unterstreichen den Fliessband-Charakter des Ganzen: «Der Nächste bitte!» Sprech-Stunde der Gerechtigkeit.

In Schriftsätzen, beispielsweise von Amtsrichter Hans Soltmann, ist oft von der «angespannten Geschäftslage» die Rede. Ein jeder geht an sein Geschäft, nicht nur Schillers Tell, und seines ist das Recht. In seinem Dienstzimmer liegt ein fast meterhoher Aktenstapel Geschäftsgrundlage, und das Zimmer der zu Schreibarbeiten verurteilten Damen heisst «Geschäftsstelle». Die Sprache ist deutlich – Recht ist ein Geschäft, erstklassige Lage im Stadtplan, angespannte durch die vielen Kunden, und die meisten Verhandlungen erinnern ein wenig an Bazar. Staatsanwalt, Verteidiger und Richter verhandeln und werden schliesslich handelseins über das Stück



Die starke Zunahme der Rauschgiftdelikte macht sich mehr und mehr auch im Geschäftsgang des höchsten Gerichts in Zivil- und Strafsachen bemerkbar. Besorgt stellte der Präsident des Bundesgerichtshofs, *Professor Dr. Gerd Pfeiffer,* vor Journalisten fest, dass von den 3730 zwischen dem 1. November vorigen Jahres und dem 31. Oktober dieses Jahres neu eingegangenen Strafsachen bereits 503 (13,5 Prozent) Rauschgiftdelikte betrafen. Beim 2. Strafsenat, der für Frankfurt, den Hauptdrogenumschlagplatz, zuständig ist, beträgt der Anteil der Rauschgiftfälle bereits 23 Prozent.

(Stuttgarter Zeitung, 22.11.1979)

Der Weg in die «gefestigte Rechtssprechung», wie sie vor dem Bundestag genannt wurde, betrachtet an der Gültigkeitsdauer eines Gesetzes. Man vergleiche bitte Mengen und Strafen.

«Eine der unangenehmsten Entscheidungen, die ich als Strafrichterin treffen musste», bedauerte Frau Forester, als sie am Freitag das Urteil der 14. Strafkammer beim Landgericht im Rauschgifthandelprozess begründete: Keine Bewährung für drei wegen Abgabehintergehung und Vergehen gegen das Opiumgesetz bestrafte Jungkaufleute, die nun ihre Freiheit einbüssen.

Vor drei Jahren waren die drei Angeklagten in das profitreiche Haschischgeschäft eingestiegen. In einem präparierten Auto schmuggelten sie fast drei Zent-

ner Haschisch von Tanger in die Bundesrepublik.

Die Kammer konnte nicht übersehen, dass es sich hier um ein grösseres Rauschgiftgeschäft handelte: in «profitartiger Weise verübt». Das hatte auch Staatsanwalt Dr. Leistner erkannt, der als Rauschgiftspezialist bereits beim Handel von 10 oder 30 Kilogramm gelegentlich auf Freiheitsstrafe ohne Bewährung plädiert – so auch in diesem Fall.

«Obwohl wir wissen, dass man aus dem Strafvollzug nicht gebessert herauskommt», argumentierte Frau Forester, «müssen wir diese Strafe aussprechen.»

Eine Hoffnung bleibt: der Gnadenerweis, für den sich Frau Forester «als Richterin positiv aussprechen würde».

– Zweieinhalb Jahre für Wolfgang L., 18 Jahre alt; ein Jahr und neun Monate für seine Mittäter, 33 und 29 Jahre alt.

(Frankfurter Rundschau, 10.3.1973)

Die Fünfte Strafkammer des Landgerichts hat in einem Urteil erneut darauf hingewiesen, «dass im Kampf gegen den Rauschgifthandel nur empfindliche Freiheitsstrafen beeindrucken und abschrecken». Trotz der Aussage eines Gefängnispfarrers, dass zumindest bei einem der Angeklagten Ansätze zur Umkehr und zur Distanz gegenüber Drogen vorhanden seien, verurteilte die Strafkammer einen Gelegenheitsarbeiter und einen Angestellten, beide 23 Jahre alt, wegen Vergehen nach dem Betäubungsmittelgesetz und Steuerhehlerei zu Freiheitsstrafen von fünf und drei Jahren sowie zu Geldstrafen von 6000 und 3000 Mark. Den beiden Angeklagten wurde die Fahrerlaubnis entzogen und eine Sperrfrist von fünf Jahren angeordnet. Die jungen Männer waren bei Kaiserslautern festgenommen worden. In ihrem Wagen fand die Polizei Waagen und drei Pakete mit je acht Platten Haschisch, insgesamt 480 Gramm.

(Süddeutsche Zeitung, 28.2.1974)

Mensch, das da auch noch sitzt. Aufstehen! Urteil. Sind Zuschauer im Raum, unterliegen die Rechts-Akteure meist der Versuchung, das Ganze etwas feierlicher zu gestalten. Es wird nicht bloss um das Strafmass gefeilscht, sondern das Ganze wird, stehend, in kurze Plädoyers verpackt. Das gibt dann meist auch höhere Strafen.

Von Kollegialität ist in diesen Geschäften so oft die Rede, dass man sie suchen muss. Die Amtsrichter unterscheiden sich, und viele können einander schon deshalb nicht leiden. Als weisses Schaf der schwarzen Zunft gilt derzeit Amtsrichter Goebel, anscheinend den 68-ern in den Staatsdienst entkommen. Er versteht sich «als juristische und vielleicht dadurch nicht ganz geeignete Lebenshilfe» und ist in der Branche für seine «allzu milden» Urteile (Staatsanwalt Bunkowski) berüchtigt. Herr Soltmann, der sich selbst als gar nichts versteht, gilt unwidersprochen als «harter Brocken», desgleichen sein Kollege Harder. Dementsprechend variieren die Urteile, nicht nur der Anlässe wegen, sondern bei vergleichbaren Fällen auch zwischen den einzelnen Buchstaben. Von Arbeitsauflagen bis zu Gefängnis (sechs Monate, bedingt auf *drei* Jahre) ist schon bei zehn Gramm Haschisch alles drin. Ein zusätzlicher Roulette-Faktor ist, ob der Richter gerade einen «guten» oder einen anderen Tag hat. «Richter sind auch Menschen» sagt Herr Soltmann. Wenn er jedoch den Talar anhat, scheint er das oft zu vergessen, und was den Richtern recht, ist den Staatsanwälten billig. Auch sind Richter bei aller gesetzlich erzählten Unabhängigkeit dies nicht so ganz: Es gibt intern ein Punktesystem, das sich auf die Beförderung auswirkt. Unter anderem zählt der «Ausstoss» von Urteilen. Dass die deutsche, die schweizer und die österreichische Richterschaft betont konservative Vereine sind, braucht nicht mehr gesagt zu werden, und was da mit Hanf vor ihnen landet, ist nur selten geeignet, guten Eindruck zu machen, bei solchen Voraussetzungen, versteht sich. Worte wie «Respekt» und «Anstand» fallen erschreckend oft, und manche Jungen werden *auch* dafür verurteilt, «strafschärfend», dass ihnen diese Begriffe nicht die wünschenswertesten sind.

Am schlimmsten sind jene dran, die keinen festen Wohnsitz nachweisen konnten und daher aus der U-Haft vorgeführt werden. Das Wort stimmt im schlimmsten Sinn: Mit Handschellen an einen Wachtmeister gekettet, sitzen da verstörte Siebzehn- bis Zwanzigjährige im Gerichtsflur, von allen Vorübergehenden in allen Verachtungsgraden beäugt. Dass es sich bei ihnen nicht um Schwerverbrecher handelt, erfährt man erst bei Verlesung der Anklageschrift, kurz nachdem dem so an den Pranger Gestellten die Ketten abgenommen werden. Aber der verheerende Eindruck, der entstand, wirkt bis zum Urteil nach und dann erst recht.

«Wir sind keine pädagogische Einrichtung», sagt Amtsrichter Soltmann. Zweifellos. Und es gibt auch keine zur Behebung des Schadens, der da angerichtet wird. «Wer da einmal ist, kommt wieder», sagt Herr Soltmann. Warum denn bloss?

Und irgendwann folgt einmal der Knast. Hamburgs Drogenbeauftragter Günther hat einmal behauptet, keinen einzigen Fall zu kennen, wo jemand wegen geringer Mengen Haschisch zu Gefängnis verurteilt worden sei. Er bräuchte nur einmal in das Amtsgericht gehen. Wer zum dritten Mal (spätestens) vor seinem Richter sitzt, geht ab. Und da er nicht nur «seinem» Richter, sondern auch «seinen» Beamten bekannt ist, wird er, wo immer sie ihn sehen, durchsucht, bis was gefunden wird. «Sie hätten eben ihre Finger von dem Zeug lassen sollen», sagt ein Richter. So einfach wäre das eben.

Andererseits: Das Bundeskriminalamt nimmt an, dass täglich in Sachen Haschisch 200000 Gesetzesverstösse begangen werden. Wer, der kifft, will schon von sich glauben, dass er ausgerechnet heute unter den Promillesatz fiel, für den die Sache verhängnisvoll wird? «Die Dummen erwischt es», sagt das Sprichwort, und für so dumm will sich niemand halten. Dabei gibt es nicht nur die Dummheit, sondern auch Spitzel, Denunzianten und vieles andere mehr, was einen vor den Rechtsstaat bringt.

Bekannt ist das «Nord-Süd-Gefälle», das eigentlich umgekehrt heissen müsste: Bei gleichem Delikt ergehen im norddeutschen Raum deutlich mildere Straf-Verhängungen als im Süden, und die härtesten Urteile werden in Bayern gefällt. Das mag damit zusammenhängen, dass die bajuvarische Toleranzschwelle noch nie für sonderliche Höhe bekannt wurde und damit, dass in diesem Bundesland Richter zur Staatsanwaltschaft wechseln können und umgekehrt. Bei solchen Bocksprüngen muss man sein Denksystem nicht sonderlich ändern, aber grosse Unterschiede sind auch unter anderen Verfassungen zwischen Richtern und Staatsanwälten selten festzustellen. Der Ruf deutscher Staatsanwaltschaften als «objektivste Behörde der Welt» (Selbstdarstellung) hat seit Nürnberg ein wenig gelitten, aber in dieser Beziehung ist Nürnberg schon längst überall.

Man höre den Jugendrichter Hans-Alfred Blumenstein vom Amtsgericht Stuttgart: «Die Strafen für Drogenabhängige liegen nach der Praxis z.B. der Jugendrichter des Amtsgerichts Stuttgart aus *spezialpräventiven Erwägungen* in der Regel zwischen zehn und zwanzig Monaten ... *Wir sind, was die Strafen angeht, nicht billig.* Unter einem Strafmass von zehn Monaten – in der Regel zwölf Monaten – bis zwanzig Monaten, verlässt *kein Betäubungsmittelabhängiger* bei uns den Saal, *auch dann nicht,* wenn es sich um Leute handelt, die *nur sogenannten Eigenverbrauch* haben.» Das sagte der Herr vor

In einem Jahr: Norddeutschland, 2880 kg ...

Aurich (dpa). Zu einer Freiheitsstrafe von zehn Jahren für Vergehen gegen das Betäubungsmittelgesetz hat am Donnerstag das Landgericht Aurich den 27 Jahre alten britischen Staatsbürger David Charles Llewellyn Mears verurteilt. Nach Überzeugung des Gerichts ist Mears einer der Hauptbeteiligten an einem illegalen Rauschgiftgeschäft, das im November 1977 im Hafen von Emden aufgedeckt wurde. Dabei fiel den Behörden die bisher grösste Menge Rauschgift in die Hände, die jemals in der Bundesrepublik entdeckt wurde: 2880 Kilogramm Haschisch und rund 80 Kilogramm Haschisch-Öl (Haschisch-Konzentrat) im Verkaufswert von rund 24 Millionen DM.

Die Staatsanwaltschaft hatte in dem Prozess neun Jahre Freiheitsstrafe sowie eine Geldstrafe von 540000 DM gegen Mears beantragt.

(Tagesspiegel, Berlin, 23.1.1979)

Süddeutschland, 24,8 kg:

Dass auch junge Dealer von der Justiz keine Milde zu erwarten haben, zeigt das Urteil eines Jugendschöffengerichts unter Vorsitz von Richter Klaus Stoeckle gegen die Büroangestellte Christine H. (19): Acht Jahre Jugendstrafe wegen unerlaubten Rauschgifthandels. Das Geschäft mit Opiaten, hiess es in der Begründung, gehöre «nach den Tötungsdelikten zur schwersten Kriminalität» und müsse entsprechend geahndet werden.

Bei der Durchsuchung der Wohnung fand sich nämlich fast ein halber Zentner Haschisch von guter Qualität in 50 Platten.

So sprach zu ihren Gunsten nur der Umstand, dass sie bisher noch nie mit dem Gesetz in Konflikt gekommen war. Erschwerend fiel hingegen neben der Menge des Rauschgifts ins Gewicht, dass sie die Gelegenheit nicht wahrgenommen hatte, die Hintermänner in Berlin zu nennen.

dem Bundestags-Ausschuss, und kein Abgeordneter entsetzte sich.

Bleibt der Knast. Ich kenne ihn nicht von innen und möchte mich zu diesem speziellen Teil der Rechtspflege hier nicht äussern. Bezüglich Knast und Drogen gibt es andere Experten. Ich möchte aber Behauptungen wie diese bezweifeln: «Das *Zuchtmittel* des Jugendarrestes kann bei *noch nicht drogenabhängigen* Tätern ... geeignet sein, zumal heute auch im Arrestvollzug unter Beteiligung engagierter Vollzugsleiter und Sozialarbeiter *wertvolle Erziehungsarbeit* geleistet wird. Ein Dauerarrest etwa von vier Wochen führt zusätzlich auch zu einer zwangsläufigen Entziehung des gefährdeten Milieus.» So der Leitende Oberstaatsanwalt Rudolf Brunner aus Nürnberg. Aber der Herr füllt ja nur die Gefängnisse.

Zum allerletzten Mal Heckmann: «Es dürfte ausserdem leichter sein, die Schizophrenie von staatlicher Erlaubnis und Besteuerung von Alkohol einerseits und Haschischverbot andererseits zu ertragen, als den Folgen einer weiteren *legalen* Droge hinterherzuarbeiten.»

Für Herrn Heckmann vielleicht. Ich kenne viele Jugendli-

Das Gericht trat auch der Auffassung entgegen, dass Haschisch gar nicht so gefährlich sei: Der regelmässige Genuss könne immerhin zu Chromosomenschädigungen, Stoffwechsel- und Hormonstörungen und zu einer Veränderung der Persönlichkeitsstruktur bis zum geistigen Verfall führen. Vor allem sei Hasch aber als «Einstiegsdroge» gefährlich, die über härtere Mittel zu einem «Tod in Raten» führe. Daher müssten sich bei solchen Delikten auch die Jugendgerichte nicht nur vom Erziehungsgedanken, sondern auch von dem der Generalprävention leiten lassen.

(Süddeutsche Zeitung, 8.3.1979)

Wer als Pächter, Inhaber oder Geschäftsführer eines Lokals duldet oder zuwenig dagegen unternimmt, dass in seinem Lokal der Handel mit und der Konsum von Rauschgift blüht, macht sich damit strafbar. Dies musste jetzt Georgios K. (42), der Wirt des in der Drogenszene bestens bekannten und im Mai 1978 nach einer Razzia geschlossenen Ring-Stüberls im Lehel erfahren: Ein Schöffengericht unter Vorsitz von Richter Dr. Herbert Wielgoss verurteilte ihn wegen Verschaffens der Gelegenheit zum Handel und Genuss von Rauschgift zu einem Jahr Freiheitsstrafe, das gegen 2000 Mark Busse zur Bewährung ausgesetzt wurde. Gegen seinen Geschäftsführer Andreas A. (44) wurde ein halbes Jahr mit Bewährung und 600 Mark Busse verhängt.

(Süddeutsche Zeitung, 12.7.1979)

Der Richter wollte es dem 23jährigen Angeklagten vor Gericht nicht glauben, dass er den in Briefpäckchen aus Indien nach Lörrach geschickten «Stoff» Marihuana für sich selbst verwendete. Und zwar als Marihuana-Tee gegen Bettnässen. Erst als der Richter beim Durchlesen einschlägiger Literatur auf die entsprechende Rezeptur stiess, wonach man Tee aus Marihuana für Heilmittelzwecke ebenso verwenden könne, wendete sich das Blatt für den Angeschuldigten.

So beliess es der Richter nach Antrag des Staatsanwaltes bei einer Bewährungs-Gefängnisstrafe von einem Jahr und einer Busse von 1200 Mark an eine Fachklinik für Suchtkranke.

(Welt, 1.2.1980)

Rechtsstaatliche Praxis und eine Ausnahme von Richter:

An einem Herbstabend im vergangenen Jahr, es war der 21. September, kamen am S-Bahnhof in Hamburg-Ohlsdorf zwei Männer wie zufällig ins Gespräch. Der eine war Chef der Sicherheitsgruppe in der Justizvollzugsanstalt Fuhlsbüttel, der andere ein Drogentäter – und beurlaubter Insasse des gleichen Hauses. Die Kripo schaute aus Distanz zu.

Elf Tage später, am 2. Oktober, schlug der Sicherheitsbeamte mit seiner Truppe los. Auf dem Weg zur Essenausgabe schnappten sich die Vollzugs-Fahnder den Häftling Klaus-Peter T. und fanden in dessen Unterhose, was sie gesucht hatten: einen Briefumschlag mit 17 Portionen Haschisch. Alltag im Knast, wie es schien.

Doch als T. vergangene Woche in Hamburg vor Gericht stand, wandelte sich, was wie eine Routineverhandlung aussah, zu einem Skandalprozess, der geeignet ist, den Strafvollzug ins Zwielicht zu bringen: Nicht der Angeklagte geriet in Bedrängnis, sondern seine Häscher. Der Stoff war T. offenbar untergeschoben worden.

Nach drei Verhandlungstagen sprach Richter Rüdiger Göbel den Beschuldigten frei und warf der S-Gruppe und deren Chef Klaus Rettinger «Ungeheuerlichkeiten» vor, «die diesem Gericht so noch nicht untergekommen sind». Göbel: «Die Grenze zur Falschaussage ist überschritten.»

Denn offenbar wurde vor dem Amtsgericht Hamburg, dass im westdeutschen Strafvollzug möglich ist, was sonst nur, via TV, in den Strassen von San Francisco oder Szenen aus Alcatraz gezeigt wird: Beamte, die drogenabhängige Häftlinge als V-Leute dingen,

che, die erst im Gefängnis heroinabhängig wurden. Und ich kenne sehr viel mehr Jugendliche, die durch die Justizbehandlung schwerer geschädigt wurden, als sie es durch die härteste Droge hätten werden können. Wer einmal durch die Höllenpforte der Rechtspflege getrieben wurde, hat im Namen der Gerechtigkeit schwerste Zerstörungen erfahren. Katja beispielsweise, eine ziemlich robuste Frau, fährt heute noch, nach fünf Jahren, öfter aus dem Schlaf hoch, weil sie im Traum jene schlimmen Schreie der Frauen hört, wenn im Untersuchungsgefängnis das Licht abgedreht wird. Sie sass nur eine Woche in diesem Haus.

Wenn es ein entscheidendes Argument gegen das Hanf-Verbot gibt, dann dieses: Die sogenannte Rechts-Pflege, die Rechtspraxis. Auch das allerschlimmste amotivationale Syndrom kann keinen solchen Schaden anrichten wie die Gerechtigkeit im Namen des Volkes. Hier werden Menschen zerstört.

PS: Ich habe absichtlich den alltäglichen Gerichtsrahmen nicht verlassen. Prominente oder groteske Fälle finden gelegentlich Presse, sie sind nachzulesen. Doch sie sind, was die

---

Unschuldige, denen Rauschgift eingeschmuggelt wird, Vernichtung von Beweismitteln und womöglich Meineid.
(Spiegel, 23.6.1980)

Und eine allerhöchste Absegnung rechtsstaatlicher Praxis:

Ein Rauschgifthändler kleineren Stils, der durch einen agent provocateur aus Polizeikreisen erst zu einem Handel mit Betäubungsmitteln in grösseren Mengen angestiftet wird, kann durchaus auch wegen dieses grösseren Rauschgiftgeschäfts bestraft werden. Eine Bestrafung entfällt nur dann, wenn ein solcher Dealer «zum blossen Objekt staatlichen Handelns» herabgewürdigt worden ist. Dies hat der Bundesgerichtshof (BGH) in einem jetzt in Karlsruhe veröffentlichten Urteil entschieden.

Dem Urteil des Ersten Strafsenats des BGH lag folgender Sachverhalt zugrunde: Ein Polizeibeamter hatte sich bei einem Treff mit dem angeklagten Dealer «als Rauschgifthändler grossen Stils» bezeichnet, worauf der Angeklagte mit einer «connection» geprahlt und erklärt hatte, er könne Haschisch in grösseren Mengen besorgen. Daraufhin überredete der polizeiliche Lockspitzel den Angeklagten, den er nur als Kleindealer kannte, sich auf ein «Heroingeschäft grösseren Umfangs» einzulassen, weil «eine kleine Menge es doch nicht bringt». Beide vereinbarten drei Tage später, der Dealer solle etwa 40 Gramm Heroinzubereitung kaufen. So geschah es auch. Der Angeklagte kaufte das Heroin in Frankfurt, verkaufte ein paar Gramm an Konsumenten und übergab den grössten Teil, nämlich 36 Gramm, dem Polizeibeamten. Nach der Übergabe wurde der Mann festgenommen.
(Süddeutsche Zeitung, 5.6.1981)

Rauschgift und Gefängnis:

Nach den Auswertungsergebnissen beim Bundeskriminalamt sind in der Zeit vom 1.1. bis 15.10.1979 in den deutschen Haftanstalten insgesamt 229 Verstösse gegen das Betäubungsmittelgesetz registriert worden. Dabei handelt es sich in der Mehrzahl um Fälle des illegalen Besitzes von Rauschgift. Der Anteil der einzelnen Rauschgifte stellt sich wie folgt dar:

Cannabisprodukte	134 Fälle
Heroin	66 Fälle
Heroin und Cannabis	9 Fälle
sonstige	20 Fälle

Bei dieser Ausgangslage sind die Chancen für eine drogenfreie Vollzugsanstalt praktisch nicht gegeben. Den herkömmlichen Kontrolltechniken und Sicherheitsmassnahmen sind Grenzen gesetzt.

Soweit dies aus polizeilicher Sicht zu beurteilen ist, stehen geeignete Therapieplätze auch nicht in annähernd genügender Anzahl zur Verfügung. Es wird in der täglichen Praxis vor allem dadurch deutlich, dass der Haftrichter immer wieder gezwungen ist, sich für die Notlösung zu entscheiden, den Drogenabhängigen in die Untersuchungshaft zu schicken, in der Hoffnung, der Therapiewillige werde später in die Therapie überführt oder der Therapieresistente zu einer späteren Therapie motiviert werden können. Dies muss dann misslingen und der Drogenabhängige wird wieder in den Rückfall entlassen, der nicht selten durch den «goldenen Schuss» also durch Tod endet.

Die grösste Problematik ergibt sich für die Polizei immer wieder daraus, dass die Drogenabhängigen und vor allem der drogenresistente Abhängige, von dem die gefährliche epidemische Ausbreitung der Drogensucht in den Szenen ja ausgeht, wegen fehlender Möglichkeiten immer wieder in die Drogenszene zurückgedrängt bzw. dorthin entlassen wird und der teuflische Kreislauf von neuem beginnt.

Die besondere Situation der ansonsten in den einzelnen Bundesländern sehr unterschiedlichen Verhältnisse lässt sich vielleicht am besten am hessischen Beispiel verdeutlichen. Dort haben von 4400 Einsitzenden und Strafgefangenen allein 800 gegen das Betäu-

bungsmittelgesetz verstossen. Das sind 18 Prozent. Dieser Anteil hat sich im März 1980 auf 27 Prozent erhöht, also 1400 Gefangene in hessischen Untersuchungshaft- und Strafanstalten sitzen dort wegen Verstosses gegen das Betäubungsmittelgesetz. Die geschätzte Anzahl der Drogenabhängigen betrug 1979 730, etwa 16 Prozent. Die meisten Drogenabhängigen befinden sich unter den einsitzenden Frauen, bei der U-Haft 60 Prozent drogenabhängig, in der Strafhaft ca. 40 Prozent, bei Jugendlichen in der U-Haft 40 bis 50 Prozent, in der Strafhaft ca. 30 Prozent.

Die Polizei müsste an sich mit diesem Gesetz sehr zufrieden sein; denn die Akzente beider Entwürfe liegen entschieden auf verschärfter Strafandrohung. Ich muss aber aus meiner mehr als zehnjährigen Praxis ganz klar sagen, dass diese verschärfte Strafandrohung, die sich erklärtermassen nach diesem Gesetz voll gegen das Gewinnstreben der handelnden Grosstäter, der Importeure, und der gewerbsmässig handelnden Straftäter richten soll, unter Umständen doch eine nicht gewünschte Nebenwirkung haben könnte. Es muss vor allen Dingen verhindert werden – das muss die Praxis erweisen –, dass eine zusätzliche Kriminalisierung im Bereich der kleinen und mittleren Rauschgiftkriminalität, insbesondere beim drogenabhängigen Täter, also dem Opfer, entsteht.

(Leitender Kriminaldirektor im Bundeskriminalamt Wiesbaden, Erich Strass)

Und womit sich Gerichte sonst so beschäftigen:

Das Mitrauchen von Haschisch in geselliger Runde ist nach dem Betäubungsmittelgesetz für jeden Beteiligten strafbar, wenn er die Zigarette oder Pfeife dem nächsten Raucher zum Genuss überlässt.
Oberlandesgericht Köln – 1 Ss 692/80

(Stern, 21.5.1981)

unbeachtete Masse betrifft, nicht einmal die Spitze eines Eisberges. Ich nehme noch einmal die Kriminalstatistik des bundesdeutschen Jahres 1980. Sie erwähnt 62395 Fälle von Verstössen gegen das Betäubungsmittel-Gesetz. Da die BRD ein wachstumsbewusstes Land ist, wird ein «Anstieg der Rauschgift-Kriminalität um 23,6 Prozent» erwähnt. Natürlich ist nicht die tatsächliche Kriminalität gestiegen, sondern es wurde, Christiane F. sei dank, gründlicher durchgegriffen. Von diesen 62395 Fällen waren knapp 43000 welche von Hanf. Von diesen betrafen mehr als 41000 Mengen unter hundert Gramm. Von diesen wieder hatten über 38000 ein Nachspiel vor dem Gericht.

PPS: Der § 31 des neuen BTM-Gesetzes schreibt das Prinzip des Kronzeugen aus dem bisherigen rechtlichen Niemandsland in rechtliches Neuland. Der gute, weil sangesfreudige Mittäter wurde zwar schon in den Terroristen-Prozessen präsentiert, doch war er da noch kein sanktioniertes Rechtsgut, und die Erfahrungen, die hinsichtlich des Wahrheitsgehaltes solcher Aussagen gemacht werden konnten, hätten es angebracht sein lassen, auf solche Neuerungen zu verzichten.

In der Praxis gibt es den «Kronzeugen» der Republik schon längst: Immer wieder werden Jugendliche und jüngere Menschen mit Drohungen und Verheissungen zu Spitzeldiensten gepresst oder als Lockvögel eingesetzt. Haben sie ihren Verwendungszweck erfüllt, landen sie entweder selbst vor Gericht oder sie werden nur in die Abgründe ihres Gewissens fallengelassen. Fast jede Drogenberatung kennt ein, zwei solche Fälle, und ich halte es für sehr notwendig, einmal zu fragen, was da im Namen eines Gesetzes, wenn auch meist ohne gesetzliche Grundlage, in Menschen angerichtet wird. Das Wort Verräter hat aus gutem Grund keinen guten Klang, und der angeblich unverzichtbare Kronzeuge hat, von seinem zweifelhaften Nutzen abgesehen, meist einige «Freunde» verraten. In vielen BTM-Prozessen kann man das beobachten: Es geht um geringe Mengen Haschisch, und als Zeuge muss ein Junge aussagen, von wem er den Joint gereicht bekam oder von wem er etwa fünf Gramm Haschisch erwarb. Für das eigene Verfahren wurde Milde verheissen – und was dann?

Mir sind zwei Fälle bekannt, wo Jugendliche Selbstmord begingen, nachdem sie so zu Zeugendiensten gezwungen wurden. Die Polizei hatte sie davor mit Lockungen und Drohungen bearbeitet. Im Mittelalter und bis zur Zeit der Aufklärung wurde zu demselben Zweck noch die Folter eingesetzt. Heute geht es etwas sanfter, doch das Ergebnis ist in vielen Fällen, gerade bei jüngeren Menschen, was Jean Améry feststellte: «Wer der Folter erlag, kann nicht mehr heimisch werden in dieser Welt.»

11. HIGH SOCIETY

Im Mutterland der freien Welt

«Amerika, du hast es besser ...»
(J. W. Goethe)

«We just cooled it down, and we can live with it»
(P. B. Bensinger, Chef der Drug Enforcement Administration DEA, Washington, 14.3.1981)

Es sind nicht unbedingt die schwächsten Witze, die schon in kurzer Zeit von der Wirklichkeit eingeholt werden. Worüber die Leser des *Esquire* 1967 noch schmunzeln konnten, ist heutigen Besuchern der USA schon fast ein gewohntes Ritual. Gastfreundschaft ist, so sie stattfindet, gerne überdimensioniert wie so vieles dort, und ein Freund, der sie umfänglich erlebte, nannte die einleitenden Fragen dazu das «Zwei-zu-eins-Spiel» – mindestens jedes dritte Mal nämlich heisst es: «Wanna smoke or a drink?» Smoke ist der gute, alte Reefer.

Die «grüne Göttin des Todes» – wie lange ist das nur her, dass sie in der Presse diesen Namen hatte? – hat nicht nur die Grenzen aller Bundesstaaten überwuchert, sondern auch die viel strenger abgeschotteten des US-Klassensystems. Der Joint kreist heute mit derselben Selbstverständlichkeit in der bunten Spät-Freak-Szene Kaliforniens wie auf den Grünflächen der Universitäten, in den bieder gerasterten Unendlich-Suburbs und in fashionablen New Yorker Flats, die aussehen, als entstammten sie einem Hollywood-Film, wahrscheinlich aber eher die Anregung für Hollywood liefern. Und dann erklärt Dr. Robert DuPont, ehemals Chef des nationalen Instituts für Drogenmissbrauch auch noch im Fernsehen: «Marihuana is no problem at all». Dieselbe Auskunft von den Gesundheitsbehörden ... Was ist da bloss geschehen?



«Gloria wird gleich da sein. Möchten Sie in der Zwischenzeit etwas Pot?»
(Esquire Magazine, 1967)

«Es hat eine Entwicklung gegeben», sagen die Sprecher der verschiedenen Behörden. Aber wann und wodurch sie begann, wird stets unterschiedlich erklärt. Die einen nennen den 21. Oktober 1967. Damals, beim berühmten Friedensmarsch auf Washington, wurde direkt vor dem Weissen Haus auch das erste grosse Smoke-in abgehalten. Einige hundert Teilnehmer wanderten mit Joints auf die Polizeistellen und zeigten sich selbst an, ohne dass ein Verfahren folgte. Von nun an wurden die jährlichen Dope-Wallfahrten so etwas wie eine amerikanische Tradition – am 1. Mai 1970 kamen in Ann Arbor, Michigan zum «First National Marihuana Day» fast 30000 Menschen zusammen, und mehr als 20000 rauchten am National-Feiertag ihre Friedenspfeife vor dem Capitol. Es sei diese Massenbewegung gewesen, die man nur durch etwas mehr Toleranz hätte besänftigen können.

Andere nennen spektakuläre Medien-Ereignisse, die zu einer Art demokratischer Bewusstseinsveränderung geführt

Im Juli 1971 legten zwei angeschlossene Kommissionen der Amerikanischen Juristischen Vereinigung der Kommission ihre Berichte vor.

Beide drängten auf Entkriminalisierung für einfachen Besitz und gelegentliche Verteilung von Marihuana.

Die Kommission empfahl, dass der private Besitz von Marihuana für den persönlichen Gebrauch nicht länger ein Verbrechen darstellen solle. Basierend auf dem Befund, dass beinahe 70 Prozent aller Gebraucher die Droge das erste Mal von Freunden erhalten, ohne sie kaufen zu müssen, drängte die Kommission ebenfalls darauf, dass die gelegentliche pri-

vate Abgabe nicht bestraft werde.

Beschlossen wurde, dass, da die individuellen und sozialen Kosten der bestehenden Gesetze, die den persönlichen Gebrauch oder einfachen Besitz von Marihuana bestrafen, etwelche daraus entstehende Vorteile substantiell überwiegen, die Bundes-, Staats- und Kommunalgesetze, die den persönlichen Gebrauch oder den einfachen Besitz von Marihuana bestrafen, aufgehoben werden sollen.

(Am. Bar. Journal 58/1972; Organ der US. Juristischen Vereinigung)

2. September, 1976: Rosalyn Carter, Gattin von Präsident Carter, sagte in einem Interview, dass ihre Söhne schon Marihuana geraucht hätten, doch dass sie sich nur dann Sorgen über ihre Kinder mache, wenn sie ihr nichts davon sagten. Später wurde bekanntgegeben, dass einer der Carter-Söhne aus der U.S. Naval Academy in Annapolis entlassen wurde, weil er Marihuana rauchte.

(Reuter)

«Die Strafen für den Besitz einer Droge sollten für den einzelnen nicht schädigender sein als der Gebrauch der Droge selbst. Dies tritt nirgends klarer zum Vorschein als in den Gesetzen betreffend den privaten Gebrauch von Marihuana für persönliche Zwecke.

... Die National Commission on Marihuana and Drug Abuse kam vor fünf Jahren zu dem Schluss, dass der Gebrauch von Marihuana entkriminalisiert werden sollte, und ich meine, es sei an der Zeit, diese grundlegenden Empfehlungen auszuführen.

Aus diesem Grund befürworte ich eine Gesetzgebung, die das Bundesgesetz ändert, um jegliche bundesgesetzliche Strafen für den Besitz von und bis zu einer Unze Marihuana zu tilgen.»

(Präsident Jimmy Carter in einer Botschaft an den Kongress, 8. 2. 1977)

hätten. Am 27. Oktober 1969 schlug in einem auch TV-übertragenen Senatshearing die angesehene Antropologin Margaret Mead vor, die USA sollten Hanf für Bürger ab 16 legalisieren. Kein Entsetzen in der Öffentlichkeit. Ausgerechnet am 1. April 1970 interviewte ABC Peter Lemon, den «Helden von Vietnam», der zwei Vietcong-Angriffe aufgehalten hatte und dafür ausgezeichnet wurde. Auf die Frage, wie er sich während dieses Gefechts gefühlt habe, sagte der Held: «Well, I was just fully stoned ...» Grosses Gelächter in der Öffentlichkeit. Am 10. August 1975 sagte Betty Ford, die Frau des damaligen Präsidenten, wieder im Fernsehen, sie sei «nahezu sicher», dass ihre Kinder schon einmal Marihuana versucht hätten. «Aber das hätte ich auch getan, wäre die Sache in meiner Jugend so populär gewesen.» Kaum mehr grosses Erstaunen. Am 25. September entschied dann auch das Domestic Council des Präsidenten, die Einhaltung der Marihuana-Gesetze und die polizeiliche Verfolgung der Pflanze sei «eine Angelegenheit nur sehr geringen öffentlichen Interesses» und solle daher «nicht weiter betrieben werden, was kleinere Cannabis-Mengen betrifft». Da wunderte sich schon niemand mehr.

Das Schlagwort der Siebziger in den USA hiess, die Sache betreffend: Entkriminalisierung. Zwar lehnte die Demokratische Partei 1976 eine bundesweite Entkriminalisierung ab, doch in einigen Staaten der USA war schon damals der Besitz von einer Unze Marihuana keine Angelegenheit mehr für die Polizei. Den Anfang hatte am 5. Oktober 1973 Oregon gemacht. 1975 folgten Ohio und Alaska, wo ja bekanntlich ein bayrischer Politiker einmal auch Ananas züchten wollte. Am 1. Januar 1976 wurden in Kalifornien zur Feier der Entkriminalisierung die Joints entzündet, am 29. Juni 1977 unterzeichnete New Yorks Gouverneur den entsprechenden Erlass, und 1982 sind es bereits 12 Bundesstaaten geworden. Negative Erfahrungen? Keine. Auch nicht in dem Sinn, wie der Herr aus Berlin befürchtete, der hier so oft zitiert werden musste? «Das sind doch europäische Verrücktheiten», sagt ein Beamter der Gesundheitsbehörde. «Wer die Angelegenheit realistisch sieht, wird schnell merken, dass sich durch die Entkriminalisierung die Lage entspannt hat.» Grössere «Umsteigequoten»? – «Nonsens. Eher das Gegenteil – die Kids wissen: Solange ich mich an meinen Joint halte und die Angelegenheit nicht übertreibe, kann mir nichts passieren. Und sie wissen auch, dass die Sache bei anderen Drogen ganz anders liegt. Das muss man bedenken. Soweit wir die Lage überblicken können, war die Entkriminalisierung ein guter Riegel gegen das Vordringen anderer Drogen.» Der Herr muss es wissen, denn er leitet die Abteilung für die Erhebung von Drogenschäden bei der Nationalen Gesundheitsbehörde.

Auch für medizinische Zwecke wird der Hanf allmählich wiederentdeckt.

Sehr viel deutlicher sichtbar sind die Folgen der Liberalisierung auf einem anderen Sektor, einem wirtschaftlichen. Die Betreiber dieses Geschäftes nennen ihre Branche «Paraphernalia», und die Verteilerläden heissen Head-Shops. Aus der Hippie-Kultur der späten Sechziger ist eine regelrechte Industrie geworden, meist von kleineren Werkstätten betrieben, aber mit einem Gesamtumsatz von mindestens 300, wahrscheinlich 500 Millionen Dollar jährlich. Wer da fürchtet, Hanf schaffe ein «amotivationales Syndrom», sehe sich einmal an, mit welchem Erfinderehrgeiz da ununterbrochen neue Überflüssigkeiten auf einen sehr straight organisierten Markt geworfen werden. Auch die Werbemethoden sind nicht weniger smart als für andere Produkte.

Als Branchenführer gilt unwidersprochen die Firma «E-Z-Wider», betrieben von zwei wirklich smarten Jungakademikern. Sie startete 1972 mit einem Zigarettenpapier vom genau richtigen Reefer-Format und machte damit schon im zweiten Geschäftsjahr 12 Millionen Dollar Umsatz. Mittlerweile führt das Haus an die dreissig verschiedene Blättchen-Sorten, darunter wild psychedelisch bedruckte, und residiert in der eleganten Lexington Avenue, Manhattan, wo auch andere seriöse Firmen bevorzugt ihre Offices haben. Ausser, dass die dort gerauchten Zigaretten einen sehr charakteristischen Geruch haben, unterscheidet nichts diese Konzern-Zentrale von anderen, und für die Produkte wird ausser in einschlägigen Zeitschriften auch in Radio und TV Werbung betrieben, und gelegentlich werden solche Spots sogar ausgezeichnet. Bei einer Legalisierung von Marihuana würde auch der Inhalt der Blättchen in das Produktionsprogramm aufgenommen. Burt Rubin, der Firmenboss, weiss sogar schon, wie: «Wir könnten von Anfang an sagen: ‹Mit E-Z wurden mehr Joints gerollt als mit sonstwas.› Die Drogenbehörde schätzt, dass jährlich 7 Milliarden Dollar mit Hanf gemacht werden. Wenn wir von diesem Geschäft nur zwei Prozent abkriegen, wären das auch schon 140 Millionen ...»

Er hätte dann allerdings ernsthafte Konkurrenz zu befürchten. Die meisten der grossen Tabak-Konzerne kauften bereits in den frühen Siebzigern grosse Landflächen im Süden der Staaten, über die sie vorher Gutachten hinsichtlich deren Hanf-Tauglichkeit eingeholt hatten. Die beste Startposition, wird gemunkelt, habe die Firma Reynolds.

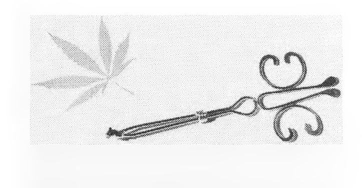
Dennoch glauben auch optimistische Manager nicht an eine bevorstehende Legalisierung. «Da sind zu gewichtige Interessen dagegen», ist die Standard-Antwort.

«Die Bundesregierung sollte nicht Millionen von Dollars an die gelegentlichen Gebraucher von Marihuana verschwenden.»
(Edward Kennedy in einer Ansprache an die Studentenschaft der Vanderbilt University, November 1979)

Robert Randall aus Washington dürfte der amerikanische Meister im Marihuana-Rauchen sein. Nach Schätzungen der nationalen Organisation für die Reform der Marihuana-Gesetze konsumiert er wöchentlich 70 Marihuana-Zigaretten und hat in den letzten drei Jahren auf diese Weise fast zehn Kilogramm des Rauschmittels inhaliert.

Randall erhält den «Stoff» mit Billigung der amerikanischen Regierung. Er leidet nämlich an grünem Star und hofft, durch den Genuss von Marihuana eine weitere Verschlechterung seiner Sehfähigkeit verhindern zu können. Der 31jährige hat einen Prozess gewonnen, der es ihm ermöglicht, Marihuana auf Rezept von einem Arzt zu erhalten.

Die Regierung unterstützt Forschungsprojekte, durch die herausgefunden werden soll, ob der Genuss von Marihuana wirklich den Druck in den Augen von Patienten, die an grünem Star erkrankt sind, reduziert. Mit staatlicher Billigung wurde auch Krebspatienten Marihuana verabreicht, um die Übelkeit bei einer medikamentösen Behandlung zu vertreiben.
(Abend, Berlin 27.11.1979)



Falls man/frau fürchtet, sich an der Kippe die Finger zu verbrennen, empfiehlt sich ein praktischer Kippenhalter aus Sterlingsilber ...
(l 19 cm, USA 1979)

«So gross ist die Nachfrage, dass der (illegale) Import aus Mexiko oder Kolumbien nicht mehr ausreicht und man sich allerorten im Eigenanbau versucht – in Balkonkästen, im Hintergärtchen oder in den Grünanlagen der Studentenwohnheime.»
(Der Tagesspiegel, Berlin 16.5.1979)

«Wir sind ja froh, wenn die nicht importieren.»
(Ein Beamter der Drug Enforcement Administration)

«Marihuana», erklärte der amerikanische Wirtschaftsprofessor Milton Friedman in einem SPIEGEL-Gespräch, «ist in der kalifornischen Landwirtschaft vom Umsatz her der eindeutige Spitzenreiter.» Der geschätzte Grosshandelswert der Marihuana-Ernte im bevölkerungsreichsten US-Staat beläuft sich dieses Jahr auf über eine Milliarde Dollar.

Ähnliche Dimensionen, argwöhnen Sheriffs und Drogenexperten, könnten Anbau und Ernte der illegalen Rauschpflanze schon bald auch in anderen US-Staaten annehmen. In Oklahoma etwa dürfte die Marihuana-Ernte dieses Jahr einen Umsatz von 200 Millionen Dollar erzielen – nur die Weizenfarmer werden mit geschätzten 751 Millionen mehr umsetzen.

Jeder zehnte Amerikaner raucht, nach Ansicht des National Institute on Drug-Abuse, wenigstens einmal monatlich seinen Joint. In Blumentöpfen, Gewächshäusern und Hinterhofgärten ziehen etwa eine Million US-Bürger Marihuana-Pflanzen für den Eigenverbrauch, schätzt die Nationale Organisation für die Reform der Marihuana-Gesetze. Etwa 1000 Pflanzer, schätzen die Drogenbehörden, betreiben den Pot-Anbau professionell.
(Spiegel, 12.11.1981)

Kreuzzüge, Lobbies, Pressure-Groups

Im Laufe der letzten Jahre ist der Hanfbau zum einträglichsten Zweig der US-Landwirtschaft gewachsen, und die bekanntesten Sorten kommen aus Kalifornien, Oregon und Hawaii. Höchstens 30 Prozent des Bedarfs werden importiert, hauptsächlich in die Staaten der Ostküste. Das ist, findet der DEA-Beamte, gut so, denn auf diese Weise wurde der Hanfmarkt den grossen Gangs entzogen, die ihn noch in den Sechzigern beherrschten und zu einer Angelegenheit von Kleinbauern, Kleinhändlern und der Subkultur, die allerdings auch in die feinsten Kreise reicht. Es ist aber auch schlecht so, denn in manchen Gegenden, wo die Selbstversorgung der Szene mit Hanf allzu gross wurde, tauchte plötzlich wieder verstärkt Heroin auf. «Die sind wieder in das andere Geschäft gegangen.» Im Grunde betreibt die DEA also, was Hanf betrifft, eine «Balance-Politik». Wörtlich: «Natürlich kommt das Zeug immer noch tonnenweise aus Mexiko, Jamaica oder Kolumbien – überhaupt, aus dem Süden. Da gibt es regelrechte Luftlinien. Natürlich tun wir etwas dagegen, aber wenn wir allzuviel tun, kommt eben mehr Heroin oder Kokain ins Land. Also versuchen wir nur, dass die Sache nicht allzusehr in den Himmel wächst. Dasselbe ist beim Eigenbau. Wir regulieren nur, dass die Sache nicht überhand nimmt. Das ist Europäern schwer zu erklären, die da immer gleich perfekt sein wollen. Wir führen keinen Kreuzzug mehr gegen Drogen, sondern wir betreiben Verkehrsregelung. Das hat sich als vernünftiger gezeigt.»

Noch Mitte der Siebziger wurde die Sache als Kreuzzug betrieben, wobei die DEA allerdings, wie der Beamte einräumt, «auch der Army und den Chemie-Trusts auf den Leim ging». In Vietnam hatte sich, so war überall zu hören, das Pflanzenvernichtungsmittel «Kampfstoff Orange» hervorragend bewährt. Da infolge der US-Niederlage dort grosse Restposten übrig waren, wurden sie von der Army der DEA angedient, um illegale Mohn- und Hanffelder zu vernichten. Einen Sommer lang wurden Mohnfelder in Mexiko damit besprüht, 1975, aber auch Hanffelder in den USA. Da mittlerweile die schrecklichen Folgen dieses Mittels feststehen, möchte der Beamte gar nicht daran denken, «was da noch alles auf uns zukommen kann – in Mexiko hat es ja nur Bergbauern erwischt, aber bei uns ...» Ein Jahr später kam ein neues Wundermittel auf, wiederum garantiert unschädlich, hervorragend gegen Hanf geeignet und mit dem Namen «Paraquat». Eine Woche, bevor die DEA auf das Angebot einging, hatte die Gesundheitsbehörde das Mittel zur Verwendung in den USA verboten, doch die DEA kaufte und besprühte damit Felder in Oregon und Texas. 1977 war der

entsprechende Skandal fällig. Nachdem schon NIDA, die Nationale Behörde gegen Drogenmissbrauch vor Paraquat-verseuchtem Hanf gewarnt hatte, musste dies nun auch die Regierung mit dem Ausdruck peinlichsten Bedauerns tun. «Das hat uns in ein Zwielicht gebracht, von dem wir uns noch nicht ganz erholt haben.» Seit 1978 hilft die DEA auch nicht mehr anderen Ländern mit Paraquat aus, dafür startet sie, als Alibi gewissermassen, alljährlich eine Ernteaktion im Handpflückverfahren, zugegebenermassen mehr der Presse wegen als des Erfolgs. «Marihuana ist für uns wirklich das geringste Sorgenkind aller Drogen. Die Angelegenheit hat sich fast erledigt – die Szene ist konstant, kein nennenswerter Schaden feststellbar, und wir leben damit.»

Ähnlich sieht es Joseph Nellis vom Innenministerium: «Es gibt eine Legalisierung de facto und eine de jure. De jure wird sie nie geschehen, aber de facto besteht sie weitgehend. Die wenigsten Staaten der USA versuchen überhaupt noch, das Marihuana-Gesetz durchzuführen. Ich bin kein Freund von Marihuana und habe es lange für gefährlich gehalten. Doch jetzt würde ich sagen: Es ist de facto legalisiert.»

Das stimmt so nicht ganz. Seine Behörde meldet jährlich rund 400 000 (meist «vorübergehende») Festnahmen.

«Das liegt an den Gesetzen mancher Staaten. Es ist bedauerlich, dass manche Leute nur ihres Wohnortes wegen bestraft werden und manche deswegen nicht, aber das ist nicht zu ändern. Es liegt auch daran, dass in vielen Staaten der Erwerb zwar erlaubt ist, aber nicht der Verkauf. Aber: So wichtig wird die Sache von den Behörden doch nicht mehr genommen.»

Bei genauerer Befragung ist Herr Nellis sehr unglücklich über «diese schizophrene Situation»: «Im Grunde wird eine Missachtung der Gesetze provoziert.» Eine Legalisierung schliesst er jedoch aus: «Wir sind ein System der verschiedenen Lobbies, und wer heute für eine Legalisierung spricht, hat gleich etliche gegen sich, von Kirchengruppen angefangen über Bürgervereine bis zu den Rightwingers. Gegen die kommt keiner an. Es wird ein Schwebezustand bleiben, ein unangenehmer, wie ich es sehe, aber ich halte ihn trotz allem für erträglicher als das undurchsetzbare Totalverbot.»

Eine seltsame Situation: weitgehende Entkriminalisierung bei Aufrechterhaltung aller Verbote. Daran wird sich auch unter Reagan nichts ändern. Eine Legalisierung ist ausgeschlossener denn je, aber auch die Liberalisierung wird nicht zurückgenommen – schliesslich war Reagan jener Gouverneur, der sie in Kalifornien einführte. Das brachte ihm auch, wie Meinungsumfragen zeigten, viele Stimmen bei der Präsidentschafts-Wahl.

Die vom Innenministerium als «schizophren» bezeichnete Situation: Ginge es nach dem Gesetz, wäre jeder fünfte US-

Paraquat ist die übliche Bezeichnung für 1,1'-dimethyl-4,4'-dipyridium-Salz, eines von der Imperial Chemical Company in den Fünfzigern entwickelten Unkrautbekämpfungsmittels, das für landwirtschaftliche Zwecke erstmals 1962 in Grossbritannien auf den Markt kam.

Dank seiner Nützlichkeit in verschiedenen landwirtschaftlichen Funktionen wurde Paraquat in den frühen siebziger Jahren untersucht und versuchsweise als eine Substanz, um *Cannabis sativa L.* zu kontrollieren, ausgewählt. Nach praktischen Auswertungen wurde Paraquat als wirksamstes Unkrautbekämpfungsmittel in der Kontrolle von *Cannabis* befunden. Wenn angewendet, würde Paraquat theoretisch den Fluss illegaler Drogen im Rohzustand aus *Cannabis* verringern.

(Bulletin of Narcotics, 10. 12. 1978)

Unkraut-Warnung

Indem sie Paraquat und die verbotenen Kampfstoff-Organe-Unkrautbekämpfungsmittel benutzte, begann die venezulanische Armee in der Nähe der kolumbianischen Grenze Potplantagen mit einem Umfang von über 75 Meilen zu bombardieren. Am Vorabend der von DEA finanzierten Besprühung, ist Dr. Richard Hawks des National Institute on Drug Abuse im Begriff, die mit Paraquat behandelten mexikanischen Proben zu testen. Die Blätter des mit Paraquat behandelten Pots sind gelb und weiss. Wenn sie Pot besitzen, auf das diese Beschreibung passt, rauchen Sie es bitte nicht. Senden Sie eine Probe davon an Dr. Hawks, NIDA, 11400 Rockville Pike, Rockville, Maryland 20852.

(NIDA – National Institute on Drug Abuse – Washington)

Bürger in Sachen Hanf gelegentlich kriminell, jeder elfte täglich. Augenblicklich ist es nur jeder etwa hundertste, nämlich, wer damit kommerziell befasst ist. Tatsächlich aber ist es jeder nur in dem Mass, wie Landesbehörden, aber auch lokale Polizeistellen Wert darauf legen. Einige Prozesse wurden bereits gegen «diese Tatsache staatlicher Willkür» geführt (so ein demokratischer Senator), scheiterten aber prompt an der berühmten Single Convention, die auch für die USA gilt – «Anslingers fucking heritage», wie ein republikanischer Congress-Abgeordneter sagte.

Zweifellos kein schöner Zustand, schriftlich gesehen. In der Praxis lässt sich damit mehr oder weniger leben, und dass es so gekommen ist, wollen zwei einschlägig befasste Organisationen als Erfolg jeweils an ihre Fahnen heften: CAMP und NORML. CAMP (Coalition for the Abolition of Marihuana Prohibition) entstand aus der Yippie-Bewegung als eine Selbsthilfe-Organisation der vom Gesetz Getroffenen. Dementsprechend ist ihr grösstes Tätigkeitsfeld Rechtshilfe, wozu als Öffentlichkeits-Arbeit die Veranstaltung von Smoke-ins kommt. Ideologisch einem eher bürgerlichen Anarchismus zuneigend, ist die Gruppe eine herrlich chaotische, von ständigen Geldsorgen geplagte. Ob sie wirklich die angegebenen 40000 Mitglieder zählt, ist zu bezweifeln, doch rund 80000 Sympathisanten senden mehr oder minder regelmässig Spenden, um im Ernstfall wenigstens einen kostenlosen CAMP-Anwalt zu bekommen.

Da hat NORML ganz andere Qualitäten, die National Organization for Reform of the Marihuana Laws. Sie ist so bieder, dass die Funktionäre prinzipiell mit Krawatte auftreten, und auch über einen Mangel an Mitteln kann sich die NORML nicht beklagen – dahinter stehen die Interessen der Paraphernalia-Industrie, aber auch Wirtschaftsgruppen wie Hefners *Playboy*-Imperium und Tabak-Konzerne, die sich was von einer Legalisierung erhoffen. Im Grunde arbeiten sie wie jede gute US-Lobby, die keine grosse Konzernzentrale im Rücken hat: Mit Unterschrifts- und Briefaktionen an Politiker, mit relativ biederen Versammlungen und gelegentlichen Inseraten-Campagnen. CAMP-Leute werfen den NORML vor, den Hanf etwas zu schick zu sehen, nur in die Reihe der erlaubten Drogen einbringen zu wollen, um ihn dann mit demselben Snob-Appeal zu verkaufen wie Whisky-Marken.

Keith Stroup, Executive Director von NORML, entspricht von Aussehen und Auftreten dem Hollywood-Klischee eines dynamischen Managers, und er ist auch, mit einem nicht unbescheidenen Salär aus den Mitgliedsbeiträgen, der Prototyp eines hauptberuflichen Hänflings. Natürlich raucht er, nicht einmal wenig, auch zwischen und bei seinen unendlich zahlreichen Terminen, welche bei Regierungsleuten ausge-

In starken Händen liegen die Waffen der Freiheit ... (Schiller)

Mässiges Haschischrauchen übt keine nennenswerten Nebenwirkungen aus, aber bei starken Rauchern konnten ganz erhebliche Beeinträchtigungen der Persönlichkeit beobachtet werden. Das berichteten zwei Ärzte des US-Marinekorps als Ergebnis einer dreijährigen Untersuchung von 720 in Deutschland stationierten amerikanischen Soldaten.

Soldaten, die täglich drei bis vier Haschzigaretten rauchten, wiesen kaum irgendwelche physischen oder seelischen Nebenwirkungen auf, mit Ausnahme einer leichten Affektion der Atemwege, die als «Hasch-Kehle» bekannt ist.

Bei 392 Soldaten, die monatlich nicht mehr als 12 Gramm Haschisch zu sich nahmen, wurde als einziges Symptom die «Hasch-Kehle» festgestellt.

Wo der tägliche Haschischgenuss 17 bis 20 Marihuanazigaretten entsprach, waren ausnahmslos bei den Rauchern Apathie, Lethargie, Stumpfheit und häufig ernsthafte Störungen der Urteilskraft, des Konzentrationsvermögens und der Merkfähigkeit festzustellen.

(Welt, 28.7.1972)

Fast der Hälfte aller US-Soldaten, die im Jahr 1980 vom Zugang zu Atomwaffen ausgeschlossen wurden, legten die US-Streitkräfte nach Informationen eines Kongressabgeordneten Drogen- und Alkoholmissbrauch im Dienst zur Last.

Der Abgeordnete Joseph Addabbo, Vorsitzender im Unterausschuss des Repräsentantenhauses für die Bewilligung von Rüstungsausgaben, erklärte am Mittwoch in Washington, in einer einjährigen Untersuchung von Drogen-

nommen. Dennoch glaube ich: Sollte ihn einmal irgendein Leiden befallen, wird es eher Managerkrankheit sein als die bekannte Haschisch-Demenz.

Seit dem Sommer 1974 gibt es, allmonatlich neu, *High Times,* das Magazin für den besonderen Geschmack, von 1 Dollar 50 auf 2 und mittlerweile 2.50 gestiegen. Das Vorbild ist unverkennbar *Playboy*, und dass Hefner an der herausgebenden «Trans High Corporation» beteiligt sei, wird weder bestätigt noch dementiert. In der Mitte des Blattes aber ist keine Nackte ausgebreitet, sondern jedesmal ein Haufen vom Besten. Wie bei jedem Magazin machen auch hier Inserate den buntesten Teil des Blattes aus: Die Firma Rizla zeigt eine Badeanzug-Schönheit mit dem neuesten Plastic-Bong, und wer glaubt, seinen Eigenbau elektronisch veredeln zu können (Isomerisieren heisst das), tut dies angeblich am besten mit einem Gerät namens KIK, unendliche Rauchwonnen für $ 69.95. Nichts, was der Raucher unbedingt braucht, wurde vergessen: Edelsteinverzierte Kippenhalter für den allerletzten Paff, Bongs mit eingebautem Feuerzeug (was bei mangelndem Kurzzeitgedächtnis ja praktisch sein mag), schicke Ledertaschen mit Glasphiolen für die verschiedenen Stoffsorten ... Auch in Gefängnisbibliotheken darf das Magazin geführt werden; Verkaufsauflage 300 000.

Was noch? 1970 wurde in San Francisco die «Fitz Hugh Ludlow Memorial Library» gegründet, die alles sammelt, was je über die Sache geschrieben wurde; die And/Or Press in Berkeley gibt alljährlich das *Marihuana Datebook* heraus, dann gibt es auch die Stonehill Press und fünfzehn andere Verlage mit ausschliesslich auf die Sache konzentriertem Programm. Da aber auch die anderen Buchproduktionen mithalten wollen, gibt es einen jährlichen Durchschnittsausstoss von 200 Hanf-Titeln, Kleinverlage nicht gerechnet.

Wenn auch die Legalisierung der Sache in den Sternen steht – vermarktet ist sie schon längst. Kein noch so kleiner Nebenerwerbs-Zweig, der nicht schon besetzt ist. Gelegentlich nimmt der Kult der grünen Göttin Formen an, die den um das Auto mühelos in den Schatten stellen. Ganz am Rande möchte ich noch das Beeindruckenste erwähnen, was ich je zu Gesicht bekam. Der Inhaber einer New Yorker Werbeagentur führte mich in den Keller des Wolkenkratzers, in dem der Firmensitz war. Hinter einer doppelten Feuerschutz-Tür erstreckte sich ein riesiger Kellerraum, gut fünfzehn Meter breit, sechs Meter hoch, unübersehbar lang. Wir waren gut drei Stockwerke unter der Erde, und das gleissende Tageslicht blendete mich. Es kam aus dicht montierten Lampen, und darunter wucherte ein wahrer Dschungel Hanf. Sein Eigentümer sah in diesem Augenblick natürlich nicht auf die Pflanzen, sondern auf mich, stolz wie jeder Kleingärtner.

und Alkoholmissbrauch in den Streitkräften sei zu Tage gekommen, dass 44 Prozent der 5342 Abgelehnten aus diesem Grund keinen Zugang zu Atomwaffen erhielten.

Missbrauch von Alkohol und Drogen sei eines der verbreitetsten Probleme in der US-Armee, sagte Addabbo. So habe seine Untersuchung unter anderem ergeben, dass deutsche und amerikanische Behörden in einer Raketenartilleriebatterie in der Bundesrepublik 125 Marihuanaraucher festgestellt hätten, von denen 23 besondere Erlaubnis zum Umgang mit Atomwaffen besassen. In einer 400 Mann starken Raketeneinheit der Marineinfanterie seien in der ersten Jahreshälfte 1981 35 bis 40 Drogenvorfälle gemeldet und mehrere Unteroffiziere wegen Drogenhandels festgenommen worden.

Im Januar 1980 hatte das Washingtoner «Critical Mass Journal» berichtet, dass im Reaktorpersonal des Atomkraftwerks Trojan, Oregon, 28 Mitarbeiter, davon 25 aus dem Werkschutz, wegen Drogenhandels verhaftet oder entlassen wurden.

(Frankfurter Rundschau, 26. 2. 1982)

Bis zu drei Monate lang drückten neue Mitschüler an elf Oberschulen in Los Angeles die Schulbank. Dann holten sie ihre Polizeimarken hervor und nahmen 283 Schüler wegen Rauschgifthandels fest.

(Süddeutsche Zeitung, 22. 12. 1980)

In Florida wird die Eignung von Marihuana zur Stromerzeugung getestet. Es handelt sich ausschliesslich um Rauschgift, das vom Zoll beschlagnahmt wurde. Allein im letzten Jahr waren es 462 Tonnen.

(Süddeutsche Zeitung, 29. 1. 1981)

Die angegebenen Preise, wie sie uns vermittelt wurden, entsprechen nicht unbedingt durchschnittlichen Werten. High Times nimmt auch anonyme Hinweise entgegen, doch bitten wir Sie, uns in diesem Fall wenigstens Verkaufsgegend, Sorte, Menge und Qualität der betreffenden Droge bekanntzugeben.

(High Times, Oktober 1975)

«Ich kann es einfach nicht glauben.» Mit diesen Worten reagierte der Dekan der Universität von Illinois in Chicago, Oscar Miller, darauf, dass die Studentenzeitung «Illini» für ihre Bezieher eine Preisliste der gängigsten Drogen veröffentlichte.

«Machen können wir nichts. In unserem Land herrscht Meinungsfreiheit.» Und Mort Edelstein, Chef des Chicagoer Büros für die Bekämpfung von Drogensucht, fügt hinzu: «Die Preise sind korrekt.»

(Welt am Sonntag, 26.10.1980)

Inland	Ostküste		
Normaler Mexiko	alle Sorten	Unze	$ 15– 25
		Pfund	$ 150– 250
Erstkl. Mexiko	Michoacan, Guerrero	Unze	$ 20– 40
		Pfund	$ 225– 450
Conoisseur Jamaika	gut bis besser	Unze	$ 20– 35
	dunkel, Spitzen schlecht	Pfund	$ 250– 350
Kolumbianer	grün, unreif	Unze	$ 35– 50
		Pfund	$ 250– 350
Goldener Kolumbianer	Santa Marta am potentesten	Unze	$ 35– 50
		Pfund	$ 350– 600
Thai Sticks	grün gut, gold besser	ein St.	$ 20– 30
		Pfund	$ 175– 225
Thai Grass	schütteln, Achtung auf Surrogate aus Hawaii	Unze	$ 175– 225
		Pfund	$ 2200–3000
Schwarzer Kongo	selten	Unze	$ 100– 125
Maui	fein	Unze	$ 125– 150
		Pfund	$ 1200
Marokko Hasch	grün, gold, versiegelte Platten	Unze	$ 75– 120
		Pfund	$ 700–1200
Blonder Liban	Säcke mit Rotem Löwen, Krümel	Unze	$ 90– 120
		Pfund	$ 1100–1500
Kolumbianisches Hasch	krümlig, wie Kiff	Unze	$ 60– 100
		Pfund	$ 700–1300
Afghani Fladen	primo, weich	Unze	$ 100– 150
		Pfund	$ 1400–2000
Pakistani Fladen	walnussfarben	Unze	$ 100
		Pfund	$ 1200–1600
Nepal-Finger	ordentlich	Unze	$ 125– 150
		Pfund	$ 1250–1600
Afghan, marmorisiert	ordentlich	Unze	$ 110– 150
		Pfund	$ 1200–1500
Afghan-Öl	Kohle-filtriert, rein	Gramm	$ 30
		Unze	$ 300– 450
Liban-Öl	rot, gut	Gramm	$ 20– 30
		Unze	$ 300– 500
Indien-Öl	kleine Mengen	Gramm	$ 40
		Unze	$ 500

(High Times, Oktober 1975)

Bernd-Olaf Hagedorn: Autostop mit Granny Smith

Juni 79, Highway Number One, mit schmuddeligem Rucksack und selbst nicht anders zwischen Ontario und Quebec. Es hält ein Thunderbird, schneeweiss, beiges Leder in Aprilfrische, oh Gott! Drinnen ein Pärchen Ende der Sechzig als Traum in Pink und Hellblau – er mit dem beknackt amerikanischen Sonnenhütchen, sie mit dem passenden Wagenrad, Sonntags-Spazierfahrt.

Vorne sind diese Ami-Dinger ja unheimlich gross, aber auf dem Rücksitz muss ich mich mit dem Rucksack schmal machen. Die übliche Platte – «ouh, from Germany? How far from home!» Dann Schweigen, eher untypisch. «Well, wir haben eine Farm, in sunny Ontario. Aber die machen jetzt unsere Kinder. Wir machen nur noch ein kleines Stück vom Besten.» – «Einen Garten?» – Pause. Plötzlich Daddy: «Do you smoke in Germany?» Auch die übliche Frage. Jaaa, die meisten rauchen Haschisch, aber ich steh' mehr auf Gras. Die Alten werden locker, und Granny raschelt in der Handtasche.

«Wir haben unser homegrown Canadian seit vierzig Jahren!» Omi macht sich an die Arbeit. Ihre grosse Handtasche ist eine erstaunlich funktionale Wundertüte: Tütchen, Pinzetten samt Anhängerchen, Blättchen (Spezial) ordentlich an ihren Plätzen, der Taschendeckel als Rollunterlage. Fein säuberlich wurde gekrümelt, Stiele und Samen kamen in ein Extratütchen. Die Tachonadel war weit über den erlaubten Neunzig, auch die Strassenbreite wurde von Grandad voll ausgenützt. Dabei liess er die Handtasche ebensowenig aus den Augen wie die Strassenmitte. Granny stand unter Leistungsdruck, und die Sache war wie üblich nicht schnell und nicht ordentlich genug. Erst als der Wagen voller Qualm war, nach wirklich wahnsinnigen Zügen, sahen die Alten wieder sanft amerikanisch drein.



«Unsere Kinder mögen es nicht», sagte Omi. «Die wollen nur Bourbon, Bier und Big Money.» Grandad: «Aber unsere Enkelkinder kommen uns oft und gern besuchen.»

Well, what's wrong with it?

Legalize it!?

Unter solchen Umständen war es doch einmal höchste Zeit, dass die ja nicht nur in Sachen NATO laschen Europäer einen Rüffel verpasst bekamen. Natürlich hielt der unermüdliche Keith Stroup die Kapuzinerpredigt: «Die Europäer sind noch nicht einmal am Beginn unseres Weges. Sie sollen sich da einmal uns zum Vorbild nehmen und besser organisieren.» Der Anlass war passend: Die erste Weltkonferenz zur Legalisierung von Hanf, abgehalten vom 8. bis 10. Februar 1980 in Amsterdam.

Nun, was die Liste der teilnehmenden Organisationen betraf, konnte man eigentlich nicht den Eindruck haben, die Kiffer seien schlecht organisiert. Geladen hatte die ICAR, gewissermassen die Hanf-Uno, angeführt von dem telegenen Geistlichen Rev. Dean, und die hatte zu diesem Zeitpunkt immerhin 13 exklusive Mitglieder. Ausser der US-NORML waren da NORML-Canada, NORML-Neuseeland und die Legalize Cannabis Campaign London. Auch die Radikale Partei Italiens ist im Verein, die australische Cannabis Research Foundation, die Stichting Anti Drugs-Propaganda und die schon ehrwürdige (Geburtsjahr 1973) Stuf Vrij Partij Hollands, Stot Fri Hash aus dem dänischen Christiania, das belgische Cannabis-Reform-Committee und aus dem fernen Island sogar die Organization for the Reform of Drug Laws.

«Der Weltverband der Cannabis-Reform, die International Cannabis Alliance for Reform (ICAR), betrat in New York die Bühne der Vereinten Nationen (UN). Die UN-Alliance on Crime Prevention and Criminal Justice (ACPCJ) stimmte über den Antrag der ICAR als Beobachter der Alliance ab. Das Ergebnis waren fünf Ja-Stimmen, eine Nein-Stimme und eine Enthaltung. Die Gegenstimme kam von Captain Jerry Shapiro vom Verband der Polizeichefs, die Enthaltung von Margot Picken von Amnesty International.»

(New York Times, 13.5.1979)



Minnie Hall, 82jährige Angeklagte, bekannte sich vor Richter Ken Porter in Sevierville (US-Bundesstaat Tennessee) schuldig, mit Marihuana gehandelt zu haben, versicherte jedoch, sie werde es ganz bestimmt nicht wieder tun, weil ihre Mutter sie bereits ausgeschimpft habe. Mama ist 98. Richter Porter verlangte von der reuigen Sünderin, sich zu Hause zu entschuldigen und 250 Dollar Strafe zu zahlen.

(Süddeutsche Zeitung, 21.10.1981)

... das gibt's nicht nur in den USA, aber in der BRD eben doch etwas anders:

Neuss – Allein die Pfeife schien nicht so richtig zu der 74jährigen Rentnerin zu passen. Doch das, was sie darin rauchte, hätte auch jeden anderen aus den Schuhen geworfen: Haschisch pur! Und so musste die alte Dame schliesslich auch zwei Tage nach dem Trip in den siebenten Himmel das Bett hüten. Dann ging sie zur Polizei.

«Ich will mal über das Haschischrauchen auspacken», so überraschte die alte Dame die Neusser Kripo-Beamten.

Das 16jährige Enkelkind, so die 74jährige bei der Kripo, hatte ständig von dem «tollen Gefühl» beim Hasch-Rauchen gesprochen. Deshalb wollte die Dame es einmal selbst probieren. Heimlich stiebitzte sie eine Portion Stoff aus der Jackentasche des Enkels, kaufte sich eine Pfeife und schloss sich im Zimmer ein.

Anschliessend wusste die Familie nur: Oma ist zwei Tage lang krank im Bett. Bis sie jetzt bei der Kripo auspackte, «damit es jungen Menschen, die ihre Neugier auch nicht bezähmen können, nicht so schlecht ergeht».

(Express, Köln 15.4.1980)

Einstmals, als nach Steuerplänen
der Finanzminister haschte,
Da begab sich's, dass ein Gähnen
ihn zur Unzeit überraschte.
Freundlich ihm die Stirne fächelnd
trat Oneiros, der geheime
Traumrath, ein und führt' ihn lächelnd in das goldne Land der Träume.
In dem goldnen Land der Träume
führt er ihn umher geschäftig,
Kräuter zeigt er ihm und Bäume,
die er rühmt als steuerkräftig.

(Johannes Trojan: «Scherzgedichte». Leipzig 1894)

Leider fehlte die mitveranstaltende Clear Light Society aus Japan, aber das war eine traurige Geschichte: Im Januar 80 hatten Tokios Zöllner mit sicherem Griff aus der Tasche Paul McCartneys 220 Gramm Hanf gefischt und den zu einer Konzerttour Eingeflogenen arretiert. Die geplante Demonstration hatte jedoch unvorhergesehene Folgen – tausende Japaner bekannten sich plötzlich lauthals zu demselben Laster und noch viel mehr begannen, einfach aus Sympathie mitzukiffen. Wie jede autoritäre Gesellschaft versuchten auch Japans Behörden nicht, die Wogen zu glätten, sondern verweigerten, jetzt erst recht, der Hanf-Delegation die Ausreise zur Tagung. Die Abwesenden wurden als Märtyrer gefeiert, ja, und dann war da noch aus der BRD ein Verein namens INHALE, Initiative Haschisch legal, aber das ist ein eigenes Kapitel. Zusätzlich waren Beobachter der deutschen Jungdemokraten erschienen, acht Österreicher und sechs Schweizer, und es fehlten programmgemäss die bösen Jungen: CAMP beispielsweise oder die mit ähnlichen Methoden operierenden britischen Smokey Bears. Die trafen sich am zweiten Tag, zusammen mit kanadischen Kollegen und Dissidentengruppen der braven ICAR-Leute, und gründeten eine Direkte-Aktions-Gruppe. Ja, es zeigte sich, dass es jede Menge Organisationen gab. 86 Vereine aus 28 Ländern waren vertreten und auch ein Beobachter aus Polen, aber dennoch wurden die meisten Besucher das Gefühl nicht los, dass bei der ganzen schönen Kiste etwas nicht stimmte. Was war da nur los?

Was hat es zum Beispiel mit der «Ethiopian Zion Coptic Church» auf sich, die sich an den Unkosten der Konferenz mit einem Drittel beteiligte, nach eigenen Angaben nur rund 40 aktive Mitglieder hat, aber Zeitschriften mit 120000 Auflage und scheinbar unerschöpfliche Geldmittel? Mitteleuropäisch konsequente Freaks kommen da leicht in Gewissensnöte, wenn eine Kirche einerseits den Hanf propagiert, andererseits eine mehr als reaktionäre Sexualpolitik und auch keine progressivere andere. Und: Wer steht hinter dieser finanziell so potenten Religion? Von einer Dealer-Mafia bis zu einem cleveren Vertrieb von Reggae-Platten wurde so ziemlich alles vermutet, und da war es plötzlich wieder, dieses Misstrauen, das die meisten Legalisierungsgruppen umgibt.

Sie können zusammen nicht kommen. Die einen wollen nur ihr unbestraftes Dope und ihre Ruhe, und die anderen schar-

Die Polizei zeigte sich nicht besorgt über die bevorstehende ICAR-Konferenz. Sie fand statt, mit demonstrierenden Dope-Rauchern aus 18 Ländern und etwa 300 Zuschauern im Cosmos, einem an einem Kanal gelegenen vierstöckigen Meditations-Zentrum, das reizenderweise mit den Friedens- und Liebesattributen der sechziger Jahre ausgerüstet worden ist und über ein vegetarisches Restaurant, Biofeedback, chinesische Massage und Anzeigen für die sogenannt nichtkompetitiven «Neuen Spiele», statt den aggressiven alten, verfügt.

Die Polizei verhaftete jedoch letztes Jahr sechs SVP-Demonstranten, weil sie an Pop-Festivals Cannabis verkauften. Die SVP klagt, die Holländer würden irrtümlicherweise glauben, Cannabis sei jetzt legal, doch besteht keinerlei Zweifel, dass das Amsterdamsche Modell der «geschlossenen Augen» wirklich genug ist, wenngleich beschränkt.

(The Guardian, 11.2.1980)

Ein Inserat einer seltsamen Kirche:

Koptisches Allgemeinwissen:

Alle Völker der Welt kennen den wahren und überlegenen Wert des Gebrauchs von Ganja als Kommunion zwischen allen Rassen. Schwarz, weiss und asiatisch. Weiter, dass Ganja die geistige Trennung, die jetzt von allen Völkern empfunden wird, heilen kann, indem es alle Menschen in einem freien und unverdorbenen Geist, wie er im natürlichen Ganja-Kraut enthalten ist, vereint.

(Insight 3, 1981, der letzte INHALE-Huster)



ren ungeduldig in den Startlöchern, um beim grossen Geschäfts-Run, der mit einer Legalisierung käme, ja nicht zu spät zu kommen. Den politischen Spielregeln folgend, gibt es in den meisten Gruppen zwei Fraktionen: die «Freaks», hinreissend im Organisieren von Konzerten, Smoke-ins oder kleineren Subversivitäten, und die Paraphernalia-Leute, die schon jetzt ihren Klimbim bei den Freak-Veranstaltungen verkaufen, geschäftstüchtiger sind aber auch, das bringt das mit sich, angepasster. Zweifellos: Bei einer Legalisierung führe der Staat mit ihnen nicht schlecht. Es würde ein neuer Geschäftszweig entstehen, der seine Steuern genau so brav zahlt wie jeder andere, betrieben von bestimmt sehr dynamischen Managern der jungen Generation. Und genau davor fürchtet sich die «Freak-Fraktion».

Was die Amsterdamer «Weltkonferenz» betraf, kann das herausgeforderte Establishment erst einmal ruhig schlafen. Dem ersten Meeting der Vereine folgte kein zweites, und das hatte auch ein wenig mit der Unvereinbarkeit der Absichten zu tun, die da in einen einzigen Joint gerollt werden sollten. Ausser dass viel gekifft und einige wenige Resolutionen verabschiedet wurden, blieb keine Wirkung.

Ja, und was war mit INHALE, Deutschland? Das ist eine sehr deutsche Geschichte und auch ein kleines Lehrstück über die Unvereinbarkeit der Fraktionen. Zunächst, von den Geburtswehen an, hatte die Paraphernalia-Fraktion das Geschäft betrieben. Rechtzeitig zur Amsterdamer Konferenz kam das erste Magazin des Vereines heraus, *Insight* genannt und vom Layout her nur mühevoll von den Aufklärungsschriften zu unterscheiden, die das Gesundheitsministerium *gegen* die Sache herausgibt. INHALE-Vorsitzender – ohne Titel geht es ja nicht – Christian Albin lud dann Anfang Juni zur Jahreshauptversammlung nach Wildbad Burgbernheim, mit deren Ergebnis sich ein Teil des Heftes 2 füllen liess und wo erstmals das Grollen der Freak-Fraktion hörbar wurde. Über das, was dann geschah, gibt es verschiedene Interpretationen. Auf jeden Fall erschien das angekündigte Heft 3 erst im Spätsommer 81, und da gab es keinen Vorstand mehr und vor allem kein Geld in der Kasse. Die Frage nach dem Warum führte zu bösen Streitereien, und im Augenblick, 1982, ist nicht zu ermitteln, ob INHALE durch finanzielle Auszehrung verschied, nur scheintot ist oder bereits unter viel Frust begraben. Da jeder der Beteiligten immer noch die Schuld beim Nächsten sucht, wird INHALE als Streit-Thema noch lange aktuell bleiben.

«Die ganze Bewegung ist einfach eingeschlafen», sagt Ronald, der von Anfang an dabei war. «Da war nur wenig Schwung und viel Gelabere, und als der grosse Jubelsturm der vereinten Kiffer ausblieb, war's auch schon aus.»

Trotz brutaler und grausamer Unterdrückung dieses göttlichen Wissens, leuchtet über alle Nationen die innewohnende Weisheit der Schöpfungswissenschaft und der Kräuterheilkunde unter den verbleibenden Ganja-Rauchern, die sich heute im Namen der rechten Regeln vereinen.

Was sind die bösen fleischlichen Gelüste, die unsere Seelen bedrängen und das geistige Bewusstsein des Menschen zerstören?

Sodomie – Ehebruch – Fleischeslust

Onanie – Oraler Sex

Geburtenkontrolle und Abtreibung.

Die Bibel irrt nicht!

Während Ganja und geistige Gemeinschaft ein Balsam für die Seele sind.

(High Times, 9/1979)



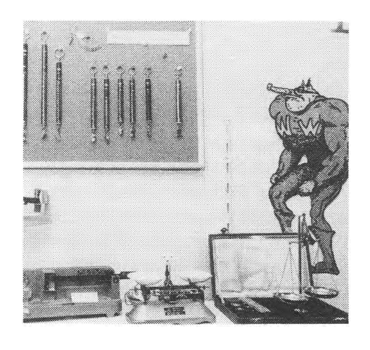
1. Hamburger Hanf-Demo am 7.4.1980 vor dem Untersuchungs-Gefängnis. Zu der reichlich spontanen Aktion fanden sich rund 300 Teilnehmer. 55 von ihnen wurden, als sie anschliessend in kleinen Grüppchen nachhause wollten, verhaftet.

2. Hamburger Hanf-Demo, 3.5.1980, ca. 800 Teilnehmer



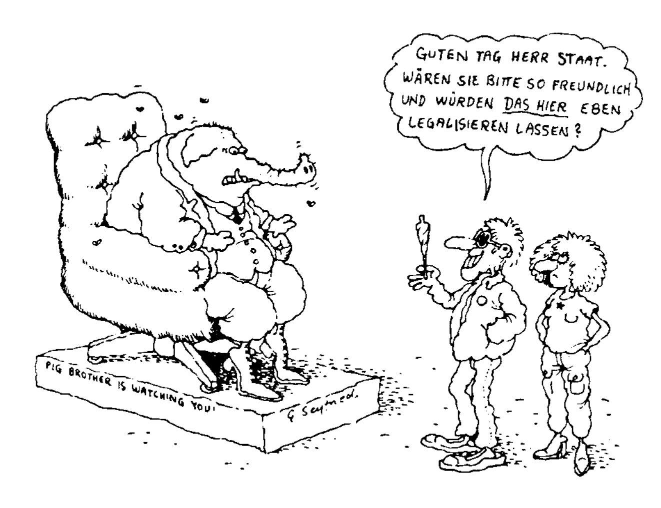
Die Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften hat zum sechsten Mal ein Buch über Drogen indiziert. Wie am Freitag in Bonn mitgeteilt wurde, ist das «Haschisch-Kochbuch» aus dem Joseph Melzer Verlag in Darmstadt in die Liste der jugendgefährdenden Schriften aufgenommen und damit unter die Ladentische verbannt worden. Die Bundesprüfstelle, die sich überwiegend mit Pornografie beschäftigt und im vergangenen Jahr auch den Kampf gegen nationalsozialistisches Schriftgut aufgenommen hatte, hatte erstmals im Februar zwei Bücher indiziert, die ihrer Ansicht nach geeignet sind, Jugendliche zum Drogenmissbrauch zu verleiten.

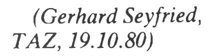
(Frankfurter Rundschau, 18.10.1980; naja, ein Jahr davor wurde auch bemerkt, dass es in der BRD NS-Literatur gibt ...)



So bleiben als einzig Sichtbares der ganzen Bewegung ein paar «Head-Shops», die nach dem Prinzip natürlicher Auslese in einigen deutschen Grossstädten überlebten. Man führt: Ansteckknöpfe, Ohrringe – «Hanfblätter sind im Augenblick überhaupt nicht mehr gefragt», sagt Julia vom Hamburger Head-Shop –, Comics, ein paar Bücher und natürlich Rauchgeräte, ausserdem noch Waagen, naja. Das meiste kommt aus den USA als Kleinimporte, und es gibt auch einige deutsche Glaspfeifenbläser. In der Hippie-Zeit war das Angebot bunter und phantasievoller, und die meisten Comics haben schon einige ehrwürdige Jährchen auf dem Impressum. Hier werden keine Radikalen oder Protestierer gezüchtet. Mich erinnert das Angebot immer an Tante-Emma-Läden mit zart Anrüchigem, ähnlich steril wie Sex-Shops, nur wesentlich harmloser, was beispielsweise Pornographie betrifft. Das bundesweite Angebot an Onanievorlagen und Ehe-Peppern ist jedenfalls, vom Standpunkt Menschenwürde und Moral, bedenklicher als die biederen Rauchgeräte und spätpubertären U-Comix.

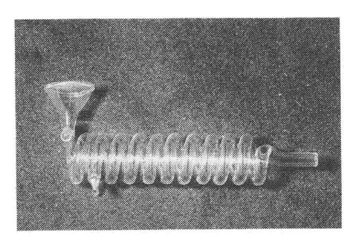
Dennoch stürzen sich Jugendschutz- und alle möglichen anderen Behörden mit einer Begeisterung auf die Head-Shops, als würde durch sie die Abbruchbirne an die Fundamente unserer Gesellschaft geschwungen. Die einfachste Methode ist eine vom Zoll entwickelte: Irgendwelche Sendungen aus den USA werden mit der Begründung beschlagnahmt, hier würde zu strafbaren Handlungen und Verstössen gegen das BTM-Gesetz aufgerufen. Da bleibt dann nur der lange, teure Rechtsweg. Zwar folgen die Gerichte dann (bisher zumindest) die Schriften wieder aus, doch bis es soweit ist, mussten die Sendungen bezahlt werden, konnten die Sachen nicht verkauft werden, und natürlich ist nicht nur in der Branche bekannt, dass solche kleinen Freak-Läden nur eine sehr dünne Kapitaldecke haben. Manchmal gibt es auch lusti-




(Gerhard Seyfried, TAZ, 19.10.80)

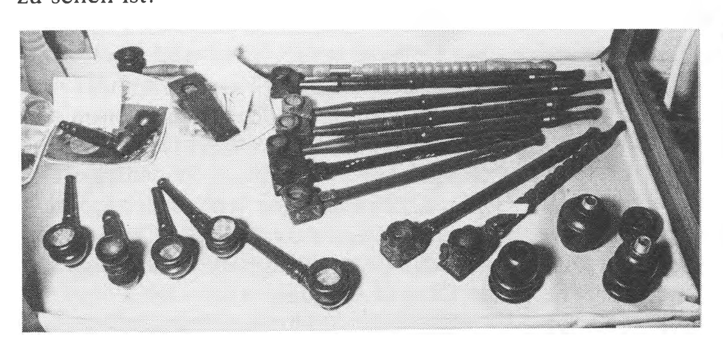
ge Situationen, wenn ein Polizist versucht, eine Falle zu stellen. Nach dem Gesetz können Rauchgeräte beschlagnahmt werden, und so musste sich jüngst Julia in Hamburg einen halben Nachmittag mit einem auffällig unauffälligen Kunden befassen, der unbedingt eine *Haschisch*-Pfeife haben wollte. «Wir führen nur Pfeifen», zwitscherte Julia. «Da kann man doch auch Tabak draus rauchen.» – «Ich will aber eine *Haschisch*-Pfeife.» – «Tut mir leid, *sowas* haben wir nicht.» Undsoweiter. Manchmal werden auch schwere Kaliber aufgefahren und Bücherregale polizeilich ausgeräumt. In Berlin wurde dabei auch kräftig danebengegriffen, denn unter den beschlagnahmten Machwerken fanden sich auch Lewins ehrwürdige *Phantastica* und *Das Ritual der Drogen* des anerkannten Psychiaters Thomas Szasz.

Auch die Bundesprüfstelle nahm sich in jüngerer Zeit kräftig der Gefahr an. Nachdem ohnedies die meisten der bunten Hanfbücher indiziert sind, also nur unter dem Ladentisch gehandelt werden dürfen, waren jetzt auch die kleinen Buttons dran, die überall auf den Strassenmärkten verhökert werden. Als wäre die Sache damit erledigt, dass sie nicht mehr zu sehen ist.



Stimmungsbilder aus einem Hamburger Head-Shop.





There's no easy way to be free ...
(Peter Townshend & The Who, Slip Kid, 1975)



Jefferson Airplane, Long John Silver, 1972. Platten-Cover mit Innenleben.

Ultrakonservative religiöse Gruppen in den USA wie die Fundamentalisten wollen die Pop-Stars nicht nur verbrennen. «The Peters Brothers», Steve, 27, Jim, 26, und Dan, 29, rufen als Pastoren in ihrer 1976 von Vater Leroy gegründeten Kirche in St. Paul, Minnesota, täglich den Heiligen Krieg gegen den Teufel in der Rock'n'Roll-Musik aus.

Heute, nach etwa 60 Fegefeuern, prahlen die flammenden Christen von über einer halben Million Dollar, die schon im Rauch aufgegangen seien.

Nach der Plattenverbrennung geht's ins winzige Hauptquartier der Peters-Familie. Vater Leroy, 67, der Patriarch und Gründer der Kirche.

Das Sprechen überlässt er seiner energischen Frau Josephine,

Sex & Drugs & Rock & Roll

Wir leben, soweit es das «Establishment» betrifft, in einer jugendfeindlichen Gesellschaft, und darüber sollte der kommerzielle Jugendkult nicht hinwegtäuschen, obwohl der so verinnerlicht wurde, dass kaum jemand über den Inseratentext «junger Mann von 40 Jahren» lacht, zumal man ja auch noch mit 60 kein bisschen weise sein möchte. Jugendlichkeit zählt alles, zumal bei knappen Arbeitsplätzen und drohendem Personalabbau, und dafür werden jene instinktiv gehasst, die tatsächlich jung sind. Hier kommt die künftige Bedrohung, hier nistet die Unanständigkeit, hier ist man geil, widerlich frei, jaja, diese Jugend. Hoffentlich nimmt es mit der früher ein schlechtes Ende als mit uns. Natürlich läuft die Sache auch andersrum, denn es gibt nicht nur den Markt über die Jugend, sondern auch den *für*, wo dann, mit viel nackter Haut, die gescheiterten Hoffnungen der Gestrigen als Lebenshilfe angeboten werden, von Bravo bis Twen. Wie sich die Märkte gleichen, zeigt das Etikett, das hier der kommenden Generation aufgeklebt wird: Sex & Drugs & Rock & Roll.

Was aber berichten diese Reports, wenn sie halbwegs ernsthaft sein wollen? Die feuchten Träume von jugendlichem Gruppensex finden jedenfalls nicht statt, nicht einmal auf Bestellung. Die Jüngeren fühlen sich nicht mehr so verklemmt, was ihre Haut betrifft. Sie gehen notfalls auch mit nackter Haut durch die Gegend, und selbst dann sind sie nicht prüder oder unsittlich zügelloser als unsere Omas, die allerdings schon ihre Barchent-Unterhosen nur «die Unaussprechlichen» nannten. Es wird offener ge*redet,* aber nicht mehr ge*tan.*

Und bei Drugs? Da neigt man noch eher dazu, Sodom und Gomorrha im Nachwuchs zu sehen, doch auch hier sollte einmal genauer gefragt werden. Was die Generation der heutigen Grosseltern betrifft, ist bei Vorbildern Vorsicht geboten, zumindest in Sachen «harte Drogen». Die Zunahme des Alkoholismus ist nicht *nur* ein Jugendproblem, und Opiate sowie Kokain haben eine schrecklich ehrenwerte Tradition. Noch zur Zeit des Wiederaufbaus, also schon nach dem Zweiten Weltkrieg, waren etwa 30 Prozent der Ärzte- und Apothekerschaft morphinabhängig, und dass die Verschreibungen von Kokain höchstens zu zehn Prozent medizinisch zu verantworten waren, konnte man noch 1953 im *Spiegel* lesen. Hat die Zahl der Opiatabhängigen unter den Jugendlichen zu- oder abgenommen? Wer die Erhebungen der letzten siebzig Jahre vergleicht, wird eine geringfügige Abnahme der Opiatabhängigen entdecken, aber das ist wirklich nicht eine Folge der Kriminalisierung der Drogen, sondern eher eine Folge des breiten Pharma-Angebotes mit ähnlicher Wirkung. Medika-

mentenmissbrauch – unter der Jugend, über sechzig Jahre beobachtbar: konstant; bei den über Dreissigjährigen: rapide zunehmend.

Aber die Pop-Szene, höre ich jetzt, die ist doch mit Drogen nur so verseucht, und die wird von der Jugend als Vorbild gesehen, und so wird die Jugend verdorben. Wirklich? Ich muss wieder so unverschämt sein zu vergleichen. Es geht ja wohl um den oft gefragten Zusammenhang von Drogen und Show-Business. Ich fürchte, er ist so alt wie beides. Der Beruf eines Stars verschleisst, und wer sich da mit Drogen peppen will, kommt unter die Drogen, erschreckend häufig zumindest. Aber aus den tragischen Drogenschicksalen oder dem bekannten Drogenkonsum von Stars eine Verführung ihrer Fans ablesen zu wollen, ist eine mehr als gewagte Konstruktion. Aus den Fan-Alben unserer Grosseltern und Eltern liesse sich eine lange Liste von Opiat- und Kokain-Leichen zusammenstellen, von Jean Harlow bis zu Marilyn und Valentino über Humphrey Bogart bis Montgomery Clift. Ausser Krebs und Alkohol führen immer schon harte Drogen bei der Aufzählung der Todesursachen von Stars, auch in der jeweiligen Musik-Szene, und wer da mit dem Knochenfinger auf Janis Joplin, Jimmy Hendrix oder Jim Morrison zeigt, möge nicht die Morphinisten Sibylle Schmitz und Gustav Gründgens vergessen, obwohl die nicht gerade zur Subkultur gehörten.

Jaaa, aber früher wurde darüber nicht geredet oder gar gesungen! Das ist's? Vielleicht ist es dasselbe wie mit dem Sex: Man redet darüber, geht auch gelegentlich nackt, aber schlimmer ist es deshalb nicht geworden, höchstens ehrlicher.

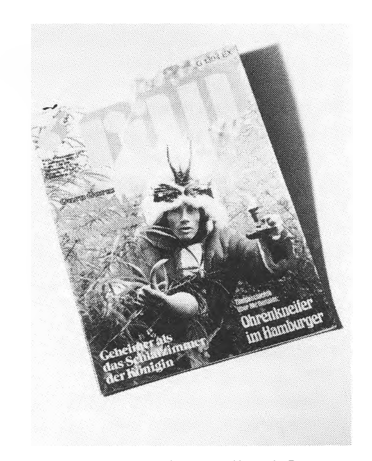
Wer den etwas komplizierten Zusammenhängen von Drugs & Rock nachspüren will, muss tiefer gehen und vielleicht einmal beim etablierten Drogenverständnis anfangen. Es ist kein Zufall, dass im Schrifttum der Sechziger stets die «klassischen» Rauschgifte Opiate und Kokain gegen das (angeblich) «neue» oder «fremdartige» Haschisch gestellt werden. Da ich nicht annehmen möchte, die Verfasser erhofften von den jugendlichen Konsumenten eine möglichst baldige Rückkehr zur «Klassik», muss die Sache wohl andersherum gelesen werden, und zweifellos geriet Hanf in das Umfeld der Rock-, Protest-, Pop- oder sonstwas Musik als *eines* der vielen Ausdrucksmittel dafür, dass man mit den klassischen Vergnügungen nichts vorhatte.

Die frühen Barden des Rock sangen dementsprechend begeistert über die Sache, vor allem, weil das provozierte. Hätte die Farbe Blau einen ähnlich verruchten Ruf gehabt wie Hanf, könnte auch darüber eine dicke Discographie geschrieben werden. Das liegt an der Jazz-Tradition. Und dann gab es immer wieder auch plumpe Spekulationen, musikalisch unbedarft und daher nur durch die Texte *darüber* verkäuflich, von

62. Sie erzählt: «Als mein Sohn Steve mit einer Beach-Boys-Platte heimkam, wusste ich schon nach einmaligem Zuhören, dass diese Musik nichts für unsere Familie ist. Wenn man singt, muss man Gott loben.»
(Stern, 7.1.1982)

Und im unfreien, bösen, roten China:

Im Parteiorgan *Volkszeitung* hiess es, über den Tod John Lennons im Dezember hätten Milliarden von Menschen in aller Welt getrauert. Alle diese Menschen könnten nicht alle Gefangene der korrupten, dekadenten, bourgeoisen Kultur sein. Aber selbst wenn man davon ausgehe, dass sie alle Gefangene sind, die «geistiges Opium» genommen haben, selbst dann lohne es sich zu untersuchen, warum diese Musik und diese Lieder solch grossen Einfluss hätten.
(Süddeutsche Zeitung, 12.3.1981)



Mani Neumeier, weiland Guru-Guru, posiert in seinem Schwarzwald-Gärtchen für die allerletzte Nummer des DGB-Jugendmagazins, Dezember 1979



dem Schinken «Have a Marihuana» des Jahres 1968 angefangen bis zu «Legalize it» von Peter Tosh.

Es ist erheiternd, dass diese Provokationen immer wieder auch ganz plump treffen. Auch die Walzer-Musik des vorigen Jahrhunderts wurde schon als «jugendgefährdend» bekämpft; das Jazz-Progrom (unter Hitler: Nigger-Musik) wurde genügend belächelt, und nun gibt es eben Aktivitäten gegen die gefährliche Rock-Musik. Es sind immer dieselben Vereine und Methoden. Platten werden öffentlich verbrannt, Bücher bekanntlich auch hin und wieder, gegen die unheimlichen Verführer wird gewettert, und keiner der da Mitwirkenden fragt, ob nicht die Jungen vielleicht nur vor der Widerwärtigkeit davonlaufen, mit der sich die angeblich heile Welt selbst darstellt. Es müssen ja nicht immer gleich Verführer nötig sein, damit man sich von etwas entfernt, und im übrigen hat noch nie jemand die zahllosen deutschen Sauflieder oder Peter Alexanders «Kleine Kneipe» als Verführung zum Drogenkonsum angeprangert. Nein, es ist vielleicht gut so, wie es ist: Dass die rechtsradikale «Anti-Drogen-Koalition» auch eine «Kampagne gegen Rock-Musik» in ihr Programm nahm, stellt die langhaarigen Barden fast schon in den Verdacht, Vorposten der Demokratie zu sein.

Ohne Scherz: Wer die Rock-Musik als Urheber des Drogenkonsums Jugendlicher sieht, schlägt einen Sack, dessen Esel er selbst ist. Abgesehen davon, dass da nur eine alte Masche weitergehäkelt wird, die schon beim Jazz lief. Und die diesbezüglichen Geschichten in den diversen Zeitschriften zeigen sich stets zu 99 Prozent als Wiedergabe von gehörtem Tratsch. Da präsentierte beispielsweise der *Stern* 1/81 eine schauerliche Ansammlung wilder Drogengeschichten aus der Rock-Szene. Doch was da in der Geschichte stand – «Nina Hagen und Ex-Freund Herman Brod haben auf ihren Tourneen kein Rauschgift ausgelassen» –, war in nahezu keinem Fall zu beweisen. Dass es so nicht sein kann, bewies allerdings die Meldung, die «Stones» hätten an einem einzigen Abend dreissig Gramm Heroin *oder* Kokain gefixt. Das hielte, auch durch zehn dividiert, nicht einmal ein hochgradig Abhängiger aus, und bei Kokain hätte man dann etwa fünfzehn Leichen auf die

Eine bescheidene Wohnung. Im Hintergrund hängen Bettücher und Hemden auf einer Leine zum Trocknen. Eine Frau und ein Alter beim Rauchen. Die Frau, Rosetta, ist ausgestopft, so dass sie fett wirkt. Sie raucht gierig. Die schwarzen Haare trägt sie im Nacken aufgesteckt. Es klopft an der Tür. Ein junger Mann ruft.

Luigi: Mamma! Opa! Seid ihr daheim? Warum antwortet ihr nicht?

Rosetta: Das ist Luigi! Schnell, versteck alles!

Opa: Ausgerechnet jetzt ... im schönsten Moment!

Rosetta: Wirf die Kippe weg ... und mach das Fenster auf! *Sie werfen ihre Kippen in einen Topf, der auf dem Ofen steht.*

Luigi: Ich höre euch reden, Mamma! Warum macht ihr nicht auf?

Rosetta: Ich komme ... wir kommen ... ich war nur auf dem Klo, und der Opa hat geschlafen ... *Sie schliesst die Tür auf. Der junge Mann ist kaum älter als zwanzig.* Luigi, endlich! Wie geht's dir? Wo warst du so lange? Willst du deiner Mamma nicht wenigstens einen Kuss geben? Luigi ...

Luigi: Ja, ja ... warum bist du so aufgeregt? Ciao, Opa!

Opa: Hä? Ach, du bist's ... entschuldige, ich hab geschlafen! Bin noch etwas gedröhnt.

Luigi: Ihr habt einen Krach gemacht, als ob ihr ... Wonach riechts denn bei euch?

Rosetta: Oh, ja! Wir haben wieder zu rauchen angefangen, der Opa und ich ... ein bisschen nach dem Essen ...

Opa: Eine Zigarre ist immer gut für die Verdauung.

Luigi: Und du hast beim Rauchen geschlafen?

Rosetta: Richtig, Luigi, sag's ihm, wie gefährlich es ist, beim Schlafen zu rauchen; der zündet uns noch das Haus überm Kopf an!

Luigi: Aber das ist kein Zigarrenrauch! Den Geruch kenn ich. Das ist Haschisch.

Rosetta: Wonach riecht es bei uns?

Luigi: Riechst du nicht diese merkwürdige Mischung aus abge-

Bühne stellen können. Eine Ente, aber schön gruselig für jene, die nichts davon verstehen.

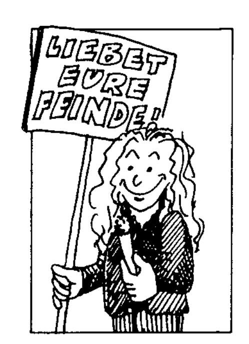
Ich verharmlose? Nein, natürlich hat nahezu jeder Musiker einmal Hanf probiert, und zwei von drei Gruppen kiffen. Nicht unbedingt bei Konzerten, aber gerne danach. So what?

Ich lese ein Statement des Herrn vom Berliner Rauschgiftdezernat, Gerhard Ulber: «Nur weil die Gazetten behaupten, dass die Rolling Stones mit 'ner ständigen Dröhnung auftreten, kann das für uns kein Grund sein, von Rockgruppen Urinproben zu nehmen.»

Es gibt viele Gründe, dies nicht zu tun. Die Zeiten, wo Scotland Yard stolz meldete, man habe John Lennon einige Joints abgenommen, sind schon deshalb vorüber, weil solche Aktionen immer zu einer Solidarisierung der Kiffer geführt hatten, wenn auch – dem hanfbedingten Kurzzeitgedächtnis sei Dank! – nur vorübergehend. Für Japans Legalisierungsvereine war der allerschönste Aufwind, dass Paul McCartneys Japan-Tournee infolge allzu gründlicher Zolldurchsuchung platzte. Daraus wurde gelernt, und die Haus-Dealer von Stargruppen bleiben, zumindest während der Tourneen, ungeschoren.

Was den Stars recht, wurde den Fans billig. Bei grossen Konzerten, vorzugsweise in frischer Luft, wird sich die Polizei hüten, eine grosse Hanf-Razzia abzuhalten. Nicht, dass sie unbedingt die Übermacht scheuen würde, aber das Echo eines solchen Getöses würde lange nachhallen und nach Liberalisierungsforderungen klingen. Eine solche Massenverhaftung wäre, wenn auch voll durch das Gesetz gedeckt, ein schlimmerer Schaden für das Ansehen der Exekutive als es die Nürnberger KOMM-Aktion am 5. März 1981 war, also wird stillgehalten. Auf diese Weise geraten viele Konzerte zu sehr un-BRDigten Freiräumen, eine Art Vorschuss auf das, was geschehen könnte, würde man Hanf auch sonst nicht so eng sehen. Ordnungskräfte und für andere Fälle bereitgehaltene Polizisten betonen stets, dass sie mit Alkoholisierten mehr Probleme hätten als mit Kiffern.

So kommt es, dass bei Pop-Festen der Rechtsstaat vorübergehend Urlaub feiert, um danach allerdings zuzuschlagen.



Insight 3/1981

---

standenem Weihrauch und Pferdeäpfeln?

Rosetta: Du hast eine Zigarre mit Pferdeäpfeln geraucht, Papa?

Opa: Ach, weisst du, heute machen sie alles mögliche in die Zigarren, sogar Tabak.

Luigi: Gibs zu, Opa! Und du auch, Mamma! Jemand hat hier Haschisch geraucht.

Rosetta: Und wer wäre dieser Jemand? Willst du sagen, deine Mutter und dein Grossvater wären rauschgiftsüchtig?

Opa: Du hast uns beleidigt! Du hast Blödsinn geredet von wegen Haschisch mit dem Geruch von Pferdeäpfeln!

Luigi: Vielleicht habt ihr was verbrannt, was so ähnlich riecht.

Opa benutzt die Verlegenheit Luigis, um noch einen hastigen Zug aus der Kippe zu nehmen: Wir haben nichts verbrannt.

Rosetta: Lass das, Papa! *Sie versetzt ihm einen Schlag ins Kreuz.* Sag einmal, woher weisst du eigentlich, wie Haschisch riecht?

Luigi: Du, ich habs ein paarmal in der Fabrik gerochen, am Scheisshaus. Wir hatten einen, der immer geraucht hat.

Rosetta: Ein Arbeiter?

Luigi: Ja.

Rosetta: Sowas Heruntergekommenes.

Luigi: Nein, ein guter Genosse, er ist sogar im Betriebsrat.

Rosetta: Und raucht Haschisch und Marihuana?

Luigi: Ja.

Rosetta: Ein Betriebsrat, der Drogen nimmt? Muss man das jetzt, wenn man in die Gewerkschaft will? Dann rauchen die Gewerkschaftsbosse wohl auch Haschisch und Marihuana? Kein Wunder, dass die Tarifabschlüsse immer niedriger werden.

Opa tanzt kleine Schritte:
Sing ein Lied, Cannabis indica,
rot und schön mein Marihuana,
farbenfroh wie das Nirwana,
rauch dir eins, die Revolution
ist da!

Luigi: Was ist, Opa? Hast du getrunken?

Opa: Nein, geraucht!

Luigi: Was?

Opa: Ja, geraucht! Und jetzt, da das Eis gebrochen ist, gestatte

mir, meinen Glimmstengel weiterzurauchen ... Bestes Haschisch, roter Libanese, gemischt mit Katangagras, dass du nur so abgehst, und hast einen Flash, dass die Wolks, gukfreuk, ohman, gwinn, schwupp! ... Schwupp, oink, Sprüch! Flunderboll, Ding, Dong ... oh gut, oh woing! Abfff!

Luigi zur Mutter: Der Opa raucht? Seit wenn denn das?
Rosetta: Seit einem Monat etwa. Es bekommt ihm gut, muss ich sagen!

Opa: Du hattest Recht, Junge, das ist kein Gift, das ist besser als ein Schnäpschen!

Rosetta: Das Pech ist nur, dass du manchmal tagelang nichts Gescheites kriegst ... diesen Libanesen oder diesen senffarbenen Afghanen für 3000 Lire das Gramm ... der haut dich vom Fahrrad! Wumm! Dagegen der Marokkaner, ein Scheisskraut ... kostet zwar nicht viel, taugt aber nichts, so richtig was für Unterentwickelte ... Wir rauchen am liebsten den Thailändischen. Der kostet zwar ein Vermögen, ist aber Spitze!

Luigi: Ihr seid ja Experten, das haut mich um. Ich komme mir vor wie zu Hause ... ich meine bei meinen Freunden ...

Rosetta: Komm, entspann dich erstmal. Die beste Möglichkeit, sich mit seinen Eltern anzufreunden, ist gemeinsam einen durchziehen ... Magst du ein Stäbchen oder lieber einen richtigen Joint, eine Nummer grösser?

Opa: Ein Joint ist so wie ein halber Liter ... dann gibts den Dreiblättrigen ... warts ab, wo hab ich ihn jetzt ...

Luigi: Ich weiss schon ... mit einem Mundstück aus Pappe.

Opa: Dann hätten wir den Tschilom ... der ist fast wie ein Alphorn ... Schau mal, wie schön! Ganz aus Pfirsichholz!

Rosetta: Hast du den schon probiert?

Luigi: Den Tschilom? Nein, noch nicht.

Rosetta: Oh, das ist was ganz Feines ... Besser als aus der Wasserpfeife! Probier mal, probier ruhig mal, Junge ... Man muss alles mal mitmachen im Leben!

Luigi: Woher habt ihr das alles bloss?

Rosetta: Wenn man sich auskennt in der Szene ... mit ein bisschen Geld ... ausserdem soviel kostet das alles nicht.

Opa: Du musst nur Nase und Ohren offen halten. Aber das weisst du besser als ich, Junge. Wenn du an die Mafia gerätst, die verkaufen dir alles: Leichte und harte Sachen.

Rosetta: Und eines Tages hauen sie dich in die Pfanne: Marihuana und Haschisch verschwinden spurlos aus dem Verkehr ... und dann sagen diese Ratten: «Es ist nichts da, momentan ... versuchs doch mal hiermit, Heroin, beste Ware, nur für bessere Leute. Gratis, ich schenk's dir, weils zum ersten Mal ist ... flieg, Junge, flieg!» Das gibts bei uns nicht. Wir sind solide, Rote Hilfe! Haben unsere eigenen Abnehmer. Nur für Genossen!

Opa: Wer zu uns kommt, geht auf Nummer sicher!

Luigi: Eure eigenen Abnehmer? Genossen? Was sind das für Sprüche? Ihr tut so, als wärt ihr die Dealer, Opa und du?!

Opa lacht unbändig

Rosetta: Selbstverständlich, wir verkaufen! Was ist dabei?

Luigi: Nur dass Gefängnis drauf steht, sonst ist nichts dabei. Entschuldigt, es klingt vielleicht moralistisch, aber dass ihr mit Stoff dealt, Opa und du ...

Rosetta: Nicht so viel, wie du denkst ... hundert, 150 Gramm die Woche ... je nachdem, wie die Nachfrage ist.

(Dario Fo, Mamma hat den besten Shit, übers. Peter Chotjewitz, Rotbuch 202, Berlin 1980)

«Was Cannabis betrifft, so hat auch in diesem Jahr die bisherige Regelung keinerlei Probleme und keinerlei negative Auswirkung gezeigt. Der Konsum kann als leicht rückläufig gesehen werden.»

(Gesundheitsministerium der Niederlande, Pressemitteilung vom 5. 1. 1982)

«Repressive Politik ist immer nur die Lösungshoffnung der Kurzsichtigen. Wir müssen die Bedürfnisse von Minderheiten respektieren und dürfen nur soweit regulierend eingreifen, dass kein Schaden für die Mehrheit entsteht, aber auch keine Härten gegenüber der

Testlauf auf der Milchstrasse

Über diesen langen Tisch wurde bereits mehr geschrieben als über jedes andere Möbelstück Hollands, den Thron inbegriffen, und er ist im Lauf der Jahre auch ein regelrechtes Touristenziel geworden, was die Einheimischen nicht unbedingt freut.

«Was ist denn schon dabei?», fragt ein junger Amsterdamer einen staunenden Jung-Deutschen. «Ist doch ein Tisch wie jeder andere.» Das schon, aber was darauf liegt, lässt den Angereisten oft die Augen übergehen: Kleine Plastiktütchen mit fertig abgepackten Hanfblättchen und Haschisch-Stückchen verschiedener Provenienz, daneben auf kleinen Pappschildern die Preise. Über die wird nicht verhandelt, aber sie sind ohnedies mässig. Zwei, manchmal drei Typen betreiben

das Geschäft, freundlich-gelangweilt wie Verkäufer in jedem Supermarkt: Die lizenzierten Hausdealer des «Melkweg» in Amsterdam. Ihre Preise sind mässig, die Qualität ist gut (ständige Überprüfungen durch das Management des Hauses), der Eigenprofit gering (etwa 15 Prozent), aber dafür werden sie von der Polizei garantiert in Ruhe gelassen, und keine Amtsperson kümmert sich darum, wo sie das Zeug herbekommen.

«Oh ja, es funktioniert prächtig», sagt der Leiter der Polizeistation schräg gegenüber. Er spricht mit mir lieber englisch – sein Vater wurde von den Deutschen umgebracht. «Wir sind ja auch ein freies Land», betont er (daher und aus vielen anderen Gründen) immer wieder. Zwei jüngere Beamte tun im Melkweg regelmässig Dienst, um auf harte Drogen zu achten, vorwiegend Heroin. Höchstens eine Meldung pro Monat. «Der Laden ist unglaublich clean geworden, seit das *so* läuft.» *So* heisst: mit dem Hanf leben.

Seit rund fünfzehn Jahren wird Amsterdam in der europäischen Presse je nachdem als Babylon oder freieste Stadt Europas dargestellt, und beides stimmt so nicht ganz. Das einzige, was tatsächlich festzustellen ist, war stets jenes spezifische Laissez-faire niederländischen Demokratie-Verständnisses, wobei allerdings Amsterdam nicht Holland ist.

Keine andere Stadt der Alten Welt, London eingeschlossen, bekam das Ende des Kolonialismus so hart zu spüren wie Amsterdam. Als der Imperialismus Ladenschluss hatte, strömten alle in die Stadt, die sich dem Herrenvolk anschliessen wollten – nicht aus Über-Identifizierung, sondern aus schlicht ökonomischen Überlegungen –, und so mussten mittlere Völkerschaften aus Surinam und Indonesien aufgefangen werden, und eine kleine Chinatown gab es ohnedies schon. Zu integrieren war der Zustrom nicht, weder mit allen Anstrengungen eines Sozialsystems noch mit der liberal-konservativen Methode, den Dingen ihren Lauf und Darwin seine Gesetze zu lassen. Amsterdam ist eine bunte Welt für sich, ein Vielvölkerstaat mit unendlich vielen Reibungsflächen, und zu diesen Problemen kamen noch die mit der wilden Marktwirtschaft, beispielsweise auf dem Wohnungssektor, und mit der Jugend.

«In den Griff bekommen» wurde kein Problem, aber bereits diese Formulierung sehen Holländer als einen typisch deutschen Wahn. «Wir können doch leben», sagen sie stattdessen, quer durch die Alters- und Sozialgruppen. Und die auf Prinzipien Versessenen sagen gelegentlich wie der freundliche Herr im Polizeipräsidium: «Würden wir nicht so viele Grauzonen tolerieren, hätten wir viel dunklere Schatten.»

Die Grauzonen – das fängt mit den vielen Ausländern an, die hier eigentlich gar nicht leben sollten und sich oft wilde Schlachten liefern, gegen Amsterdamer jedoch und die Polizei

Minderheit. Ein reiner Durchsetzungswille der Exekutive widerspricht einem Staatsverständnis, das auf demokratischer Tradition beruht ... Wir haben auch weiterhin nicht vor, Jugendliche dafür zu unterdrücken, dass sie andere Konsumgewohnheiten haben als wir.»

(Amsterdams Bürgermeister Wim Polak auf eine Anfrage der Opposition zum «Melkweg», Januar 1980)

«Wir kriegen euch schon noch klein.»

(Deutscher Zöllner an der niederländischen Grenze zu Jugendlichen, 15. 1. 1981)

Die offensichtlichste Veränderung besteht darin, dass Amsterdam beschlossen hat, es sei nicht toleranter oder liberaler als irgendeine andere europäische Stadt, und es kämpft verzweifelt darum, neue Gesetze, die dies bestätigen, durchzubringen, ehe im Juni die traditionellen Tausende von Besuchern eintreffen.

Polizisten sind Polizisten, und Langhaarige sind Langhaarige. In Holland haben manche Polizisten langes Haar, und manche Langhaarige sind Polizisten. Wer immer sie sind, sie haben in unterschiedlichem Mass die Nase voll von ausländischen Besuchern, und ihre Toleranz besteht heute in dem Einverständnis, dass die meisten Touristen der Wirtschaft frisches Blut zuführen – in das Hilton Hotel und die Hippy Boutique.

Sie dürfen in den Klubs und zuhause rauchen, doch wenn Sie sich in einer Bar oder in einem Café ostentativ eine anzünden, kann es Ihnen passieren, dass der Besitzer Sie hinauswirft – nicht unbedingt, weil er Schiss hat, sondern weil er den Geruch nicht mag ...

(Janette Grainger, Living Guide to Amsterdam, 1975)

Drogen-Umschlagplatz Nummer eins in Europa ist Amsterdam. Die Preise für Narkotika werden dort auch im Radio bekanntgegeben.

Hilversum hält Hollands Hascher high: «Afghanistan 3,40, Nepal 4,20, Deutschland ausverkauft, Kolumbien 10, Thailand 20.» Preisschlager am letzten Wochenende: «Unser nationaler Stolz» für 0,75.

Eingeweihte kennen sich aus. Was da jeden Samstag im 1. Programm des niederländischen Radios ausgestrahlt wird, sind die Grammpreise in Gulden für Haschisch auf dem Amsterdamer Rauschgiftmarkt.

Datensammler und Moderator der Sendung ist Koos Zwart. Seine Offenbarungen nennt er «Notwendige Verbraucherinformationen». Und Andreas Antonius Maria van Agt, Vize-Premier des Landes, Justizminister und Christdemokrat, verteidigt den Radio-Mann vor dem Parlament: «Das ist keine Reklame, sondern macht den Markt durchsichtig.» Meinte der Chef der Amsterdamer Narkotika-Brigade, Kommissar Gerard Toorenaar, gegenüber der WiWo: «Gibt es noch ein Land, wo so was möglich ist?»

Vermutlich nein. Doch das ist nur ein Teil des Superlativs, den das Land Rembrandts mittlerweile zu bieten hat. Innerhalb von fünf Jahren katapultierten sich die Niederlande von ganz unten zum europäischen Spitzen-Umschlagplatz für Heroin hinaus. Die einst berüchtigte gallische Hafenstadt Marseille ist out. Amsterdam ist heute Treffpunkt für Rauschgifthändler und -verbraucher der westlichen Welt.

Tote Chinesen, von Rivalen erschossen oder erstochen, unter Brücken, auf Strassen oder im Wasser aufgefunden, gehören zum wöchentlichen Polizeibericht.

(Igitt! Aber wozu sollen sie sonst gehören?)

solidarisieren. «Kein Öl ins Feuer giessen», heisst da die Parole. Die rund dreitausend Hausboote gehören dazu, von denen gut die Hälfte unerlaubt die Grachten füllt. Hier wurde eine Art Waffenstillstand geschlossen: Nur Neugekommene werden abgeschleppt, die anderen bleiben weiterhin unerlaubt, aber mit Anschluss an das städtische Versorgungsnetz: «Nein, keine Probleme.» Probleme gibt es, gab es gelegentlich mit den Kraakern, den Hausbesetzern. «Aber das sind eigentlich Probleme mit der wild wuchernden Häuserspekulation. Die Kraaker kann man ja als eine Reaktion darauf sehen.» Nein, der Herr verharmlost nicht. «Ich will das nur nüchtern sehen.» Er erwähnt auch die «schwarzen Flecke»: Heroinhandel, Gewaltkriminalität, Unsicherheit des Eigentums. «Das ist alles schrecklich. Aber es wäre sicherlich noch viel, viel schlimmer, würden wir auch Haschisch wieder in den Untergrund drängen. Man muss das pragmatisch sehen und als eine der Folgen der Entwicklung in den letzten fünfzehn Jahren.»

Amsterdamer Freiheit 1971: Drogenkontrollen von Polizei und Zoll finden nur noch an den Grenzübergängen statt, dort aber relativ gründlich; im Vondel-Park wird das Übernachten jugendlicher Touristen gestattet; drei Parkhäuser fungieren den Sommer über als billige Sleep-ins; Strassenmusik und ähnliches wird toleriert. Das sprach sich schnell ins ganze Europa herum, und ein Strom jugendlicher Touristen setzte ein, der die angestammte Bevölkerung zumindest den Sommer über zu einer Beinahe-Minderheit machte. Und noch eine Entwicklung setzte ein: In immer grösseren Mengen und zu immer niedrigeren Preisen strömte aus der China-Town Heroin in die Stadt.

«Wir wussten damals schon ziemlich genau, wie das geschah, aber wir waren machtlos», sagt der Herr im Polizeipräsidium. «Der Vietnam-Krieg ging zuende, in den USA wurde die DEA sehr aktiv, und plötzlich wurde das ganze Zeug nach Europa geschleust. Sie dürfen nicht von mir erwarten, dass ich da einen konkreten Verdacht äussere, aber wir konnten gegen die politischen Gegebenheiten nicht anrennen. Es war eine aussengesteuerte Katastrophe, und sie traf uns. Gegen die wahren Betreiber dieser Geschäfte konnten wir nicht ran, also mussten wir versuchen, wenigstens den Heroin-Tourismus und die Nachfrage im eigenen Land zu drosseln.»

Schon 1973 verlangten die Behörden an den Grenzübergängen von langhaarigen Touristen den Nachweis von Barschaft. Das reichte natürlich nicht, und Ende 1974 wurden einige besonders wild gewachsene Zweige des Freiheitsbaums beschnitten, meist sogar im Einverständnis mit jenen, die ihn gepflanzt hatten. Das Vondel-Park-Projekt wurde beendet, nachdem sich dort der Umschlagsplatz harter Drogen breit gemacht hatte, auch die meisten Sleep-ins wurden geschlos-

sen. Und an die Polizei erging die Anweisung, künftig stärker auf die Einhaltung der Gesetze zu achten.

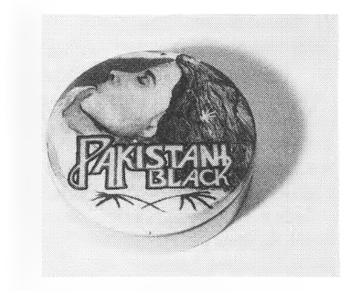
Nach der überall in Europa Ende der Sechziger einsetzenden Liberalisierung begann Mitte der Siebziger das grosse Swingback zu repressiver Politik, in der BRD so schön «Tendenzwende» genannt. Der holländische Unterschied: auch bei der Rücknahme von Freiheiten wurde differenziert.

«Wir wussten ja: Wenn wir das Heroin-Problem auch nur ein wenig entspannen wollen, müssen wir deutlich zwischen den verschiedenen illegalen Drogen unterscheiden. Wir mussten eine Schwelle aufbauen, was den Handel betrifft, auch was das Bewusstsein betrifft, und so machten wir schon von der Exekutive her den Unterschied deutlich.»

In Klartext: Von nun an wurde Hanf toleriert, nicht aufgrund einer Gesetzes-Änderung, sondern durch eine Dienstanweisung des Innenministeriums an die Polizei.

Im Frühling 1975 machte der private Radiosender Hilversum Schlagzeilen, weil dort der Moderator Koos Zwart allwöchentlich die neuesten Börsenpreise für Hanf durchgab. Der Fall wurde besonders pikant dadurch, dass die Mutter des freundlichen Freaks die damalige Gesundheitsministerin Irene Vorrink war. Die Dame hatte Verständnis für ihren Sohn und die Probleme seiner Generation und brachte, gemeinsam mit Justizminister Van Agt, einen Gesetzesentwurf ein, der deutlich zwischen den einzelnen Drogen unterschied und Hanf praktisch entkriminalisierte. Der Besitz von Haschisch bis zu 30 Gramm sollte nicht mehr als Vergehen, sondern nur noch als «Ordnungswidrigkeit» geahndet werden, Höchststrafe 500 Gulden, ersatzweise 1 Monat Gefängnis, jedoch ohne Eintragung als Vorstrafe. Das war alles, aber es reichte für eine mehrjährige Diffamierungskampagne. Mehr als ein Jahr lang wurde über dieses Gesetz immer wieder beraten, dann geriet es in Vergessenheit.

«Wir haben immer noch einen gewissermassen rechtslosen Zustand», sagt der Herr von der Polizei, «aber wir können damit leben. Wir praktizieren ja schon lange, was dieses Gesetz nur legalisiert hätte, und das gilt auch für die Gerichte. Wir haben alles mögliche versucht. 1978 wurde eine Weile eine härtere Gangart versucht – prompt nahm das Heroinproblem zu. Wer auf die Jungen Druck ausüben will, darf sich nicht wundern, wenn sie voll in den Untergrund davonlaufen. Es ist nur sehr schwierig, die gegenwärtige Praxis gesetzlich festzuschreiben, denn da wird auch vom Ausland auf uns Druck ausgeübt. Bei allen Konferenzen der EG und dieser Vereine heisst es immer, wir dürften da nicht mehr so liberal sein, unser Beispiel würde sittenverderbend wirken. Wir sagen dazu nichts, aber Sie können trotzdem immer in Ihren Zeitungen lesen, auch als Zitate von Politikern, wir würden





Blechdöschen, ∅ 6 cm, auf der Rückseite Aufschrift «COMMUNICATION VECTORS TEL 01-994 6477 ENGLAND», typisches Produkt der Paraphernalia-Industrie eines Landes mit wirtschaftlichen Problemen, London 1979

Salopp ging es auch im Städtischen Jugendzentrum «Pferd von Troja» in Den Haag zu. «Damit Heroin vor der Tür bleibt», propagierte und förderte Hausherr Peter den Haring den Verkauf von Haschisch. Erst ein Urteil des Obersten Gerichtshofs stoppte die Szene. Meinte anschliessend erleichtert Heroin-Bekämpfer Toorenaar: «Ein Glück, denn jeder Fixer hat mit soft-drugs angefangen.»

Hollands Laschheit in der Drogenbekämpfung rief auch schon viele Kritiker auf den Plan.

«Eine unqualifizierte Einmischung in unsere Angelegenheiten», erregte sich Gesundheitsministerin Irene Vorrink.
– Überreicht durch ‹Informationskreis Drogenprobleme e. V.› (p. A. Dr. Dietrich Kleiner, Berlin 21, Händelallee 7). –
(Frühling 1977)

Was in Holland legal ist, der Besitz von geringen Mengen Hasch, wird in der Bundesrepublik wie in Frankreich unnachsichtig verfolgt.
Jeden Tag, jede Nacht, läuft das Spiel Zöllner gegen «Hasch-Puppies» (Grenzerjargon). Am Grenzübergang Arnheim/Emmerich ist gleich zweimal High-time für Schnüffler und Hascher: beim Amsterdam-Wien-Express und beim Holland-Italien-Express.
«Haben Sie was anzumelden? Rauschgift oder Waffen?»
Was bleibt, ist die Wut auf die Zöllner. Norbert: «Die spinnen doch. Bei den Mengen, die wir dabeihatten, ist doch klar, dass das Zeug für den Eigenverbrauch bestimmt ist. Nur Leute wie uns erwischen sie. Die Profis holen den Stoff doch sackweise aus den Freihäfen, ohne jemals erwischt zu werden».
Der Zöllner Arnold Jansen in Emmerich meint, da sei «schon etwas dran». Und dann steigt er mit Hasch-Hund Anja in den nächsten Zug.
Mit den kleinen «Hasch-Puppies» haben sie es leichter. Doch ganz wohl ist ihnen selbst nicht, wenn sie die «Zehn-Gramm-Bubis hopps nehmen». Die Zöllner wissen, dass sie keine Verbrecher vor sich haben, sondern Jugendliche, denen häufig jedes Unrechtsbewusstsein fehlt.
(Stern 48/1980)

Ausländer, die im Ausland mit Rauschgift handeln, können dafür in der Bundesrepublik bestraft werden. Dieser in Paragraph 6 des Strafgesetzbuches enthaltene Grundsatz verstösst nach einer Entscheidung des Bundesgerichtshofs weder gegen das Grundge-

die Liberalisierung zurücknehmen, weil wir damit schlechte Erfahrungen gemacht hätten. *Das ist nicht wahr!* Das hat niemand gesagt, der mit diesem Problem befasst ist, das wird uns immer nur in den Mund gelegt. Wir haben gute Erfahrungen gemacht, bessere als die meisten anderen Länder, ja.»

Ein tiefer Schluck Kaffee. «Jede Droge wurde irgendwann einmal bekämpft, und einige wurden einmal ein ganz normales Genussmittel, andere wurden von der überwältigenden Mehrheit als Gifte anerkannt. Das lässt sich kein freies Volk von einer Regierung vorschreiben, das ist eine Entwicklung, die erst später, als Tatsache, durch Gesetze und Verwaltung reguliert werden kann, zumindest in einer Demokratie. Ob das moralisch schön oder nicht schön ist, wäre eine ganz andere Überlegung, die nichts mit realistischer Politik zu tun hat. Viele Jugendliche haben sich eben für Cannabis entschieden. Sie können damit leben. Wenn wir sie dafür unnötig hart bestrafen, vergrössern wir nur den Graben zwischen ihnen und uns. Und das wäre doch der grössere Schaden.»

«Natürlich wäre es uns allen lieber, die gegenwärtige Praxis gesetzlich verankert zu sehen. Aber das gilt ja für viele Bereiche. Meist hinken die Gesetze der Wirklichkeit um Jahre hinterher, und nur Dummköpfe bestehen auf Buchstaben. So wie es jetzt ist, können wir damit leben.»

Die lustigen Freaks von der «Stuf Vrij Partij», hervorgegangen aus der Provo-Bewegung, sehen das natürlich anders als der Herr von der Polizei, obwohl sie mit der Ordnungsmacht nur wenige Reibungen haben. Sie stellen die Hausdealer der Jugendzentren und haben dementsprechende Forderungen. «Es ist ja immer ungeheuer schwierig, gute Ware zu bekommen – da müsste auch die Beschaffung grösserer Mengen geduldet werden.» Ein ernsthaftes Argument, auf das angesprochen der seriöse Herr schmunzelte: «Bei den Hausdealern haben wir auch Gewissensprobleme. Wir dürften ja nicht wegsehen, wenn die wo was auftreiben, eigentlich. Nein, besser kein Kommentar.»

Im Frühling 1978, der Wind blies wieder rechts, wurde Koos Zwart die Rundfunk-Durchsage der niederländischen Hanfpreise verboten. Im Oktober 1979 wurde es ihm wieder gestattet, unter der Auflage, daraus «keine Institution» werden zu lassen. Nun müssen die Neugierigen stets das ganze Programm hören, und manchmal hören sie nicht vergeblich. Koos Zwart betreibt Preispolitik, ganz eingestanden für die Konsumenten. «Ich nenne immer Preise, die ganz niedrig liegen. Wer da teurer verkaufen will, wird seine Sache nicht los. Das funktioniert auch meistens so, denn Stoff ist genug vorhanden, um auf die Profite drücken zu können.»

Im Melkweg decken sich erstaunlich viele Deutsche mit erstaunlich vielen Tütchen ein. Soviel können sie auf der

Milchstrasse – so hiesse der Melkweg auf deutsch – doch gar nicht rauchen. Das haben sie auch nicht vor, und das schafft immer wieder deutsch-holländische Probleme. Gelegentlich leistet sich die bundesrepublikanische Justiz auch wilde Vorstösse über die Grenzen ihres Geltungsgebietes. Einmal wurden Jugendliche, die Fotos ihrer Amsterdamer Törns unvorsichtig herumliegen liessen, vor Gericht gebeten mit der Begründung, sie hätten den «Vorsatz zur strafbaren Handlung» – zum Ausflug nach Amsterdam – auf deutschem Hoheitsgebiet gefasst, und ein schon ausgewachsenerer Skandal geschah 1976 im Namen des «Weltrechtspflegeprinzips», so Richter Günther Vohrer vom Landgericht Kleve. Da ging es um den Fall Harm Klaas Dost und den Anspruch deutscher Gerichte, auch ausserhalb der BRD und am liebsten weltweit für Recht und Ordnung zu sorgen. «Wenn es nach den Deutschen ginge, würden sie uns am liebsten wieder besetzen und mit uns allen aufräumen», hatte der Herr im Polizeipräsidium von Amsterdam gesagt. «Aber wir sind ein freies Land, vielleicht gerade wegen solcher Nachbarn. Wir können ja sehen, wie es nicht gemacht werden sollte.»

setz noch gegen allgemeine Grundsätze des Völkerrechts.

Mit ihrer Entscheidung haben die Bundesrichter ein Urteil des Landgerichts Kleve bestätigt, das in den Niederlanden erhebliches Aufsehen erregt hatte. Die Richter am Niederrhein hatten den Holländer Harm Klaas Dost, der in Arnheim ein Zentrum für Rauschgiftsüchtige leitete, wegen Vergehen gegen das Betäubungsmittelgesetz zu drei Jahren und neun Monaten Freiheitsentzug verurteilt.

(Kölner Stadtanzeiger, 22.10.1976. Merke: Am deutschen Wesen soll die Welt genesen. – Wilhelm II.)

So what?

Derartige Zitate liessen sich seitenweise aufführen. Sie klingen, je nachdem, nachdenklich, vollmundig, gestelzt oder locker, und doch ist die Frage wichtiger, welche Taten solchen Worten folgten. Radio Eriwan würde antworten: Im Prinzip keine.

Wo immer in irgendeinem Land eine liberalere oder differenziertere Drogenpolitik diskutiert wird, erscheint Harry Anslingers Geist in den entsprechenden Ministerialbüros und pocht mit seiner Knochenhand auf die Single Convention der UNO von 1961. Wer auch nur ein Steinchen aus diesem kunstvollen Vertragswerk bräche, brächte den ganzen Bau zum Einsturz und die ganze Drogenlawine ins Rollen, Heroin, Kokain undsoweiter. Hier würde an den Säulen des Weltfriedens gerüttelt, denn der würde eben auf so fragilem wie diesem Vertragswerk ruhen. So zumindest interpretieren die dann stets konsultierten Völkerrechtler die Geisterstimme. Ende der Debatte.

Hier müsste sie allerdings erst beginnen. Die Single Convention nennt einige Stoffe, zu deren Kontrolle bzw. Unterdrückung sich die meisten Staaten verpflichtet haben, und sie legt auch fest, dass der unerlaubte Verkehr mit diesen Stoffen von den einzelnen Staaten mit Strafandrohung belegt wird. Doch die Single Convention legt *nicht* fest, dass zwischen den einzelnen Drogen nicht unterschieden werden dürfe, und wel-

«Wir haben allzu lange den Fehler gemacht, zwischen den unerlaubten Drogen nicht zu unterscheiden. Ich muss gestehen, dass diese Politik verhängnisvoll war, denn sie führte zu unserem heutigen Drogenproblem. Wenn wir nicht wollen, dass uns die mörderische Welle wirklich gefährlicher Drogen überrollt, müssen wir wenigstens jetzt zu unterscheiden beginnen.»

(Italiens Gesundheitsminister Aldo Aniasi im italienischen Fernsehen, 4. Juli 1980)

«Natürlich wäre es uns auch lieber, wenn der Gesetzgeber die einzelnen Drogen differenziert sehen würde, schon um grobe Ungerechtigkeiten zu verhindern.»

(Österreichs Leiter der Zentralstelle für die Bekämpfung von Suchtgiftkriminalität, Herbert Fuchs im österreichischen Fernsehen, 15. September 1981)

In Italien ist der private Gebrauch von Marihuana sogar auf der Strasse erlaubt, und die kleine radikale Partei, die über 3½ Prozent aller Stimmen und 18 Sitze der 600 im Parlament verfügt, vertritt nach einer Umfrage eine vollumfängliche Legalisierung; 20 000 Leute gingen letzthin in Rom auf die Strasse, um ihrer Unterstützung Ausdruck zu verleihen.
(The Guardian, 11.2.1980)

In der römischen Zentrale der kleinen radikalen Partei Italiens sollen künftig Haschisch-Pflanzen blühen. Dies hat der Chef der Partei Jean Fabre, am Wochenende in Rom angekündigt. Mit dieser provozierenden Massnahme wollen die Radikalen, die es bei der vergangenen Wahl im Juni auf 3,4 Prozent der Stimmen brachten, die völlige Legalisierung der leichten Drogen erreichen. Die Partei fordert gleichzeitig eine schärfere Bekämpfung des Heroinhandels.
(Süddeutsche Zeitung, 20.8.1980)

Der deutsche Komponist Hans Werner Henze ist am Freitagabend am Brenner-Pass bei der Einreise nach Italien festgenommen worden, nachdem die Polizei in seinem Wagen 40 Gramm Marihuana sichergestellt hatte.
(Welt am Sonntag, 10.5.1981; viele Grüsse!)

Mehrere spanische Politiker verschiedener Tendenzen haben öffentlich eine Legalisierung der «weichen Drogen» gefordert. Ein «Joint» sei «wie ein Glas guten Weines», erklärte Rafel Ribo, Mitglied des Exekutivausschusses der Vereinigten Sozialistischen Partei von Katalonien, der Wochenzeitung «Cambio 16». Der gleichen Ansicht war der Gene-

che Strafen für welche Drogen fällig seien. Tatsächlich gewährt sie also jeden Spielraum, der sich im internationalen Drogenrecht an den Extremen Türkei (Todesstrafe) und Kolumbien (Hanf als erlaubter Marktartikel, sofern bei staatlichen Verkaufsstellen bezogen, seit 1981) ermessen lässt. Ist jetzt also der Hanf in Kolumbien legalisiert? Nein, ja. Die *staatliche Kontrolle* wurde ja gefordert und die Bekämpfung des *illegalen* Anbaus. Wer also in diesem nicht gerade demokratischen Land eine Hanfpflanze ohne staatlichen Erlaubnisschein wachsen lässt, ist fällig, nach wie vor.

Bei genaueren Nachfragen zeigt sich jedoch, dass die völkerrechtlichen Bedenken vorgeschoben sind, Pappkameraden vor solideren Ängsten, zumal in Europa.

«Wir haben das System offener Grenzen mit viel Mühe erreicht», sagt ein höherer Beamter in Bonn. «Wenn jetzt ein Land seine Drogengesetze lockert, wird es in kürzester Zeit von den Drogenabhängigen ganz Europas überrannt. Das hat sich ja in den frühen Siebzigern schon in Holland gezeigt. Dabei gab es da keine gesetzliche Grundlage. Aber das war für uns ein Test.»

Derartige Ängste bekam ich in verschiedenen Ländern von ähnlichen Stellen zu hören. Sie sind ernst zu nehmen, aber auch nicht die wahren. Die sind am ehesten von den Politikern zu erfahren, vorzugsweise zu späterer Stunde in alkoholgelokkerter Stimmung. Es sind demokratische Ängste, die überhaupt nichts mit Hanf zu tun haben.

Abend in einer Botschafts-Residenz mit dezenter Klima-Anlage. Von Hanf war nicht die Rede, sondern von jenem politischen System, das mittlerweile zum demokratischen gehört wie die Flöhe zum Igel und Lobby heisst. «Massen sind nicht wahrnehmbar, es sei denn, sie haben einen Sprecher», bekam ich zu hören und «Die einzige Ausnahme ist da das Kapital. Der Boss ist als Herr über zigtausend Arbeitsplätze der wichtigste Gesprächspartner der Regierenden. Und jene Bosse, die davon am meisten Gebrauch machen, heissen dann ‹die Wirtschaft›! Das ist die wichtigste Lobby, die gewichtigste. Die zweitgewichtigste sind die Sprecher der berühmten Schweigenden Mehrheit. Das ist kein Aperçu – niemand findet so laute Stimmen wie die Schweigende Mehrheit.»

«Sie sollten nicht schmunzeln. Nehmen Sie einmal ‹die Kirche›. Das sind doch, sollte man glauben, alle Gläubigen. Doch die halten das Maul, einzeln und im Verein. Für sie sprechen irgendwelche Bischöfe oder deren Sekretäre, und wenn es darauf ankommt, drohen sie den Politikern mit den Gläubigen. Stalin hat einmal gefragt, wieviele Divisionen denn der Papst habe. Ich glaube, er hat höchstens ein Offizierskorps, aber er hat lautstarke Herolde. Wenn er Massen

mobilisieren will, muss er schon selbst auftreten, aber die Bilder dieser Massen wirken in den Politikern nach. Wenn da ein Pope mit den Gläubigen droht – nur aus jedem hundertsten Anlass würden sie ihm wirklich folgen und auch dann nur tröpfchenweise. Aber die Angst der Politiker ist da auch irrational, und sie kriechen zu Kreuz, siehe Abtreibung. Oder die anderen Sprecher der Schweigenden Mehrheit: Irgendwelche obskure Vereine mit sehr allgemein klingenden Namen – Bund anständiger Eltern, Verein für Sauberkeit und Jugendschutz, usw. –, meist nur eine Handvoll Leute, die behaupten, das ‹gesunde Volksempfinden› auszusprechen, aber in Wahrheit nur gute Drähte zur Presse haben. Die druckt deren Quatsch, und damit wird das auch gesundes Volksempfinden. Die Schweigende Mehrheit hält ja das Maul und sagt höchstens: Hab' ich schon von gehört oder gelesen, o.k., mag ja richtig sein. Und plötzlich wird es richtig, schafft der Schmus irgendwelcher Vereinsmeier Tatsachen.»

Exzellenz hat sich in Fahrt geredet. «Natürlich funktioniert dieses ganze Roulette nur, wenn diese Lobbyisten sich an Themen halten, von denen sie wissen, dass sie Reizthemen sind, oder zu welchen gemacht werden könnten. Natürlich geht es gar nicht so sehr um das Reizthema, sondern darum, wie man die Politiker ein bisschen nötigen kann, auf die eigene Linie drängeln. Das geht wunderbar, schon mit der Formulierung von Fragen an die Bevölkerung, wo man ja nur bestimmte Reizworte einsetzen oder verschleiern muss.»

Plötzlich ist doch von Hanf die Rede: «Nehmen Sie einmal die grossen Reizworte Kriminalität und Drogen. Wir wissen ja alle, dass es auf diesem Sektor einen heillosen Problemknäuel gibt, der dringend aufgedröselt werden müsste. Aber wie? Da kann sich kein Politiker erlauben, ungestraft für ein behutsameres Herangehen zu plädieren. Diese Fragestellungen der Meinungsforschungsinstitute kennen Sie doch: Nennen Sie die drei grössten Probleme: Kriminalität, Drogen, Luftreinheit, Umweltverschmutzung, Arbeitslosigkeit. Ja, welche werden Sie nennen? Also wird Umweltschutz zweitrangig gehandelt oder ganz am Schluss, und wenn Sie schon bei jedem Atemzug husten müssen. Oder die Frage: ‹Sind Sie für eine Freigabe von Rauschgift?› Da weiss man ja schon, welche Antwort kommt. Würde man fragen: ‹Würden Sie Hanf-Anbau erlauben?›, gäbe es ganz andere Antworten, obwohl es auf dasselbe hinausliefe. Aber genau *deshalb* wird eine solche Frage nicht gestellt, denn dann gäbe es sofort wieder das Gezeter: Hanf ist doch, das haben wir leider erst zu spät gehört, ein Rauschgift! Und wieder ist das Reizwort da. Das ist die verfahrene Situation: Da wurde so lange ein Popanz aufgebaut, und jetzt steht dieser Popanz jeder vernünftigen Lösung im Weg und ist ein demokratischer Sachzwang.»

ralsekretär der Zentrumsunion, der katalanische Zweig der Regierungspartei Union des Demokratischen Zentrums.
(Tageszeitung, 7.11.1979)

Die liebevolle Pflege, die die Insassen eines Gefängnisses in Barcelona ihren Pflanzen angedeihen liessen, hat einige der Aufsichtsbeamten misstrauisch gemacht. Zu Recht, wie eine genauere Untersuchung der Gewächse ergab. Die Häftlinge hatten auf den 16 Quadratmetern des Küchengartens Hanf zur Gewinnung von Marihuana angepflanzt.
(Süddeutsche Zeitung, 26.6.1980)

Mit dem Sachverstand jahrhundertealter Bauerntradition pflegen jetzt die Portugiesen frisch angepflanzte Liambabeete auf Äckern und Feldern, im Garten und auf der Veranda.

In der nördlichen Hafenstadt Porto zog eine alte Frau Liamba sogar auf dem Grab ihres Sohnes – er war als Kolonialsoldat in Angola gefallen.
(Spiegel, 20.9.1979; Preisfrage: Wie heisst die Sache auf Portugiesisch?)

Der Bürgermeistersessel der kleinen südostfranzösischen Gemeinde Barret de Lioure wird voraussichtlich für einige Zeit verwaist bleiben: Seine bisherige Inhaberin, die 45jährige Andree Boyer, wurde festgenommen, nachdem man mehrere Kilo Haschisch in ihrer Wohnung entdeckt hatte.
(Süddeutsche Zeitung, 24.12.1973)

Eine ungewöhnliche Methode, sonst für seine Herde verlorene Jugendliche ins Pfarrhaus zu lokken, hat der Pfarrer des 1500-Seelen-Dorfes Graissessac im südfranzösischen Küstendepartement Herault gefunden. In dem von der Aussenwelt durch eine hohe, alte Mauer nicht einsehbaren Pfarrgarten liess er zu, dass ein Dutzend Studenten aus der Um-

Noch einmal Hanf: «In einer Diktatur wäre das Problem lösbar – man macht entweder noch mehr Druck und erschiesst alle, aus deren Mund auch nur ein Rauchwölkchen kam, oder man gibt die Sache frei, basta. In einer Demokratie ist es unlösbar. Die einzigen, die sich darüber ernsthaft Gedanken machen, sind stets liberale oder linke Politiker, und gegen sie steht dann sofort die Schweigende Mehrheit auf, also die Handvoll stets rechts gewirkter Schreihälse. Nicht, weil sie von einer liberaleren Drogenpolitik eine wirkliche Gefahr für die Jugend befürchten, sondern ganz einfach, um diese Politiker zu diskreditieren. Man prügelt sie mit gezielten Unterstellungen wieder auf die gewünschte Kleinheit oder man verteufelt sie, um sie beerben zu können. Um die Sache geht es dabei nur ganz am Rande, sie ist höchstens Anlass.»

«Es geht also letztlich darum, wer die lautere Stimme hat. Und darum, wer die stillere Masse hinter sich weiss. Das ist stets schlecht für die Minderheiten gewesen und für die Jugend. Von den Linken weiss man ja, dass sie untereinander chronisch zerstritten sind, wegen allem und jedem. Und von den Rechten vermutet man, sie seien ein Block von Einigkeit, obwohl sie nur ein unendlicher Brei Schweigen sind, der sich für nichts ausser sich selbst interessiert. Aber dadurch wirkt diese Masse unendlich schwer. Und damit haben Sie die verfahrene Situation. Nur ein halbwegs fortschrittlicher Politiker kann auf die Idee kommen, für eine andere Drogenpolitik zu plädieren, und er wird, aus völlig anderen Gründen, sofort einen Sturm der Entrüstung ernten. Nur konservative Politiker könnten sich erlauben, eine liberalere Drogenpolitik zu betreiben, aber die kommen natürlich nicht auf diese Idee.»

Aber in Italien hat doch auch die Christ-Demokratische Partei für ein Gesetz gestimmt, das zwischen den einzelnen Drogen unterscheidet?

«Koalitionshandel. Die PSI, die Sozialisten, bestanden darauf, und wir haben ihnen diesen Zipfel gegeben, um einen anderen zu bekommen. Aber Italien hat ein Staatsverständnis, das Mitteleuropäer nicht begreifen können – seit 1945 gibt

gebung zwischen Tomaten und allerhand Unkraut einige Stöcke indischen Hanfes züchteten.
(Süddeutsche Zeitung, 22.7.1980)

Britischen und französischen Zollfahndern ist es nach siebenstündiger Jagd auf dem Ärmelkanal gelungen, die neunköpfige Besatzung eines unter der Flagge von Panama fahrenden Schleppers festzunehmen. Der niederländische Kapitän des Schleppers «Sea Rover», der in Nordafrika grosse Mengen von Rauschgift an Bord genommen hatte, gab seine Fluchtversuche erst auf, nachdem ein französisches Kriegsschiff den Schlepper in Brand geschossen hatte.
(Hamburger Abendblatt, 7.3.1981)

Alter schützt vor Strafe nicht – an diese Binsenweisheit hielten sich zumindest die Athener Richter. Sie haben den 83jährigen Griechen Evangelos Vantis für zweieinhalb Jahre hinter Gitter geschickt. Der Grossvater (acht Enkel) hatte sich beim Haschischrauchen erwischen lassen. Vor Gericht erklärte der Opa: «Das mach' ich schon seit 20 Jahren.»
(Kurier, Wien, 11.10.1981)

Das Basellandschaftliche Obergericht hat die Auffassung des Strafgerichts bestätigt, wonach Haschisch als nicht derart gesundheitsschädigend einzustufen sei, dass allein wegen der gehandelten Menge auf ein qualifiziertes Betäubungsmitteldelikt geschlossen werden könne.

Das Obergericht, das sich intensiv mit diversen Drogen-Reporten auseinandersetzte, kam zum Schluss, dass es sich in seinem Urteil auf das Gutachten Uchtenhagen/Ladewig/Kielholz stützen könne, wonach unter anderem dem Haschisch keine Gefährdung der Gesundheit nachgewiesen werden könne. Haschisch sei eher weniger gefährlich als Alkohol, auch wenn es nach unserer Gesetzgebung – über die sich das Obergericht nicht hinwegsetzen könne – als Droge wie Heroin eingestuft werde; deshalb sei eine Differenzierung nötig.
(Neue Zürcher Zeitung, 2.2.1980)

Ein Tag und zwei Meldungen ...

Zwei Leichtverletzte und erheblicher Sachschaden war die Bilanz einer Auffahrkollision in der Basler Nauenstrasse. Verursacht hatte diesen Unfall ein Kriminalkommissar vom Basler Drogen-Dezernat.

Er war in voller Fahrt in zwei korrekt vor der Signalanlage wartende Wagen geprallt. Die Verkehrspolizei stellte fest, dass ihr Kollege vom Drogen-Dezernat offensichtlich zuviel von der Droge Alkohol erwischt hatte ...

«Die Freiheit ist mir wichtiger. Im Militär darf ich kein Haschisch

es eigentlich nur eine einzige Regierungskrise, und trotzdem lässt sich ganz gut leben, sogar mit den ununterbrochenen Streiks. Das Volk hält ohnedies nichts von seinem Staat und arrangiert sich, ohne ihn als Verkehrspolizisten zu brauchen. Damit sind auch den staatlichen Repressionsmöglichkeiten Grenzen gesetzt, will man sich nicht allzuweit von der Wirklichkeit entfernen. Die DC ist eine katholische Partei, und das werden Protestanten nie verstehen. Ihr Gott ist unerbittlich und streng; die grösste Tugend des Katholischen ist die Gnade, das Vergeben. Dieser Gnade wird natürlich nur teilhaftig, wer vorher gesündigt hat. Das erzeugt eine ganz andere Moral, auch in der Politik. Jeder weiss bei uns: Politiker sind korrupt. Na und? Sonst wären sie keine. In Deutschland sind sie, notabene, nicht viel weniger korrupt, doch das dürfte das Volk von keinem erfahren, dann müsste der gehen. Doppelmoral gegen Doppelmoral – welche besser ist, weiss ich nicht. In der Drogenpolitik können wir ohnedies nichts machen – da gibt es bestimmte Organisationen, die das betreiben und deren Macht auch in die Politik reicht. Was in den Gärten wächst, können wir auch nicht überwachen. Das neue Gesetz war, wie gesagt, ein Kompromiss, aber auch ein wenig Taktik hat mitgespielt. Wir kümmern uns jetzt auch de lege lata nicht mehr um Kleingärten. Eine stille Hoffnung: Wird so durch Eigenbau dem Markt eine Finanzkapazität von, sagen wir: zehn Prozent entzogen, ist auch die Finanzkraft jener Organisation ein wenig geschwächt. Und das wäre nicht schlecht für die Demokratie.»

«Sehen Sie sich doch überall in Europa um – bei den weichen Drogen hat sich eine seltsame Gleitzone entwickelt. Sie werden mit halbgeschlossenen Augen geduldet, weil es ja wirklich grössere Probleme gibt, und sie werden nicht freigegeben, weil das einen furchtbaren Wirbelsturm gäbe.»

In Malaga wird, sinnigerweise vor Picassos Geburtshaus, ziemlich offen mit Hanf gehandelt. Das Haschisch kommt angeblich aus Marokko, die Blättchen wachsen im Lande. Der seltsame Rhythmus der Mittelmeerländer swingt durch die

---

nehmen. Darum will ich keinen Dienst mehr machen». Dies erklärte der Sanitäts-Korporal Urs R. (25) den verdutzten Richtern des Divisionsgerichtes 9a. Diese verurteilten ihn nun zu drei Monaten Gefängnis. Gleichzeitig wird er aus der Armee ausgeschlossen. Er war aus dem Bezirksgericht Bülach in Handschellen vorgeführt worden.

(Blick, 11.2.1982)

In ihrem Holzbein hat eine Oma Haschisch nach Kopenhagen geschmuggelt.

Den Erlös aus dem Rauschgiftschmuggel (rund 150 000 Mark) hatte die Frau zum Teil wieder in ihrem Holzbein verstaut.

(Morgenpost, Hamburg 28.2.1975)

Grüsse aus Kopenhagen ...

Verärgert reagierten dänische Minister, andere Politiker und die Öffentlichkeit auf die Breitseiten norwegischer und schwedischer Parlamentarier gegen Kopenhagen. Der dänischen Hauptstadt wird vorgeworfen, dem Rauschgiftmissbrauch durch den Freistaat Christiania Vorschub zu leisten, anstatt ihn wirksam zu bekämpfen.

In der lauen Haltung der dänischen Regierung sehen die Nachbarn eine Unterlassungssünde, da Dänemark vertraglich verpflichtet ist, den Rauschgiftkonsum zu bekämpfen.

Der angebliche «alternative Freistaat» Christiania ist in mancher Hinsicht ein getreues Spiegelbild der Umgebung: auch im Freistaat gehen die Schwachen unter, nicht zuletzt die jungen Grönländer, die auf eigene Faust nach Dänemark kommen und häufig in Christiania enden. Davon wissen auch die Sozialbehörden der dänischen Hauptstadt ein Lied zu singen.

(Süddeutsche Zeitung, 5.1.1982)

Und aus nostalgischen Gründen das berühmte SOMA-Inserat:

Das Gesetz gegen Marihuana ist amoralisch vom Prinzip her und undurchführbar in der Praxis. Jonathan Aitken, Tariq Ali, David Bailey, Humphrey Berkeley, Anthony Blond, Derek Boshier, Sidney Briskin, Peter Brook, Dr. David Cooper, Dr. Francis Crick F.R.S., David Dimbleby, Tom Driberg M.P., Dr. Ian Dunbar, Brian Epstein, Dr. Aaron Esterson, Peter Fryer, John Furnival, Tony Garnett, Clive Goodwin, Graham Greene dsh, Richard Hamilton, George Harrison M.B.E., Michael Hastings, Dr. J.M. Heaton, David Hockney, Jeremy Hornsby, Dr. S. Hutt, Francis Huxley, Dr. Brian Inglis, The Revd. Dr. Victor E.S. Kenna O.B.E., George Kiloh, Herbert Kretzmer, Dr. R.D. Laing, Dr. Calvin Mark Lee, John Lennon M.B.E., Dr. D.M. Lewis, Paul

McCartney M.B.E., David McEwen, Alastair MacIntyre, Dr. O.D. Macrae-Gibson, Tom Maschler, Michael Abdul Malik, George Melly, Dr. Jonathan Miller, Adrian Mitchell, Dr. Ann Mully, P.H. Nowell-Smith, Dr. Christopher Pallis, John Piper, Patrick Procktor, John Pudney, Alastair Reid, L. Jeffrey Selznick, Nathan Silver, Tony Smythe, Michael Schofield, Dr. David Stafford-Clark, Richard Starkey M.B.E., Dr. Anthony Storr, Kenneth Tynan, Dr. W. Grey Walter, Brian Walden M.P., Michael White, Pat Williams.

(The Times, Montag, 24. Juli 1967)

Die *Smokey Bears* sind eine locker organisierte Gruppe, deren Hauptziel die Legalisierung von Cannabis ist. Wir betrachten uns als den Teil dieser Kampagne, der es mit direkten Aktionen versucht. Die Smokey Bears sind nicht Teil der Cannabis-Legalisierungskampagne, unsere Forderungen gehen über deren hinaus.

Das Smoke-in steht im Mittelpunkt unserer Bestrebungen. Es ist der Beweis für unsere Geringschätzung ihrer Gesetze, und es ist auch eine Erklärung unserer Liebe für das Kraut und dessen Vorteile.

(Flugblatt der «Smokey Bears», Herbst 1980)

Kurzer Trip ins andere Lager:

Wie ihre westlichen Altersgenossen greifen offenbar auch die jungen Georgier immer häufiger zum Joint und zu harten Drogen.

Ein Teil der Georgier hält sich an «traditionelle» Rauschmittel: Anascha, eine Pflanze, die, so Kenner, die gleiche Wirkung wie Marihuana erzeugt.

Der Rauschgifthandel und der Genuss von Drogen blühen trotz der schweren Strafen, die in der Sowjetunion auf Drogenbesitz stehen: bis zu zehn Jahren Lagerhaft im Wiederholungsfall.

(Welt, 17.1.1981)

Szene: Kommen allzu viele Touristen, um sich hier mit Verbotenem einzudecken, erscheint auch Polizei und greift einen Touristen – auf dass niemand denke, in Spanien würden Gesetze nicht eingehalten. Die Versorgung funktioniert in ganz Spanien, dem südlichen Klima entsprechend, hervorragend, und die dortige Legalisierungs-Bewegung hat auch ein eigenes Hanf-Kampf-Blatt namens *Globo*. Die Redaktion tagt stilvoll in der Nueva de San Francisco in Barcelona.

Etwas angestrengter funktioniert die Hanf-Welt in Griechenland. Der Stoff kommt aus der Türkei, wächst aber auch im Lande hervorragend. Auch hier gelten die strengen Strafandrohungen vorzugsweise für Touristen, an denen jeden Sommer einmal ein Exempel statuiert werden will.

In Dänemark hat sich im Freistaat Christiania auch der freie Hanfmarkt etabliert, den die Polizei nirgendwo sonst in Kopenhagen duldet. Gelegentlich reisen Hamburger Freaks dorthin, um sich mit ein paar Krümeln einzudecken, nicht ahnend, dass der dort relativ teuer gehandelte Stoff fast stets aus Hamburg in den Norden reiste. Die Hafenstädte spielen den Schwarzen Peter ohne Karten, aber dafür in der Presse: Mal wird Hamburg als Tor zur Drogenwelt bezeichnet, mal Rotterdam, und die Häfen Skandinaviens berufen sich zurückhaltend stets auf ihre kleinen Kapazitäten.

In England ist die Sache nach wie vor verboten, und daran hat weder das berühmte Inserat des Jahres 67 etwas geändert, das die Times-Leser erschreckte, noch die vielen Aktionen der Smokey Bears. Der Hanf-Markt ist jedoch bestens versorgt, und ein Beamter von Scotland Yard bezeichnet ihn als «konsolidiert – die Zahl der Konsumenten ist über Jahre hin ziemlich konstant geblieben. Neulinge und Aufhörer halten einander die Waage. Wir kümmern uns einfach nicht darum.» Wie will er dann aber über die Konsumenten Bescheid wissen. «Oh, wir beobachten natürlich genau. Deshalb wissen wir ja: kein Grund zu Besorgnis, kein Grund, einzugreifen.»

«Wir haben ja auch schon gute zwanzig Jahre Erfahrung mit Cannabis-Politik», sagt er schliesslich. «Zuerst hatten wir Angst, alle Youngsters würden uns crazy werden oder gar insane. Dann merkten wir, dass die repressive Strategie uns die Jugend vergraulte. Wir begannen, die Sache gelassen zu sehen. Und siehe da: Hanf ist nichts mehr Exotisches. Es ist für die Youngsters eine normale Droge geworden wie auch Alkohol, und mit Suff und Medikamenten haben wir schlimmere Probleme, natürlich auch mit Heroin. Hanf ist eine normale Droge, mit der gut 20 Prozent aller jüngeren Menschen umgehen lernten – no problems.»

Aber die Sache ist doch nach wie vor verboten?

«So what?»

12. JUGENDPOLITIK IST DROGENPOLITIK

Vom Rand her zerbröckelnd

Ist es schon soweit oder schon viel weiter? Der natürliche Drang der Verwaltung, alles möglichst total zu erfassen, hat uns den monströsesten Verwaltungsapparat der Menschheitsgeschichte beschert und, als Folge ebenso expansiver Verwaltungsvereinfachungen, immer weniger und immer schmalere Kategorien. Auch die kompliziertesten Computer haben, so liess ich mir erzählen, nur zwei Impulse, nur zwei Werte. Wer da mehr einspeichern will, muss dies nach jeweils zwei und zwei zerhacken, nach Programmen. Diese Programme werden nach Normen erarbeitet, deren Anzahl – Vereinfachen! Vereinfachen! – immer geringer wird. Ich verstehe nichts von Kybernetik, aber ich sehe: eine immer umfänglicher alles umgreifende Verwaltung, die ihre Opfer nach immer weniger Normen erfassen will. Und diese Normen orientieren sich an dem, was «normal» ist. Da aber dieser Begriff «normal» stets eine gesellschaftliche Übereinkunft in Sachen Mehrheitsverhalten war, ist nun «normal» das Verwaltbare.

Wie nützlich, praktisch und bequem Normen sind, versuchen wir unseren Kindern bereits mit Bausteinen und Lego-Systemen beizubringen, obwohl wir über das Lego-Land der Erwachsenen manchmal stöhnen – die genormten Fenster beispielsweise, die am Norm-Mass der Neuen Heimat orientierten Einbau-Küchen, die Bauvorschriften bis hin zur Heckenhöhe. Dann ächzen wir: Brauchen wir so viele Normen?

«Das ist eine natürliche Entwicklung», höre ich. Zweifellos hat sie Vorteile: Mein aus der alten Wohnung mitgebrachter Plattenspieler wird genau in die zurückgelassene Schrankwand der neuen Wohnung passen. Und es ist der Post nicht zu verdenken, wenn sie ein Extraporto für Pakete verlangt, die von der stapelbaren DIN-Grösse abweichen. Ratio, das alte Wort für Vernunft, stand bei jeder Rationalisierung Pate, und ausserdem gibt es Sachzwänge.

Banalitäten, ich weiss. Was die Erfassbarkeit von Menschen betrifft, spricht man von einem «Normentrichter», ja. Das Problem ist der Verwaltung bekannt. Die zunehmende Normierung auch des Menschen – seine endgültige DIN-Fassung wird vielleicht einmal «der neue Mensch» heissen, von sowas haben schon die alten Marxisten geträumt – schliesst Sperriges gewissermassen aus. Bekannt. Auch, dass dieser Vorgang ein progressiver ist, ein dynamischer. Da waren einige, einzelne

«Es hat nie eine Bürokratie gegeben, bis heute nicht, die an die ägyptische Bürokratie herangereicht hätte ... Es steht (aber) felsenfest, dass wir heute unaufhaltsam einer Entwicklung entgegeneilen, die recht genau diesem Vorbilde, nur auf anderer Grundlage, auf technisch verbesserter, rationalisierter, also noch weit stärker mechanisierter Grundlage folgt ... Es ist, als wenn in der Politik der Scheuerteufel, mit dessen Horizont der Deutsche ohnehin schon am besten auszukommen versteht, ganz allein das Ruder führen dürfte, als ob wir mit Wissen und Willen Menschen werden sollten, die ‹Ordnung› brauchen und nichts als Ordnung, die nervös und feige werden, wenn diese Ordnung einen Augenblick wankt, und hilflos, wenn sie aus ihrer ausschliesslichen Angepasstheit an diese Ordnung herausgerissen werden.»

(Max Weber auf der Tagung des Vereins für Sozialpolitik, 1909)



«... Sohn!» – «... Vater ...!»
(Cartoon von Paul Conrad, Herald Tribune, 1970)

ZURÜCK ZUM BETON



Unverständliche Sprache:

Die Sprechblasen stammen ursprünglich aus der Comic-Szene. Das Gestöhne und Gestammel der Bilderheftchen benutzen Jugendliche in der Bundesrepublik jetzt jedoch auch zum Dialog miteinander. «Ächz», «würg», «stöhn», und «lall», das sind nach Erkenntnissen des Braunschweiger Germanisten Henne, der sich seit 1976 mit der Jugendsprache befasst, Kommunikationshilfen für Gymnasiasten und «Azubis», die im allgemeinen «null Bock auf nix haben» oder «sich einen abdröhnen», die «auf etwas unheimlich abfahren» oder «cool» und «clean» bleiben. Wie Henne betonte, ist die typische Sprache der 15- bis 20jährigen, die sich allerdings je nach Bildungsgrad und Herkunft «sehr stark» unterscheidet, Ausdruck des Selbstwertgefühls, zugleich aber auch eine Art Abschottung gegenüber der Erwachsenen.

Bei den empirischen Untersuchungen, die Henne 1983 abschliessen will, sind weitere Indizien für eine «gewisse Sprachlosigkeit» bei den Jugendlichen deutlich geworden.

(Süddeutsche Zeitung, 9.12.1981)

Jedes Lebewesen hat eine kommunikative Form, eine Sprache. Wir bemühen uns nur zu selten, sie zu verstehen. Und dann glauben Dummköpfe, die Fische seien stumm.

(Konrad Lorenz)

Spar Energie, lass dich mit deinem Freund einäschern!

Randexistenzen, und dann kamen schon Randgruppen, immer mehr. Sie sind ein eigenes Verwaltungsgebiet. Für sie werden Sozialarbeiter eingesetzt, Sozialpädagogen, Sozialtherapeuten, immer mehr Sozialbehörden. Ein stetig zunehmender Teil der Verwaltung ist für jene eingesetzt, die nicht unter den Verwaltungsbegriff «normal» fallen, um sie zurückzubringen in die Normalität, so viele wie möglich wenigstens, aber die werden immer mehr. Sie nehmen rapide zu, von Nullwachstum keine Rede: anpassungsunfähige oder -unwillige Jugendliche (Rocker, Punks etc., in jeder Kartei immer mehr Stichworte für sie, bei der Polizei ein Rocker-, ein Punk- ein usw.-Dezernat), die Drogenfälle, die Aussteiger, die Arbeitslosen, die in Wirklichkeit nur nicht mehr wollen oder noch nicht, ... die Kriminellen, angefangen von jugendlichen (schon wieder!) Schwarzfahrern, mit denen immer mehr Gerichte blockiert werden ... In der Verwaltung herrscht konstanter Personalmangel für die Bearbeitung all dieser Fälle, die ununterbrochen neu hinzukommen. Immer mehr passen nicht in die Normen, immer weniger sind «normal». Die Zeit ist, wir wissen es, knirschend aus den Fugen.

Oder werden nur die Normen tagtäglich enger? Haben wir ein Randgruppenwachstum oder eine Normenschrumpfung? Vielleicht ist das Nadelöhr gesellschaftlicher Norm schon so eng geworden, dass nicht einmal mehr ein (von der Natur rückgratlos gestalteter) Regenwurm durchkriechen kann. Ist er nun ein Kamel?

In einem Kaufhaus führen zwei belederte Polizisten einen etwa fünfzehnjährigen Ladendieb ab. Ein Endsechziger schaut zu: «Appelklauer. Früher hätte so einer ein paar hinter die Löffel gekriegt, und die Sache wäre erledigt gewesen.» Die Verkäuferin sagt: «Ich mach' mir doch nicht die Hände schmutzig. Dafür ist doch die Polizei da – wenn wir sie schon bezahlen!»

Wir leben in einer extrem arbeitsteiligen Gesellschaft, bekomme ich zu hören, und dadurch werden auch die Normen immer enger. Das ist so, wenn ich nicht, wie der frühe Lucacs, den Verlust der Ganzheit moralisierend beklagen will.

So ist es: Unsere Welt wird immer enger, und daher nimmt die Zahl derer zu, die so nicht wollen oder können, die aus der Norm fallen. Also wird das Normen-Netz weiter gespannt und enger geknüpft, in der Hoffnung, sie irgendwie auffangen zu können. Undsoweiterundsofort. Ein Zustand, den alle umfassend beklagen, Verwaltete und Verwaltung, und wo ich für den Chor wirklich nicht mehr nötig bin. Unsere Gesellschaft scheint vom Rand her zu zerbröckeln, die vielbeschworene, eingedeichte Mitte wird immer schmaler, aber der Untergang des Abendlandes wird wenigstens computermässig in immer detaillierteren Verwaltungseinheiten erfasst.

Wer sich ohnedies zu den Randgruppen rechnet, erlebt das von Marx prophezeite und ganz anders eintretende Ende des Spätkapitalismus als Zuschauer, je nachdem gelangweilt oder wütend, aber eben am Rande. Das bringt den Apparat auf dem Spielfeld zum Knirschen. Der ständige Zank durch Ministerien und Parteien, ob nun jemand mit oder ohne Gewissensprüfung das vaterlandsdienende Waffenschwingen verweigern kann, interessiert die Betroffenen herzlich wenig und ist auch unter seinen Betreibern eingestanden akademisch – wer sollte denn sonst in den Spitälern, Heimen undsoweiter arbeiten? Auch das Bewusstsein, schon jetzt für die eigene Rente zu sorgen, ist unter der Jugend wenig ausgeprägt – wer in der Zeitung lesen kann, wie ungesichert schon jetzt die Rentenkassen sind, hat Gründe zu der Annahme, dass für ihn selbst einmal nichts mehr übrigbleibt. «Null Bock» ist die Antwort auf die vielen Beschwörungen aus etablierten Mündern, doch einmal das Gesamte, das Gemeinwohl zu bedenken. «Eure Diäten könnt ihr auch ohne uns erhöhen.»

Dabei fehlt es nicht an aufgeschlossenen Herren in Flanell oder Nadelstreif, die das Ohr angeblich am Puls der Zeit haben und zum Zweck ihrer Diagnose immer mediengerechte Schlagworte finden. «Staatsverdrossenheit» wurde eine Weile gehandelt, aber es war nicht der Staat allein, der verdross. Die Sache begann schon mit der tröstlichen Aussicht, nach der Schule auf keinen Fall jene Ausbildung machen zu können, von der man träumte, denn was da ging oder nicht, entschied «die Wirtschaft» oder ihre «Lage», eine stets ungreifbare Situation, momentan, aber die Weichen fürs Leben stellend. No future. Das hat sich auch unter jenen herumgesprochen, die noch nicht am eigenen Leib die Erfahrung machten. Man hatte ja auch andere, eigene: Schul-Normen, Aussicht auf den Numerus Clausus und die Regel-Anfrage. Null Bock darauf.

Die Herren in den Anzügen wurden etwas beunruhigt, und da ihr Patient – «die Jugend» oder, so Peter Glotz: «die Latzhosen-Generation, wie ich sie immer nenne» – nur so wenige Worte sagte (die auch meist noch mit Null und No zu tun hatten), begannen sie, hartnäckig den «Dialog mit der Jugend» zu suchen. Auf den CDU-Parteitag wurden einige handverlesene Exemplare eingeladen, und die Älteren flanierten währenddessen über die Korridore, aber es war wohl auch nicht die repräsentative Auswahl – die dort Jungen sprachen fast genauso wie die Funktionäre, was für ein Duett ausreichend wäre, aber nicht für einen Dialog. Also ging ein Abgeordneten-Ausschuss wagemutig in ein Berliner besetztes Haus. Es kam zu einigen eindrucksvollen Schimpf-Kanonaden, aber auch zu keinem Einverständnis. Nun ja, auch «die Jugend» dort war nicht repräsentativ, denn sie konnte sich ganz gut und sehr eigen artikulieren. Und dies hatten doch andere aufge-

Klare Sprache:

Bundespräsident Karl Carstens hat sich gegen die Sitte ausgesprochen, die Bundesrepublik Deutschland als «BRD» abzukürzen. In einem Rundfunk-Interview sagte er, das Wort «Deutschland» dürfe nicht aus dem Sprachgebrauch verschwinden. Zum Gedanken der Deutschen Einheit bemerkte der Bundespräsident, eine Wiedervereinigung unter dem Vorzeichen der Neutralität sei eine zu enge Vorstellung.

(Süddeutsche Zeitung, 8.3.1982)

Ich bin entschieden gegen die Legalisierung und Verharmlosung des Hasch-Konsums. Es ist erwiesen, dass nach längerem Haschen ein sozialer Verfall einsetzt. Ich meine, alle diejenigen, die eine solche Entwicklung verharmlosen, sollten gleich eine grosse Spende in den allgemeinen Steuertopf werfen, aus dem die späteren «Haschleichen» ernährt werden müssen.

Eduard Zimmermann, Moderator der ZDF-Fernsehsendung «XY – ungelöst», Mainz

(Die Bunte, 8.12.1979)



Wegen Mangel an Interesse fällt die Zukunft aus.

Stell dir vor, es ist Kunst, und keiner geht hin ...
(an einem Museum)

Strassentheater und -musik sind ab sofort in Hamburg wegen Gesundheitsschädlichkeit verboten.
«Wer zu laut oder ausserhalb der aufgeführten Plätze und Zeiten ohne besondere Erlaubnis Strassenmusik oder Strassentheater durchführt», wird auf einem behördlichen Merkblatt in unmelodiösem Amtsdeutsch verkündet, «muss mit der Festsetzung einer Geldbusse und weiteren Massnahmen rechnen.» Weitere Massnahmen heisst: Beschlagnahmung des Musikinstruments, Geldbussen: bis 1000 Mark.
Sechstausend Unterschriften von Bürgern, die Strassenmusik dem Verkehrslärm vorzogen, nützen nun nichts mehr.
(Die Zeit, 27.6.1980)



God ist black! ***Yes, she is.***

Kein AKW in Entenhausen!

Tod ist erblich

Wir sind die Leute, vor denen uns unsere Eltern immer gewarnt haben.

Bekämpft die Inflation – STEHLT!

schlossene Herren herausgefunden: der Patient war so eigenartig «passiv», so gar nicht interessiert, so ... ja! richtig!! «amotiviert». Damit war natürlich nicht jene Randgruppe der Jugend gemeint, die auf der Startbahn West, vor AKWs oder gelegentlich 300000 Kopf stark in Bonn für Leben sorgte, sondern die andere Jugend, wieder einmal.

Da wurden die soignierten Herren bereits etwas nervös. Da suchten sie den Dialog mit der Jugend, und es gab gar keine, sondern immer nur die falsche, Randgruppen eben. Wie immer bei Anflügen von Verzweiflung, suchten sie Rat bei den Experten. Zuerst meldeten sich die professionellen Jugendschützer, mittlerweile auch in jenen Vereinen schon die dritte Generation, aber deswegen nicht jünger als die Gründer damals. Sie hatten zwar wenig Kontakt zur Jugend – schliesslich mussten sie die ja schützen, also nach möglichen Feinden von aussen Ausschau halten –, aber sie konnten sofort alle Gründe nennen, warum es mit der Jugend so bergab ging. Ganz klar: Sex & Drugs & Rock 'n' Roll, das war schon immer so. Aber, schlugen sie vor, man müsse nur die einschlägigen Bestimmungen gründlich verschärfen, und gleich würde es mit der Jugend wieder aufwärts gehen. Man müsse nur diese unanständigen Embleme verbieten, dann noch diese ganzen giftigen Bücher und Platten, und dann müsse man natürlich auch für absolut drogenfreie Jugendzentren und garantiert rechtschaffene Leiter dortselbst sorgen. Und die anderen, nicht so sauberen Treffs müsse man eben dichtmachen, siehe Polizei. Also geschah es, aber es war immer noch keine Jugend zu sehen, wie man sie sich vorstellte, am wenigsten in den sauberen Zentren.

Schon etwas frustriert, befragte man nun auch die Sozialarbeiter, von denen auf Anhieb zwei Gruppen auszumachen waren. Die einen sahen fast so aus wie diese Typen in diesen besetzten Häusern und zweifelhaften Etablissements, oft noch langhaariger. Trotzdem: man fragte sie. Sie drückten sich etwas umständlich aus, sprachen von Umwelt, Gesellschaftsbedingungen und ihrem eigenen Frust, statt klipp und klar zur Sache zu kommen, und dann sagten sie noch: «Ihr seid selbst schuld.» Aber da waren mitgebrachte Geduld und Zeit der guten Männer schon verbraucht. Sie wurden auch nicht weiter gefragt, denn es gab ja auch die sauberen, die höflichen Kollegen. Die hatten zufälligerweise mit ihren sauberen Häusern auch wenig zu tun und Zeit für ausführliche Expertisen in präzisem Soziologenlatein. Und weil sie soviel Zeit hatten, konnten sie auch praktikable Lösungsvorschläge anbieten, etwa: mehr Mittel, noch mehr Sozialarbeiter (selbstverständlich von der sauberen Sorte), und ein paar Pingpong-Tische vielleicht noch. Ausserdem: Die Misere liegt nicht an Euch oder uns, sondern an der Jugend selbst. Sowas hatten auch

schon die guten Herren vermutet, und man wurde sich schnell einig, sowohl über die langhaarigen Kollegen – schliesslich sagten die doch selbst, wie gering sie ihre Erfolgsaussichten einschätzten und wie kompliziert das alles sei – als auch über das Objekt des Dialogs, die Jugend. Die Jugendsucher hatten ihre Jugendexperten gefunden.

Da diese Geschichte kein Märchen ist, sondern eher das Gegenteil, blieb es nicht bei diesem Happy-end. Es wurde ja nicht nur die Jugend gesucht – wo war die bloss geblieben? Anyhow: man wusste ja schon weiter –, sondern auch ein Konsensus, möglichst quer durch die Parteien. Man befragte also repräsentative Psychologen, die bei der Jugend ein tiefwurzelndes Bedürfnis nach Heimat und allen möglichen Traditionen entdeckt hatten, und Pragmatiker der inneren Verwaltung, die seltsamerweise Tradition bieten konnten. Z.B. Kaiser Wilhelms «Immer feste druff!» Man müsse, getreu weiland Dünsings «Leberwurstmethode» hart in die Mitte stechen und so Spreu (links) von Weizen (vielleicht noch verwendbar) sondern, also den «Abschreckungseffekt» gegen die Chaoten ausspielen, um mit der verschüchterten Mehrheit reibungsloser weiterfahren zu können. Schliesslich sei nur eine kleine Minderheit Chaoten.

Da auch dies plausibel klang und selbst in den Ohren progressiv Guter vertraut, ging man alsdann gemeinsam in der harten Welle baden. Das Klima war lau, denn auch die Medien kritisierten nur säuselnd – man war ja dankbar für die knallharten Bilder und hätte bei Missfallensäusserungen nicht mehr vorn dabeisein dürfen. Und wenn der «normale» Bürger die Bilder von Wendland und Startbahn sah und die sausenden Knüppel, wusste er, dass für sein Geld harte Arbeit geleistet wurde. Auch die Drogenknasts waren ja genau das, was man diesen Typen immer gegönnt hatte. Auch die Bulldozer, die das AJZ in Zürich planierten, fanden mehrheitlichen Beifall. 1982 war ja auch so ein Goethejahr, und diesen Satz – demokratischer Konsens! – kannte ja jeder: «Und bist du nicht willig, dann brauch' ich Gewalt!» Und der hatte ja auch mit einem Jugendlichen zu tun.

Es herrschte also weitgehend Einigkeit. Wo war nur übrigens die Jugend geblieben? Meinen Sie *unsere Randgruppen?* Ach ja, das ist ein Problem, ein bedauerliches, leider fast nicht zu lösen. Aber es gibt doch auch die andere Jugend, die Mehrheit, schweigend aber immerhin, nicht wahr?

Eine Satire? Leider nein, vielleicht ein allzuschwach belichtetes Polaroid. Januar 82 besuchte ich mit einem CDU-Funktionär eine Schulklasse. Danach sagte er: «Hier sassen sie plötzlich ganz manierlich. Und draussen machen sie *dann* Randale.»

Es gibt sie, doch, «die Jugend».

Wenn du nicht durcheinander bist, bist du einfach schlecht informiert.



Ich geh' kaputt – gehst du mit?

No dope – no hope – no future!

Es gibt nichts zu tun
Packen wir's an!

Hilf der Polizei – verprügle dich selbst!



In Hamburg, 1982

« ...Dabei lernte ich die ‹Blumenkinder von Haight Ashbury› kennen ... Viele von ihnen waren ‹meine› Studenten. Ich lernte von ihnen, was ein ‹joint› ist ... Und ich erlebte als Vater von unmündigen Kindern, wie an einem altehrwürdigen Hamburger Gymnasium eine förmliche Haschisch-Psychose ausbrach, ... bei den gutbürgerlichen Eltern und den unter Druck gesetzten Lehrern ... Ich fühlte mich herausgefordert als Vater und als Journalist. Meinen Kindern erzählte ich ... ‹Wenn ihr unbedingt haschen wollt, besorgt euch den Stoff nicht von Dealern; den besorge ich euch lieber, dann ist er wenigstens sauber.› Erklären statt Verbieten bewährte sich ...»

(Rudolf Walter Leonhardt, «Haschisch heute», in Rausch und Realität, Köln 1981)

Ein Mann klärt auf

Schonungslos, ja brutal müsse die Aufklärung über die verschiedenen Rauschgifte und deren verheerende Wirkung auf den Körper und die Seele betrieben werden, wenn sie einen jungen Menschen vor der Sucht bewahren solle. Nach dieser Devise hält der Zolloberamtsrat Günter Speckmann aus Hamburg in der Zolltechnischen Prüf- und Lehranstalt Rauschgiftseminare für Schulklassen ab.

Dazu gehört natürlich, vor den unheimlichen Tricks der Verführer zu warnen ...

Zu diesen Tricks gehört zum Beispiel die winzige Menge Heroin, die in Diskotheken heimlich in halb ausgetrunkene Gläser getan wird. Speckmann: «Die Jugendlichen merken es nicht, sie erfahren nur, dass es ihnen an diesem Abend besonders gut gefällt, viel besser als sonst. Daher streben sie am nächsten Tag wieder in dieselbe Diskothek, um von neuem in den Genuss des Gefühls von Unbeschwertheit und Glück zu kommen. Der Trick vom Abend vorher wird dann von den

Eltern-Abend

Nun sind wir also in die Jahre gekommen, das Thema des Buches als Konfliktstoff und ich auch. Das spürt man am deutlichsten, wird man zu irgendwelchen Parties eingeladen; rundherum schon lauter Eltern, jeder Dritte etwa geschieden, Sorgen um Geheimratsecken, Bierbäuche, Schöner-Wohnen-Kinkerlitzchen, und legt dann irgendwer Elvis auf, leuchten manche Augen wie die unserer Eltern bei Charleston – in seligem Rückblick und ein wenig müde. Ich will mich da nicht ausnehmen, und ich bekomme es ja auch sonst zu spüren: Gehe ich irgendwo vorbei, wo Junge paffen, wird das Ding schnell und unauffällig versteckt – ich habe einen anderen Geruch bekommen als die Szene, die wie einst wir keinem über dreissig traut, aus dem Zusatzgrund übrigens, dass man ja auch ein Bulle sein könnte.

«Ein komischer Haufen sind wir schon, wir zwischen vierzig und fünfzig», sagt eine liebe Dame. «Überhaupt nicht unter einen Hut zu bringen.» Was man so als Gastgeberin sagt, wenn es eine kleine Szene gegeben hat. In diesem Falle hatte es ein sonst ganz netter Staatsanwalt «unanständig» gefunden, dass ein Papa seinen Sohn mitgebracht hatte und der seine Pfeife. Das wäre noch nicht so schlimm gewesen, aber nun fielen fast die Hälfte der Gäste über den Rechtshüter her, und plötzlich war nur noch von Hanf die Rede. Zwei Elternpaare waren darunter, deren Kinder wegen Hanf vor dem Kadi gelandet waren, und vor deren Zorn dem Staatsanwalt auch der Hinweis nicht half, dass ja *er* das Gesetz nicht gemacht habe. «Dann lass' die Leute kiffen, wenn sie wollen», bekam er zu hören. «Aber es ist nun einmal verboten», erwiderte er und: «Wo kämen wir denn hin, wenn *alle* Gesetze nicht beachtet werden.» – «Wenn es so blödsinnige sind ...» Die Stimmung war im Eimer.

Eine schwierige Situation für Eltern, gerade in dieser Altersgruppe, die den Stoff selbst noch nicht oder damals doch schon persönlich kennenlernte. Ich werde von ihnen gelegentlich um Rat gefragt, aber ich kann keinen geben.

Jeder Drogenberater kennt diese Situation: Eine verzweifelte Mama kommt hereingeschneit, im Schlepptau eine bokkige oder verstörte Leibesfrucht: «Mein Kind nimmt Haschisch – was soll ich jetzt tun?» Manche Eltern waren empört darüber, dass viele Drogenberater dann zuerst einmal lachten und im übrigen den Rat gaben, die Sache nicht so tragisch zu nehmen. «Das ist doch nicht zu fassen», bekomme ich zu hören. Doch, es ist. In den Beratungsstellen kommen meist ganz andere Probleme zur Sprache: Verzweifelte Heroinsituationen, an deren Anfang oft ein verzweifelnd schmerzhafter Vertrauensriss zu den Eltern stand; drohende Gefängnisstra-

fen; Panik vor einer Rechtsmaschinerie, in die jemand zu geraten droht; Vermittlung von Therapieplätzen bei schwerer Opiat-Abhängigkeit ... Hanf ist für die Drogenberatungen wirklich kein Problem. Nur ganz, ganz selten kommen Typen, die das Gefühl haben, mit der Sache nicht klarzukommen. Was soll man denen sagen? Lass' die Finger davon. Mehr ist nicht zu tun. Es gibt keinen ‹Cannabis-Entzug›, nicht einmal mehr bei besonders ehrgeizigen Ärzten in Provinz-Krankenhäusern, und auch keine *Therapie für Kiffer*. Alle paar Jahre meldet sich zwar in irgendeinem Bundesland irgendein Typ, meist in der Hoffnung auf Zuschüsse, und behauptet, er hätte eine erfunden, aber derlei darf getrost vergessen werden. Was sollte es auch an therapeutischen Möglichkeiten bei Hanf geben können? Sowas wie Alkohol-Entzugs-Therapie? Nicht zu vergleichen, denn Alkoholismus ist ein objektiv feststellbares Krankheitsbild, und der oft erwähnte Cannabismus ist ein Konsum-Muster, dessen begleitende Störungen andere Ursachen haben: Mit der Umwelt nicht zurande zu kommen, in 99 von hundert Fällen (so es soviele gibt), aus Gründen, die nichts mit Hanf zu tun haben. Wer seine Sorgen übermässig verpaffte – «sich zurauchte», heisst das in der Szene – hatte eben die Sorgen, und gegen diese Probleme kann manchmal mit Psychotherapie angegangen werden, aber das ist dann keine Drogentherapie. Aber, und das darf nicht vergessen werden: Das gilt nur für einen Bruchteil von Hanf-Konsumenten, und der ist nach allen Erfahrungen nicht grösser als unter Nicht-Konsumenten. Ein allgemeines «Jugendproblem».

Was sich hierzulande «Drogenaufklärung» nennt, hat allzulang auf den «Abschreckungs-Effekt» gesetzt, mit dem Ergebnis, dass sich Eltern unnötige, nämlich falsche Sorgen machten und für die Jungen der ganze Zinnober unglaubwürdig wurde. Der Schaden, der so angerichtet wurde, wird uns allen noch lange zu schaffen machen.

In Wien hat sich die Praxis eingebürgert, dass Kiffer, die von der Polizei das erste Mal gegriffen werden, zunächst einmal zu den Drogenberatungs-Stellen geschickt werden. «Das hat sich ganz gut eingespielt», sagt ein lieber Arzt, der dort ehrenamtlich mitmacht, «und wir können so meistens verhindern, dass die Typen unnötig kriminalisiert werden. Aber was sollen wir denen schon gross sagen können? Dass sie damit vernünftig umgehen lernen sollen, wozu natürlich auch gehört, sich nicht wieder erwischen zu lassen.»

Eltern, die das Zeug in jüngeren Jahren selbst kennengelernt haben oder gar selbst noch kiffen, haben es da leichter, wenn auch nicht unbedingt. Ich kenne Väter, die sich von ihren Söhnen bedealen lassen und umgekehrte Konstellationen, aber der grundsätzliche Schmerz bleibt auch ihnen nicht erspart: Dass sich die Kinder einmal abnabeln müssen und,

Rauschgifthändlern wiederholt, vielleicht danach noch ein- oder zweimal. Anschliessend aber lassen die Dealer die Kinder zappeln: Keine Pille, keine Stimmung – die ersten Entzugserscheinungen stellen sich ein. Heroin kann schon nach dreimaligem Genuss zu psychischer Abhängigkeit führen. Wenn die Dealer ihren Opfern dann Drogen anbieten, greifen viele zu.»

Und dazu gehört auch die schreckliche, brutale Konfrontation mit der Sache selbst:

«So, nun kommt mal her, riecht mal ordentlich», heisst es dann im Laufe des Seminars. Bläulicher, süsslich riechender Rauch kräuselt sich. Die ersten rümpfen die Nase, husten, schlukken, ziehen sich zurück. «Wenn es auf einer Party oder in einer Disko mal so riecht, dann nichts wie raus, denn dort wird mit Sicherheit gehascht», erläutert Speckmann seinen jungen Zuhörern (ab Klasse acht) und schwenkt den schwarzen Löffel über dem Bunsenbrenner, damit auch jeder etwas von dem Rauch abbekommt.

(Frankfurter Allgemeine, 7.3.1980)



Herr Mellenthin, Drogen-Chef von Baden-Württemberg, mit seinem Musterkoffer für Schulaufklärung, 1980



Aufkleber der rechtsextremen «Anti-Drogen-Koalition», 1980

falls die Elternbindung eine sehr starke war, eine Weile ganz schön und nicht schön herumflippen, bis sie dann – hoffentlich! – eigenen Boden unter die eigenen Füsse bekommen.

Die wirkliche Problemsituation entsteht immer erst, wenn es ein Kind «erwischt» hat, wenn also ein Verfahren ins Haus steht. Da ist vieles möglich, von Panik – in einem Richter-Haushalt; es war schrecklich – über den seltsamen Verweis «Was warst du für ein Trottel, dich erwischen zu lassen!» bis zu Solidarität. Ich will hier wirklich nicht herunterspielen oder besänftigen. Auch wenn die staatlichen Reaktionen nicht mehr immer masslos überzogen sind, müssen sich Eltern mit

---

Beste Tradition

Onanie (Selbstbefleckung) gehört zum Gebiet der fleischlichen Verbrechen und besteht in einer widernatürlichen Selbstbefriedigung des Geschlechtstriebes, wodurch geistige und körperliche Schwäche, Entartung und gänzliche Zerrüttung eintritt.

Dieses Elend, welches ausserdem auch noch Nachkrankheiten als Hysterie, Hypochondrie, tiefe Gemütsstörung usw., sowie männliches Unvermögen und weibliche Unfruchtbarkeit zur Folge hat, entsteht meist durch Verführung und ganz besonders aus einer zu üppigen Nahrung der Kinder.

Zeichen dieses Lasters sind folgende: Verschlossenes Gemüt, Verdriesslichkeit und Unlust zum Spiel und zur Arbeit. Schüchternes Benehmen. Derartige Kinder oder Jünglinge entziehen sich merklich fremden Beobachtungen, halten sich gern an einsamen Orten, z.B. in der Kammer allein auf, bleiben gern im Bett wachend liegen, haben die Hände unter der Decke, im Schlafe immer an den Geschlechtsteilen. Desgleichen suchen sie mit Vorliebe oft den Abtritt auf.

Nach dem Verlassen solcher einsamen Orte erscheinen sie erregt, mit gerötetem Gesichte, eigentümlichem Glanz der Augen, beschleunigtem Herzschlag und Atem.

Im übrigen graublasse, erdfahle Gesichtsfarbe, Blässe der Lippen, bläuliche Augenlider, Ringe um dieselben, unstäter Blick, Flecken in der Wäsche. Dann Mattigkeit, nebst allgemeiner Abmagerung bei starkem Appetit, welke Haut, leicht eintretender Schweiss, Zittern, Rückenschwäche, dumpfer Schmerz in Schenkeln und Waden.

Nach und nach wird die Sprache stotternd, die Stimme schwach, das Haar glanzlos, spaltet sich an den Enden und fällt leicht aus.

Kurvorschrift: Dieses grosse Übel muss man durch nachfolgende Massregeln, welche gewissenhaft und streng durchzuführen sind, zu verhüten und zu heilen suchen.

Ist dieses Laster eingetreten, dann muss das betreffende Kind auch auf die Gefährlichkeit der That aufmerksam gemacht werden, was besonders von dem Vater, dem Erzieher, dem Schwager oder Onkel, dem Arzte oder anderen Personen, welche dem Kinde eine gewisse Autorität sind (die es also gebührend respektiert), geschehen muss. Auch müssen selbst nach Umständen Strafen erfolgen.

Vor allem müssen die Eltern ein sehr scharfes Auge auf das Kind haben, man lasse es nicht in einem Zimmer allein schlafen, auch scheue man die Mühe nicht, mehrmals des Nachts an sein Lager zu treten und die Decke, ohne Rücksicht ob es schläft oder wacht, zurückzuschlagen. Von solchen Untersuchungen und Durchsuchungen bedroht, wird das betreffende Kind die Ausführung seines Lasters nicht mehr wagen; im Fall es dies dennoch thut, so lege man ihm recht grobe Handschuhe ohne Finger an, welche am Handgelenk recht fest verknüpft werden.

Auch kann man dem Kinde ein im Schnitt vollständig geschlossenes, für den Rumpf und die Gliedmassen einheitliches Kleid nachts über anlegen, wodurch dann selbst die härtesten kleinen Sünder mürbe gemacht werden. Auch drohe man mit dem Arzte.

Kein Laster ist auf der ganzen Welt so weit verbreitet, wie dieses, keines so leicht auszuüben, wie dieses; leider ahnt die grosse Mehrzahl der Onanisten nicht das Verderbliche ihres Thuns, öffnet man ihnen aber die Augen, so lassen sie meist das Laster.

Onanie, geistige, welche meist von schon reiferen Jünglingen und Mädchen getrieben wird, ist eine in der Phantasie sich vergegenwärtigende Geschlechtsbefriedigung, welcher sich der Kranke ohne jede Kontrolle der Angehörigen hingeben kann. Die Folgen sind ebenso verheerende wie bei der physischen, treffen jedoch vorwiegend die geistige Thätigkeit.

(F.E. Bilz, Das neue Naturheilverfahren, Leipzig 1907)

dem Gedanken abfinden: Mein Kind ist künftig vorbestraft, es wird im einschlägigen Computer geführt, unter BTM, ohne dass dabei präzisiert wird, *welches* unerlaubte Rauschmittel zu dieser Vorstrafe führte. Mein Kind wird nun staatlich als BTM-Täter gehandelt, und dieser schwarze Punkt wird es begleiten, an Grenzkontrollen, bei Bewerbungen für den Öffentlichen Dienst, er wird den Schulbehörden bekannt sein ... Schreckliche Gedanken, ich weiss, aber ich möchte alle Eltern inständig bitten, sich vor dem Wahnsinn zu bewahren, dieses Schlimme ihren Kindern zum Vorwurf zu machen oder nachzutragen. Sie haben Verbotenes getan, aber dieses Verbotene



Aufkleber aus dem Sympathisantensumpf der Hausbesetzer-Bewegung, Berlin 1980

Erhebliche Gefahren durch Haschisch

Art und Verlauf der Wirkung von Haschisch sind für den einzelnen nicht voraussagbar. Jeder Probierer ist gefährdet durch mögliche Angst- und Panikanfälle, Sinnestäuschungen, Wahnideen. Mitunter werden schizophrenieartige Geisteskrankheiten ausgelöst. Im akuten Rauschzustand sind u.a. Koordination und Konzentration vermindert, es besteht Selbst- und Fremdgefährdung im Strassenverkehr. Bei monatelangem täglichen Konsum wird die Persönlichkeit schwer geschädigt durch starke seelische Abhängigkeit von der Droge, Interessenverlust, Apathie, schleichende Intelligenzminderung und soziale Verwahrlosung. Die körperliche Abwehrlage wird geschwächt. Genetische und hirnorganische Schäden werden vermutet.

Es ist schwer, Drogenmissbrauch oder Abhängigkeit zu erkennen. Viele Eltern merken erst nach längerem Missbrauch, dass ihre Kinder Drogen nehmen oder abhängig sind.

Sichere Anzeichen gibt es nicht

Alle für den Laien erkennbaren Symptome können auch andere Gründe haben. Drogenmissbrauch oder Abhängigkeit kann sich äussern in:

körperlichen Störungen wie häufigen Kopfschmerzen, Neigung zu Schwindel, Ohnmachten, Herz-, Magen- und Darmbeschwerden, Menstruationsstörungen, Angstzuständen, depressiven Verstimmungen, blasser und fahler Haut, Zittern der Hände, verwaschener Sprache;

psychischen Störungen wie Überempfindlichkeit, Misstrauen, Ängstlichkeit, Stimmungsschwankungen von «himmelhochjauchzend» bis «zu Tode betrübt», leichter Ermüdbarkeit, Interessenlosigkeit bis hin zur Apathie, Lern- oder Leistungsschwierigkeiten;

Leistungsabfall in der Schule, in der Ausbildung und am Arbeitsplatz ohne erkennbaren Grund;

plötzlicher Lösung von Freundschaften und nachfolgend ständig wechselnden Bekannten;

auffallender Interessenlosigkeit, Aufgabe von Hobbys ohne neue zu entwickeln;

resignatorischer Lebenseinstellung, Pessimismus und Meinungsschwankungen.

Drogenabhängigkeit verändert Ihr Kind völlig. Es lügt, stiehlt, und verspricht alles, um an Drogen zu kommen. Es wird kriminell und verwahrlost bis hin zur Prostitution.

Was Eltern nicht tun dürfen:

Geben Sie Ihr Kind nie auf; manchmal können Rückfälle Schritte auf dem Weg zur Überwindung der Abhängigkeit sein. Auch das Gefängnis muss nicht Endstation bedeuten;

sehen Sie den sozialen Folgen des Drogenmissbrauchs wie Kriminalität, Prostitution und Verwahrlosung ins Auge, verharmlosen Sie sie nicht und decken Sie sie nicht. Jedes Zudecken ist ein Schritt weg von den Chancen der Heilung Ihres Kindes;

verheimlichen Sie nicht die Drogenabhängigkeit Ihres Kindes;

schämen Sie sich nicht, denn Drogenabhängigkeit kann auch in der Familie Ihrer Nachbarn auftreten;

geben Sie Ihrem drogenabhängigen Kind niemals unkontrolliert Geld, denn es wird dieses sofort in Drogen umsetzen;

Weiteres Informationsmaterial und ein Verzeichnis aller Beratungsstellen erhalten Sie kostenlos von der

Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, Ostmerheimer Strasse 200, 5000 Köln (1981)

Die Kriminalpolizei rät: Verderben Sie dem «Hasch» den Markt!

Ein 14jähriger Schüler bestahl seine Eltern, verkaufte die «Beute» und beschaffte sich vom Erlös Drogen.

Ein 19jähriger erschoss seine Mutter. Er stand unter dem Einfluss einer Überdosis Rauschgift.

(Flugblatt der Arbeitsgemeinschaft der Leiter der Landeskriminalämter mit dem Bundeskriminalamt, BRD-weit verteilt)

steht in keinem Verhältnis zu den Folgen, für die *sie* nicht verantwortlich zu machen sind. Wo selbst viele Erwachsene die staatliche Überreaktion auf diesem Gebiet nicht mehr verstehen können, wäre es zuviel verlangt, dafür von den eigenen Kindern Verständnis oder Respekt zu fordern.

«Du hättest doch wissen müssen, dass du dir damit dein Leben zerstörst.» – «Gibt dir das Zeug denn wirklich soviel, dass du jetzt mit *diesem Schaden* leben musst?» – «Und was willst du jetzt – *wir* können dir da nicht mehr helfen.» Klassische Eltern-Sätze, verständlich, aber falsch. Sie helfen nicht.

Was soll ich sagen? Eltern vergessen leicht, wie sie selbst in jenem Alter waren, oder sie haben ihre Erinnerungen frisiert, als wären sie Bilanzen. Eltern haben als Jugendliche der Nachkriegszeit auf dem Schwarzmarkt mitgemischt, und das Risiko, dabei erwischt zu werden, war gering. Auch der Respekt vor den Verboten, was diesen Markt betraf. So ähnlich geht es heute vielen Jungen mit Hanf – man weiss ja, das es verboten ist, aber fast jeder macht's, und überhaupt ... Das heisst nicht, dass die Sache in Ordnung ist. Sie ist nur eine Tatsache, genausowenig schön wie der Schwarzmarkt der Nachkriegszeit, genauso wirklich, genauso verboten. Und die staatlichen Mittel, Verstösse gegen Verbote zu bestrafen, aus *präventiven Gründen* heisst es immer, obwohl da das Kind schon im Brunnen liegt, sind unglaublich perfekter geworden. Auch die staatliche Hartnäckigkeit, Verbotsverstösse über das Strafmass hinaus durch Brandmarkung zu bestrafen.

Ich müsste fragen: Haben Sie das Gefühl, einen künftigen Verbrecher erzogen zu haben, oder finden Sie, Ihr Kind sei schon ganz in Ordnung, kleine Schatten inbegriffen? Ich weiss: Eine böse Fragestellung, denn sie ist eine nach Ihrem Selbstverständnis. Ich müsste vielleicht noch unfairer fragen: Wer steht Ihnen im Zweifelsfall näher – Ihr Kind oder Ihr Staat? Und vergessen Sie bei der Antwort Mutter- und Vater-Instinkte; das Problem ist komplexer.



NORMALES VERHALTEN.

Unter dem Einfluss einer Haschisch-Zigarette hat ein Schimpanse in Las Palmas Schrecken verbreitet. Gäste einer Bar, dessen Besitzer der Schimpanse gehörte, hatten das Tier aus Spass einen «Joint» rauchen lassen. Die Wirkung der Droge auf den Affen war zunächst drolliger Übermut, dann aber gefährliche Aggressivität. Der Schimpanse griff erst die Gäste an, zertrümmerte Flaschen und Regale und sprang wie ein Wilder im Lokal umher. Dann stürmte er auf die Strasse und verfolgte die in Panik in Hauseingänge flüchtenden Passanten. Eine Polizeistreife erschoss den wildgewordenen Affen schliesslich.
(Süddeutsche Zeitung 21.3.1980)

«Im langen Lauf der Geschichte haben Blumen immer gegen Zäune gesiegt und die Jungen immer über die Alten.»
(F. Dutton, Rektor der University of California, 1969)

Sprechstunde

Was ist nun eigentlich das Cannabis-Problem?

«Die Droge ist nicht akzeptiert», höre ich.

So einfach ist das nicht. Sie ist *staatlich* nicht akzeptiert, *gesellschaftlich* jedoch bereits weitgehend. Ähnliche Diskrepanzen zwischen staatlichen und gesellschaftlichen Normen gibt es auf vielen Gebieten, allein schon deshalb, weil staatliche Massnahmen *ursprünglich präventiven* Charakter haben, sehr bald aber, werden sie gesellschaftlich nicht «angenommen», nur noch einen repressiven und den Tatsachen hinterherhinkenden. Unsere Drogengeschichte ist in dieser Bezie-

hung sehr aufschlussreich: Auch gegen Tabak und Kaffee gab es Gesetze. Sie waren nicht zu halten. Andere, ursprünglich nicht gesetzlich bedachte Drogen wie Opiate entwickelten sich zu einer derartigen Problempotenz, dass gesetzliche Normierungsversuche notwendig wurden.

Wie ist es nun mit Hanf? Zumindest die letzten fünfzehn Jahre leben wir mit der verbotenen Sache. Welches Ergebnis? Trotz Verbotes wird die Sache von der überwältigenden Mehrheit der Bevölkerung unter 35 als eine *Normaldroge* akzeptiert, nur vom Gesetz als «Rauschgift» bezeichnet. Man kifft oder nicht, wie man trinkt oder nicht. Und wer es selbst nicht tut, sieht darin keinen Anlass, jetzt seine Beziehungen zu einem Kiffer abzubrechen. Im Arbeiter-Milieu ist die Sache weniger verbreitet als in Bevölkerungskreisen mit höherer Schulbildung, aber die Grenzen sind fliessend, und auf dem Lande ist die Sache begreiflicherweise weniger bekannt als in den Städten. Befragungen und Untersuchungen, die in Städten durchgeführt wurden, ergeben etwa dieses Bild in der Bevölkerungsgruppe zwischen 20 und 35: Mehr als 40% haben die Sache zumindest einmal versucht, daran aber keinen oder keinen sonderlichen Gefallen gefunden (ich persönlich würde diese Zahl geringer ansetzen, denn es ist anzunehmen, dass sich, ähnlich wie bei Sex, viele nur mit solchen Erlebnissen brüsteten); 15–17% rauchen gelegentlich Hanf, wobei Gelegenheit die Kiffer macht; 8–10% rauchen mehr oder minder regelmässig. Trotz aller Meinungsmache hielten 79 Prozent der Befragten Hanf für eine harmlose Sache, über die – «Jeder soll nach seiner Façon selig werden» – kein Aufhebens zu machen wäre. In der Gruppe der 15–20jährigen liegen die Zahlen, was die «Probierer» betrifft, etwas höher, auch bei den Gelegenheitskonsumenten, doch auch hier dürften die oben geäusserten Bedenken gelten.

Dieselbe Szene kann überall beobachtet werden, wo jüngere Menschen zusammen sind: Irgendwo kreist ein Joint, jemand nimmt einen Zug und gibt die Sache weiter. Nebenmann/frau nimmt auch einen Zug oder gibt die Rolle einfach so weiter, ganz selbstverständlich. Niemand wundert sich mehr.

Wir leben in einer Gesellschaft, deren Regierungen und Parteien wegen allem und jedem demoskopische Institute beschäftigen. Es ist doch mehr als eigenartig, dass *eine* Frage noch nie gestellt wurde: «Sind Sie für eine Entkriminalisierung von Hanf-Rauchern?» Ein Beamter im Gesundheitsministerium: «Gott bewahre! Dann könnten wir unser ganzes Gesetz wieder umschreiben!»

Die Toleranz und Akzeptanz, Hanf betreffend, nimmt bei den Bevölkerungsgruppen höheren Alters treppenweise ab, um in einem aus anderen Gründen bedingten Desinteresse zu



VERHALTEN UNMITTELBAR NACH GENUSS VON MARIWANNA.

(Gerhard Seyfried, Wo soll das alles enden? Berlin 1978)

17. Jahrhundert: Der Fürst des Kleinstaates Waldeck zahlt jedem zehn Taler, der einen Kaffeetrinker denunziert.

17. Jahrhundert: In Russland lässt Zar Michael Fjodorowitsch jeden hinrichten, in dessen Besitz Tabak gefunden wird. «Zar Alexej Michailowitsch erklärt, jeder, bei dem Tabak gefunden wird, ist solange zu foltern, bis er den Namen desjenigen preisgibt, von dem er den Tabak bekommen hat.»

ca. 1650: Der Tabakkonsum ist in Bayern, Sachsen und Zürich untersagt, aber die Verbote sind unwirksam. Sultan Murad IV., Herrscher des Ottomanischen Reiches, verkündet die Todesstrafe für Tabakrauchen: «Wo auch immer der Sultan auf seinen Reisen und militärischen Expeditionen hingelangte, stieg die Zahl der Hinrichtungen entsetzlich an. Selbst auf dem Schlachtfeld liebte er es, seine Männer beim Rauchen zu ertappen und sie durch Enthaupten, Erhängen, Vierteilen oder Zerquetschen ihrer Hände und Füsse zu bestrafen ... Doch trotz all der Schrecken dieser Verfolgungen ... liess die Leidenschaft für das Rauchen nicht nach.»

1691: In Lüneburg (Deutsch-

land) wird das Tabakrauchen mit dem Tode bestraft.

1921: Zigaretten sind in vierzehn amerikanischen Bundesstaaten verboten, in 28 weiteren Staaten liegen 92 Gesetzesentwürfe vor, die den Zigarettenkonsum für illegal erklären. Junge Frauen werden wegen Zigarettenrauchens von den Universitäten verbannt.

(Thomas Szasz, Das Ritual der Drogen, München 1979)



Ein unscheinbarer weisser Ansteckknopf mit einer kleinen grünen Pflanze am Revers von Arnd Hötzel, dem Betriebsratsvorsitzenden des stadtnahen «Vereins Arbeits- und Erziehungshilfe», hat dafür gesorgt, dass in dieser Institution der Haussegen wieder einmal schief hängt. Inzwischen zum 26. Mal seit Anfang 1980 musste das Arbeitsgericht Frankfurt diese Woche bemüht werden, um über ein weiteres Kapitel im Dauerstreit zwischen den Betriebsratsmitgliedern und dem Geschäftsführer des Vereins, Lothar Andreas, zu verhandeln.

Am Rosenmontag dieses Jahres hatten sich die Betriebsratsmitglieder der Einrichtung, die unter anderem Drogenberatungsstellen und beschützende Werkstätten für Behinderte betreibt, zur Sitzung in der Behindertenwerkstatt in Höchst getroffen. Bei dieser Gelegenheit machte Arnd Hötzel zusammen mit seinen Kollegen auch einen Rundgang durch die neue Drogenberatungsstelle. Hötzel trug den besagten Ansteckknopf, der dem Leiter der Stelle auffiel. Es verging kein Tag, und für Geschäftsführer Andres stand fest, dass Hötzel nunmehr untragbar für den Verein sei:

Die Pflanze auf dem Button, liess er den Betriebsrat wissen, sei

enden. Doch auch hier scheint etwas in Bewegung zu sein – Eltern mit kiffenden Sprösslingen denken anders über die Sache, als sie einmal gelernt haben.

Vor diesem gesellschaftlichen Hintergrund macht das *staatliche* Hanf-Verbot den Eindruck eines mit immer härteren Mitteln ausgetragenen Rückzugsgefechts.

Wortmeldung aus der linken Ecke: «Das Haschisch-Verbot ist die allerbequemste Sache für die staatliche Politik der allgemeinen Jugendunterdrückung. Man braucht niemanden wegen seiner abweichenden Meinung zu verfolgen – was ja manchmal, siehe Berufsverbot, im Ausland schlechten Eindruck macht –, man braucht ihm nur in die Tasche zu langen, denn einen Krümel haben ja die meisten. Die Unterdrükkungsmaschine läuft eben nun mit der Begründung: Kampf gegen Rauschgift!»

Soweit möchte selbst ich nicht gehen, denn «der Staat» ist ein Verwaltungsapparat und zuvörderst mit «laufenden Geschäften» befasst. Dass die, in der Hoffnung auf reibungslose Perfektion, oft mit Mitteln und auf eine Weise betrieben werden, die Verschwörungstheorien – Staat gegen Bürger – fördern, liegt am Wesen dieses Apparats. Es sind allesamt manchmal liebe Beamte, oft aufgeschlossen, dann wieder von «bleibenden Werten» besessen, die sich dem Ziel, alles noch besser, noch praktikabler, noch vernünftiger, noch effizienter zu gestalten mit geradezu irrationaler Hingabe widmen. Irrational, denn: Der Mensch passt gar nicht zu diesem so schönen erträumten System. Sicher, er braucht seine Ordnung, aber nicht zuviel, er will Verkehrsregelungen, aber keine Gängelung. Man weiss das und versucht daher, dementsprechende Regelungen noch präziser auszuarbeiten. Ein Paradox. Viele menschliche Bereiche sind normativ nicht zu erfassen – aber das hiesse auch für den Staatsapparat, gerade vor diesen Bereichen zu resignieren, wo es doch sooo viel zu tun gäbe. Also wird angepackt, nicht einmal mit bösen Hintergedanken, aber mit Beamten-Naivität, die sich wieder zurecht empört, will man ihr Verschwörungsgedanken unterstellen.

Das wird schon am Beispiel «Jugendschutz» deutlich, vom pseudo-pädagogischen Hochmut vieler seiner Bereiche abgesehen. Er *kann* nicht funktionieren, weil viele Jugendliche gar nicht geschützt werden wollen und ihre Identität gerade im Sprung über die fürsorglich errichteten Laufgitter suchen, in der Hoffnung, damit aus diesem Betütelt- und Entmündigtsein in das Gehege der Erwachsenen, in die scheinbare Freiheit zu gelangen.

Bei Hanf sind die Probleme des Apparats noch viel grösser. Die Sache wurde über viele Jahre in allen Gefährlichkeitsgraden verteufelt und mit allen Mitteln bekämpft, und jetzt soll man zugeben, dass all dies nichts brachte ausser Probleme?

Da steht schon die *Ideé fixe* des Staatsdieners entgegen, doch dem Volkswohl zu dienen. Man wurde zum Gefangenen der selbst in Auftrag gegebenen Schreckensvisionen, was alles geschehen *könnte*, würde eine Schleuse geöffnet. Man müsste schon eine überirdische Fähigkeit zum Eingeständnis aufbringen, falsche Wege gegangen zu sein. Und was geschähe dann, wo man doch immer alles prinzipiell sehen will? Generalprävention, Individualprävention, all das, womit «Strafbewehrung» begründet wird ...? Gut, man hat vielleicht *selbst* geirrt, hat die Sache für gefährlicher gehalten, als sie tatsächlich ist ... aber *der Staat kann nicht irren.* Und er ist auch ein Gefangener im selbst mitgezimmerten Gehege von Verträgen, von Sachzwängen und so weiter. Gottseidank. «Eine Änderung des Cannabisverbotes kommt nicht in Frage», heisst es schliesslich. Es gibt eben so unendlich viele Gründe.

Es sind alles nette Beamte, die das sagen. Manche kiffen selbst und finden das alles sehr traurig. Die Situation ist eben heillos verfahren, und sie sind ihre Gefangenen. Ja, die derzeitige Regelung ist ungerecht, eine unberechtigte Härte in vielen Fällen, und das ist ja nicht nur bei Hanf, sondern auf so vielen Gebieten, zum Beispiel ... Weiter zur Tagesordnung, bevor die Lawine ähnlicher Probleme über uns zusammenschlägt.

Vielleicht ist es nur dies: Der Staatsapparat, als Problemlöser eingerichtet, überschätzt seine Fähigkeit dazu und reagiert deshalb so oft falsch, missverständlich und schadend.

Viele Stimmen: «Dann wäre doch das Einfachste und Vernünftigste und Problemloseste, die Sache einfach zu legalisieren!»

Wer war denn das schon wieder? Dagegen sprechen nicht nur die bereits angedeuteten «Sachzwänge», sondern auch eine Reihe anderer Bedenken. Wir leben ja mit einer ganz allgemeinen Drogenproblematik, vor deren Hintergrund das gesehen werden müsste.

Ein Zwischenruf: «Die beste Droge ist ein klarer Kopf!»

Sehr richtig, Udo Lindenberg. Gehen Sie mal mit gutem Beispiel voran! Ich persönlich finde den Spruch übrigens doof.

Ein Diakonissinnen-Stimmchen: «Aber es wäre doch wünschenswert, wenn die Menschen überhaupt ohne Drogen leben könnten.»

Herr Heckmann (schon wieder! Noch nicht genug blamiert?): «Wozu ist die Droge eigentlich nütze? Bisher konnte keiner der Haschisch-Apostel diese Frage schlüssig beantworten. Denn nützlich sind Drogen mit Sicherheit nur für einen: für den Händler. Und das ist unabhängig von Legalität oder Illegalität. In der Illegalität wird der Profit durch die Höhe des Preises bestimmt, in der Legalität durch die Masse.»

Was Sie nicht alles wissen. Ihre Relativitätstheorie der

Hanf, aus dem man Haschisch mache. Damit fordere Hötzel zum Drogenkonsum auf, was seine fristlose Kündigung rechtfertigte.

(Frankfurter Rundschau, 20.3.1982)

Wohl kaum eine Diskussion ist in den letzten Jahren so emotional geführt worden wie die Diskussion um die Liberalisierung des Cannabisgebrauchs. «Kein Knast für Hasch» propagierte die Jugendorganisation der Freien Demokraten und meinte damit die Entkriminalisierung von Cannabiskonsum wohl nach dem Vorbild der Holländer. Bei ihnen zählt seit 1976 der Eigenverbrauch nicht mehr zu den Vergehen, sondern zu den – weniger hart bestraften – Ordnungswidrigkeiten. Der bundesdeutsche drogenpolitische Standpunkt zeigt nach wie vor keinerlei Bestrebungen, die in Richtung Entkriminalisierung gehen.

(Bernd Georg Thamm, Frankfurter Rundschau, 17.4.1982)

Es ist kein Zufall, dass bewusstseinserweiternde Drogen zuerst von den Künstlern und später auch von jungen Forschern und Studenten besonders stark verwendet wurden.

(Volbehr)



Die Ursache des weltweiten Konsums von Haschisch, Opium, Wein und Tabak liegt weder im Geschmack noch im Genuss, weder in Entspannung noch Heiterkeit, sondern einfach im Bedürfnis eines Menschen, vor sich selbst die Ansprüche des Bewusstseins zu verbergen, denn der Mensch ist sowohl spirituelles als auch ein animalisches Wesen.
(Leo Tolstoi)

Wir können uns schwer davon eine Vorstellung machen, dass aus unserem Leben alle Genussmittel verschwinden, und viele glauben kaum, dass wir sie alle würden entbehren können.
(Carl Hartwich, Die menschlichen Genussmittel, ihre Herkunft, Verbreitung und Geschichte, Leipzig 1911)



Drogenökonomie müssen Sie mir einmal erklären, das möchte ich begreifen. Oder waren Sie das gar nicht? Das klang schon so zart wie die moralische Dame.

Aber zur Sache: Natürlich wäre es schön, ohne Drogen zu leben. Seit es die Menschheit gibt, wird das vorgeschlagen. Wann war das der Fall? Angenommen, der Apfelbaum des Paradieses war Calvados – warum haben die beiden danach gegriffen? Weil sie sein wollten wie Gott, lese ich. Vielleicht ist es das, warum die Menschheit immer von Drogen fasziniert war (übrigens auch von Sex und Mystik). Das Bedürfnis nach Ekstase, nach dem aussergewöhnlichen Zustand, könnte *ein* Grund sein, wobei die chemische, also die durch Drogen, stets den geringsten Respekt genoss. Vielleicht hat der alte Goethe recht, wenn er das Bedürfnis nach Rausch zur Natur des Menschen zählt. (In der griechischen Bibelausgabe ist die verbotene Frucht übrigens Wein, und auch danach schämten sich die ersten Menschen wie wir nach jedem Rausch.)

Wozu eine Droge «nütze» ist, können Mediziner und Pharmazeuten beantworten. Es gibt *keine* unnütze. Wozu sie sonst genommen wird, muss jeder einzelne Gebraucher beantworten. Ich halte es allerdings gefährlich, wenn ausgerechnet verklemmte Moralisten das «Nützlichkeitsargument» in die Drogendiskussion einbringen wollen. Denn wer Drogen als «Lebenshilfe» sieht, etwa gar als Krücke, damit langzukommen, wird auf die Nase fallen. Drogen sind (ausser für den Arzt) keine Hilfe und keine Lebenshilfe. Sie gewähren höchstens einen *vorübergehenden* Ausflug von der Realität, wobei dieses Bewusstsein nötig wäre. Und sie fordern für diesen Ausflug ihren Preis, vom Kater angefangen.

Drogen sollten kein Thema moralischer oder moralinsaurer Betrachtungen sein. Sie sind. Alt wie die Menschheit, die mit ihnen immer wieder leben lernen muss.

Wer über die zunehmenden Drogenprobleme jammert, muss auch fragen: In welcher Gesellschaft leben wir, dass unser Bedürfnis, wenigstens vorübergehend auszubrechen, so zugenommen hat?

Die Szene wird etwas chaotisch – immer mehr «Legalize-it»-Chöre. Ja, also was dann?

«Man könnte die Sache aus der Apotheke beziehen, unter staatlicher Qualitätskontrolle», sagt Herr Zumpfort.

«Aus dem Zigarettenautomaten an der Ecke! Oder, von mir aus, ab 18 aus dem Tabakladen!»

War das ein Freak oder ein Herr von der Industrie?

Laute Protestschreie: «Wollen wir denn noch mehr Drogen?! Wir haben doch schon mit den jetzt legalen genug Probleme!»

Da ist was dran, aber: Ist nicht der Hanf mittlerweile auch eine Droge mit fast derselben Verbreitung? Und macht nicht

die Illegalität samt Folgen die Sache noch problematischer?

Ein alter Hippie meldet sich, vermutlich aus den Sechzigern stammend: «Ich bin gegen eine Legalisierung. Das ist ja der Reiz an der Sache, dass sie verboten ist. Wenn ich mein Dope aus dem Laden holen kann, macht es doch gar keinen Spass mehr, und ich müsste mich nach was anderem Verbotenen umsehen. Und da gibt es weit und breit nichts harmloseres.»

Da ist auch was dran, aber: Wer heute zu kiffen anfängt, denkt da nicht mehr so kleinbürgerlich-revoluzzerisch.

Die Szene wird noch chaotischer. Alle schreien durcheinander, und die unauffällig-auffälligen Herren, die schon von Anfang an dabei waren, werden allmählich auffällig und machen sich bereit, ihre Ordnung wieder herzustellen.

Ein älterer Herr erhebt sich: «Jeder verstösst ja zuweilen gegen dennoch zu respektierende Ordnungen, wenn er nicht ganz darauf verzichten will, sein eigenes Leben zu leben ... Ich bleibe heute wie vor zwölf Jahren dabei: In einer intakten, liberalen, aufgeklärten Gesellschaft kann und darf der Konsum und (keiner kann konsumieren, was er nicht hat) Besitz von Haschisch kein mit schweren, mit Haftstrafen belegbares Delikt sein.»

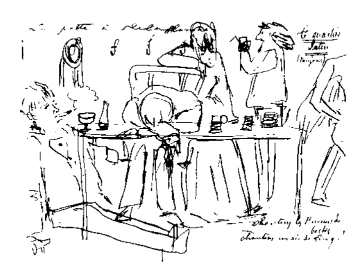
Wütende Proteste von rechts, Gelächter von links. Nein, das ist ungerecht. Herr Leonhardt hat sich wieder einmal als einer der seltenen wirklich Liberalen gezeigt. Vielleicht hat er sich nur im Land geirrt.

Vielleicht Privatsache?

Das Volk der Dichter und Denker hat es wohl nie nötig gehabt, auf einen Ausländer zu hören, noch dazu einen Juden und schon 1677 gestorben. Man konnte sich ja an Kants missverstandenes *an sich* halten und an die wiederentdeckte preussische Staatsphilosophie, und die Fronten sind ja nicht nur bei der Drogenpolitik verfahren. Zweifellos: die gesamte Jugendpolitik ist, auch bei freundlicher Bestandsaufnahme, gründlich gescheitert, und da nach Schuldfragen zu suchen, beantwortet nicht die dringenderen. Da hilft auch nicht der Hinweis, dass es ja noch viel mehr ungelöste Probleme gibt – wer so argumentiert, würde nur diesen Trümmerhaufen perpetuieren und im übrigen weiter verwalten, als sei er noch ein bewohnbares Haus. Dem von den Gerichten immer wieder zu interpretierenden «Willen des Gesetzgebers» steht, beispielsweise bei Hanf, die Tatsache entgegen, dass jeder 24. Bürger Deutschlands (und in der Schweiz oder Österreich ist es nicht anders) mehr oder minder regelmässig diesen Willen missachtet. So ist also das Hanf-Verbot eines, dessen *Sinn* von einer grossen Bevölkerungsgruppe tätlich bezweifelt wird und des-

Sämtliche Gesetze, die gebrochen werden können, ohne dass dabei jemand zu Schaden käme, werden belächelt. Sie sind so weit davon entfernt, irgendetwas zu bewirken, um die Wünsche und Leidenschaften des Menschen zu beherrschen, dass sie, im Gegenteil, des Menschen Gedanken genau auf diese Dinge richten und ihn dazu führen; denn wir streben immer dem zu, was uns verboten ist, und wünschen uns die Dinge, deren Besitz uns nicht erlaubt sind. Und dem Müssiggänger fehlt es nie an der Geschicktheit, die er braucht, um es sich zu erlauben, Gesetze zu umgehen, die dazu entworfen wurden, Dinge zu bekommen, die nicht gänzlich verboten werden können ... Derjenige, der versucht, alles durch das Gesetz festzulegen, wird das Verbrechen fördern, statt es zu verringern.
Spinoza.

In der Bundesrepublik hat eine gefährliche Entwicklung eingesetzt: die Gesellschaft beginnt, sich auf ein «Leben mit Haschisch» einzurichten. Dies stellte Dr. C. Heinemann (Westfälisches Institut für Jugendpsychiatrie und Heilpädagogik Hamm) in einer Zusammenfassung der klinischen Folgen nach Haschischkonsum in der Ärztezeitschrift «Medizinische Klinik» fest. Entscheidend habe zu diesem Trend eine Verharmlosungskampagne beigetragen.
(Frankfurter Rundschau, 25.2.1972)



«Das Quartier Latin». Karikatur von Germain Nouveau, um 1875

Das heisst: Vielleicht sind die Drogen nicht die Ursache, dass jemand kaputt geht, sondern vielleicht benutzt er nur die Drogen, um noch ostentativer kaputt zu gehen, als er schon kaputt gegangen ist. Die Drogen sind's meist nicht, die jemanden kaputt machen, sondern sie sind es, an denen sich zeigt, dass jemand kaputt gegangen ist. Die Droge ist nur ein Ausdruck. Wenn du schreist, hast du einen Schmerz, aber der Schrei ist nicht dein Schmerz, nicht der Schrei macht dich kaputt, sondern das, was dir wehtut. Das Hineinfallen in eine Droge ist der Ausdruck dafür, dass jemand mit diesem Gesellschaftssystem nicht mehr zurande kommt, das ihm genau sagt, wie er sein sollte, aber genauso kann oder will er nicht sein.

Ist Drogenmissbrauch nun nur ein gesellschaftliches Problem, oder auch ein individuelles?

Was wir übersehen am Anstieg sen *Wirksamkeit* in den Augen einer wesentlich grösseren Bevölkerungsgruppe gescheitert ist. Es hat sich nicht bewährt, und bei emotionsloser Bestandsaufnahme überwiegt der tatsächliche Schaden dieses Verbotes den erhofften Nutzen. Präventionsdenken in Ehren, aber auf dem Sektor der Jugendpolitik und, damit untrennbar verbunden, der Drogenpolitik hat es keine Erfolge gebracht.

Vielleicht liegt es daran: Unser legistisches Denken und unsere politische Logistik ist von *Absichten* bestimmt, und die Exekutive handelt zu dem Zweck, die Tatsachen im Sinne der Absicht zu gestalten. Entzieht sich aber die Tatsache dieser Gestaltung, müsste vielleicht einmal von einer Tatsachen-Analyse ausgegangen werden. Dann könnte vielleicht, in einem dialektischen Prozess, ein Weg gefunden werden, mit den Tatsachen ohne allzugrosse Preisgabe der Absichten zu leben. Unser tägliches Leben verläuft ja so, als ständiger Kompromiss mit den Tatsachen. Vielleicht sollte das auch für die gesetzgeberische Politik gelten.

Eine ganze Reihe Gesetze will die Jugendlichen vor Drogen schützen. Die Suchtstoffgesetze gehören teilweise dazu, denn sie gelten auch für Erwachsene. Die Absicht dieser Gesetze ist klar, ihre moralischen Begründungen sind plausibel.

Tatsache ist aber, dass nahezu jeder Jugendliche während der Pubertät (also im für den «Reifungsprozess» wichtigen «Schutzalter») seine Drogenerfahrungen sammelt, quer durch legal und illegal und meistens eine Weile lang extensiv, beängstigend extensiv. Ich lebe in einem «ganz normalen» Grossstadt-Viertel. Zum Strassenbild des Nachmittags gehören betrunkene Fast-noch-Kinder, die Flasche Korn kreisen lassend oder, «knallt genauso», eine Flasche Bier mit einer Schmerztablette. Vor der Schule liegen Plastiktüten, aus denen Pattex stinkt. In den Apotheken, von denen es fast schon so viele gibt wie Kneipen, werden als Appetitzügler getarnte Aufputschmittel auch an Vierzehnjährige abgegeben – «Vielleicht hat er sie für seine Eltern besorgt.» –, und gekifft wird auch. «Alles was knallt», heisst die Parole. Kein schöner Anblick, keine schönen Zustände, aber durch noch weitergehende Verbote auch nicht zu ändern.

Die Drogen-Eskapaden während der Pubertät sind die Folge unserer Vorstellungen von «Drogenerziehung», die stets das Ziel der *Bewahrung vor* Drogen anstrebt. Also wird die Erfahrung mit Drogen vor dem Hintergrund unserer generellen Unglaubwürdigkeit gemacht, ohne Netz und extrem, denn nur so werden die Grenzen der eigenen Drogen-Kapazität erfahren. Oder eben manchmal, leider viel zu oft auch nicht. Aber meistens ist es so: Wer einmal gekotzt hat, weil er zuviel soff oder kiffte, ist das nächste Mal vorsichtiger. Und so lernt nach einer Weile jeder den Umgang mit «seiner» Droge.

Vielleicht könnten wir Erwachsenen ganz einfach dazu beitragen, dass die Zahl jener geringer wird, die jenen Umgang nicht lernen, indem wir die pubertäre Drogen-Neugier ernst nehmen und nicht auf sie reagieren wie unsere Omas auf Sex.

Manche Schulen versuchen «Drogen-Unterricht», und eine sich selbst progressiv einstufende Lehrerin klagt: «Die wollen ja immer nur wissen, *was wie* wirkt – da kann man gar nicht vorbeugen.» Doch, vielleicht einfach dadurch, indem man es *ehrlich* erklärt. Die Drogenerfahrung wird doch trotz und öfter noch wegen der Warnungen ohnedies gemacht, und sie könnte dann ein Beweis für die Glaubwürdigkeit der erwachsenen Drogen-Aussage sein. Und es wird einem schon gedankt, wenn man sich glaub-würdig gezeigt hat. Wird also Drogen-Erziehung versucht, sollte ihr Ziel der ausbalancierte *Umgang mit* Drogen sein. Das hätte eine grössere Chance, akzeptiert zu werden, als die alte Hoffnung, vor etwas bewahren zu können. Und in dieses Programm müssten *alle* Drogen aufgenommen werden, die verfügbar sein könnten, und bei jeder müsste auch ihr (seelischer und körperlicher) Preis ehrlich genannt werden, nicht in abschreckender Verzerrungs-Hoffnung. Wir leben ja alle mit Drogen, mit allen möglichen. Jeder von uns hat «seine Droge», ab und zu mehrere, mit denen er umgehen kann, und wer Glück hatte, weiss genau, welche Droge für ihn gefährlich werden könnte, weil er für den Umgang mit ihr nicht Selbstdisziplin aufbringen kann. Das ist für jeden Menschen unterschiedlich, denn Drogenkonsum ist auch eine Frage des Individualitäts-Gefühls.

Es gibt keine «Gesellschafts-Droge», und wo es eine angeblich gibt, fordert sie einen schrecklichen Preis. Die durch Alkoholismus alljährlich anfallenden Kosten der Gesundheitsversorgung (andere Schäden sind kaum zu erfassen, aber noch höher) betragen jährlich in den deutschsprachigen Ländern gut das Dreifache der Einnahmen aus der Alkohol-Steuer. Warum? «Man» trinkt eben, Alkohol wird als «Gesellschaftsdroge» gehandelt, gehört zu den Ritualen der Geselligkeit – vor diesem Hintergrund stellt sich jeder einzelne viel zu wenig die Frage, ob Alkohol *für ihn* eine geeignete, sprich relativ unbedenkliche Droge sein könnte. Aber: Wann bitte und von wem wurde er darauf hingewiesen, dass gerade diese Frage die wichtigste ist, ausser, wenn es bereits zu spät war?

Drogen sind eine Individualitäts-Sache, denn der Rausch (vom sanften Wohlbefinden bis zum schweren) wird als intime Erfahrung erlebt. Man kann sich zwar gemeinsam berauschen, einander zuprostend, den Joint kreisen lassend, aber die Wirkung der Droge ist Privatsache. Von dieser Tatsache ausgehend müsste Drogen-Aufklärung und Drogen-Erziehung beginnen. Könnten durch diese neuen Wege auch nur einige Katastrophen verhindert werden, wäre es schon ein Erfolg.

des Drogenkonsums in einer immer weiter normierten und verwalteten Gesellschaft, ist, dass wir im Rausch das letzte Bewusstsein von Individualität erleben. Jeder ist anders besoffen. Auch die Alkoholwerbung, ja die gesamte Drogenwerbung bedient sich des Appeals an das Individualitäts-Bedürfnis. Ich rauche keine Zigarette, ich rauche die ganz Besondere, es war immer schon teurer. Es könnte doch sein, um einmal eine provokante Theorie zu formulieren, dass hinter unserem immer weiter ansteigenden Drogengebrauch das Gefühl des Individualitätsverlustes im nüchternen Zustand steht. Wenn ich mir ein Kleidungsstück kaufe, dann weiss ich, es ist millionenfach gefertigt, aber wenn ich besoffen bin, dann bin *ich* besoffen: Ich habe meine ganz eigene Trunkenheit. Da kann man jeden Besoffenen fragen, warum er's gerade ist und wie er's ist: Da fühlt er sich als Einzelwesen. In diesem Extremzustand, der sich vom Normalen entfernt, bekomme ich meine eigenen Konturen, und wenn ich sie doppelt sehe, oder wenn sie auch noch so verschwommen sind. Zweifellos gehört der exzeptionelle Zustand zum Teil zu dem, was wir individuell nennen. Je mehr wir eine formierte, uniformierte Gesellschaft werden, desto mehr versuchen wir, uns an immer extremeren Punkten einen Zipfel von Eigenleben zu erhalten. Die Lebensmöglichkeiten werden immer mehr eingeschränkt, da bleibt eben nur noch dieser Trip, wo man zwar irgendwo an Ort und Stelle sitzt, aber trotzdem seine Abenteuer erlebt, die niemand sonst hat. Der Rausch ist noch Massarbeit, den züchtest du dir selbst an, den schneiderst du dir jeweils selbst, egal ob illegal oder legal: Der Feige erlaubt, der Kühne unerlaubt. Der Rausch ist Massarbeit, die Zutaten bestimme ich selber: Die Haute Couture des kleinen Mannes!

(Aus einem Interview mit H.-G.B., April 1982)

Auch auf dem gesetzgeberischen Sektor müsste Abschied von einigen eingefahrenen Denkgewohnheiten genommen werden, denn sie haben versagt. Kein Mensch, auch nicht die verantwortlichen Referenten, dürfte mehr mit gutem Gewissen behaupten können, es habe sich bewährt, zwischen den einzelnen unerwünschten Drogen gesetzgeberisch *nicht* zu unterscheiden. Es mag *bequem* sein, alle Drogen in einem einzigen Gesetz aufzulisten, für die Autoren der Entwürfe und die abstimmenden Abgeordneten, es mag auch praktikabel aussehen, aber die Folgen haben sich schon jahrelang als katastrophal erwiesen. Mittlerweile unterscheiden viele europäische Staaten zwischen den einzelnen Drogen. Nachprüfbar: Mit Erfolg. Unser Drogenproblem entstand auch aus dem Verhängnis, dass Drogen nicht als Drogen gesehen wurden, sondern zunächst einmal als erlaubte (vor denen höchstens die Jugend zu schützen ist und für die gewisse Verkehrsregeln entwickelt wurden) und als unerlaubte mit Straf«bewehrung». Und dass in diese beiden Keller Kraut und Rüben wahllos durcheinandergeworfen wurden.

Drogen sind zunächst einmal Drogen. Prinzipiell ist der Umgang mit *jeder* Droge erlernbar, in der Praxis bei einigen schwerer, dann nämlich, wenn ihre Wirkung auf das Gefühl einem gesellschaftlich scheinbar erstrebenswerten Gefühlszustand ähnlich ist. In einer Gesellschaft, die «Abschalten» als Erholungszustand sieht, werden Beruhigungsmittel und Narkotika problematisch sein, vor allem, wenn sie wie Opiate oder Valium eine euphorisierende Nebenwirkung haben. Wo als höchste Werte «Fitness» und «gesteigerte Leistungsfähigkeit» zählen, werden Aufputschmittel bis hin zu Kokain problematisch offene Türen einrennen, denn sie könnten allzuleicht als Lebenshilfe missverstanden werden. Würde Phantasie in unserer Gesellschaft als besonders hoher Wert gesehen, müssten wir auch mit der Gefahr einer *Abhängigkeit* von Halluzinogenen leben. *Die mögliche Gefährlichkeit einer Droge bestimmt sich also, von medizinischen Folgen abgesehen, aus der gesellschaftlichen Wertskala von Gefühlen, die durch die verschiedenen Drogen scheinbar vermittelt werden.* Scheinbar, denn die meisten Drogen «geben» nur das, was man von ihnen erwartet.

Zweifellos: Das sind psychologische Gesetzmässigkeiten, von denen man nicht erwarten kann, dass ihnen der politische Gesetzgeber jemals umfassend gerecht werden könnte. Versucht werden müsste allerdings, sie im Rahmen anderer Gesetzgebungsfaktoren – z.B. Tradition, gesellschaftliche Akzeptanz – möglichst weitgehend zu berücksichtigen. «Strafbewehrung» ist in diesem Zusammenhang zweifellos das ungeeignetste Mittel, doch aus vielen Gründen ein wahrscheinlich unverzichtbares, und es müsste behutsamer angewendet wer-

Und was macht die Sache nun so schlimm?

Besonders misslich liegen die Dinge aus verschiedenen Gründen im Cannabis-Bereich. Dies hängt zum einen damit zusammen, dass viele Gebraucher die Grenzen des «recreational use» nicht überschreiten, dass zweitens der Anteil der nicht nur behandlungsbedürftigen, sondern auch behandlungsbereiten Cannabis-Gebraucher mit manifester Abhängigkeitssymptomatik am gesamten Konsumentenkollektiv nur gering ist und dass ferner wegen des Fehlens eines ausgeprägten physischen Abstinenzsyndroms weder die Notwendigkeit des sofortigen Beschaffungsdelikts mit seinen Risiken noch jene des gelegentlichen klinischen Entzugs besteht.

(Der Drogenbeauftragte der Freien und Hansestadt, Eckhard Günther, Zum Umfang des Cannabis-Missbrauchs in Hamburg, 10.10.1979)

Eine Freie und Hansestadt vergewissert sich:

Ein Vertreter des Amtes für Schule erklärte, dass in bestimmten Stadtteilen der Umgang mit Cannabis unter Schülern ein echtes Problem sei und es nicht ganz zutreffe, dass nach der Schliessung bestimmter Lokale der Markt tot sei. In solchen Fällen gebe es neue Umschlagsplätze an anderer Stelle, und Schüler, die es wollten, fänden eben doch Zugang zu diesen Drogen.

Auf weitere Fragen der CDU-Abgeordneten, ob Eltern und betroffene Schulen von diesen Erkenntnissen informiert würden und was das Amt für Schule gegen solche Entwicklungen unternähme, antworteten die Senats-

den als Morphium in den Krankenhäusern. (Der Vergleich hinkt nur scheinbar – manchmal werden Krebskranke im letzten Stadium mit Ersatzstoffen behandelt, die weniger bekömmlich sind als die klassischen Opiate, aber der Arzt fürchtet, der Sterbende könnte auch noch abhängig werden. Und ein paar Betten weiter werden, ohne dass dies die *ultima ratio* wäre, hochgradig suchtpotente Mittel in Massen z. B. an psychosomatisch Erkrankte verordnet.)

Es müssten also auch neue Regelungen für unsere legalen Drogen gefunden werden, denn auch hier haben die bisherigen versagt. Die nur durch einige «jugendschützerische» Kinkerlitzchen bedachte, schrankenlose Drogenwerbung ist vor unserem Drogenproblem nicht zu verantworten. Wer über die hohe Rückfallsquote von Alkoholikern jammert, möge einmal bedenken, wieviel tagtägliche Werbung ihm ins Gesicht springt. Ein *Verbot* der Alkoholwerbung ist aus vielen Gründen nicht durchsetzbar. Vielleicht sollte man sie nur etwas verteuern – derselbe Betrag, den eine Werbung kostet, müsste zur Versorgung von Alkohol-Opfern erstattet werden, ohne dass dieser Posten auf den Produkt-Preis abgewälzt werden dürfte. Dasselbe müsste bei der Tabak-Werbung der Fall sein. Der warnende Alibi-Streifen am Ende jeder Werbung ist eine dumme Kopie eines US-Vorbildes, mehr nicht, höchstens noch in seiner Kleinheit ein eindrucksvolles Bild des Verhältnisses von Industrie- zu Gesundheitsinteressen. (Ich weiss, ich mache illusorische Vorschläge. Die Herren von der Wirtschaft brauchen gar nicht zu jammern – kein Staatsbeamter würde es auch nur wagen, solche Majestätsbeleidigungen zu überdenken.)

Aus ebenso wirtschaftlichen, möglicherweise noch gewichtigeren Gründen habe ich leider auch keine Hoffnung, dass der Breitfront-Vorstoss der Pharma-Werbung irgendwann einmal abzustellen ist. Wir leben mit – allein in der Bundesrepublik – mehr als einer halben Million durch Pharmaka-Missbrauch (=allzuviel) zu geistigen und körperlichen Krüppeln Gewordenen, erklären aber deren Elend zu deren Privatsache. Natürlich: *Jedes* Medikament ist missbrauchbar, und immer neue Rezeptvorschriften fördern nur den bekannten grauen Markt. Aber in allen Illustrierten wird immer mehr für immer mehr Schmerzstillmittel geworben, für alle möglichen Präparätchen, deren Überflüssigkeit oder zweifelhafter Nutzwert auch in den Konzernetagen sehr wohl bekannt ist. Augenzwinkernd den zum «Missbrauch» verleitenden «Nebeneffekt» einkalkulierend werden mehr «Schlankheitsmittel» auf den Markt geworfen als es Bäuche gibt, mehr Schmerzstillmittel als es in der Menschheitsgeschichte Schmerzen gab, und das ganze darf nicht als legaler Suchtgifthandel bezeichnet werden (Gott bewahre mich vor den in solchen Firmen gutbesetzten Rechts-

vertreter, dass die Drogenberatungsstellen über ihre Beobachtungen die Schülerhilfe, das Amt für Schule und das Amt für Jugend informierten. Das Amt für Schule versuche, über Schule und Elternhaus gegenzusteuern. Man sehe es nicht als sinnvoll an, vertrauliche Mitteilungen an die Polizei weiterzugeben, weil nach den Erfahrungen des Amtes dieser Drogenumschlag dann völlig in den privaten Bereich verdrängt werde und man überhaupt keine Hinweise über den Drogenkonsum im schulischen Bereich erhalte.

Die CDU-Abgeordneten stellten fest, dass den betroffenen Behörden Zusammenkünfte und Treffpunkte von Jugendlichen in den verschiedenen Stadtteilen bekannt seien, wo mit Cannabis gehandelt werde. Es sei darüber hinaus gesagt worden, dass es sich bei diesem Rauschmittel um eine durchaus harte und gefährliche Droge handele. Sie fragten die Senatsvertreter, was man gegen diese Zustände tatsächlich unternehme, denn man könne einer solchen Entwicklung doch keinen freien Lauf lassen.

Die Senatsvertreter erwiderten, man könne die Lehrer und Drogenberater in den Schulen nicht gleichzeitig zu Hilfsbeamten der Staatsanwaltschaft machen.

Vor Hamburger Gerichten würden jährlich rund 550 Rauschgiftdelikte verhandelt. Davon entfielen ca. 170 auf den Heroinbereich, während die übrigen Fälle den Haschischkonsum beträfen. Den Gerichtsakten sei zu entnehmen, dass die Abhängigen die allgemeine Bevölkerungsstruktur Hamburgs widerspiegelten. Eine besondere Sozialstruktur bei den Betroffenen sei nicht erkennbar. Es bleibe aber festzustellen, dass Kinder aus «einteiligen» Familien überrepräsentiert seien.

Die Senatsvertreter berichteten weiter, dass man es im Schulbereich vor allem mit dem Genuss von Haschisch zu tun habe und dass die Jugendlichen, die mit diesem Rauschmittel in Berüh-



(Broschüre des schwedischen Landwirtschafts-Ministeriums, 1943)

rung kämen, immer jünger würden.

Ist der Stoff nun gar das stets gesuchte Verjüngungsmittel? Aber nein, er ist vielmehr die Ursache der Arbeitslosigkeit. Es kann ja auch kein Zufall sein, dass die Zahlen von Kiffern und Arbeitslosen nahezu gleich sind und stets steigen, also:

Die Senatsvertreter traten der gelegentlich geäusserten Vermutung entschieden entgegen, dass die Arbeitslosigkeit Jugendliche zu Rauschmittelkonsumenten gemacht habe. Genau das Gegenteil sei der Fall. Aus Gerichtsunterlagen Verurteilter gehe eindeutig hervor, dass die Arbeitslosigkeit in der Regel die Folge der Drogenabhängigkeit sei, ebenso wie das «nicht in der Lehre sein».

(Bürgerschaft der Freien und Hansestadt Hamburg, Gemeinsamer Bericht des Ausschusses für Soziales und Jugend und des Gesundheitsausschusses, Drucksache 9/4217, 22.2.1982)

Da bleibt nur Eines zu tun:

Die Vorbeugung gegen Drogengefahren muss nach Auffassung der Deutschen Hauptstelle gegen Suchtgefahren (DHS) bereits im Kindergarten beginnen.

(Süddeutsche Zeitung, 22.11.1977)

abteilungen!), sondern höchstens als «Dienst» an der (in der Nazi-Zeit als Begriff eingeführten) «Volksgesundheit».

Vor diesem Hintergrund, vor dieser aus vielerlei Gründen etablierten Doppelmoral müssen die illegalen Drogen gesehen werden.

Die für sie geschaffenen Gesetze verstehen sich als «Verkehrsgesetze», und wann immer ihre unverhältnismässige Härte erwähnt wird, finden sich nette Herren und erklären, dem sei doch gar nicht so. Es werde ja wirklich nicht der Konsum bestraft, sondern beispielsweise nur *Besitz* und *Abgabe.* Nun ja, beim alten Opiumgesetz war es der «Erwerb», und um die Sache besser in den Griff zu bekommen, wurde es 1972 der Besitz. Gerichte legen gerne extensiv aus, abgesehen davon, dass man nur konsumieren kann, was man besitzt. Ich horte in meinem Horrorkabinett auch diese gerichtlichen Erkenntnisse: «vorübergehender *Besitz und Abgabe»* durch Weiterreichen eines Joints, «Vermittlung von Rauschgiftgeschäften» durch den Satz: «Vielleicht hat der dort was.» Ich will mich hier nicht mit der Aufzählung obszöner Haarspaltereien aufhalten, aber ein Gesetz, das solche Interpretationen zulässt, das solche Strafbegründungen erlaubt, ist unmoralisch.

Wer immer an den entsprechenden Gesetzeskochtöpfen behauptet, man wolle «natürlich nicht die Kleinen bestrafen», sollte doch soweit denken können, dass dies auch *de lege lata* nicht möglich ist. Und wer behauptet, die Gerichte würden schon in der Lage sein, zwischen den einzelnen Drogen zu unterscheiden, der sollte sich doch auch als Gesetzesmacher in der Lage fühlen, dies zu tun. Der Zustand, dass sich mit Drogenkleinkram überlastete Richter auf den Gesetzgeber herausreden und pfuschende Gesetzesmacher auf ihre Hoffnungen auf die Dritte Gewalt, ist eines sich Rechtsstaat nennen wollenden Gebildes unwürdig und er ist zu Recht abstossend.

Gegen eine Legalisierung oder «Freigabe» von Hanf sprechen viele Gründe, und die Berufung auf die Single Convention ist der am wenigsten gewichtige. Würde die Sache, dem prinzipiellen staatlichen Drogenmonopol unterstehend, in Apotheken abgegeben, gelten die kriminologischen Bedenken, auf welches Geschäft sich die derzeitigen Betreiber des Grossmarktes stürzen würden. Käme Hanf in die Hände der Wirtschaft, wäre eine ebenso schrankenlose Vermarktung und Bewerbung zu erwarten wie bei anderen Drogen, ein auf Zuwachs setzendes Geschäft, das dann tatsächlich ein Cannabis-Problem schaffen könnte. Und wer bei Hanf den Reiz des Verbotenen sucht, müsste sich nach anderen Drogen umsehen. Ganz abgesehen davon: Das Ziel vernünftiger Drogenpolitik sollte ja nicht sein, eine weitere Droge in diese Gesellschaft zu integrieren, sondern die Drogen*konsumenten,* also

die zwangsläufige Desintegration von einigen Millionen Menschen zu verhindern, die eben unbedingt und sogar trotz Repression mit dieser Sache leben wollen.

Zu überlegen ist also eine «Entkriminalisierung». Sie wird schon lange diskutiert, und darüber, dass sie für den Konsumenten nötig sei, herrscht sogar weitgehende Einigung. Dass dennoch kein Schritt in diese Richtung getan wurde, wird jedesmal wieder mit dem schon rührenden Stosseufzer begründet: «Ja, aber der Handel! Wie sollen wir dieses Problem dann in den Griff bekommen ...!»

Gehen wir von den Tatsachen aus, den derzeitig ungesetzlichen. Gibt es denn keine Dope? Der Markt funktioniert, trotz aller Unterdrückungsversuche. Das Angebot ist etwas geringer als die Nachfrage, was die steigenden Preise zeigen, aber immerhin gross genug, dass die Preise nicht in den Himmel wachsen. Es gibt ihn, und er gilt selbst bei der Polizei als konsolidiert. Ja, was also dann?

Nein, es gibt keine einfache Lösung, auch keine verbindliche. Vielleicht müsste der Gesetzgeber einmal ein Experiment wagen. In der Praxis geschehen solche Experimente oft, jedoch nie eingestanden. Jedes Gesetz wird in der Illusion beschlossen, es werde unendlich halten, zumindest bis zu seiner nächsten Reform. Da z. B. das Betäubungsmittelgesetz der BRD innerhalb von zehn Jahren gleich zweimal «reformiert» wurde und deshalb nicht weniger katastrophal, möchte ich ein «Gesetz auf Probezeit» vorschlagen mit einer von vornherein festgesetzten Gültigkeitsdauer von vielleicht fünf Jahren. Um fernerhin das Drogen-Tohuwabohu der derzeitigen Gesetze zu vermeiden und schwammige Begriffe wie «weiche» und «harte» Drogen (eine pervers lächerliche Wortschöpfung), sollten zwei Gesetze gemacht werden, eines für Naturdrogen und eines für chemisch aufbereitete. Es müssten ausserdem (ich höre den vielzitierten «einzigen Mann» in Bonn schon ächzen) zwei verschiedenartige Gesetze sein, welche die Gesetzmässigkeiten der verschiedenen Drogengruppen und der mit ihnen Befassten berücksichtigen. Und es müssten auch andere Durchsetzungsmöglichkeiten solcher Gesetze bedacht werden – die bisherigen, nur mit Straf«bewehrung» arbeitenden, haben versagt, denn sie haben auch, beispielsweise auf dem Gebiet der Opiatabhängigkeit, die «Beschaffungs- und Anschlusskriminalität» mitbewirkt. Dass es die bei Hanf nicht gibt, liegt nur daran, dass diese Droge nicht suchtpotent ist, nicht an gesetzgeberischer Weisheit.

Gewiss gibt es viele Gründe, die herkömmliche Drogenpolitik weiter zu fahren. In den Graben steuert unser Staatsvehikel auch mit ganz anderen Rädern, und Drogen sind zweifellos nur ein kleiner Teilaspekt der Jugendpolitik. Es wäre zu fragen, ob die auf anderen Gebieten angeblich bewährte

Für 1980 und die folgenden Jahre hat die Gesundheitsbehörde eine Anti-Drogen-Kampagne geplant. Das geht aus der Senatsantwort auf eine schriftliche Kleine Anfrage der CDU hervor. Ein dafür neu zu gründender Förderkreis bestehe allerdings noch nicht.

(Hamburger Abendblatt, 12.7.1980)

Zum Glück haben wir ja auch noch die «Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung», und die erkannte 1981:

Nahezu jede Gesellschaft hat ihre Rauschmittel und entsprechende Missbrauchsprobleme. Bei uns hat seit jeher Alkoholmissbrauch[2]) Probleme verursacht. Die Gefährdung durch ein Rauschmittel hängt nicht nur von seiner stofflichen Wirkung ab, sondern auch von der Art und Weise seines Gebrauchs.

Der Gebrauch von *gesellschaftlich akzeptierten* Rauschmitteln wird erlernt wie andere Verhaltensweisen auch.
Dringt eine kulturfremde Droge in eine Gesellschaft ein, so bedeutet das häufig erhöhte Gefahr.[3])

Materialempfehlung:
2) «Info-Set Alkohol». Arbeitsmappe. Das Wichtigste über Alkohol mit Material und Anregungen für Gruppenarbeit. (Für Multiplikatoren in der Jugendarbeit.)
3) «Argumente gegen die Legalisierung von Cannabis». Zwei Stellungnahmen zur Cannabis-Diskussion.

Erfolg in Sicht?

In der Bundesrepublik steigt nach Angaben des Deutschen Kinderschutzbundes seit 1975 die Zahl der Kinder und Jugendlichen, die zu Alkohol und Drogen greifen. Nicht weniger besorgniserregend sei es, dass zwölf bis 15 Prozent täglich Alkohol zu sich nähmen. Angesichts dieser erschreckenden Entwicklung und der Tatsache, dass von den rund 80 000 Drogenabhängigen fast die Hälfte Kinder und Jugendliche seien, rufe der Kinderschutzbund

zu verstärktem Kampf gegen Alkohol- und Drogenmissbrauch auf.

Nach seiner Ansicht liegt dem Konsum von Alkohol und Drogen der Wunsch nach einer extrem positiven Lebensqualität zugrunde.

(Süddeutsche Zeitung, 16.4.1982)

Mechanik ausgerechnet für so ein Sachgebiet zu ändern wäre, womit wir bei Aufwandsproblemen beamteten und politischen Denkens wären. Natürlich muss auch der leicht schürbare «Volkszorn» gegen eine Liberalisierung bedacht werden. Die «Sicherung bestehender Werte» findet stets leichter den berühmten demokratischen Konsensus als ein Experiment. Und gegen die bisherige Drogenpolitik sprechen ja nur zwei Dinge: Humanität und die Tatsachen.

«Jeder denkende Bürger kann vernünftigere Gesetze machen als die dafür bestellten Räte des Königs. Diese nämlich bedenken die Erhaltung der Krone, jene haben die Erfahrung des Lebens als Untertanen.»

(Montesquieu, Vom Geist der Gesetze, 1748)

«Ich habe mir erlaubt, Euren Vergleich des Staates mit einem Park zu bedenken. Ich sah ihn, mit geordneten Wegen, von emsigen Gärtnern beschnitten und so flach, dass jeder Bürger darin die Vorstellung hatte, sich eigenständig abzuheben. Und da die Gärtner alles besonders schön gestalten wollten, verjagten sie die Böcke, bauten Käfige und Volieren, jedes für jede Art, errichteten Mauern zum Schutz der Blumen ...»

(Voltaire an Preussens Friedrich II.)

«Ein Haufen aufs Geratewohl hingeschütteter Dinge ergibt die schönste Weltordnung.»

(Heraklit, zitiert nach A. P. Gütersloh)

Ein bescheidener Vorschlag, J. Swift gewidmet

Das Wort «Utopie» hat einen schlechten Klang bekommen. Dabei war die Utopie von Platon über Thomas Morus bis in unser Jahrhundert das Denkmodell eines besser funktionieren könnenden Staates. Zu politischer Philosophie haben mittlerweile nicht nur unsere Politiker wenig Zeit und Liebe, denn Pragmatik steht überall höher im Kurs. Ausserdem gibt es politisierende Science Fiction von Unterhaltungswert und die hochwillkommenen Anti-Utopien wie *1984*, Schreckensvisionen, die uns das Gegenwärtige paradiesisch erscheinen lassen (oft auch: wollen). Seit Huxleys *Schöne Neue Welt* spielen die meisten Anti-Utopien in einer perfekt drogengesteuerten Gesellschaft, von der wir allerdings, was die Bereiche der Pharmazeutik und polizeitaktischer Überlegungen mit Chemikalien betrifft, nicht mehr so weit entfernt sind, wie die überzeichneten Visionen hoffen lassen.

In einem Gutachten über den Reizkampfstoff CS lese ich, seine krebserregende Eigenschaft sei «noch nicht mit allerletzter Sicherheit nachgewiesen». Es stünden daher seiner umfassenden Verwendung im polizeilichen Dienst gegen unliebsame Bevölkerungsgruppen «keine begründbaren Bedenken» entgegen. In der Bundesrats-Drucksache 546/79 lese ich über Hanf: «zumindest kann die Unschädlichkeit nicht nachgewiesen werden.» Ich möchte das nicht kommentieren.

Unsere «Wertmassstäbe» in Sachen Drogenpolitik sind nicht zu halten. Bei den unerwünschten Drogen fürchten wir uns vor der Schreckensvision einer *drugged society,* der gedopten Gesellschaft, die wir medizinisch längst geworden sind und aus «gesellschafts-sanitären» Gründen verstärkt werden sollen. In einer Gesellschaft, die Anpassungs-Unfähige oder -Unwillige in Kliniken mit schwersten Drogen «stillstellt», deren Militärs ihre chemischen Arsenale ständig aufrüsten, deren Exekutive «Lähmungsgase» als «Diensterleichterung» fordert und bekommt, erscheint mir die Angst vor Hanf reichlich vorsintflutlich, zumal aus Ländern mit liberalerer Politik auch nach Jahren keine negativen Erfahrungen berichtet werden.

Dennoch weiss ich, dass meine Vorschläge für eine andere gesetzliche Beurteilung von Hanf utopische sind. Aber es würde sich lohnen, über diese Utopie einmal nachzudenken:

1. Als einfache Ordnungswidrigkeit gilt der Besitz von Cannabismengen bis zu 5 Gramm THC, bzw. bis zu 50 Hanfpflanzen. Sie wird mit einem Bussgeld geahndet, ähnlich wie einfache Verstösse gegen die Verkehrsordnung, wobei die Höhe des Betrages DM 100.–/g THC und DM 10.–/Pflanze betragen könnte.

Begründung: Es ist ausdrücklich nur von *Besitz* die Rede, denn dieser Begriff umfasst ja auch Einfuhr, Abgabe und Handel sowie Anbau in Erwartung der Ernte. Es ist Nonsens, eine Entkriminalisierung der Konsumenten zu fordern und den *Klein*handel weiter zu kriminalisieren, denn der Konsument muss seine Sache ja von irgendwo her bekommen.

Den THC-Gehalt des Stoffes als Berechnungsgrundlage zu nehmen, erscheint auf den ersten Blick etwas komplizierend, doch wird beschlagnahmtes Dope schon seit einiger Zeit von der Polizei gas-chromatographisch nach seinem THC-Gehalt untersucht (die nötigen Einrichtungen sind also vorhanden), und auch die Gerichte urteilen in ihren Mengenfestsetzungen nach dem THC-Gehalt. Auch für den Alltag entstehen daraus kaum Probleme. Bei Hanfblättern («Marihuana») beträgt er zwischen 0,3–2% des Gesamtgewichtes, bei Haschisch zwischen 1,2 und 10%, wobei die «dunklen» Sorten die gehaltvolleren sind. In der Regel können Kiffer die «Wirkung» ihres Stoffes ganz gut beurteilen, und wer davon nichts versteht, soll vorsichtigerweise für sein Dope den höchstmöglichen THC-Gehalt annehmen. Und ein bisschen Kopfrechnen schadet ja nicht, wenn man schon kiffen will.

Zweifellos: Wer Eigenbau betreibt und dies nicht gerade im Vorgarten tut, kommt billiger davon, aber er nimmt dann ja auch nicht an dem prinzipiell unerwünschten Geschäftsleben teil. Auch das würde zu einer Entflechtung der Szene beitragen.

Wer polizeitaktisch denkt, wird natürlich fragen, ob sich bei so lächerlichen Bussgeld-Aussichten dann ein Polizeieinsatz lohnt. Richtig! V-Leute, Untergrund-Fahnder und ähnlich moralisch anrüchige Dinge sind dann unökonomisch. Man könnte höchstens gelegentlich durch die Lokale ziehen wie Wachtmeister durch Strassen mit Parkverbot, und sicherlich wird die Szene auch weiterhin beobachtet werden müssen. Sie braucht nur nicht mehr so unterdrückt zu werden.

Warum dann überhaupt Bussgeld und Beschlagnahme? Nun, die Sache muss ja nicht allzu offen betrieben werden und muss auch nicht allzu leicht verfügbar sein. Einige Dämme muss es schon geben. Wer allzu frech falschparkt, riskiert ja auch was, und aus denselben Gründen bleibt Hanf *genauso*

+++ 212995 DPA +++ AENDERUNG DER BISHERIGEN DROGENPOLITIK IM BUNDESTAG BESCHLOSSEN +++

BONN, 2.6.198-, EIGENER BERICHT: EINEN 'BEWEIS DAFUER, DASS DIE KONSERVATIVEN KRAEFTE ALS EINZIGE IN DER LAGE SIND, RECHTSNORMEN IM SINN EINER FREIHEITLICH-DEMOKRATISCHEN GRUNDORDNUNG ZU GESTALTEN', NANNTE REGIERUNGSSPRECHER MATTHIAS WALDEN DIE HEUTE IM BUNDESTAG BESCHLOSSENEN NEUEN DROGENGESETZE. DER FRAKTIONSSPRECHER DER OPPOSITIONSPARTEI, JOHANNES RAU, NANNTE SIE 'EINE TRAURIGE KAPITULATION DER REGIERUNG VOR DER REALITAET, FUER DIE VON DEN MENSCHEN DRAUSSEN IM LANDE KEIN VERSTAENDNIS MEHR AUFGEBRACHT WERDE'. EIN SPRECHER DER 'ELTERNVEREINIGUNG FUER REALISTISCHE JUGENDPOLITIK' SAGTE, MIT DIESEN GESETZEN SEIEN ENDLICH EINMAL WEICHEN FUER EINE ANNAEHERUNG DES STAATES AN DIE JUGEND GESTELLT WORDEN. DIE ALS 'PROBELAUF' BEZEICHNETE, FUENFJAEHRIGE GELTUNGSDAUER DIESER GESETZE WERDE ZEIGEN, DASS MAN SICH AUF DEM RICHTIGEN WEG BEFINDE. +++ AUSFUEHRLICHER BERICHT FOLGT +++



(Gerhard Seyfried, Wo soll das alles enden? Berlin 1978)

«Aber das ist erst der Anfang», fuhr er fort. «Solange Sie die Eigenschaften hyperkritischer Systeme nicht durchschaut haben, schieben Sie die auftretenden Turbulenzen natürlich auf die nächstbeste Störgrösse, das heisst in Ihrem Fall in erster Linie auf Ihre Gegner. Sie suchen Sündenböcke, Idioten, Saboteure, versuchen, Ihre Kontrollmechanismen auszubauen, Störer zu eliminieren, egal, worum es sich handelt, atlantisches Bündnis, Rentenfinanzierung, Beschäftigungsprogramm. Resultat: noch mehr Durcheinander. Daraus ziehen Sie dann den Schluss, dass Ihre Massnahmen nicht durchgreifend genug waren, und Sie verdoppeln Ihre Anstrengungen.»

Genau! Der Chef nickt, fühlt sich verstanden. Grimmige Befriedigung. «Aber Sie verkennen die Situation! Sie verhalten sich so, als wäre die Welt, das heisst in diesem Fall die deutsche Gesellschaft, das Gemeinwesen, inklusive Rüstungslotto, Rentenzirkus und so fort, kurzum, das System, noch nicht weit genug entwickelt. Irgend etwas fehlt: die richtige Theorie, die Feinsteuerung, die Planungsdaten. Als wäre das Ganze noch zu unrationell, nicht hinreichend entfaltet. Typischer Irrtum! Typische Verkennung der Struktureigenschaften hyperkomplexer Systeme!

Um aber auf Ihre Fragestellung zurückzukommen, Herr Bundeskanzler: Diese Entwicklungsmodelle mit ihrem stereotypen Optimismus haben sich, auch in der Wissenschaft, seit über hundert Jahren durchgesetzt: Zuerst muss irgendein Prinzip durchgesetzt, irgendein Zustand x erreicht werden: Industrialisierung, Grundlagenforschung, Sieg im Klassenkampf, Demokratie, Abschaffung

verboten. Wer sein Dope unbedingt haben will, soll dafür ja auch ein wenig «kriminelle Energie» = Phantasie aufbringen, und wer das nicht schafft, soll lieber seine Finger von dem Zeug lassen.

2. *Als einfaches Vergehen gilt der Besitz von Cannabismengen bis zu 200 Gramm THC, bzw. von mehr als 50 Hanfpflanzen.* Das Bussgeld beträgt DM 250.–/g THC und DM 20.–/ Pflanze. Es erfolgt ausserdem eine Eintragung in das Hanf-Register, da sich bei neuerlichen Verstössen der Bussgeldsatz jeweils um 20 Prozent erhöht.

Begründung: Wer soviel Dope besitzt oder gleich Felder anbaut, hat damit schon Geschäftliches vor und kann also mehr zahlen. Der Handel muss ja nicht in den Himmel wachsen oder sich – daher die Erhöhung der Strafsätze – etablieren. Die Einrichtung eines Registers ist nicht so unerschwinglich, wie das scheinen mag. Als aus dem Verkehrsministerium der Vorschlag kam, die berühmte «Flensburger Punktekartei» aufzulösen, wurde dort um den Verlust der Arbeitsplätze gezittert. Wohlan – hier gäbe es neue Arbeit.

3. *Der Grosshandel wird weiterhin verfolgt wie bisher.*

Begründung: Er funktioniert ja auch schon jetzt, oder? Keiner der BKA-Spezialisten wird annehmen, dass die tagtäglich verpafften, auf 800 Kilogramm geschätzten Mengen allesamt als kleine Krümel ins Land kommen. Hier sind keine Erleichterungen nötig und auch keine Entkriminalisierung.

Die Vorteile einer solchen Regelung lassen sich mühelos aufzählen. Das berühmte «Kleinzeug» bliebe den Mühlen der Justiz erspart, und die durch eine lässigere Verfolgung der Szene freiwerdenden Polizei-Kapazitäten könnten, die nötige Intelligenz vorausgesetzt, zur Bekämpfung des illegalen *Grossmarktes* bei Opiaten, Pharmaka und Pharma-Grundstoffen eingesetzt werden. Sie könnten beispielsweise versuchen herauszufinden, wie Chemikalien der Firma Merck in Heroinlabors gelangen und ähnliches, Wichtigeres als die Bewahrung vor einer Pflanze, deren relative Harmlosigkeit auch ihnen bekannt ist.

Unbedingt notwendig ist bei einer solchen Regelung auch eine umfassende Neugestaltung für chemisch aufbereitete Drogen, aber das ist ein anderes Kapitel. Zwei mögliche Fragen allerdings müssen in diesem Zusammenhang beantwortet werden, die nach Opium (einer Naturdroge) und nach Haschisch-Öl. Rohopium spielt als Naturdroge auch in der Missbräuchlichkeit nur eine geringe Rolle. Seine Hauptbedeutung ist als Grundsubstanz für chemische Weiterverarbeitung. Es mag etwas inkonsequent sein, aber ich würde vorschlagen, diesen Stoff auch im Rohzustand zu den «chemisch aufbereiteten Drogen» zu zählen. Haschisch-Öl kam in jüngerer Zeit ausschliesslich aus Gründen der Schmuggel-Techniken auf

MERCK

31.03.1982
Öffentlichkeitsarbeit
Dr. Welters-ke
2578
20.02.1982
DAH/at

E. Merck, Postfach 41 19, 6100 Darmstadt 1
Frankfurter Straße 250
Telefon (0 61 51) 72-1
Telex 4 19 328-0 em d
Telegrammadresse emerck darmstadt

Sehr geehrte Damen und Herren,

wir nehmen Bezug auf Ihre Anfrage vom 20. Februar 1982, in der Sie von uns Angaben über Präparate unseres Hauses erbitten, die Cannabis enthalten haben.
Sie werden verstehen, daß wir uns bei diesem Titel die Frage vorlegen, ob in einer solchen Publikation nicht falsche und somit rufschädigende Verknüpfungen zwischen unserer Arbeit und der verabscheuungswürdigen Drogenszene hergestellt werden. Die von Ihnen genannten Schriftsteller helfen uns leider auch nicht weiter, zumal wir bei anderer Gelegenheit erfahren mußten, wie leicht Soziologen, Literaten und Vertreter der Kunst und Geschichtswissenschaften die Tatsache, daß Merck in dem Bemühen, die Entwicklung der Medizin und Pharmazie voranzutreiben, schon früher Morphin, Kokain und andere Pflanzenbasen zur Verfügung gestellt hat, das Unternehmen in eine Reihe mit professionellen Rauschgifthändlern zu stellen.
Daß dies uns vorsichtig macht, werden Sie verstehen. Wir möchten daher Ihre Fragen nur dann beantworten, wenn wir hinreichend sicher sind, daß unsere Mitarbeit und Hilfe nicht in solcher Weise vergolten wird.

Wir bitten hierfür um Verständnis und verbleiben

mit freundlichen Grüßen
E. M e r c k
Abteilung Öffentlichkeitsarbeit
ppa. i. V.

Dr. Welters Schmitt

«Einer der entscheidenden Gründe für den steigenden Heroinmissbrauch», analysierte die UN-Kommission, «ist die freie Verfügbarkeit von Essigsäure-Anhydrid.» Diese Chemikalie, deren Handel weltweit keiner Kontrolle unterliegt, benötigen die Giftmischer in den internationalen Drogenlabors, um den aus Mohn gewonnenen Opiumsaft zu Heroin zu verarbeiten.

Die Chemikalie beziehen die Rauschgiftküchen zum grossen Teil aus einer Quelle: «90 Prozent aller beschlagnahmten Essigsäuremengen», so heisst es in dem Rauschgift-Report, «kommen von einer einzigen westdeutschen Firma» – dem Darmstädter Pharma-Unternehmen Merck.

(Spiegel, 22.3.1982)

den Markt. Durch seine hohe Konzentration ist es ein bedenkliches Zeug, und als Kriterium sollte hier dienen, dass es chemisch aufbereitet ist.

Ich höre noch einmal den ewigen Einwand: «Aber durch eine solche Regelung könnte sich doch der Hanf ungeheuerlich ausbreiten!» Da gibt es zunächst zwei Vergleiche. Der hinkendere: Hat sich durch eine Lockerung der Homosexuellen-Unterdrückung die Homosexualität verbreitet? Der weniger hinkende: Als die verzopften Pornographie-Regelungen gelockert wurden – versank unser Land im moralischen Sumpf? Kein Zweifel: Die Sache würde etwas sichtbarer werden. Ob sie auch weiter um sich griffe, ist jedoch zu bezweifeln. Aus Holland, wo die liberalere Politik seit 1976 betrieben wird, ist zu hören, dass die Attraktivität von Hanf bei den derzeitigen Teenagern nicht mehr so gross ist. Und die Porno-Firmen, die in Dänemark und in der BRD nach der Liberalisierung aus dem Boden schossen, sind meist auch schon wieder pleite gegangen.

Und ich habe noch ein Argument in meiner Utopie für eine Regelung im Sinn einer freiheitlichen, nein: einer freien Demokratie: Sie wäre von Anfang an als Testlauf gedacht. In fünf Jahren müsste doch zu beobachten sein, ob die verkrampfte Situation entspannter wurde oder ob dabei ein Schaden entstanden ist. Und dann könnte man ja weitersehen. Natürlich: Dazu bräuchten wir mündige Politiker und mündi-

der Armut, Geburtenkontrolle, Sozialstaat – dann erst, wenn das gelungen ist, wird Übersichtlichkeit eintreten, Planung möglich sein, Störgrössen werden verschwinden, oder sie werden auf ein Mass reduziert, das man getrost vernachlässigen kann. Resultat: eine regierbare Welt. Schön wäre es ja, wenigstens für Sie …

Aber leider haben wir festgestellt – ich vereinfache natürlich –, dass die Zustände eines Systems um so weniger beherrschbar werden, je höher das System entwickelt ist. Beispiele: Zentralnervensystem, Planwirtschaft, Gödel-Theorem in der Mathematik, Volksparteien in der Innenpolitik, Parkplätze in den Grossstädten. Überall dasselbe.

Anhand des Parkplatz-Syndroms werde ich Ihnen die für Sie vielleicht wichtigste Schlussfolgerung demonstrieren. Es stellt sich nämlich bei allen hyperkomplexen Systemen die Frage, was sie am Leben erhält – Leben natürlich im metaphorischen Sinne –, das heisst, was ihren Zusammenbruch eigentlich verhindert.»

«Das habe ich mich auch schon gefragt», murmelte der Alte.

«Nun, die Antwort ist einfach. Es sind eben jene Störungen, die Sie, meine Herren, irritieren und die Sie am liebsten ausschalten möchten.»

«Soll das heissen, ohne Eppler keine SPD?»

«Das kann ich nicht beurteilen. Aber wenn Sie gestatten, bleiben wir noch einen Moment bei den Parkplätzen. Das Verkehrssystem einer Grossstadt ist ein klarer Fall von Hyperkomplexität. Ich denke, darin sind wir uns einig. Alle Kriterien sind erfüllt: das Überwiegen rein stochastischer Prozesse, der enorme Metabolismus, die starke Vernetzung, die Unmöglichkeit, aus beliebig vielen bekannten vergangenen Zuständen n einen in der Zukunft liegenden Zustand n + 1 vorherzusagen. Man versucht nun, dieses nichtdeterministische System durch Rechtsvorschriften, Verkehrszeichen, Beamte, Sanktionen unter Kontrolle zu bringen, unter Einsatz von Ampeln, Fernsehkameras, Computern eine perfekte Regelung zu erreichen. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie das Resultat aussieht.»

«Immerhin», sagte ich, «bewegt sich das Ganze noch.»

«Ja, aber warum? Weil die Verkehrsteilnehmer sich nicht an die Regelungen halten. Die strikte Beachtung der Strassenverkehrsordnung wäre das Ende des Verkehrs. In westdeutschen Grossstädten sind 55 bis 60 Prozent aller Park- und Haltevorgänge illegal. Die Regel kann nur um den Preis ihrer fortwährenden Verletzung aufrechterhalten werden. Die Anarchie verhindert das Chaos. Und wenn das schon beim Autofahren gilt, dann kann ich mir lebhaft vorstellen, wie es in der Politik aussieht. Nein, Herr Bundeskanzler, Sie sind wahrhaftig nicht zu beneiden.»

(Hans Magnus Enzensberger, Unregierbarkeit – Politische Brosamen, Trans-Atlantik 5/1982)

ge Bürger. Wo mit Slogans wie «Keine Experimente!» Wahlen gewonnen werden können, bleibt die Vorstellung natürlich Utopie.

Um sie aber – verweile doch, du bist so schön! – noch ein wenig weiter zu träumen: Wie könnte man zu diesem Land mündiger Bürger gelangen? Ich sehe Massen, Massen wie schon die alten Utopisten. Massen *denkender* Kiffer (ich weiss, ich weiss), vielleicht nur jeden Zehnten der geschätzten Millionen, aber das wären z. B. in der BRD schon 250 000. Und jeder dieser 250 000 geht eine Woche lang täglich auf sein allernächstes Polizeirevier und legt den Beamten einen Krümel von genau 0,5 Gramm auf den Tisch und *fordert* die ihm vom Gesetz zugesagte Strafverfolgung. Nach einem Tag schon würde ihm nichts mehr geschehen, und man könnte im Laufe dieser Demonstrationen die Toleranz-Dosis allmählich erhöhen, ohne dass es – die Auswirkung im Auge – schade um den Stoff wäre.

Ich weiss: Das ist keine Utopie mehr, sondern eine Illusion. Einige Smoke-ins haben zwar bewiesen, dass Kiffer mobilisierbar sind, aber es muss am bekannt gestörten Kurzzeit-Langzeit-Gedächtnis liegen, dass solche kurzen Regungen nie lange vorhielten. Ausserdem: Hanf ist ein durch Politik entstandenes Problem, Hanf ist jedoch kein Politikum und das Hanf-Problem keines, das Massen mobilisiert. Öko-Bewegung, Friedens-Bewegung, Jugend-Bewegung von Zürich bis Berlin und rund um die Welt, all das ist möglich, aber eine Kiffer-Bewegung ist ein Traum. Der Prozentsatz politisch Mobilisierbarer ist unter Kiffern nicht höher oder niedriger als unter Nicht-Kiffern, und die politisierten Kiffer sind schon längst in anderen Bewegungen tätig. Sie kiffen *eben auch*, und die aktuelle Bedrohung durch Aufrüstung, Atom-Risiken und Umweltzerstörung ist im Bewusstsein neuer, aufregender als das Wissen um Hanf und die Verbote der Sache. Eine Renaissance der Hippie-Bewegung wird es bei aller Nostalgie nicht geben, höchstens in den Boutiquen. Hanf ist nicht neu, die staatliche Über-Reaktion ist gewohnt – wenn es nicht ein ganz entscheidendes Ereignis gibt, einen grossen Knall gewissermassen, lohnt es nicht, sich darüber tätlich aufzuregen.

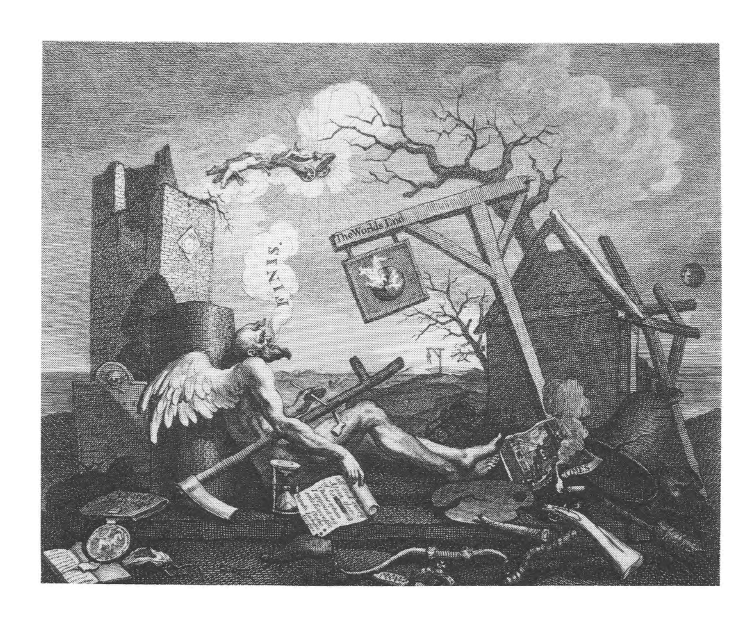
Zweifellos wäre die neudeutsche Verhärtung ein Anlass, gegen diese Form von Jugendpolitik vehement zu protestieren. Aber: Sie kann ja nicht schockartig erlebt werden, sie *zeigt* sich ja nicht. Sie findet in tausenden Gerichts-Sälen statt, in zehntausenden Strafverfahren mit *allmählich* steigenden Strafen, an die man sich jeweils gewöhnen wird und über die man nur bei persönlicher Betroffenheit oder bei Urteilen gegen Freunde entsetzt ist. Das Übel schleicht und das Vaterland kann ruhig sein. Es wird keine Barrikaden geben.

Vielleicht eine Unterschriftenaktion? Würde jeder zweite

Kiffer unterschreiben und von jedem Kiffer ein Elternteil, wären das in der BRD auch schon 3,75 Millionen. Soviele Unterschriften könnten auf politischen Instanzen als eine Handlungsverpflichtung lasten. *Könnten,* denn Millionen Unterschriften, mit denen für Abrüstung plädiert wurde, haben nicht einmal bei einem einzigen Rüstungsbetrieb zu Kurzarbeit geführt. Und: wer soll die Unterschriften sammeln, wer würde es wagen, sich offen mit ... ja: *Drogen-Konsumenten* zu solidarisieren? Die etablierten Parteien? Die Grünen, die Alternativen, die sonstwie Bunten? Die Radikale Partei, die in Italien einiges in Gang gebracht hat, ist eine italienische Angelegenheit.

Ich resigniere? O nein, sonst hätte ich nicht dieses Buch geschrieben. Natürlich möchte ich, dass etwas in Bewegung kommt. Bei den Kiffern selbst, bei ihren Angehörigen und Freunden und dadurch vielleicht auch in der Drogenpolitik.

Von Hanf war die Rede? Ja, auch. Und von einer Hoffnung, die oft schon so weit von der Wirklichkeit entfernt scheint, dass man als «drogengestört» bezeichnet wird, wenn man sie so pathetisch ausspricht, wie das nur Goethe konnte: «Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn». Hanf ist ein ideales Mittel, diese Entfernung zwischen einem auch von Politikern gern zitierten Postulat freier Menschenwürde und täglicher Realität sinnlich zu erfahren. Nicht unbedingt, indem man kifft, sondern indem man am Beispiel dieser Pflanze einmal gelassen betrachtet, welche Sehnsüchte, Verrücktheiten, welches Elend durch Unterdrückung und welche Heiterkeit es da so gibt.

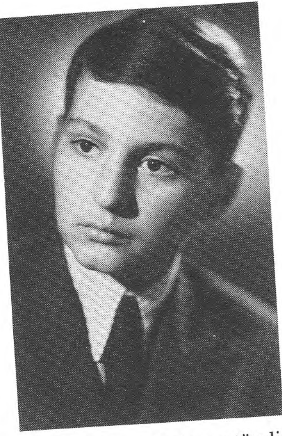


William Hogarth, Tail-Piece, 1764

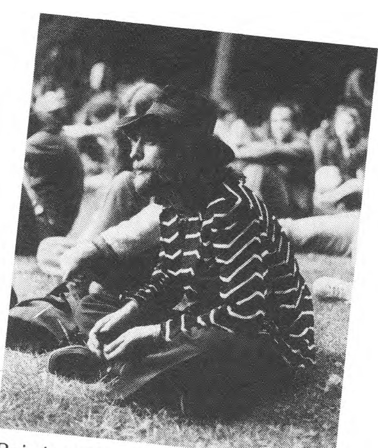
Drogen-Karriere ...



Als ich noch nichts von der Sache wusste ...



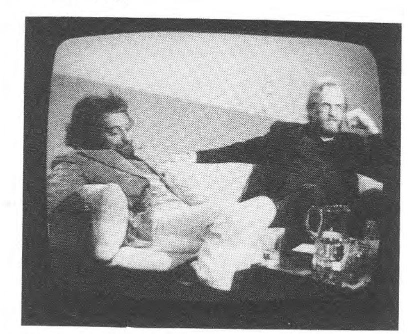
... als ich noch ein anständiger Deutscher war ...



Bei einem Smoke-in in Amsterdam, 1972



Als Demonstrant 1980



Als Experte im ZDF



Als Referent auf einem Parteitag (schon wieder Experte)



Als Experte im ARD

Persönliches Nachwort

«6.54 Meine Sätze erläutern dadurch, dass sie der, welcher mich versteht, am Ende als unsinnig erkennt, wenn er durch sie – auf ihnen – über sie hinausgestiegen ist. (Er muss sozusagen die Leiter wegwerfen, nachdem er auf ihr hinaufgestiegen ist.) Er muss diese Sätze überwinden, dann sieht er die Welt richtig.
7 Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen.»
(Ludwig Wittgenstein, Tractatus logico-philosophicus, Wien 1918, Oxford 1959, Frankfurt/M 1960)

Auch am Ende dieses Buches bleiben noch viele Fragen offen, auch welche, die an mich persönlich gerichtet sind. Eine überflüssige ist dabei: Ob ich ...?

Natürlich. Wie sollte ich sonst wissen, wovon ich rede? Aber so einfach ist eine ehrliche Antwort auch wieder nicht.

Meine persönliche Beziehung zu Hanf ist leicht erklärt. Ich lernte die Sache in dem Alter kennen, in dem die meisten Mitteleuropäer ihre Begegnung damit haben, durch das Glück meines Jahrgangs allerdings unter äusserst «normalen» Umständen. Die Bauern, zu denen ich als Kind eines anderen Hauses stets gerne ging, bauten damals *auch* noch Hanf an, und manche rauchten ihn *auch.* Als dann Haschisch in Mode kam, war für mich der Sensationswert gering. Seit vielen Jahren ist Hanf für mich *eine* Droge von vielen, allerdings eine, mit der ich auch bei vorsichtiger Selbsteinschätzung ganz gut umgehen kann. Ich unterlag nie der Versuchung, zu übertreiben – wie es mir mit Zigaretten leider nur allzu oft passiert –, denn ich habe einen gesunden Respekt davor.

Als Rauschmittel interessierte mich Hanf jedoch stets weniger denn als Politikum. Das Getöse drumherum amüsiert mich seit mehr als zwanzig Jahren, wenn es mich nicht gerade ärgert, und so lange sammle ich auch schon alles, was ich darüber in die Finger bekommen konnte. Dieses Buch ist eine Bestandsaufnahme, eine Inventur, zweifellos eine parteiische, aber nicht unbedingt für Hanf, eher gegen die Verbohrtheit und Unehrlichkeit, mit der die Drogendiskussion ganz allgemein und besonders im deutschen Sprachraum betrieben wird. Der aktuelle Anlass war die in den letzten Jahren überall betriebene «Reform» der entsprechenden Gesetze, die jedoch im deutschen Sprachraum nur noch grössere Konfusion oder – trauriges Beispiel BRD – Verhärtung bewirkte.

Das wäre meine persönliche Antwort. Aber es gibt andere, gewichtigere Gründe, warum ich da ein rotziges Ja sage: dieses Klima von Verlogenheit und Feigheit, das in den letzten gut zehn Jahren systematisch gezüchtet wurde, *auch* in Sachen Drogen, vor allem in Sachen Politik und Öffentliches Ansehen, und das uns wieder die viktorianische Doppelmoral und gründerzeitlichen Mief beschert hat. Es ist wieder schick geworden, aus vielen Feigheitsgründen zu lügen.

Wirklich ohne jeden Spott muss ich an den «Fall Augstein» denken. Hätte er damals ganz einfach gesagt: «Ja, das ist *mein* Haschisch», wäre ihm nach dem italienischen Recht nichts

passiert, höchstens ein mässiges Bussgeld. Aber die deutsche Spiessermoral hätte sich auf ihn gestürzt wie die mittelalterlichen Truden auf die schlafende Jungfrau: Der gibt selbst zu, dass er *Rauschgift* nimmt! Ich kann die Panik einer «Person des Öffentlichen Lebens» verstehen, wenn plötzlich eine Achillesferse entblättert wird, auf die noch jeder Gartenzwerg pinkeln zu können glaubt. Aber: Er hätte es überlebt, und es gibt viel schlimmere Situationen.



Aufkleber aus der BRD, entstanden 1979 aus einem aktuellen Anlass.
«Rudi, sag' mir, was bewegt dich noch?
Rudi, ein Mann von Welt beträgt sich doch ...»
(Schlagertext von Karl Farkas, 1929)

Es hat sich ja herumgesprochen, dass ich auch als Drogen-Therapeut arbeite. Ich kenne viele Kollegen, die auch kiffen, und sie sind wirklich nicht die erfolgslosesten. (Natürlich steht schon am Beginn einer solchen Berufsentscheidung ein besonderes Drogeninteresse, und wer da nur aus «karitativen» Überlegungen arbeiten will, sollte die Finger davon lassen, denn er wird sich viele Frustrationen holen.) Aber: Jeder, der nur im entferntesten mit irgendeiner staatlichen Stelle zu tun hat, wäre sofort Existenz- und Arbeitsmöglichkeiten los, würde er sagen «Ich kiffe» oder auch nur für eine Entkriminalisierung von Hanf reden. Dasselbe gilt für Sozialarbeiter und so weiter. Das ist eine Regelung, die schon viele Opfer gefordert hat und täglich viel Unehrlichkeit fordert.

Wo immer Drogentherapeuten im kleinen Kreis beisammensitzen, gibt es irgendwann dieselben Gespräche: «Da soll ich Klienten zu Ehrlichkeit sich selbst und anderen gegenüber motivieren, und muss selbst lügen, wenn sie mich fragen, ob ich gekifft habe oder gelegentlich kiffe.» – «Natürlich wäre eine Entkriminalisierung von Hanf das Notwendigste, um die Szene zu entflechten. Aber das *darf* ich nicht sagen.»

Deshalb: Ja, ich kiffe. Verstehe ich deswegen nichts von Drogen? Oder sind deswegen meine Aussagen weniger ernsthaft als die von «Drogenforschern», die ihr Wissen aus Büchern anderer Forscher schöpfen, die auch nur vom Hörensagen berichten? Ich freue mich schon darauf, was ich jetzt zu hören bekomme.

Natürlich weiss ich, dass ich mir mit diesem Ja-Wort noch ganz anderen Ärger einhandle, und deshalb muss ich etwas klarstellen: Würde mich jemand danach fragen, wäre ich *selbstverständlich* auch ein linksintellektueller Negertürkenschwuler. Aus Neugier auf die Reaktion und weil bei demokratischem Selbstverständnis doch auch ein Angehöriger einer solchen Minderheit respektiert werden sollte.

Im konkreten Fall weiss ich, dass ich mich zwar öffentlich als Kiffer bekennen kann, aber dann wirklich nicht einmal mehr den allerwinzigsten Krümel haben darf, denn nun wird jeder Trottel glauben, bei mir staatsdienlich fündig zu werden. Ich werde sie enttäuschen müssen.

Ob mir das gelingt, weiss ich nicht. Als ich, kurz nach *Weltmacht Droge*, über dubiose Polizeipraktiken recherchier-

te, hielt ich mich, um nicht erpressbar zu sein, strikt dope-los und bat auch Eckhard – wir machen seit zwölf Jahren alle möglichen Streiche zusammen –, nichts mehr bei sich zu haben. Er nahm meine Befürchtungen nicht ernst. Nun ja, mit ihm, der ein paar Krümel in der Tasche hatte, wurde kurzer Prozess gemacht. Gegen mich wurde dann sieben Monate und fünf Staatsanwälte lang verhandelt. Dass die beiden Polizisten, die uns überfallen hatten, mehr «gefunden» hatten als da war, würdigte die Staatsanwaltschaft durch eine Reihe Einstellungsanträge. Aber etwas blieb, und der Richter sprach es aus: «geistiger Mitbesitz» nannte er es einmal, weil ich erklärt hatte, nichts dagegen zu haben, wenn andere Leute kiffen. Ein anderes Mal bestand mein «Mitbesitz» darin: «Sie hätten Ihren Mitbewohner zur Anzeige bringen müssen.» Tut mir leid, ich bin kein Hilfspolizist und kein Hiwi, und ich verbitte mir derart unsittliche Anforderungen eines Staates, der sich auf eine FDGO beruft. Dafür wurde ich verurteilt, und jetzt geht der wüste Scherz durch die Instanzen. Ich habe mich bei den drei erlaubten Gewalt-Tätern (Legisla-Exeku-Judikative) mit dem Buch wohl nicht beliebt gemacht und werde büssen müssen. Ich warte auf die entsprechenden Einfälle, gelassen, denn ich bin gewohnt, das Auge des Gesetzes auf mir besonders ruhen zu spüren.

Ob ich verbittert bin? Ja. Was Wunder bei diesen Zuständen. Auch einiger persönlicher Groll ist dabei. Leider muss ich in diesem Zusammenhang kurz des *Haschisch-Kochbuchs* gedenken. Es entstand 1969 und war als Satire gegen jene Szene gedacht, die stets aus ihren Schreibtischen einen Krümel zum Vorzeigen progressiver Gesinnung zauberte und mir dauernd erklären wollte, wie man es «richtig» zu machen habe. Ich dachte: Die wollen alles nach Vorschrift machen, sogar *das*, und so machte ich jenes Buch, für einen stolzen Preis, der die Snobs beeindrucken sollte und die Kiffer abhalten. Was habe ich die Szene überschätzt! Immer noch fliegen irgendwo Raubdrucke des Kochbuchs herum, wieviele, zähle ich schon längst nicht mehr, denn ich hatte von keinem was. Ich wurde, wie das in der Szene heisst, «abgelinkt». Nur einmal konnte ich mich des Kochbuchs freuen: als der Hobby-Bäcker des Frankfurter Rauschgift-Dezernats für seine Plätzchen das Zehnfache meiner (auch schon als Scherz gemeinten) Riesenportionen nahm. Nun konnte die Polizei ja aus dem Vollen schöpfen, aber vielleicht war das Ganze auch ein heroischer Selbstversuch, um zu beweisen, dass Allzuviel ungesund sein kann. Immerhin wurde unmittelbar darauf dieses Kochbuch als jugendgefährdend indiziert. Es ruhe in Frieden.

Für den Fall, dass dieses Buch irgendwelche Raubdrucker inspirieren sollte, möchte ich jedoch keine Missverständnisse

Widmung als Danksagung

Prinzipiell:
den 437 500 000 von der Weltgesundheits-Organisation geschätzten Hanf-Konsumenten
den 12 732 von der Weltgesundheits-Organisation registrierten Cannabis-Experten

Im Besonderen (ohne konsequente Angabe von Gründen):
meiner Mutter, vor deren Augen ich einst acht Pfeifen rauchen musste, bis sie mir glaubte, dass der Stoff doch nicht sofort wahnsinnig macht, ausserdem vielen Eltern.

Anna I. und II., Cascar, Eva G. und M., Gudrun, Hasna Ratna Shakya, Herta, Ma Prem Saddha, Marleen, Marlies, Michiko, Nancy H., Petra I.-IV., Ragni, Rosy, Steffi, Traudl, Katja und Vera.

Eckhard Dück, Hans-Günther Meyer-Thompson, Helmut Drechsler, Wolfgang Heising, Walter Schmögner, Bernd Olaf Hagedorn, Andreas Juhnke, Rainer Neumann, Jürgen Bonchis, Erhard Schäfer, Arendt Hagedorn, Charles Huguenin, Rolf Breitenstein und Claus Brandt für Sammeltätigkeit, Schweiss, Ärger und Geduld.

Barbara und Alfred Hrdlicka
DAH und seinen Frauen
Karl Markus Michel
Tilo Rom
den Familien aus dem Stamm
Franz David

Inka Karsunke
(gegen meine Gewohnheit trotzdem einmal mit Titeln:)
Dr. Gerardo Zampaglione
Helga Schuchard, MdB
Hannelore Fuchs
Ottfried Hennig, MdB (besonders für seine Offenheit und freundliche Unterstützung trotz bekannt verschiedener politischer Ansichten).
Herbert Fuchs, Bundesinnenministerium Wien, stellvertretend für erstaunlich viele Beamte im BKA, in LKAs und ähnlichen Organisationen, desgleichen fünf Angehörige der DEA, die mir, wenn auch manchmal mit Bedenken, viele Informationen zukommen liessen.
Bernie Hausner, Carter und Khalid Malik, stellvertretend für viele freundliche Beamte der UNO
allen Offiziellen, die manchmal eher unfreiwillig zu diesem Buch beitrugen.
Gunter Schmidt
den Kulis an der «Drogenfront», insbesondere Jugend hilft Jugend, Hamburg, Mudra Nürnberg, DROB Delmenhorst, Wolfhard Willeke, Bernd Georg Thamm, den Essenern und den Göttingern, den Baslern und den Turinern.
Maria und Ronald, Erwin, Knud, Jens, Rudi u.v.a.m.
Michaela Huber, Hellmut Karasek, Gerhard Mauz, Benno Kroll, Robert Jungk, Rudolf Walter Leonhardt u.v.a.m.
Michael Conrad
Rev. Tashi Gyaltsen, Thupten Nyandak, Addison G. Smith, David Forbess, Marc Gershon, Bhai Raja Shakya, Basanta Ratna Shakya, Amir Ratna Shakya, Seroj K. Shresta, Pursottam R. Kasaju, Uwe Claus
Daniel Kasztura, Kurt Kupferschmid, Willi Kirch, Dirk und allen, die mir infolge des bekannt gestörten Kurzzeit-Langzeit-Gedächtnisses gerade jetzt nicht einfallen.

aufkommen lassen: Ich weiss, es ist teuer, aber ich habe die Kalkulation gesehen und nachgerechnet. Sie ist reell und auch für Linke zu verantworten. Raubdrucke von Büchern bürgerlicher Verlage interessieren mich wenig. In diesem Fall aber würde ich mich dagegen mit allen Mitteln wehren.

Noch eine Klarstellung: Ich wurde in den letzten Jahren sehr oft als Drogen-Experte bezeichnet. Ich kann mit einem solchen Titel nicht viel anfangen. Ich verstehe was von der Sache, weil ich mich mein halbes Leben lang damit intensiv befasst habe, aber als Schriftsteller bin ich eher Reporter. Da interessieren mich noch ganz andere Themen, und ich möchte bitten, nicht als Strafe für ein bestimmtes Fachwissen in einer bequemen Schublade abgelegt zu werden.

Aber nun endlich zum Angenehmeren. Dass dieses Buch zustandekam, danke ich nicht nur Dieter Hagenbach – er hatte eine Engelsgeduld, als das Manuskript immer noch nicht fertig war und ein Termin nach dem anderen platzte –, sondern sehr vielen lieben (und manchmal auch weniger lieben) Menschen. Ich muss für unendlich viele Hinweise, Anregungen, Archivwühlereien, Interviews und Auskünfte danken, sehr oft auch für einige schöne, entspannte Züge. Viele Amtspersonen sind darunter, und einige wollten aus verständlichen Gründen nicht genannt werden. Ich habe ihnen viel zu danken, zumal die meisten von ihnen wussten, in welchem Kontext ihre Äusserungen einmal stehen werden. Schon ihnen zu Ehren muss ich sagen: «den Apparat» gibt es nicht, doch manche seiner Betreiber leiden ganz schön unter seinen Mechanismen.

Draussen ist mittlerweile Frühling geworden, und die allerersten Hanfpflänzchen spriessen auch schon. Seit in dieser Beziehung praktisch alles verboten ist, ziehen anscheinend überall liebe Freaks durch die Gegend. Wo sie die Samen hernehmen, weiss ich nicht genau, vielleicht aus dem Vogelfutter, vielleicht aus Körner-Handlungen. Teuer dürften sie ja nicht sein, denn sonst würde mit ihnen nicht so grosszügig umgegangen. Überall fliegen die Körnchen hin – in die betuchten Vorgärten feiner Villen, die öffentlichen Blumentöpfe und -beete, sogar in den Friedhöfen auf sonst unbedachte Gräber. Wer genau hinsieht, kann überall die Blumen des Bösen entdecken, und ich bin gespannt, was aus ihnen wird. Werden im Sommer unsere Ordnungshüter überallhin ausschwärmen und auf den Knien rutschend jäten? Ich werde mir bei einem solchen Anblick das Grinsen nicht verbeissen können, aber vorläufig freue ich mich darüber, wie robust Mutter Natur dies ihr Kind gestaltet hat. Es wächst und wächst.

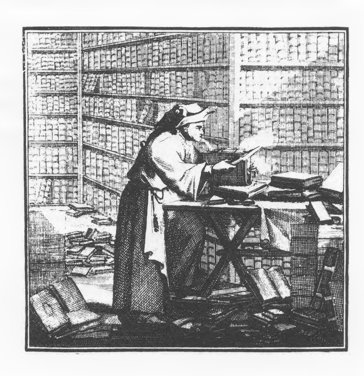
Alles Liebe!

Karfreitag 1982

BIBLIOGRAPHIE

Da dieses Buch fast doppelt so umfangreich wurde wie vom Verleger vorgesehen und dieser gute Mensch bereits verzweifelt ist, möchte ich mich hier kurz fassen. Diese Bibliographie erhebt also keinen Anspruch auf Vollständigkeit und enthält auch nicht alle verwendeten Bücher. Als Kriterium für diese Auswahl diente ein gewissermassen politisches: Ich erwähne vor allem jene Arbeiten, die am meisten zitiert werden, also sich als besonders folgenreich erwiesen haben. Erst in zweiter Linie ging es mir um inhaltliche Probleme, also Bedeutung der Aussage, Originalität der Feststellung. Zweifellos problematisch ist die grobe Gliederung, für die ich mich entschieden habe. Überschneidungen und partielle Falsch-Zuordnungen liessen sich dabei nicht vermeiden, da ich mich für eine Hauptgewichtigkeit entscheiden musste. Die gewählten Sammelbegriffe sind daher extensiv zu verstehen. Eigenartig übrigens: Wo dieser ganze Haufen Schriften zu einem Haufen Titel geworden ist, zeigt sich schon auf den ersten Blick, wie bewusst unobjektiv viele der Meister da forschten. Sie werden also mit Vorsicht zu geniessen sein. Wer zu anderen Schlussfolgerungen kommen möchte als ich, kann vielleicht ganz gut mit diesem Material arbeiten. Ich wünsche viel Vergnügen!

«Wer aus einem Buch abschreibt, ist ein Plagiator. Wer aus vielen Büchern abschreibt, hat gründlich recherchiert.»
(Sprichwort, Quelle unbekannt)



Abkürzungen
CC *Cannabis and Culture*, ed. Vera Rubin, Paris 1975
MM *Marihuana, the Medical Papers*, ed. Tod Mikurya, Oakland 1973
MP *The Marihuana Papers*, ed. D. Solomon, New York 1966
RR *Rausch und Realität*, ed. Rautenstrauch-Museum, Köln 1981
SM *Sucht und Missbrauch*, ed. F. Laubenthal, Stuttgart

Allgemeine bis sehr allgemeine Darstellungen, Reefer-Madness bis 1900

Abelson P.H., *LSD and Marihuana*, Science 159/1968
Ackenheil M., *Bewusstseinsändernde Drogen*, Die Brücke, Hoechst, 35/1968
Ackerknecht E.H., *Suchtprobleme im Lauf der Jahrhunderte*, Die Praxis, Bern 60/1971
Adams E.W., *Drug Addiction*, Oxford 1937
Albuett T.C., Dixon W.E., *Opium Poisoning and other Intoxications*, II./1, London 1906
Arnau F., *Rauschgift*, Luzern 1967
Attler I., *Case of Poisoning by Cann. Ind.*, Brit. M. J. II./1896
Bergmark M., *Lust und Leid durch Drogen*, Stuttgart 1958
Boettcher C., *Über die Anwendung des indischen Hanfes in der Psychiatrie*, Berliner klin. Wochenschr. 3/1866
Brau J.L., *Vom Haschisch zum LSD*, Frankfurt/M. 1969
Bretschneider E.V., *Botanicon Sinicum*, Berlin 1885
Clouston T.S., *The Cairo Asylum – Dr. Warnock on Hashish Insanity*, Journal of Mental Science 42/1896
Coles W.H., *Cannabis indica*, London 1935
Cremerius H., *Was ist Süchtigkeit?*, Zürich 1960
Deniker P., *Clinical Research on Depence-Producing Drugs*, Genf 1971
De Rios M.D., *Man, Culture and Hallucinogens*, CC
DuPont R.L., *Just what you can tell your patients about marihuana*, Medical Times New York, 1/1976
Eddy N.B. et al., *Drug Dependence ...*, Psychopharmacol. Bull. 3/1966
Ehrhard H.E., *Perspektiven der heutigen Psychiatrie*, Frankfurt 1972
Eichholz F., *Pharmakologie und Toxikologie der wichtigsten Genussmittel und Suchtgifte*, SM 1964
Farnsworth N.R., *Hallucinogenic Plants*, Science 162/1968
Feuerlein W., *Sucht und Abhängigkeit*, Hamburg 1974
Flueckiger F.A., Hanbury D., *Pharmacographia, A history of the principal drugs of vegetable origin*, London 1874
Fort J., *Die künstlichen Freuden*, Gladbach 1968
–, *Pot or not*, Int. J. Psychiatrics 9/1970
Furger R., *Sucht bei Jugendlichen*, Praxis 60/1971
Gabriel E., *Die Süchtigkeit*, Hamburg 1936, 1962
Gaskill H.S., *Marihuana an Intoxicant*, Amer. J. Psych. 102/1945
Gaver, K.D., *Today's Drug Problem*, Springfield/Ill. 1970
Goodman L.S., Gilman A., *The Pharmacological Basis of Therapeutics*, New York 1955
Gorodetzky C.W., *Marihuana, LSD, Amphetamines*, Drug Dep. 5/1970
Gross R., Fritz R., *Die Wissenslawine und ihre Bewältigung durch den Arzt*, Dtsch. Ärztebl. 71/1974
Gruenwaldt G., *Haschisch, Marihuana, LSD*, Saarl. Ärztebl. 10/1971
–, *Rauschgiftprobleme heute*, Ärztl. Praxis 22/1971
Haas E., *Selbstheilung durch Drogen?* Frankfurt 1974
Hacker F., *Drogen*, Wien 1981
Hamaker W.D., *A Case of Overdose of Cann. ind.*, Therap. Gaz. 15/1891
Hartel K.D., *Rauschgift-Lexikon*, München 1971
Hartwich C., *Die menschlichen Genussmittel und ihre Herkunft*, Leipzig 1911
Hegi F., *Rauschgift empirisch*, Frankfurt 1976
Hesse E., *Die Rausch- und Genussgifte*, Stuttgart 1968
–, *Rausch-, Schlaf- und Genussgifte*, Stuttgart 1971
Hoffer A., Osmond H., *The Hallucinogens*, N.Y. 1967
Hofmann A., *Psychoaktive Stoffe der Pflanzen*, Therapiewoche 35/1967
Ismail A., *General Discussion – Hashish*, London 1965
Ireland T., *Insanity from Abuse of Indian Hemp*, Alienist and Neurologist 14/1893
Josuttis M., *Religion und die Droge*, Stuttgart 1969
Koch C.A.L., *Der Hanf*, Allg. Zeitschr. Psychiatr. 21/1864
Körner W., *Drogen-Reader*, Frankfurt 1980
Lawson I.R., Winstead D.K., *Toward a Theory of Drug Use*, Brit. J. Addict. 73/1978
Leuenberger H., *Im Rausch der Drogen*, Berlin 1970
Lewin L., *Die Gifte in der Weltgeschichte*, Berlin 1920
–, *Phantastica*, Berlin 1924
–, Beiträge zur Klin. Wochenschr. 1878–1919
Loo H., Cottereau M.J., *Le Cannabis*, Ann.Méd.psychol.136/1978
McGothlin W.A., *Cannabis, a Reference*, MP
–, *Marijuana, an Analysis ...*, ed. US Bureau of Narcotics and Dangerous Drugs, Washington 1971
–, *The Use of Cannabis*, Harlem 1972

–, *Sociocultural Factors* ..., CC
McGlothlin W.H., West L.J., *The Marijuana Problem*, Amer. J. Psychiatrics 125/1968
Moeller K.O., *Rauschgifte und Genussmittel*, Basel 1951
Mongeri W., *Über die Ursachen des Irreseins bei den Orientalen*, Allgemeine Zeitschr. für Psychiatrie, 25/1868
Orzechowski G., *Halluzinogene Drogen*, Med. Welt 16/1969
Pusinelle C., *Über Cannabinolvergiftung*, Schmidt's Jahrb. 1887
Reynolds J.R., *On the Therapeutical Use and Toxic Effect of Cann. ind.*, MM
Römpp H., Schurz J., *Chemische Zaubertränke*, Stuttg. 1972
DeRopp R., *Bewusstsein und Rausch*, München 1964
Rosenfeld H., *Über Rauschgiftsucht*, Psyche 4/1960
Rossi G.V., *Mischievous Drugs*, Amer. J. Pharm. 140/1968
Rubin E., Lieber C.S., *Alcohol, Alcoholism and Drugs*, Science 172/1971
Ruppen R. et al., *Zur Prüfung der Aussagegenauigkeit bei einer Befragung über Drogenkonsum*, Z. Präv. Med. 18/1973
Salber W., *Haben Drogen eine Seele?* RR
Schenk J., *Drogen und Gesellschaft*, Berlin 1975
Schmidbauer W., Scheid J., *Handb. der Rauschdrogen*, Frankfurt 1976
Schrenck-Notzing v., *Die Bedeutung narkotischer Mittel für den Hypnotismus mit bes. Berücksichtigung des indischen Hanfes*, Leipzig 1891
Schultes R.E., *Hallucinogens of Plant Origin*, Science 163/1969
–, *The Plant Kingdom* ..., Bull. Narcot. 21/1969
–, et al., *An Example of Taxonomic Neglect*, CC
–, Hofmann A., *Pflanzen der Götter*, Bern 1980
Schur E.M., *Narcotic Addiction in Britain and America*, Bloomington 1962
Schwarz C.J., Marihuana: *An Attempt at Perspective*, Drug Abuse, Springfield/Ill. 1970
Stafford P., *Enzykl. der psychedelischen Drogen*, Linden 1980
Steckel R., *Bewusstseinserweiternde Drogen*, Frankfurt 1970
Stübing G., *Drogenmissbr. und Drogenabhängigkeit*, Köln 1977
Tull-Wash J.H., *Hemp Drugs and Insanity*, J. Sci. 40/1894
Wagner H., *Rauschgift-Drogen*, Berlin 1969
Warnock J., Insanity from Hasheesh, J, ment. sci. 49/1903
Waser P.G., *Pharmakologie der Halluzinogene*, Praxis 60/1971
Winek C.L., *Everything You Wanted to Know about Drug Abuse But Were Afraid to Ask*, New York 1974

Monographien, prinzipelle Essays

Andrews G., Vinkenoog S., *The Book of Grass*, N.Y. 1967
Cano Puerta G., *Marihuana – accursed herb*, Antioquia/Col. 1967
Cherniac L., *The Great Books of Hashish*, Berleley 1979
Cholst S., *Notes on the Use of Hashish*, MP
Goldmann A., *Grass Roots*, New York 1980
Haenel T.A., *Kulturgeschichte und heutige Problematik des Haschisch*, Pharmakopsychiat. 3/1970
Leonhardt R.W., *Haschisch-Report*, München 1970
–, *Haschisch heute*, RR
Lindesmith A.R., *The M. Problem: Myth or Reality?* MP
–, *The Addict and the Law*, Bloomington 1967
Mann T., *Haschisch*, Der deutsche Militärarzt 6/1942
Marcovitz E., *Marihuana Problems*, J.Amer.Med.Ass. 129/1945
–, Myers H.J., *The Marihuana Addict in the Army*, War Med. 6/1944
Melody R., *Ich half den Haschern*, Freiburg 1972 (einfach irre!)
Merlin M.D., *Man and Marihuana*, New Jersey 1972
Meunier R., *Le Hachich*, Paris 1909
Mildner T., *Haschisch in der Bewertung von 1000 Jahren*, Dtsch. Med. J. 23/1972
Moreau H., *Etude sur le hachich*, Paris 1904
Novak W., *High Culture*, New York 1980
Pascal E., *Contribution à L'étude du Cannbis Ind.*, Paris 1934
Pelner L., *Long Road to Nirvana*, New York 1967
Reiniger W., *Zur Geschichte des Haschischgenusses*, Ciba 7/1941
–, *Gewinnung, Zubereitung und Gebrauch des Haschisch*, ibid.
–, *Über die Wirkung des Haschisch*, ibid.
–, *Haschisch*, ibid.
–, *Historical Notes*, MP
Robbins P.R., *Marihuana*, Boston 1979
Schultz O.E., Haffner C., *Zur Kenntnis eines seditativen Wirkstoffes aus dem deutschen Faserhanf*, Arch. Pharm. Berl. 291/1958
Shaw W.S.J., *Cann. ind.: A «Dangerous Drug»*, Brit. Med. J. 2/1923
Sloman L., *Reefer Madness*, Indianapolis 1979
Southern T., *Red-dirt Marihuana*, MP
Sterne J., Ducastainy C., *Les artertites du Cann. ind.* Arch. Mal. Cœur 53/1960
Sumach A. (Pseudonym, N.N.), *A Treasury of Hashish*, Toronto 1976 (köstlich, handgeschrieben und doch seriös)
Täschner K.L., *Das Cannabis-Problem*, Wiesbaden 1979
Todd A.R., *The Hemp Drugs*, Endeavour 216/1943
Woggon B., *Haschisch, Konsum und Wirkung*, Berlin 1974
Yawger N.S., *Marihuana. Our new addiction*, Amer. J. Med. Sci. 195/1938

Anbau, schmale Auswahl

Backe H., *Der Hanfbau*, Berlin 1936
Drake B., *The Cultivator's Handbook*, Berkeley 1970
Frank M., Rosenthal E., *Marihuana-Zucht*, Amsterdam 1980
Hansen F., *Hanfanbau in Südostspanien*, Bonn 1967
Hehn V., *Kulturpflanzen und Haustiere*, Berlin 1911
Knutsen G., *Svensk Hampholding*, Stockholm 1943
Margolis J., *The Grass Garden*, San Francisco 1969
Marquart B., *Der Hanfanbau*, Berlin 1919
Missbach A., *Die deutschen Spinnstoffe*, Berlin 1942
Tobler F., *Deutsche Faserpflanzen und Pflanzenfasern*, München 1938

Kultur und so

1. Direktes, äusserst schmale Auswahl

Benjamin W., *Über Haschisch*, Frankfurt 1972
Delmar A., *Haschisch, Oper in einem Aufzug*, Berlin 1896
Fichte, H., *Detlews Imitationen, Grünspan*, Reinbeck 1971
Fo D., *Mama hat den besten Shit*, Theaterstück, Berlin 1979
Ginsberg A., *First Manifesto to End the Bringdown*, MP
Hartmann D., *Atini sirpsi*, Frankfurt 1980
Holst G. ed., *Rembetika*, Berlin 1979
Huxley A., *The Doors of Perception*, London 1954
–, *Heaven and Hell*, London 1956
Jünger E., *Annäherung*, Stuttgart 1980
Kerouac J., am besten alles, jeweils Reinbek
Kühn V., Neuss W., *Das Wolfgang Neuss Buch*, Köln 1981
Leary T., am besten alles, grösstenteils bei Sphinx, ausserdem: *The Politics, Ethics and Meaning of Marihuana*, MP
Ludlow F.H., *Der Haschisch-Esser*, Basel 1981
Mrabet M., Bowles P., *Haschisch-Geschichten*, Löhrbach o.J.
Reavis E., *Rauschgiftesser erzählen*, Frankfurt 1967
Schwind M.v., *Album vom Rauchen und Trinken*, Karlsruhe 1875
Watts A., *The Joyous Cosmology*, New York 1962
Zahl P.P., *Die Glücklichen*, Berlin 1979

2. Darüber, Kulturgeschichte u.ä., kleine Auswahl

Arcalides N., *Toxikomanen in Griechenland*, Athen 1928
Aldrich M. ed., *Dope Chronicles*, San Francisco 1979
Artbauer O., *Die Rifpiraten und ihre Heimat*, Stuttgart 1911
Austin G., *Die europäische Drogenkrise des 16. und 17. Jhdts.*, RR
Benet S., *Early Diffusion and Folk Uses of Hemp*, CC
Bowles P., *The Story of Lahcen and Idir*, MP
Brotteaux, *Hachich, Herbe de folie et de rêve*, Paris 1934
Brunnhofer D.H., *Urgeschichte der Arier*, Leipzig 1893
Busse H., *Pflanzenreste in vorgeschichtlichen Gefässen*, Zeitschr. f. Ethnol. 29/1897
Don Castro III., *Marihuana and the Assassins*, Brit. J. Addict. 65/1970
Chatelain M., *Berichte über Drogenkonsum im Alten und Neuen Testament*, RR
Cranach D., *Drogen im alten Ägypten*, RR
Creighton C., *On Indications of the Hashish-Vice (!) in the Old Testament*, Cambridge 1903
Dieckhoff R., *Drogen und Literaten*, RR
Eliade M., *Schamanismus und arch. Ekstasetechnik*, Zürich 1957
Emboden W.A., *Cannabis in Ostasien*, RR
Farber W., *Drogen im alten Mesopotamien*, RR
1821-33
Garbe R., *Beiträge zur indischen Kulturgeschichte*, Berlin 1903
Gelpke R., *Vom Rausch im Orient und Okzident*, Stuttgart 1966
Hamarneh S., *Pharmacy in Medieval Islam and the History of Drug Addiction*, Med. Hist. 16/1972
Hammer-Purgstall J., *Die Assassinen*, Stuttgart 1818
Harner M.J., *Hallucinogens and Shamanism*, New York 1973
Hauschild Th., *Hexen und Drogen*, RR
Herodot, dt. Übers., Berlin 1855
Hodgson M.G.S., *The Order of Assassins*, Den Haag 1955
Huard P., *Chinese Medicine*, New York 1968
Jettmar K., *Skythen und Haschisch*, RR
Jones W., *Musik der Inder*, Erfurt 1802
Kerim F., *Les troubles psychiques dus à l'emploi de hachich*, L'Hygiena ment. 2/1930
Knoll-Greiling U., *Schamanen und rauschinduzierende Mittel*, RR
Kühn K.G. ed., *Galen – opera omnia*, 8 vol., Leipzig
Lane E.W., *Arabian Society, the 1001 Nights*, London 1883
Lewis B., *The Assassins*, London 1967
Hui-Lin Li, *The Origin and Use of Cann. in Eastern Asia*, CC
Magre M., *La nuit de hachich et d'opium*, Paris 1929
Maurer I., *Die rauchenden Götter*, RR

Mayerhof M., *Haschisch*, Österr. Monatsschr. f. d. Orient 42/1916
Mickel E., *The Artificial Paradises in French Literature*, Chapel Hill 1969
Monfreid H., *La Croisière de Hachich*, Paris 1937
van Moos I., *Bibliotheca Afghanica*, 1980 Liestal
Müller I., *Kräutergärten im Mittelalter*, RR
Nitzsch K.G.E., *Psychiatrisches aus Ägypten*, Allg. Z. Psychiat. 14/1857
Oldenburg H., *Die Religion des Veda*, Berlin 1917
Peyrefitte R., *Der junge Alexander*, Hamburg 1980
Philippe A., *Satan, der euch so liebt*, Hamburg 1971
Polak E., *Persien, das Land und dessen Bewohner*, Leipzig 1865
Ränk G., *Skythisches Räucherwerk*, Bonn 1972
Ranke K., *Indogermanische Totenverehrung*, Helsinki 1951
Reed J., *Mexiko im Aufruhr*, Berlin 1972
Reitzenstein K.L., *Die hellen. Mysterienreligionen*, Leipzig 1927
Rice T.T., *Die Skythen*, Köln 1957
Riegler L., *Die Türkei und deren Bewohner*, Wien 1852
Rolle R., *Skythen*, Luzern 1981
Rosenthal F., *The Herb*, Leyden 1971 (excellent!)
Rudenko S.I., *Frozen Tombs of Siberia*, London 1970
Sanders Ed., *The Family*, New York 1971
Schall P., *Zauber und Medizin in Altchina*, München 1965
Siegel R.K., *Castanedas Privatapotheke*, RR
Sinha P., *Afghanistan im Aufruhr*, Zürich 1980
Taylor N., *Flight from Reality*, New York 1949
–, *Plant Drugs that Changed the World*, London 1966
–, *The Pleasant Assassin*, MP
Thorwald J., *Macht und Geheimnis der frühen Ärzte*, Münch. 1962
Vandermerwe N., *Cannabis Smoking in 13th and 14th Century Ethiopia*, CC
Vavilor N.J., *The Origin, Variation, Immunity and Breeding of Cultivated Plants*, Chester 1949
Waley A., *Neun Gesänge der Schamanen*, Hamburg 1957
Widengren G., *Iranische Geisterwelt*, Baden-Baden 1961
Wirz P., *Heilkunde in Ceylon*, Bern 1941
Wissmann H., *Im Inneren Afrikas*, Leipzig 1888
(zusammen etwa 5 Prozent der mir bekannten Literatur zum Thema)

Sozio-Psychologisches, Empirisches etc., kleine Auswahl

1. Die Bürde des weissen Mannes

Allen J.R., West L.J., *Flight from Violence: Hippies and the Green Rebellion*, Amer. J. Psychiat. 125/1968
Althaus Ch., *Drogenkonsum bei 19jährigen Züricherinnen*, Zürich 1972
Amendt G., *Haschisch und Sexualität*, Stuttgart 1974
Anumonye A., McClure J.L., *Adolescent Drug Abuse in a North London Suburb*, Brit. J. Addict. 65/1970
Archibald H.D., *The Non-Medical Use of Drugs in Canada*, Lausanne 1970
Baettig K., *Drogenkonsum und Drogenwünsche bei Zürcher Studenten*, Z. Präv. Med. 15/1970
Baumann U. et al., *Sozialer Hintergrund und Persönlichkeit von Drogenkonsumentinnen*, Z. Präv. Med. 18/1973
Bayerisches Staatsministerium des Innern ed., *Drogen*, Dokumentation über eine Repräsentativerhebung bei Jugendlichen in Bayern, 1974
Becker H.S., *Becoming a Marihuana User*, Amer. J. Sociol. 59/1953
–, *Marihuana Use and Social Control*, Soc. Probl. 3/1955
–, *Marihuana, a Sociological Overview*, MP
–, *An Exploration of the Social Bases of Drug-Induced Experiences*, J. Soc. Behav. 8/1967
Becker W., BRD, *Jugend und Rauschgift*, Hamm 1968
Beedle P., *The Patterns of Drug Abuse in the UK*, Genf 1971
Blaine J., Bozzetti L., *Memories, Reflections and Myths; The American Marihuana Commission*, CC
Blum R.H. et al., *Society and Drugs*, 2 vol, San Francisco 1970
Brotman R., Suffet F., *Marijuana Use and Social Control*, Ann. N.Y. Acad. Sci. 191/1971
Bruck J. et al., *Drogenmissbrauch – ein aktuelles Problem in Österreich*, Wien. Med. Wochenschr. 117/1967
Bschor F., *Marihuana*, Kriminalistik 4/1950
–, *Junge Rauschmittelkonsumenten in Berlin (W)*, FU Berlin 1970
–, *Cannabis-Proben aus Berlin, erste Ergebnisse einer Analysenreihe*, FU Berlin 1971
–, *Die Entwicklung der Drogenszene bis heute*, Z. f. Allgemeinmed. 53/1977
Burchard J.M., *Individuelle und kollektive Ursachen des Rauschmittelgebrauchs bei Jugendlichen*, Mat. Med. Nordmark 24/1972
Carlin A.S., *Social facilitation of Marihuana intoxication*, J. abnorm. Psychol. 80/1972
–, Trupin E.W., *The Effect of Long-Term Chronic Marijuana Use on Neuropsychological Functioning*, Int. J. Addict. 12/1977
Chambers C.D., *An Assessment of Drug Use in the General Population*. Spec. Rep. no 1, New York Addic. Contr. Comm. May 1971
–, Spec. Rep. No 5, August 1979
Cisin I.H., Manheimer D.I., *Marihuana Use Among Adults in a Large City and Suburb*, Ann. N.Y. Acad. Sci. 191/1971
–, revidierter Report 1980, teilveröffentlicht von DEA
Clisbee F.W., *Dallas and Drugs*, Lausanne 1970
Colbach E., *M. Use by GIs in Vietnam*, Am. J. Psychiatr. 128/1971
–, Crowe R., *Marijuana Associated Psychosis in Vietnam*, Milit. Med. 135/1970 (eine interessante Fallbeschreibung: Befehlsverweigerung als Hanf-*Psychose!)*
Comm. of Inquiry into the Non-Medical use of drugs, *Interim Report (LeDain Report)*, Ottawa 1970
–, *Report on Cannabis*, Ottawa 1972
–, *Report on Cannabis*, Ottawa 1980
Cuk S., Haasz A., Haasz J., *Erscheinungen des Drogenmissbrauchs in Rijeka*, Lausanne 1970
Dembo R. et al., *Demographic Value and Behavior Correlates of Marijuana Use Among Middle-Class Youths*, J. Health and Soc. Behav. 17/1976
Dezelsky T.L., Toohey J.V., *A Six-Year Analysis of Patterns in Non-Medical Drug Using Behavior*, J. Sch. Hlth. 48/1978
Dodge D.L., *Dimensions of Marijuana Use in a Midwest Catholic University: Subcultural Considerations*, Int. J. Addict. 12/77
Dorn N., Thompson A., *English Schoolchildren and Illegal Drugs*, Int. J. Addict. 12/1977
Federn E., *«Drogenmissbrauch» bei Jugendlichen aus einer sozialpädagogischen Sicht*, Prax. Kinderpsychol. 20/1971
Flitner A., *Soziologische Jugendforschung*, Heidelberg 1963
Forschungsgruppe FU Berlin, *Drogenglossar*, Berlin 1971
Gädeke R., Gehrmann J., *Drogenabhängigkeit bei Kindern. Unter Berücksichtigung der ‹Schnüffelsucht›*, Stuttgart 1973
Gale E.N., Guenther G., *Motivational Factors Associated with the Use of Cannabis*, Brit. J. Addict. 6613/1971
Gallant D. et al., *Interpersonal Behavior in Group Discussion During Marihuana Intoxication*, Int. J. Addict. 13/1978
Gerdes K., Wolffersdorf-Ehlert Chr., *Drogenszene – Suche nach Gegenwart*, Stuttgart 1974
Gerfeldt E., *Psychopharmaka bei Jugendlichen in sozialpsychol. Sicht*, Suchtgefahren 4/1970
Glaser D. et al., *Later Heroin Use by Marijuana-Using...*, Int. J. Addict. 4/1969
Gnirss F., *Emp. Unters. über den Drogenmissbrauch Jugendl. aus einem nicht ausgelesenen Schülerkollektiv*, Basel 1971
Gomila et al., *Present Status of the Marihuana Vice in the US, America's New Drug Problem*, Philadelphia 1938
Goode E., *The Marihuana Smokers*, New York 1970
Gosset J.T. et al., *Extent and Prevalence of Illicit Drug Use as Reported by 745 Students*, J. Amer. Med. Ass. 216/1971
Green M., Miller R.D., *Cannabis Use in Canada*, CC
Gross G., Huber G., *Aktuelle Aspekte des Drogenmissbrauches Jugendlicher*, Dtsch. med. Wschr. 97/1972
Grupp S.E., *Marihuana*, Columbus/Oh. 1971
Hagemann L.L., *Socio-Cultural Rewards on the Drug Taking Experience*, Lausanne 1970
Haines L., Green W., *Marijuana Use Patterns*, Brit. J. Addict. 65/1970
Halikas J.A., et al., *Marihuana Effects*, J. Amer. Med. Ass. 217/71
–, *M. Use and Psychiatric Illness*, Arch. Gen. Psychiat. 27/1972
Hardy R.E., Cull J.G., *Types of Drug Abuse and Their Abusers* Springfield/Ill. 1974
Harms E. ed., *Drug Addiction in Youth*, London 1965
Hausner W.K., *Die Frankfurter Drogenszene*, Frankfurt 1972
Hebblesthwaite P., *Generationskonflikt in Amerika*, Praxis 60/1971
Hell D., *Der Gebrauch von Cann. unter Jugendl. Zürichs*, Z. Präv. med. 15/1970
Hendler H.I., Stephens R.C., *The Addict Odyssey*, Int. J. Addict. 12/1977
Herha J., *Erfahrungen mit Haschisch*, FU Berlin 1973
–, *Haschisch und Marihuana*, Naturwissenschaften 61/1974
Herrmann D., Lotze J., *Drogenkonsum unter Schülern einer norddeutschen Kleinstadt*, Münch. med. Wschr. 114/1972
Hess. Kultusmin. ed., *Rauschmittelkonsum von Schülern in Hessen*, Wiesbaden 1974
Ho B.T. et al., *Marihuana: Importance of the Route of Administration*, J. Pharm. (Lond.) 23/1971
Hochhauser M., *Alcohol and Marihuana Consumption Among Undergraduate Polydrug Users*, Amer. J. Drug. Alc. Abuse 4/1977
Hochmann J.S., Brill N.Q., *Chronic Marih. Use and Psychosocial Adaption*, Amer. J. Psychiatr. 130/1973
Homberg M.B., Jansson B., *Experiences... Gøteborg*, Acta psychiat. scand. 44/1968
Hünneckens H., *Die Existenzproblematik des Jugendlichen – Motiv für den Drogenkonsum?*, Hamm 1972
Imperi I.I. et al., *Use of Hallucinogenic Drugs on Campus*, J. Amer.

Med. Ass. 204/1968
Jasinsky M., *Drogenkonsum Hamburger Schüler,* Hamburg 1971
–, Wiederholungsbefragung,
Hamburg 1973, Hamburg 1978
Jessor R., *Predicting Time of Onset of M. Use,* J. cens. clin. Psychol. 44/1976
Joe G.W., Hudisburg R.A., *Behavioral Correlates of Age at First Marihuana Use,* Int. J. Addict. 13/1978
Johnston L., *Drugs and American Youth,* Ann Arbor 1973
Josephson E. et al., *Adolescent M. Use,* New Jersey 1971
Jungjohann E.E. et al., *Untersuchung ... unter 2462 Schülerinnen und Schülern an Essener Obersch.,* Prax. Kinderpsychol. 22/1973
Kaiser C., Gold R., *Perception, Psychedelics and Social Change,* J. Psyched. Drugs 6/1974
Kandel D., *Entwicklungsstadien beim Drogengebrauch Jugendlicher,* RR
–, et al., *Depressive Mood and Adolescent Illicit Drug Use,* J. gent. Psychol. 131/1977
–, *Psychological Factors and...,* Adolescence 13/1978
Kaplan J.H., *Marihuana and Drug Abuse in Vietnam,* Ann. Y. N. Acad. Sci. 191/1971
–, *Intersections of Anthropology and Law in the Cann. Area,* CC
Kay E.J. et al., *A Longitudinal Study of the Personality Correlates of Marihuana Use,* J. cons. clin. Psychol. 46/1978
Kimlicka T.T., Gross H.J., *A Comparison of Chronic Versus Casual M. Users on Personal Values...,* Int. J. Addict. 13/1978
Kindermann W., *Das Projekt TU-drop,...,* RR
Kopplin D.A. et al., *Changing Patterns of Substance Use on Campus, 4-Year Follow-up Study,* Int. J. Addict. 12/1977
Kosviner A., Hawks D., *C. Use Amongst British University Students,* Brit. J. Addict. 72/1977
Lahti R.E., *The Gen. Practitioner Views Drug Abuse,* Drug Abuse Springfield/Ill. 1970
Lettieri D.J., *Drugs and Personality,* Washington DC 1976
Lewis A., *Cannabis,* H.M. Home Office London 1968
Liakos A. et al., *Social Traits of Heavy Hashish Users and Matched Controls,* Ann N.Y. Acad. Sci. 1976
Lindner A., *Kultischer Gebrauch psychoaktiver Pflanzen in Industriegesellschaften,* RR
Lipp M.R. et al., *M. Use by Med. Students,* Amer. J. Psychiatr. 128/1971
Lipscomb W.R., *Drug Use in a Black Ghetto,* Amer. J. Psychiatr. 127/1971
Louria D.B., *Some Aspects of Drug Abuse,* Pub. Hlth. Rev. 6/1977
Lucas W.L., *Predicting Initial Use of M... data 1969-1976,* Int. J. Addict. 13/1978
Mabileau D.J.F., *Patterns of Drug Abuse in France,* Genf 1971
Mac Sweeney D., Parr D., *A Pilot Study of Drug Pushers,* Lausanne 1970
Malhotra M.K., *Rauschmittelkonsumenten im Urteil der Gymnasiasten,* Suchtgefahren 24/1978
Manheimer D.I. et al., *M. Use among Urban Adults,* Science 166/1966
Maurer D.W., *The Subculture of the Criminal Narcotic Addict,* Drug Abuse, Springfield/Ill. 1970
McCoy A.W., *Eine drogenabhängige Gesellschaft entsteht...,* RR
McLean B. et al., *Contacts with a Canadian Drug Information and Crisis Centre,* Bull. Narc., 29/1977
Mellinger G.D., *Psychotherapeutic Drug Scene in San Francisco,* Drug Abuse, Springfield/Ill. 1970
Mirin St.M., McKenna G.J., *Combat Zone Andjustment: The Role of Marihuana Use,* Milit. Med. 140/1975
Morgan H.G., Hayward A., *The Effects of Drug Talks to School Children,* Brit. J. Addict. 71/1976
Müller U. et al., *Mehrdimensionale Klassifikation des Drogenkonsums bei Jugendlichen,* Arch. Psychiat. 216/1972
–, *Persönlichkeitsaspekte jugendlicher Drogenkonsumenten,* Arch. Psychiatr. 217/1973
Munch J.C. (der berühmte!), *M. and Crime,* Bull. Narc. 18/1966
–, *The Toxicity of Cann. sat. (M.),* Curr. med. Dig. 35/1968
Norton W., *The Marihuana Habit,* Canad. psychiatr. J. 13/1968
Parfrey P.S., *Factors Associated with Undergraduate Marihuana Use in Cork,* Brit J. Addict, 72/1977
Parow E. et al., *Über die Schwierigkeit, erwachsen zu werden,* Frankfurt 1976
Paul M.K., *Comparative Attitudes of Un. Stud. and School Teachers on the Use and Legalization of M.,* J. Drug Educ. 7/1977 (lesenswert)
Peralman S., *Drug Experience in an Urban College Population,* Amer. J. Orthopsychiatr. 37/1967
Peterson B., Wetz R., *Drogenerfahrung von Schülern,* Stuttgart 1975
Rathod N.H., *Early Experience in the Life of a Narc. User,* Lausanne 1970
Reuband K.H., *Rauschmittelkonsum in der BRD,* RR
Rexed B., *Patterns of Drug Abuse in Scandinavia,* Genf 1971
Rochford J. et al., *Medical Students and Drugs,* Int. J. Addict. 8/1977
Rossi P., *Study of Life Styles and Campus Communities,* Baltimore 1970
Sadava S.W., Forsyth R., *Turning on, Turning off and Relapse, ... Status Change in C. Use,* Int. J. Addict. 12/1977
–, *Person-Environment Interaction and College Student Drug Use,* Genet. Psychol. Monogr. 96/1977
Salzmann C. et al., *The Effect of Marihuana on Small Group Process,* Amer. J. Drug Alcohol Abuse 4/1977
Sanborn D.E. et al., *Drug Abusers...,* Di. nerv. Syst. 32/1971
Schaer M., Biener K., *Jugend und Drogen,* Z. Präv. Med. 16/1971
Schenker K., *Drogenkonsum bei 19jährigen Zürcherinnen,* Zürich 1972
Scott E.M., *Happiness: Some Findings Between Non-Drug-Using and Drug-Using Teenagers,* Drug Abuse, Springfield/Ill. 1970
Shean G., Fechtman F., *Purpose in Life Scores of Student M. Users,* J. Clin. Psychol. 27/1971
Shick J.F.E. et al., *Adolescent Drug Using Groups in Chicago Parks,* Drug and Alcohol. Depend. 3/1978
Sim V., *A Summary Report ...* (GIs und Drogen), Springfield/V. 1963
Teigen A., *Research on Drug Abuse,* Lausanne 1970
Tennant F.S. et al., *Effectiveness of Drug Education Classes,* Amer. J. Pbl. Hlth. 64/1974
Thamm B.G., *Zur Entwicklung der Drogenabhängigkeit in Berlin,* Soz. Arb. 27/1/1978
Todd J., Goldstein R., *Personality and Attitudes of British M. Users,* Psychol. Rep. 40/1977
Traub S.H., *Perceptions of Marijuana and Its Effects,* Brit. J. Addict. 71/1976
Ungerleider J.T., *Review of Drug Abuse and Drug Control in California,* Lausanne 1970
Unwin J.R., *Illicit Drug Use among Canadian Youth,* Canad. Med. Ass. J. 2/1968
Vaille C., Stern G., *Drug Addiction ... France,* Bull. Narcot. 6/1954
Vesell E.S., Braude M.C., *Interactions of Drugs of Abuse,* Ann. N.Y. Acad. Sci. 281/1977
Wagner E.E., Romanik D.G., *Hand Test Characteristics of M. – Experienced... College Students,* Percept. MOT Skills 43/76
Wallace B.C., *Education and the Drug Scene,* Lincoln/Neb. 1974
Whitehead P.L., *The Incidence of Drug Use Among Halifax Adolescents,* Brit. J. Addict. 65/1970
Wininck Ch., *Marihuana Use by Young People,* London 1965
Zinberg N., Weil A., *A Comparison of M. Users and Nonusers,* Nature 226/1970
–, ausserdem rund 70 andere Titel zum Thema, allerdings mit vielen, vielen Wiederholungen
–, *Marihuana in Man, Clinical and Psychological Effects,* N.Y. 1978

2. Der Rest der Welt
(entsprechend dem traditionellen Eurozentrismus nur eine geradezu winzige Auswahl)

Abdulla A., *Cann. ind. als Volksseuche in Ägypten,* Schweiz. med. Wschr. 83/1953 (bevor die Pest nach Europa kam)
Aldrich M.R., *Tantric Cann. Use in India,* J. psychol. Drugs 9/1977
Anwari-Alhosseyni S., *Haschisch und Opium im Iran,* RR
Anziserow I., *Haschismus in Turkestan,* Ethnogr. Jb. 1929
Asuni T., *Socio-psychiatric Problems of C. in Nigeria,* Bull. Narcot. 16/1964
Aubin H., *Evolutif dans l'intoxication chronique par le kif,* L'Algerie Med. J. 23–26/1944
Bash K.W., *Patterns of Drug Dependence in Iran,* Genf 1971
Benabud A., *Psycho-Pathological Aspects of the C. Situation in Marocco,* Bull. Narcot. 9/1957
Benoist J., *Reunion: C. in a Pluricultural and Polyethnic Society,* CC
Blackford L.S., *Preliminary Release, San Mateo...,* M. and Hlth., 2. ann. rep. to the Congress, Washington DC 1972
Boroffka A., *Mental Illness and Indian Hemp in Lagos,* E. Afr. Med. J. 43/384
–, *Cannabis und Psychiatrie,* Suchtgefahren 24/1978(!)
Bourhill C. J. G., *The Smoking of Dagga Among the Native Races of South Africa and the Resultant Evils (*Aufsässigkeit, Streiks etc.!) Edinburgh 1913
Brandenburg D., *Hygiene und Medizin im Koran,* Med. Mspiegel 6/1968
–, *Priesterärzte und Heilkunst im alten Persien,* München 1969
–, *Medizinisches aus Tausendundeiner Nacht,* ibid. 1973
Carstairs G.M., *Daru and Bhang,* Quart. J. Stud. Alc. 15/1954
–, *Bhang and Alcohol,* MP
Carter W.E., Coggins W.J., *Chronic C. Use in Costa Rica,* CC
Chopra G.S., Chopra R.N., *The Present Position of Hemp-Drug Addiction in India,* Ind. Med. Res. Mem. 31/1939
–, Chopra I.C., *Cannabis Sativa in Relation to Mental Diseases and*

Crime in India, Ind. J. Med. Res. 30/1942 (Befund: Trotz aller Suche – negativ)
–, *M. and Adverse Psychotic Reactions*, Bull. Narcot. 23/1971
Codere H., *Soc. and Cult. Context of C. Use in Rwanda*, CC
Comitas L., *Social Nexus of Ganja in Jamaica*, CC
Daramola T., Grange J.J., *C. Problems among Prisoners in Lagos*, Bull. Narcot. 23/1971 (kiffen wollen sie!)
Dardanne A., *Contribution à l'etude du chanvre indien*, Pharm. These Paris 1924
Dawson W.W. et al., *M. and Vision... Costa Rica*, Univ. Florida
Dhunjibhoy J.E., *Brief Resume ... with a Full Description of «Indian Hemp Insanity»*, J. Ment. Sci. 76/1930
Drapkin I., Landau S.F., *Drug Offenders in Israel*, Brit. J. Crim. 6/1966
Dube K.C., *Current Pattern and Incidences in India*, Genf 1971
–, et al., *Drug Use in Health and Mental Illness in an Indian Population*, Brit. J. Psychiatr. 118/1971 (der Mann aus Agra: «Ich kenne *nur* kranke Menschen.»)
–, *Prevalence and Pattern of Drug Use Amongst College Students*, Acta psychiatr. scand. 57/1978 (Zitat: «Cannabis kam durch die Verwestlichung Indiens zu uns...»)
Du Toit B., *Dagga: The History and Ethnographic Setting of C.*, CC
–, *Cannabis in Afrika*, RR
–, *Man and Cannabis in Africa*, Univ. Florida 1976
Dwarakanath S.C., *Use of Opium and C. in the Traditional Systems of Medicine in India*, Bull. Narcot. 17/1965
Elejalde B.R., *M. and Genetic Studies in Columbia*, CC
Ewens G.F.W., *Insanity Following the Use of Indian Hemp*, Ind. med. Gaz. 39/1904
Fisher J., *Cannabis in Nepal: An Overview*, CC
Ginsburg D., Kaufmann J.L., *Problems of Drug Addiction in Israel*, Bull. Narcot. 7/1955
Goekay F.K., *Durch Missbrauch von Heroin und Haschisch entstehende Geisteskrankheiten in der Türkei*, Z. ges. Neurol. Psychiatr. 158/1937 (Derwischorden als Geisteskrankheit)
Grossmann W., *Adverse Reactions Associated with C. Products in India*, Ann. int. Med. 70/1969
Hasan K.A., *Social Aspects of the Use of C. in India*, CC
Hon K.L., *Patterns of Drug Dep. in S. E. Asia*, Genf 1971
Hoppe H., *Drogenkunde*, Hamburg 1943 (Islam)
Hutchinson H.W., *Patterns of M. Use in Brazil*, CC
Joseph R., *Economic Significance of Cann. sat. in the Moroccan Rif*, CC
Kennedy J.G., *Erkenntnisse der med. Ostforschung*, RR
Khalifa A.M., *Traditional Patterns of H. Use in Egypt*, CC
Khan M.A. et al., *Cannabis Usage in Pakistan*, CC
Koppikar G.S., *Drug Add. in Bombay*, Ind. J. med. Sci. 2/1948
Kroll Ph., *Psychoses Associated with M. Use in Thailand*, J. nerv. ment. Dis. 161/1975 (vorwiegend GIs abgehandelt)
Lambo T.A., *Medical and Social Problems of Drug Addiction in West Africa*, Bull. Narcot. 17/1965
Martin M.A., *Ethnobotanical Aspects of C. in S. E. Asia*, CC
Michels P.M., *Rastafari*, München 1979
Moser-Schmitt E., *Sozioritueller Gebrauch von C. in Indien*, RR
Palgi Ph., *Traditional Role and Symbolism of Hashish among Moroccan Jews in Israel...* CC
Parreiras D., *Census of Drug Addicts in Brazil*, Bull. Narcot.
Partridge W.L., *C. and Cultural Groups in a Colombian Municipio*, CC
Porot A., *Les Toxicomanies*, Paris 1960 (Algerien, Tunesien)
Prince R. et al., *C. or Alcohol? – Jamaica*, Bull. Narcot. 24/72
Reko V.A., *Magische Gifte*, Stuttgart 1938 (vorw. Mexiko)
Roland J.L., Teste M., *Le Cannabisme au Maroc*, Maroc. med. 387/1958
Rozenblom J.R., *Notes on Jewish Drug Addicts*, Psychol. Rep. 5/1959
Rubim de Pinho A., *Social and Medical Aspects of the Use of C. in Brazil*, CC
Saleh A., *Alkohol und Haschisch im heutigen Orient*, RR
Schaeffer J., *Significance of M. in a Small Agricultural Community in Jamaica*, CC
Sharma B.P., *Cannabis and its Users in Nepal*, Brit. J. Psychiatr. 127/1975 (ein sehr, sehr strebsamer Mann)
Shoham S., *Patterns of C. Usage in Israel*, Genf 1971
Siler J.F., *M. Smoking in Panama*, Milit. Surg. 73/1933
Soueif M.I., *H. Consumption in Egypt*, Bull. Narcot. 19/1967
South African Gov., *Report on the Abuse of Dagga*, 1952
Stefanis C. et al., *Studies of Chronic Hashish Uses*, Psychopharmakol. Berl. 26 Suppl./1972
–, *Sociocultural and Epidemiological Aspects of H. Use in Greece*, CC
–, *Social Traits of Heavy Hashish Users*, Ann. N.Y. Acad. Sci. 282/1976
True W.R., True J.H., *Chronic Cannabis Use among Working Class Men in Costa Rica*, J. Psychedel. Drugs 10/1978
Vetschera T., Pillai A., *Use of Hemp and Opium in India*, Ethnomed. 5/1978
Wälti S., *Einfluss des Tourismus auf den Drogengebrauch in Kuta, Bali*, RR
Wagley Ch., Galvao E., *Tenetehara Indians*, Columbia 1949
Williams-Garcia R., *Ritual Use of C. in Mexico*, CC
Wolff P.O., *Marihuana in Latin America*, Washington D.C. 1949

Zur Chemie der Pflanze, Wirkstoffe, Nachweis etc.

Adams R., *Marihuana*, Bull. N.Y. Acad. Med. 18/1942
–, et al., *Marihuana*, J. Amer. Chem. Soc. 71/1949
Agurell S. et al., *Metabolism of 7-hydroxy-Delta 1 (16)-THC and CBN*, Acta Pharm. Suecica 8/1971
Asahina H., *Studies of C. Obtained from Hemp Plants Grown in Japan*, Bull. Narcot. 9/1957
Bicher H.I., Mechoulam R., *Pharmacological Effects of Two Active Constituents of M.*, Arch. Int. Pharmacodyn. 172/1968
Branden O.J., *Cannabis Research at the Division of Narcotic Drugs UN*, Genf 1971
Braude MC., Szara S. ed., *Pharmacology of M.*, 2 vol. New York 1976
Brawley P. et al., *Pharmacology of Hallucinogens*, Pharmacol. Rev. 24/1972
Breimer D.D. et al., *Some New C.-Constituents*, Biochemical ... Marihuana Research, Haarlem 1970
Burstein S., Kupfer D., *Hydroxylation of Trans-Delta-1-THC by Hepatic Microsomal Oxygenase*, Ann. N.Y. Acad. Sci. 191/1971
–, Rosenfeld J., *Isolation and Characterization of a Major Metabolite of Delta-1-THC*, Acta. pharm. Suecica 8/1971
Cahn R.S., *Cann. ind. Resin, The Constitution*, J. chem. Soc. 1931
Claussen U., Korte F., *Herkunft, Wirkung und Synthese der Inhaltsstoffe des Haschisch*, Naturwissenschaften 53/1966
Denbsky G. et al., *Untersuchungen zum Nachweis von Cannabis-Inhaltsstoffen in der Mundhöhle mittels chromatographischer Verfahren*, Dtsch. Zahnärztl. Z. 29/1974
Doorenbos N.J. et al., *Morphological and Chemical Differences Between Variants of C.*, Toronto 1971
–, *Cultivation, Extraction and Analysis of C.*, Ann. N.Y. Acad. Sci. 191/1971
Edery H. et al., *Structural Requirements für Cannabonoid Activity*, Ann. N.Y. Acad. Sci. 191/1971
Faurbairn J.W. et al., *Distribution and Stability of the Cannabinoids in C.*, Acta pharm. Suecica 8/1971
Fentiman A.F. et al., *Identification of Noncannabinoid Phenols in M. Smoke Condensate Using Chemical Ionization Mass Spectrometry*, Analyt. Chem. 45/1973
Gaoni Y., Mechoulam R., *Isolation, Structure and Partial Synthesis of an Active Constituent of Hashisch*, J. Amer. Chem. Soc., 86/1964
–, *Isolation and Structure of Delta-1-THC and Other Neutral Cannabinoids from Haschisch*, J. Amer. Chem. Soc. 93/70
Gayer H., *Pharmacol. Wertbestimmung von orientalischem Haschisch und Herba Cann. ind.*, Arch. exp. Path. Pharmak. 129/1928
Gill E.W., et al., *Distribution and Metabolism of Tritium Labelled THC*, Acta pharm. Suecica 8/1971
–, *Preliminary Experiments...*, Nature 228/1970
Hauck G., Moll H.R., *Versuche zum Nachweis von C.-Inhaltsstoffen in der Ausatemluft*, Beitr. gerichtl. Med. 32/1974 (Versuche, wie gesagt)
Honecker H.C., Coper C., *Dünnschichtchromatographische Nachweismethode von Opium als Beimengung in Haschisch-Proben*, Dtsch. med. Wschr. 42/1970
Just W.W. et al., *Bestimmung von Delta-1- und Delta-1-Delta-6-THC in Blut, Urin und Speichel von Haschisch-Rauchern*, Naturwissenschaften 59/1972
–, *Nachweis und quantitative Bestimmung von THC bei Haschisch-Rauchern*, Diagnostik 5/1972 (Fürchtet Euch nicht, es war nichts)
Kanter S.L. et al., *M. Metabolites in Urin of Man...*, Res. Com. Chem. Pathol. Pharmacol. 7/1974 (so ähnlich)
Klug E., *Methoden zum Nachweis von Rauschmitteln, insbesondere von Haschisch und LSD*, FU Berlin 1971 (s.o.)
Korte F. et al., *THC-Carbonsäure, ein neuer Haschisch-Inhaltsstoff*, Angew. Chemie 77/1965 (törnt nicht)
Novotny M. et al., *Gas Chromatography...*, Analyt. Chem. 48/1976
Lerner M. Zeffert J.T., *Determination of THC Isomers in M. and Hashish*, Bull. Narcot. 20/1968
Loewe S.W., *Studies on the Pharmacology and Acute Toxicity of Compounds with M. Activity*, J. Pharmacol. exp. Ther. 88/1946
Machata G., Kryspin-Exner K., *Nachweis von Haschisch im Harn nach experimenteller Einnahme*, Wien klin. Wschr. 82/1970
Mechoulam R. ed., *Marihuana: Chemistry...*, 409 S. N.Y. 1973
Merkus F. et al., *TLC, GLC and MS of Cannabidivarin, Tetrahydrocannabivarin and Cannabivarin*, Acta pharm. Suecica 8/1971 (und was sonst so alles in Dope ist...)
Mikes F., Waser P.G. *M. Components; Effects of Smoking ...*,

Nakamura G.R., Thornton J.I., *Forensic Identification of M.*, J. Police Sci. Adm. 1/1973 (Falls man nicht weiss, wie die Pflanze aussieht, empfiehlt sich Gas-Chromatographie)
Nishioka I., *Chemistry of M. Compound*, Drug Dependence 4/1970
Nordquist M. et al., *Method for Identification of Acid Metabolites of THC by Mass Fragmentography*, NIDA Res. 7/1976
Ohlsson A. et al., *Cannabinoid Constituents of Male and Female C.*, Bull. Narcot. 23/1971 (endlich wird die Legende des botanischen Feminismus widerlegt: auch Jungs törnen an, obgleich etwas schwächer)
Pars H.G., Radzan R.K., *THCs and Synthetic Analogs*, Ann. N.Y. Acad. Sci. 191/1971 (gute Tips, aber Natur ist besser)
Perez-Reyes M. et al., *Metabolism of Delta-9-THC in Human Subjects*, Mexico City 1971
Petcoff D.G. et al., *Identification of Cannabinoids by Centrifugal Chromatography* Science 173/1971
Petrzilka T. et al., *Synthese of (-)Delta-8-11-Hydroxy-THC*, Acta pharm. Suecica 8/1971
Razdan R.K. et al., *Water-Soluble Derivatives of Delta-1-and Delta-1-(6)-THCs...*, Acta pharm. Suecica 8/1971
Riedmann M., *Analytische Methoden des Nachweises von Drogen und Giftstoffen*, Naturwissenschaften 59/1972
Salaschek M. et al., *Über die Problematik des Nachweises von Haschischgenuss durch dünnschichtchromatographische Urinuntersuchungen*, J. Chromatogr. 78/1973
Segelman A.B. et al., *6 Variations in M. Preparations and Usage Chemical and Pharmaceutical Consequences*, CC
Shani A., Mechoulam R., *Cyclization of Delta-1-THC and other Transformations*, Tetrahedron 27/1971
Shilgin A.T., *Preliminary Studies of the Synthesis of Nitrogen Analogs of Delta-1-THC*, Acta pharm. Suecica 8/1971
Stearn W.T., *Typification of C. sat. L.*, CC
Svauholt K.L., *Synthesen von aktiven Haschischkomponenten*, Zürich 1971 (Schweizer Kunsthanf?)
Turk R.F., *Identification ... Delta-9-THC*, Bloomington 1970
Valle J.R. et al., *Pharmacological Activity of C. According to the Sex of the Plant*, J. Pharm. Pharmacol. 20/1968
Villareal J.E., *Contributions of Lab. Work to the Analysis and Control ...*, Drug Abuse, Springfield/Ill. 1970
Vollner L. et al., *Haschisch XX. Cannabidivarin – A New Component of Cann. sat.*, Tetrahydron 3/1969 (alles neu...)
Vree T.B. et al., *Identification of the Methyl und Propyl Homologues of CBD, THC and CBN in Hashish by a New Method of Combines Gas Chromatography – Mass Spectrometry*, Acta pharm. Suecica 8/1971
Williams E.G. et al., *Studies on M. and Pyrahexyl Compound*, Publ. Hlth. Rep. 61/1946
Wood T.B. et al., *Cannabinol*, J. chem. Soc. 75/1899

Klinisches, Psychopathologisch- und noch Schlimmeres
Motto: Der Laie staunt bis er ein Fachmann ist.
(Anm.: Vor allem in der ersten Hälfte der Siebziger erschienen, statistisch gesehen, 1,2132 wissenschaftliche Arbeiten pro Tag zum Thema. Selbst unter denen, die in meine Finger gerieten, musste ich daher eine Auswahl treffen. Ich beschränkte mich auf repräsentative 2 Prozent, wobei ich als höflicher Mensch den Horrormeldungen und Übertreibungen den Vorzug gab. Untersuchungen, die nichts Besonderes melden, sind ja nichts Besonderes. Dennoch ist die Summe auch dieser Gutachten, von ihren oft anreisserischen Titeln abgesehen, für Sensationslüsterne enttäuschend – viel Rauch um einen leichten Rausch.)

1. Menschliches
Abel E.L., *M. and Memory*, Science 173/1971
–, *Changes in Anxiety Feelings Following M. Smoking*, Brit. J. Addict. 6613/1971
–, *Relationship Between C. and Violence*, Psychol Bull. 84/77
Aldrich C.K., *Effect of a Synthetic M.-like Compound on Musical Talent (Seashore-Test)*, Publ. Hlth. Rep. 59/1944
Ayd F.J.K., *Abuse of Psychoactive Drugs – Fact or Myth?*, (eine Zusammenfassung für die UNO), Lausanne 1970
Bader A., *Halluzinogene Drogen und künstlerische Kreativität*, Confin. psychiatr. 16/1973
Beaubrun M.B., *Pros and Cons of Cann. Use*, Mimeograph. Rep. Jamaica 1971
–, Knight F., *Psychiatric Assessment of 30 Chronic Users of C. and 30 Matched Controls*, Amer. J. Psychiatr. 130/1973
–, *C. or Alcohol: The Jamaican Experience*, CC
Black M.B. et al., *Some Effects of (-)-Delta-9-trans-THC and Other C.-Derivatives on Schedule Controlled Behavior*, Pharmacologist 12/1970
Bloomquist E.R., *M.: Social Benefit or Social Detriment?* Calif. med. 106/1967
–, *Marijuana*, Beverly Hills 1969
–, *Marijuana, The Second Trip*, Beverly Hills 1971
Bowman M., Pihl R., *C.: Psychological Effects of Chronic Heavy Use*, Psychopharmacol. (Berl.) 29/1973
Bozetti L. et al., *The Great Banana Hoax*, Amer. J. Psychiatr. 124/1967
–, *Memories, Reflections and Myths...*, CC
Braude M.C., *Szava S. ed., Pharmacology of M.*, 458 S., N.Y. 1976
Bromberg W., *Marihuana Intoxication*, J. Amer. Psychiatr. 91/1934
–, *M.: A Psychiatric Study*, J. Amer. med. Ass. 113/1939
–, *M.: 35 Years Later*, Amer. J. Psychiatr. 125/1968
Buchwald S., *Über C.-Präparate nebst Bemerkungen über Cannabinolvergiftungen*, Schmidt's Jahrb. 1886
Cameron D.C., *Patterns of Abuse...*, Genf 1971
Clark L.D., Nakashima E.N., *Experimental Studies in M.*, Amer. J. Psychiatr. 125/1968
–, *Behavioral Effects of M.*, Arch. Gen. Psychiatr. 23/1970
Cohen S., *The Personality of the User – Before and After*, N.Y. 1969
–, *Changing Concepts of C. Pharmacology*, Acta pharm. Suecica 8/1971
–, *Medizinischer Stand der M.-Forschung*, RR
Coleman J.H. et al., *Neurological Manifestations of Chronic M. Intoxication, Part 1: Paresis of the Fourth Cranial Nerve*, Dis. nerv. Syst. 37/1976 (mehr kam nicht)
Collier H.O.J., *A Pharmacological Analysis...*, Haarlem 1972
Coper H., *Zur klinischen Pharmakologie der Rauschmittel*, Dtsch. med. J. 22/1971
– *Pharmakokinetik moderner Rauschgifte*, Beitr. gerichtl. Med. 29/1972
–, Hippius CSU/Anti-Drogen-Koalition, *Missbrauch von Haschisch*, Dtsch. Ärzteblatt 67/1971
Council on Mental Health and Committee on Alcoholism and Drug Dependence, USA, *On Cannabis*, J. Amer. med. Ass. 201/1967
Dally P., *Undesirable Effects of M.*, Brit. med. J. 5561/1967
Darley C.F. et al., *M. and Retrieval From Short-Term-Memory*, Psychopharmacol. (Berl.) 29/1973
–, *M. Effects on Long-Term-Memory...*, ibid. 52/1977
Deliyannakis E. et al., *Influence of Hashish on the Human EEG*, Clin. EEG 1/1970
Dittrich A., Woggon B., *Experimental Studies... in Volunteers*, *Psychopharmacol.* (Berl.) 26/1972
Dornbush R.L. et al., *Marijuana, Memory and Perception*, Amer. J. Psychiatr. 128/1971
Dorrance D. et al., *Invivo Effects of Illicit Hallucinogens on Human Lymphocyte Chromosomes*, J. Amer. med. Ass. 212/1970
Duehn W.D., *Covert Sensizitation...*, Int. J. Addict. 3/1978
Feinberg I. et al., *Effects on Chronic High Dosage Delta-9-THC on Sleep Patterns*, M. and Health 4. Report, 1974
–, *Effects... on EEG Sleep Patterns*, Clin. Pharmacol. Ther. 6/1976
Fisher G., Steckler A., *Psychol. Effects, Personality Changes Attributed to M. Use*, Int. J. Addict 9/1974
–, Brickman H.R., *Multiple Drug Use of M. Users*, Dis. nerv. Syst. 34/1973
Fraenkel F., Joel E., *Der Haschischrausch*, Z. ges. Neurol. Psychiatr. 3/1937
–, *Kokainismus und Homosexualität*, Dtsch. med. Wschr. 38/1925
Franzini L.R., McDonald R.D., *M. Usage and Hypnotic Susceptility*, J. cons. Psychol. 40/1973
Freemon F.R., *Effects of M. on Sleeping States*, J. Amer. med. Ass. 220/1972
Freid P.A., *Behavioral and EEG Correlates of the Chronic Use of M.*, Behav. Biol. 2/1977
Freusberg C., *Über die Sinnestäuschungen im Hanfrausch*, Allg. Z. Psychiatr. 34/1877
Frosch W.A., *Irrational Responses*, Int. Psychiatr. 9/1970
Gagnon M.A. Elie R., *Les effets ... sur l'appetit,...*, Un med. Can. 6/1975
Galanter I.M. et al., *Effects on Humans...*, Science 176/1972
Garattini S., *Effects... on Gross Behavior*, Ciba 21, 1965
Gary N.E., Keylon V., *Intravenous Administration of M.*, J. Amer. med. Ass. 211/1970
Gibbins R.J. et al., *Tolerance to M.-Induced Tachycardia in Man*, Acta pharmacol. toxicol. 39/1976
Gilmour D.G. et al., *Chromosomal Aberrations in Users of Psychactive Drugs*, Arch. Gen. Psychiat. 24/1971
Ginsberg I.J., Greenley J.R., *Competing Theories of M. Use*, J. Hlth. soc. Behav. 1/1978
Globus G.G. et al., *Effects of M. Induced ‹Altered State of Consciousness› on Auditory Perception*, J. psychedel. Drugs 10/1978
Goenechea S., Dieckhöfer K., *Toxizität von C.*, Med. Welt 23/72
Goodwin D.W., *Absence of Cerebral Atrophy in Chronic C. Users*, J. Amer. med. Ass. 237/1977 (keine Hirnschäden feststellbar)
Gottlieb L.S., Boylen Th.C., *Pulmonary Complications of Drug Abuse*, West. J. Med. 120/1974

Gottschalk L.A. et al., *Effect... on Psychophysiological Cardiovascular Functioning in Anginal Patients*, Biol. Psychiat. 12/1977. (Bei Angina sollte man also nicht kiffen.)
Graham J.T.B. ed., *Cannabis and Health*, London 1976
Grinspoon L., *Marihuana Reconsidered*, Harvard 1971
Hameister H.J. et al., *Bewusstseinserweiternde oder bewusstseinszerstörende Drogen?*, Dynamische Psychiatr. 4/1/1971
Hartmann K., *Rauschmittelmissbrauch aus der Sicht des Jugendpsychiaters*, Dtsch. med. J. 22/1971
Hill S.Y., *M.: CNS Depressant or Excitant?*, Amer. J. Psychiat. 131/1974
Himmelsbach C.K., *With Reference to Physical Dependence*, Fed. Proc. 2/1943
Hirschhorn I.D., Rosencrans J.A., *Morphine and Delta-9-THC: Tolerance in the Stimulus Effect*, Psychopharmacol. (Berl.) 36/1974
Hobi V., *Die Persönlichkeit des Toxikomanen*, Basel 1972
Hockman C.H. et al., *EEG and Behavioral Alteration Produced by Delta-1-THC*, Science 172/1971
Hrbek J. et al., *Influence of Smoking Hashish on Higher Nervous Activity in Man*, Acta pharm. Suecica 8/1971
Isbell H., *Clinical Pharmacology of M.*, Pharmacol. Rev. 23/1971
Janke W., *Experimentelle Untersuchungen...*, Frankfurt 1964
Jasinski D.R. et al., *Effects in Man*, Ann. N.Y. Acad. Sci 191/1971
Joachimoglu G. et al., *Studies With the UN C.-Reference Sample*, Bull. Narcot. 19/1967
Joel E. *Haschisch*, Pflügers Arch. 209/1925
Johnson S., Domino E.F., *Some Cardiovascular Effects of M. Smoking in Normal Volunteers*, Clin. Pharmacol. Ther. 12/1971
Johnstone R.E. et al., *Combination of THC With Oxymorphone or Pentobarbital...*, Anesthesiology 6/1975
Jones R.J., *Behavioral Tolerance: Lessons learned from C. Research*, US-Government/NIDA, Washington D.C. 1978
Jorgenson F., *Abuse of Psychometrics*, Acta. psychiat. scand. 44/1968
Kant F., *Reaktionsformen im Giftrausch*, Arch. Psychiat. Nervenkr. 91/1930
–, Krapf E., *Über Selbstversuche mit Haschisch*, Arch. exp. Path. Pharmak. 129/1928
Karler R. et al., *Antikonvulsant Properties of Delta-9THC and other Cannabinoids*, Life Science 15/1974
–, *Hyperexcitability upon Withdrawal from M.*, Federation Procedings 34/782/1975
Karniol I.G. et al., *Effects ... in Man*, Pharmacol. 6/1975
Kaymakccalan S., *Potential Dangers of C.*, Int. J. Addict. 4/1975
Keeler M.H., *Adverse Reactions to M.*, Drug Abuse 1969
–, et al., *Hallucinogenic Effects*, Am. J. Psychiat. 128/1971
Kew M.C. et al., *Possible Hepatoxicity of C.*, Lancet 1/1969 (Die Untersuchung ist nur 2 Seiten lang und eine vage Vermutung, dass Hanf Leberschäden bewirken *könnte*. Beweise oder Beobachtungen fehlen. Aber gerade sie wird immer wieder als Beweis für die Gefährlichkeit zitiert, obwohl sie in der Fachwelt auch, frei nach einem Kipling-Gedicht «The Wildest Dreams of Kew» heisst. Warum denn bloss?)
Kieffer S.N., *M.-General Statement*, Drug Depend. 4/1970
Kiplinger G.F. et al., *Dose-Response Relationships to C. in Human Subjects*, Pharmacol. Rev. 23/1971
Klausner H.A. et al., *Studies on the Interactions of Delta-9-THC with Plasma Lipoproteins*, Acta. Pharm. Suecica 8/1971
Klonoff H., Clark C., *Drug Patterns in the Chronic M. User*, Int. J. Addict. 1/1976
Kolansky H., Moore W.T., *Effects of M. on Adolescents and Young Adults*, J. Amer. med. Ass. 216/1971
–, *Toxic Effect of Chronic M. Use*, J. Amer. med. Ass. 222/72
Kolodny R.C. et al., *Depression of Plasma Testosterone Levels After Chronic Intensive M. Use*, New Engl. J. Med. 290/1974
Koukkou M., Lehmann D., *Human EEG Spectra Before and During C. Hallucinations*, Biol. Psychiat. 11/1976
Kubena R.K. et al., *Interactions of THC with Barbituriates and Metamphetamine*, J. Pharmacol. exp. Ther. 173/1970
Ladewig D., *Drogenabhängige im Vergleich zu Alkoholikern*, Lausanne 1970
–, et al., *Drogen unter uns*, Basel 1971
–, *Aktuelle Aspekte der Toxikomanie*, Basel 1972
Lasagna L. et al., *Drug-Induced Mood Changes*, J. Amer. med. Ass.
Lemberger L. et al., *Metabolism et Disposition of Delta-9-THC in Man*, Pharmacol. Rev. 23/1971
–, *...in Long-Term M. Smokers*, Science 173/1971
Leonard B.E., *C... Possible Dangers*, Brit. J. Addict. 64/1969
Lewis E.G. et al., *Sensory, Perceptual, Motor and Cognitive Functioning and Subjective Reports Following Oral Administration of Delta-9-THC*, Psychopharmacology 47/1976
Liedgren S.R. et al., *Effects of M. on Hearing*, J. Otolar. 5/1976
Linn L.S., *Psychopathology and Experience*, Brit. J. Addict. 67/1972
Liskow B. et al., *Allergy to M.*, Ann. intern. Med. 75/1971 (angeblich keine Behördenkrankheit)
Longo V.G. et al., *Neuropharm. Investigation*, Quebec 1969
Malit L.A. et al., *Intravenous THC: Effects of Ventilatory Control and Cardiovascular Dynamics*, Anesthesiol. 6/1975
Manno J.E. et al., *Comparative Effects of Smoking M. or Placebo on Human Motor and Mental Performance*, Clin. Pharmacol. Ther. 11/1970
–, *Influence of Alcohol and M...*, ibid. 12/1971
Melges F.T. et al., *Temporal Disintegration and Depersonalization During M. Intoxication*, Arch. Gen. Psychiat. 23/1970
–, *M. and the Temporal Span of Awareness*, ibid. 24/1971
Mendelson J.H. et al., *Operant Aquisition of M. in Man*, J. Pharmacol. exp. Ther. 198/1976
–, *Alcohol, Aggression, Androgene*, Sexualmedizin 4/1975
–, *M.: The Grass May No Longer Be Greener*, Science 185/1974
Meyer R.E. et al., *Administration to Heavy and Casual Users*, Amer. J. Psychiat. 128/1971
–, *The Acute Mental Effects of M.*, Haarlem 1972
–, *The Progression Hypothesis*, ibid.
Miller L. et al., *M.: Effect on Nonverbal Free Recall as a Function on Field Dependence*, Psychopharmacol. (Berl.) 3/1978
–, *E... on Storage and Retrieval of Prose Material*, ibid. 3/1977
–, *M. and Memory Impairment*, Pharmacol. Biochem. Behav. 2/77
–, *M.: Dose Response on Pulse Rate etc.*, Pharmacol. 15/1977
Mims R.B., Lee J.H., *Adverse Effects of Intravenous C. Tea*, J. nat. med. Ass. 69/1977 (Wer sich aus Samen Tee kocht und den auch noch injiziert, muss kotzen.)
Miras C.J., *Clinical Not Anecdotal Evidence*, Int. J. Psychiat. 9/1970
Mirin S.M. et al., *Casual Versus Heavy Use of M.*, Amer. J. Psychiat. 127/1971
Mullins C.J. et al., *Variables Related to C. Use*, Int. J. Addict. 3/1975
Murphy H.B.M. *The C. Habit*, Bull. Narcot. 15/1963
Nakazawa K., Costa E., *Pharmacol. Implications of Delta-9-THC Metabolism by Lung*, Ann. N.Y. Acad. Sci. 291/1971
Nazar B.L. et al., *Acquisition of Tolerance to THC as Measured By The Response of a Cellular Function*, Life Sci. 14/1974
Negrete J.C., *Psycholog. Adverse Effects*, Canad. med. Ass. J. 108/73
Neu R.L. et al., *...Effects on Cultured Human Leucocytes*, J. Clin. Pharmacol. 10/1970
Nichols W.W. et al., *Cytogenic Studies ...*, Mut. Res. 26/1974
Paape W., *Über Probleme der Rauschgiftsucht*, Pharm. Z. Bl. 108/1969
Pace H.B. et al., *Teratogenesis and M.*, Ann. N.Y. Acad. Sci. 191/71
Peeke S.C. et al., *Effects of Practice on M.-Induced Changes in Reaction Time*, Psychopharmakol. (Berl.) 2/1976
Perna D., *Psychotogenic Effect of M.*, J. Amer. med. Ass. 209/1968
Persaud T.V.N. et al., *C. in early Pregnancy*, Lancet 2/1967
–, *Teratogenic Activity of C. Resin*, Lancet 2/1968
Peters B.A. et al., *Sensory, Perceptual, Motor and Cognitive Functioning and Subject. Rep.*, Psychopharmacol. (Berl.) 2/1976
Pfefferbaum A. et al., *M. and Memory Intrusions*, J. Nerv. Ment. Dis. 165/1977
Phil R.O., Shea D., *Voluntary Heart Rate Changes and the M. «High»*, J. Clin. Psychol. 4/1978
Podolsky S. et al., *Effect of M. on the Glucosetolerance Test*, Ann. N.Y. Acad. Sci. 191/1971
Ray R. et al., *Psychosocial Correlates of Chronic C. Use*, Drug Alcohol Depend. 3/1978
–, *Association Between Chronic C. Use and Cognitive Functions*, ibid. (Er forschte nur einen Sommer...)
Reed C.F., Witt P.N., *Factors Contributing the Unexpected Reactions in 2 Human Drug-Placebo Experiments*, Confin. psychiat. 8/1965
Renault P.F. et al., *Standardization of Smoke Administration and Dose-Effect Curves on*
Heart Rate, Science 174/1971
Robins L.N. et al., *Long-Term Outcome...*, New York 1970
Robinson V., *Experiments With Hashish*, MP
Rodin E.A., et al., *M.-Induced Social High, Neurological and EEG Concomitants*, J. Amer. med. Ass. 213/1970
Rosen K.M. et al., *Electrophysiological Effects of D-9-THC on Cardiac Conduction*, Aber.
Heart J. 94/1977
Rossi A.M. et al., *Effects of M. on Reaction Time and Short-Term Memory in Human Volunteers*, Pharmacol. Biochem. Behav. 1/1977
–, *M. and Mood in Human Volunteers*, ibid. 8/1978
Roth W.T. et al., *Ethanol and M. Effects on Event-Related Potentials in A Memory Retrieval Paradigm*, EEG. clin. Neurophysiol. 3/1977
Sapira J.D., Cherubin C.E., *Drug Abuse*, Amsterdam 1975
Schaefer C.F. et al., *Dose-Related Heart Rate, Perceptual and Decisional Changes ...*, Percept. Mot. Skills 44/1977
Scher J., *Patterns and Profiles ...*, Arch. Gen. Psychiat. 15/1966
Spector M., *Chronic Vestibular and Auditory Effects of M.*, Laringoscope 84/1974
Stenchever M.A. et al., *Effect ... on the Chromosomes of Human*

Lymphocytes in Vitro, Amer. J. Obstet. Gyn. 114/1972
–, *Chromosome Breakages in Users of M.*, ibid. 118/1974 (Die Entdeckung des Jahres, leider nie bestätigt.)
Stillman R.C. et al., *M.: Differential Effects on Right and Left Hemisphere Functions*, Life Sci. 12/1977
Susser M., *Cerebral Atrophy in Young C. Smokers*, Lancet 1/1972 (Wissenschaftlicher Hirnschwund.)
Tashkin D.P. et al., *Short-Term Effects of Smoked M. on Left Ventricular Function*, Chest 72/1977
–, *Subacute Effects ... on Pulmonary Function*, New. Engl. J. Med. 294/1976
Thompson J.L. et al., *Pyrahexyl in the Treatment of Alcoholic and Drug Withdrawal Conditions*, MP (Ludlows Hoffnung)
Tinklenberg J.R. et al., *M. and Immediate Memory*, Nature 226/70
Uchtenhagen A., *Gegenwärtiger Stand der Haschisch-Forschung*, RR
US-Dept. of Health, *M. and S. O. Health, 5. Ann. Rep.*, Washington 1976
–, *4. Report, 3. Report, 2. Report* ibid.
Volavka J. et al., *M., EEG and Behavior*, Ann. N.Y. Acad. Sci. 191/71
Waldmann H.W., *M.-Bronchitis*, J. Amer. med. Ass. 211/1970
Waskow I.E. et al., *Psychological Effects of M.*, Arch. Gen. Psychiat. 22/1970
Weckowicz T.E. et al., *Field Dependence, Cognitive Functions, Personality Traits ...*, Psychol. Rep. 1/1977
Wells B. et al., *A Further Comparison of C. Users and Non-Users*, Brit. J. Addict. 71/1976
Weil A.T., *Adverse Reactions to M.*, New Engl. J. Med. 282/1970
–, Zinberg N.E., *Acute Effects of M. on Speech*, Nature 222/69
–, *Clinical and Psychol. Effects*, Science 162/1968
Weinstein R.M., *Avowal Motives for M. Behavior*, Int. J. Addict. 6/1978
–, *Interpersonal Expectations für M. Behavior*, ibid. 2/1977
Widmann M. et al., *Binding of D-1-THC and 7-Hydroxy-D-1-THC to Human Plasma*, Acta pharm. Suecica 8/1971
Wikler A., *Clinical and Social Aspects of M. Intoxication*, Arch. gen. Psychiat. 23/1970
Willinsky M. et al., *EEG and Behavioral Effects of Natural, Synthetic and Biosynthetic Cannabinoids*, Psychopharmacol. (Berl.) 26/Suppl. 129/1972
Zerssen D. et al., *Cerebral Atrophy...*, Lancet 2/1970

2. Tierisches.
Eine gewaltige Menge Forschungsgelder und Papier wird alljährlich in dieses Sachgebiet investiert, wobei die menschliche Anwendbarkeit der gewonnenen Erkenntnisse fallweise nur sehr bedingt ist. Wer sich für die Literatur *wirklich* interessiert, möge freundlich an den Verlag schreiben, 5 DM in Briefmarken und Rückporte beilegen. Wir servieren dafür die einschlägigen Arbeitstitel, und zwar
ca. 180 mal Ratten in allen Zuständen
ca. 70 mal Katzen
ca. 35 Rhesusaffen
ca. 40 Hunde (Deutsche Schäfer- und andere Rassen)
ca. 15 grössere Mengen Mäuse (weiss)
Aber, bitte, nur wenn's sein muss. Mich hat es sehr genervt, mich da durchhackern zu müssen. H.-G.B.

3. Verkehr-tes (ca. 5 Prozent zur Auswahl)
Andreasson R. et al., *Dependence Producing Drugs and the Traffic Safety*, Genf 1971
Bech P., *C. and Alcohol: Effects on Simulated Driving*, Haarlem 1972
Boulougouris J.C. et al., *Effects of Chronic Haschisch Use ...*, Ann. N.Y. Acad. Sci. 282/1976
Crancer J. et al., *Comparison of the Effects of M. and Alcohol on Simulated Driving Performance*, Science 164/1969
Gostomzyk J.G. et al., *Vergleichende Untersuchungen zur Verkehrstauglichkeit nach Haschischkonsum und nach einer Kurzzeitnarkose*, Med. Welt 22/1971
–, *Rauschmittelgenuss und Leistungsfähigkeit*, Rechtsmed. 73/1973
Helmer R. et al., *Experimentelle Untersuchung zur Fahrtüchtigkeit nach Einnahme von Haschisch*, Blutalkohol 9/1972
Janowsky D.S. et al., *M. Effects on Simulated Flying Ability*, Amer. J. Psychiat. 133/1976, Aviat. Space. Environ. med. 47/1976
Kalant H., *M. and Simulated Driving*, Science 166/1969
Kielholz P. et al., *Haschisch und Fahrverhalten*, SM 1973
Kvalseth T.O., *Effects of M. on Reaction Time*, Percept. Motor Skills 45/1977
Rafaelsen O.J. et al., *Cannabis and Alcohol: Effects on Simulated Driving...*, Psychopharmacol. (Berl.) 26/Suppl. 125/72
Theale J.D. et al., *Incidence of C. noids in Fatally Injured Drivers*, J. Forens. Sci. Soc. 17/1977
Thurlow H.J., *On Drive State and C.*, Can. Psychiatr. Ass. J. 16/1971
Woody G.E., *Visual Disturbances Experienced by Hallucinogenic Drug Abusers While Driving*, Amer. J. Psychiat. 127/1970

4. Medizinisches
(kleine Auswahl, wobei Beobachtungen eine medizinische Anwendung von Hanf suggerieren. Als aufschlussreicher Sammelband empfiehlt sich:)
Mikuriya T.H. ed., *M.: Medical Papers 1839–1972*, Oakland/Cal. 1973
Adams A.J. et al., *Alcohol and M. Effects on Static Visual Acuity*, Amer. J. Optom. Physiol. Opt. 52/1975
Bose G.C. et al., *Observations on the Pharmacol. Actions of C. ind. L.*, Arch. int. Pharmacodyn. 147/1964
Bright T.P. et al., *Effects of Beta Adrenergic Blockade...*, National Research Council Toronto 2/1971
Brown B. et al., *Pupil Size after Use of M. and Alcohol*, Amer. J. Ophtal. 3/83/1977
Carder B., *Blockade of Morphine Abstinence by THC*, Science 190/1975
–, *Environmental Influences on M. Tolerance*, NIDA 18/1978
Chrusciel T.L., *Perspectives in Pharmacol. Research*, Genf 1971
Davies J.P. et al., *Antiepileptic Action of M. Active Substance*, Fed. Proc. 8/1949
Flom M.C. et al., *Alcohol and M. Effects on Ocular Tracking*, Amer. J. Optom. 53/1976
–, *M. Smoking and Reduced Pressure in Human Eyes*, Invest. Ophtalmol. 14/1975 (Behandlung von Grünem Star.)
Green K. et al., *C. noid Penetration and Chronic Effects in the Eye*, Exp. Eye Res. 24/1977
–, *Is There a Scientific Basis to the Legislation of C. as a Medicant?* J. psychedel. Drugs 3/10/1978
Grunfeld Y. et al., *Psychopharmacol. Activity*, Psychopharmacol. (Berl.) 14/1969
Hepler R.S. et al., *M. Smoking and Intraocular Pressure*, J. Amer. med. Ass. 217/1971 (Der Startschuss zur Glaukom-Diskussion)
Kabelik J., *Hanf, Antibiotisches Heilmittel*, Pharm. Industr. 12/1957
–, Krejci Z., Santacy F., *C. As a Medicament*, Bull. Narcot. 12/1960
Krejci Z., *Hanf, antibiotisches Heilmittel*, Pharm. Ind. 13/1958
Lipparini F. et al., *Neuropharmacol. Investigation of Some Trans-THC-Derivates*, Phys. Behav. 4/1969
Mikuriya T.H., *Cannabis in Western Medicine*, J. psychedel. Drugs 3/10/1978
Paton W.D.M. et al., *General Pharmacol. of C.*, Acta pharm. Suecica 8/1971
Rolls E.J. et al., *Depersonalization Treated by C. ind. and Psychotherapy*, Guy's Hosp. Rep. 103/1954 (für Psychotherapeuten ganz interessant!)
Schönhofer P.S., *Pharmakologie C.*, Arzneimittelforschung 23/73
Scholz H., *Wirkung von Rauschmitteln unter pharmakol. Gesichtspunkten*, Pädiat. Prax. 12, 13/1973/74
Shepherd M. et al., *Clinical Psychopharmacol.*, London 1968
Sofia R.D. et al., *Comparison of 4 Vehicles for Intraperitoneal Administration of D-1-THC*, J. Pharm. Pharmacol. 1972
Stockings G.T., *New Euphriant for Depressive Mental States*, MP
Valk L.E.M., *Hemp in Connection With Ophtalmology*, Ophtalmologica 167/1973
Vogel V.H., Isbell H., *Medical Aspects...*, Bull. Narcot. 2/1950
Wolstenholme G.E.W. ed., *Hashish*, Ciba 21, London 1965

5. Im Wahn des Hanfes
(eine ganz besondere Auswahl des erlesensten Horrors und nie erlebter Einzelfälle, als Normalzustand den gesammelten Drogenbeauftragten zur einzigen Lektüre zugeeignet,
Allentuck S., Bowman K.M., *Psychiatric Aspects of M. Intoxication*, Amer. J. Psychiat. 99/1942
Altman H., Evenson R.C., *M. Use and Subsequent Psychiatric Symptoms: A Replication*, Comprehens. Psychiat. 14/1973
Ames F.R., *Clinical and Metabolic Study of Acute Intoxication With C. sat. and its Role in the Model Psychosis*, MM
Arbeitsgem. f. Methodik und Dok. i. d. Psychiatrie ed., *Das AMP-System*, Berlin 1973
Angst J., *Halluzinogen-Abusus*, Schweiz. med. Wschr. 100/1970
–, *Persönlichkeitsentwicklung und psychotische Komplikationen bei Drogenabusus*, Psychosom. Med. 3/1971
–, et al., *Psychologische und klinische Aspekte des C.Missbrauchs*, Landarzt 48/1972
Baker A.A., Lukas E.G., *Some Hospital Admissions Associated with Cannabis*, Lancet I/1969
Baker-Bates E.T., *A Case of C. ind. Intoxication*, Lancet 1/1935
Barth I., *Behandlung von akuten Zwischenfällen bei Rauschmittelmissbrauch*, Nervenarzt 43/1972
Bartholomew A.A. et al., *4 Cases of Progressive Drug Abuse*, Med. J. Aust. 1/1967
Bartolucci G. et al., *M. Psychosis, A Case Report*, Canad. psychiat. Ass. J. 14/1969
Battegay R. et al., *Zur Drogenabhängigkeit vom Typ C.*, Schweiz. med. Wschr. 99/1969

–, *Psychodynamische Aspekte ...*, in Labhardt ed., *Aktuelle Aspekte der Toxikomanie*, Basel 1972
Beringer K. et al., *Zur Klinik des Haschischrausches*, Nervenarzt 5/1932
Berner P. et al., *Zur Psychopathologie der Sucht*, Wien. med. Wschr. 113/1963 (und zum amotivationalen Syndrom)
Bernhardson G. et al., *46 Cases of Psychoses in C. Abusers*, Int. J. Addict. 7/1972 (der wollte ins Buch der Rekorde!)
Bialos D.S., *Adverse M. Reactions*, Amer. J. Psychiat. 127/1970
Biel W. ed., *Jahrbücher zur Frage der Suchtgefahren 1973–76*, jeweils Hamburg
Boor W., *Pharmakopsychologie und Psychopathologie*, Berlin 1956
Bouquet J., *M. Intoxication*, J. Amer. med. Ass. 124/1944
–, *Cannabis*, Bull. Narcot. 2/1950
–, *Cannabis*, Bull. Narcot. 3/1951
Brill, N.Q. et al., *The M. Problem*, Ann. intern. Med. 73/1970
Brickenstein R., *Gefahren der C. Drogen für Heranwachsende*, Z. Allgemeinmed. 47/1971 (Hanf als allergrösste Gefahr)
Bron B. et al., *Differentialdiagnostische und syndromgenetische Probleme und Aspekte bei Jugendlichen*, Fortschr. Neurol. Psychiat. 44/1976 (auch Ausdrucksschwierigkeiten)
–, *Analyse chronischer psychotischer Zustandsbilder bei jugendl. Drogenkonsumenten*, ibid. 45/77
Bull J., *Cerebral Atrophy in Young C. Smokers*, Lancet 2/1971
Campbell A.M.G. et al., *Cerebral Atrophy in Young Cannabis-Smokers*, Lancet 2/1971 (es war das Jahr des Hirnschwundes)
Chapple P.A., *C.– A Toxic and Dangerous Substance*, Brit. J. Addict. 61/1966 (der Titel sagt's)
Charen S. et al., *Personality Studies of M. Addicts*, Amer. J. Psychiat. 102/1946
Clarmann M., *Die akute Toxikologie nach Einnahme von Suchtstoffen und Halluzinogenen*, Z. Allgemeinmed. 48/1972
Curtis H.C., *Psychosis Following the Use of M.*, J. Kans. med. Soc. 40/1939
Davison K., *Schizophrenieähnliche Symptome durch Drogen?*, Med. Trib. 4/1976
Dieckhöfer K. et al., *Zur Toxizität von C., 1. Mitteilung*, Med. Welt 23/1972 (wir warten weiter!)
Dietrich H., *Sucht und Haschisch aus der Sicht des Psychiaters*, Münch. med. Wschr. 113/1971
Drewry P.H., *Some Psychiatric Aspects of M. Intoxication*, Psychiat. Quart. 10/1936
Eberle P., *Verursachen Halluzinogene Chromosomendefekte und Missbildungen?*, Nervenarzt 44/1973
Evans M., *Cannabis and Cerebral Atrophy*, Roy. Soc. Hlth. J. 94/74
Farini Duggan J. et al., *M. Psychosis*, Acta psiquiat. psicol. Amer. Lat. 1/22/1976
Favazza A. et al., *Recurrent LSD Experience (Flash-Backs) Triggered by M.*, Mich. Med. Center J. 35/1969
Fink D.J. et al., *Cerebral Atrophy in Young C. Smokers*, Lancet 1/1972
Fisher S. et al., *Hypnotic Susceptibility During C. Intoxication*, Psychopharmacol. (Berl.) 26/Suppl. 126/1972
Freedman A.M. et al., *C. Psychosis*, Haarlem 1972
Freedman H.L. et al., *M.: A Factor in Personality Evaluation And Army Maladjustment* (!), J. clin. exp. Psychopath. 7/1946
Freedman D.X., *Psychotomimetic Drugs and Brain Biogenic Amines*, Amer. J. Psychiat. 119/1963
Geller A. et al., *What Pot Does*, in: The Drug Beat, N.Y. 1969
George H.R., 2 *Psychotic Episodes Associated With C.*, Brit. J. Addict. 65/1970
Glass G.S. et al., *Chronic Psychosis Associated With Longterm Psychotomimetic Drug Abuse*, Arch. gen. Psychiat. 23/1970
Glick I.D. et al., *Childhood Asociality in the Differential Diagnosis of Schizophrenia with Drug Abuser Vs. Psychosis with Drug Intoxication*, Psychiat. Quart. 47/1973
Goodwin D.W. et al., *Absence of Cerebral Atrophy in Chronic C. Users*, J. Amer. med. Ass. 237/1977 (was nun?)
Gourves J. et 4 al., *Cases of Coma Due to C. sat.*, Presse med. 79/1389/1971
Halleck S.L., *Psychiat. Treatment of the Alienated College Student*, Amer. J. Psychiat. 124/1967
Harding R. et al., *M.-Modified Mania*, Arch. Gen. Psychiat. 29/1973
Hasse H.E. et al., *«Flashback»: Spontane psychotische Episoden als Folgeerscheinungen des Phantasticagebrauches Jugendlicher*, Ach. Psychiat. Nervenkr. 214/1971
Hecht F. et al., *LSD and C. as Possible Teratogens in Man*, Lancet 2/1968
Heilmann K. et al., *Morphologische Aspekte des Leberschadens bei Rauschmittelsucht und -missbrauch*, Dtsch. med. Wschr. 96/71
Heinemann C., *Klinisch beobachtete Folgeerscheinungen nach Haschischkonsum*, Med. Klin. 66/1971
–, *Nachlassende Wirkung initialer Rauscherlebnisse und Dosissteigerung beim Haschischkonsumenten*, Med. Klin. 68/73
Hekimian L.J. et al., *Characteristics of Drug Abusers, Admitted to a Psychiatric Hospital*, Amer. J. med. Ass. 3/1968
Heindrichx A. et al., *Toxicological Studies of a Fatal Intoxication by Man Due to C. Smoking*, Pharm. Belg. 24/1969 (zusammen mit Gourves siehe: «Der Fall Nahas». Die beschriebene Untersuchung ist allerdings faktisch unmöglich.)
Hollister L.E. et al., *Correlations in Schizophrenics and Subjects Treated with LSD, Mescaline, THC and Synhexyl*, J. clin. Pharmacol. 9/1969
–, *Recent Research on the Effects of M. in Man*, Drug. Dep. 4/1970
–, *Human Pharmacol. Studies of C.*, Acta pharm. Suecica 8/1971
Kelly S.F. et al., *Effects of C. Intoxication on Primary Suggestibility*, Psychopharmacol. (Berl.) 2/1978
Kielholz P., *Epidemiologie und Ätiologie der Drogenabhängigkeit*, Dtsch. med. J. 22/1971
–, *Über Drogenabhängigkeit des Haschischrauchens*, Dtsch. med. Wschr. 95/1970
–, Ladewig D., *Die Drogenabhängigkeit des modernen Menschen*, München 1972
–, et al., *Zur quantitativen Erfassung psychischer Erlebnisveränderungen unter D-9-THC*, Pharmakopsych. Stg. 5/1972 (seit 1978 wagt der Herr zu behaupten, Hanf sei unschädlich)
Kleber H.D., *Prolonged Adverse Reactions from Unsupervised Use of Halluc. Drugs*, J. nerv. ment. Dis. 114/1967
Keup W., *Psychotic Symptoms Due to C. Abuse*, Dis. nerv. Syst. 31/67
–, derselbe Titel auch: Dis. nerv. Syst. 30/1970
–, *Aktuelle Probleme ... unter besonderer Berücksichtigung der Domino-Theorie*, Persp. d. heutig. Psychiat., Frankfurt 1972
–, *Sucht, Abhängigkeit und Missbrauch*, Dtsch. Ärztekal. 1978
–, ed., *Folgen der Sucht*, Stuttgart 1980
Kolodny R.C. et al., *Depression of Plasma Testosterone Levels After Chronic Intensive M. Use*, New. Engl. J. Med. 290/1974
Kryspin-Exner K., *Politoxikomanie bei Jugendl.*, Pharmakopsychiat. 3/1970 (amotivationales Syndrom)
–, et al., *Abstinenzsyndrome bei jugendl. Politoxikomanen*, Lausanne 1970
Kugler J., *EEG bei Rauschgiftsüchtigen*, Dtsch. med. Wschr. 98/73
Leuner H., *Die experimentelle Psychose*, Berlin 1962
–, *Akute psychiat. Komplikationen durch Rauschmittelgebrauch und ihre Behandlung*, Nervenarzt 43/1972
–, *Kreativität und «Bewusstseinsveränderung»*, Confin. psychiat. 16/1973
Llamas R. et al., *Allergic Bronchopulmonary Aspergillosis Associated with Smoking Moldy M.*, Chest 73/1978
Lundberg G.D. et al., *M.-Induced Hospitalization*, J. Amer. med. Soc. 215/1971
Matsuyama S. et al., *Effects of M. on the Genetic and Immune Systems*, M. Research Findings 14, NIDA, US-Government, Washington 1976
Moraese O., *The Criminogenic Action of C.*, Bull. Narcot. 16/1964
Nahas G.G., *Toxicology and Pharmacol. of C. sat. With Special Reference to D-9-THC*, Bull. Narcot. 24/1972
–, *Effects of Hashish Consumption in Egypt*, New Engl. J. Med. 287/1972
–, ed.: Morease J.J., *Hashish and Mental Illness*, New York 1973
–, *M.-Deceptive Weed*, New York 1975
–, *Keep Off the Grass*, London 1979
Nowlis H.H., *Will-O' the Wisp*, Int. J. Psychiat. 9/1970
Peebles A.S.M. et al., *Ganja As a Cause of Insanity and Crime in Bengal*, Ind. med. Gaz. 49/1914
Persyko I., *M. Psychosis!*, J. Amer. med. Ass. 212/1970
Rauchfleisch U., *Vergleichend-experimentelle Untersuchung zur Persönlichkeitsstruktur von Suchtkranken*, Psychiat. Klin. 5/1972
Remschmidt H., *Haschisch und LSD*, Med. Klin. 67/1972
–, *Psychotische Zustandsbilder bei jugendl. Drogenkonsumenten*, Münch. med. Wschr. 115/1973
Robbins E.S. et al., *Implications of Untoward Reactions to Hallucinogens*, Boll. N.Y. Acad. Med. 43/1967
Robinson A.E., *Recovery of C. Constituents From the Hands at Autopsy*, Bull. Narcot. 23/1971
Rosenthal S.H., *Persistent Hallucinosis Following Repeated Administration of Hallucinogenic Drugs*, Amer. J. Psychiat. 121/1964
Rosenthal T. et al., *Development of Narcotics Addiction Among the Newborn*, Drug Addict., London 1965
Rubins J.L., *Role of the Psychoanalyst in the M. Problem*, Amer. J. Psychoanal. 2/33/1973
Schirop T., Ibe K., *Der Drogen-Notfall*, Fortschr. Med. 43/1978
Schrappe O., *Über die Depravation ...*, Randzonen menschl. Verhaltens, Stuttgart 1962
Skliar N., *Über Anascha-Psychosen*, Allg. Z. Psychiat. 102/1934
–, et al., *Über den Anascha-Rausch*, ibid. 98/1932
Smith D.E., *Acute and Chronic Toxicity of M.*, J. psychedel. Drugs 2/1968

Soueif M.I., *Differential Association Between Chronic C. Use and Brain Function Deficits*, Ann. N.Y. Acad. Sci, 282/1976
–, *Chronic C. Users*, Bull. Narcot. 1/1975
Stefanis C. et al., *Chronic Hashish Use and Mental Disorder*, Amer. J. Psychiat. 133/1976
Stenchever M.A. et al., *Chromosome Breakage*, Amer. J. Obstet. Cynecol. 118/1974
Stringaris M.G., *Zur Klinik der Haschischpsychosen*, Arch. Psychiat. Nervenkr. 100/1933
–, *Die Haschischsucht*, Berlin 1939
–, *Die Haschischsucht*, Berlin 1972
Talbott J.A. et al., *M. Psychosis*, J. Amer. med. Ass. 210/1969
Tart Ch.T., *M. Intoxication*, Nature 226/1970
–, *On Being Stoned*, Science and Behav. Books, Palo Alto 1971
Tennant F.S. et al., *Medical Manifestations Associated with Hashish*, J. Amer. med. Ass. 216/1971
–, *Drug Abuse in the US Army in Europe*, J. Amer. med. Ass. 221/1972
–, et al., *Psychiatric Effects of Hashish*, Arch. Gen. Psychiat. 27/1972
Thacore V.R. et al., *C. Psychosis and Paranoid Schizophrenia*, Arch. Gen. Psychiat. 33/1976
Toll A.M., *Case Study on the Attitude of Drug Addict to Treatment*, Brit. J. Addict. 65/1970
Tramer L. et al., *Clin. Psychol. Study on Eastern Drug Addicts*, Confin. Psychiat. 4/1961
Vierth G., *Psychopathologische Syndrome nach Haschisch-Genuss*, Münch. med. Wschr. 109/1967
Wanke K., *Neue Aspekte zum Suchtproblem, Multifaktorielle Analysen klin. Erfahrungen mit jungen Drogenkonsumenten*, Habilitationsschrift, Frankfurt 1971
Watt J.M., *Drug Dependence of H. Type*, CIBA 21, London 1965
–, et al., *Forensic and Sociological Aspects of the Dagga Problem in South Africa*, S. Afr. med. J. 10/1936
Weizel A. et al., *Hepatitiden nach Gebrauch von ... Halluzinogenen*, Dtsch. med. Wschr. 96/1971
Zec, N.R., *Pseudoschizophrenic Syndrome*, Psychiat. Neurol. (Basel) 149/1965

Ein Politisch Lied

1. Strophe: Texte, die Politik machten (kleine Auswahl)

Andrade O.M., *The Criminogenic Action of C.*, Bull. Narcot. 16/1964
Ball J.C., *M. Smoking and the Onset of Heroin Use*, Brit. J. Crim. 7/1967
–, *Association of M. Smoking with Opiate Addict. in the US*, J. Crim. Law (Chig.) 59/1968
Chein I. et al., *Narcotics, Delinquency and Social Policy: The Road to Heroin*, Tavistock, London 1964
Fisher G. et al., *The Legalization of M.*, J. psychedel. Drugs 6/1974
Gardikas C.G., *Hashish and Crime*, Enkephalos 1950
McMorris S.C., *What Price Euphoria? The Case Against M.*, Brit. J. Addict. 62/1967
Mechler A., *Die Beurteilung der Zurechnungsfähigkeit bei Drogenabhängigen*, Med. Welt 25/1974
Meggendorfer F., *Intoxikationspsychosen*, Hdb. d. Geisteskrankheiten Bd. 7, Berlin 1928
Miller R.D. et al., *The* (Canad.) *Commissions Experimental Studies ...*, Psychopharmacol. (Berl.) 26/Suppl. 124/1972
Milman D.H., *Warning to Drug Users*, New Engl. J. Med. 167/1966
Milner G., *The Case Against «Pot»*, Aust. Fam. Phycn. 11/1977
Özek M., *Zur C.-Problematik*, Suchtgefahren 18/1972
Pack A.T. et al., *Quitting M.*, Dis. nerv. Syst. 37/1976
Schneider H., *Zur Frage Rauschmittel und Psychose*, Fortschr. Med. 90/1972
–, *Drogenmissbrauch und Schizophrenie*, Arch. Psychiat. Nervenkr. 222/1976
Springer A., *Ein Beitrag zum Problem des Sexualverhaltens der jugendl. Drogenabhängigen*, Wien. Z. Nervenheilk. 31/1973
Steinbrecher W. et al., ed., *SM*, Stuttgart div. Jhg.
Täube-Wunder R. et al., *Haschisch und Persönlichkeitsbild*, Dtsch. med. Wschr. 98/1973
Walton R.P., *M.: Americas New Drug Problem*, Philadelphia 1938
–, *M. Problems*, Amer. med. Ass. 128/1945
Willard N., *Bedrohung durch Rauschdrogen*, WHO Magazin, Marburg 1970

2. Strophe: Recht und Opfer,

Kleine Auswahl, darin nicht berücksichtigt die einzelnen Gesetzes texte und entsprechenden Regierungsdrucksachen der verschiedenen Länder, da diese über Botschaften angefordert werden können. Ausserdem nicht berücksichtigt einzelne Zeitungsmeldungen und Magazinberichte zur Gesetzgebung.

Deutscher Bundestag, *Plenarprotokoll 8/200*, 25.1.1980
–, *Ausschussdrucksache 8/155*, 15.4.1980
–, *13. Ausschuss, Protokoll Nr. 74*, 21.4.1980
Dünkel F., *Strafrechtl. Drogengesetzgebung im internationalen Vergleich*, RR
Eberth A., *Drogenrecht*, München 1981
Edwards G., *C. and the Criteria for Legalisation ...*, Acta psychiat. scand. (Suppl.) 251/1974
Fraeb W.M., *Untergang der bürgerlich-rechtlichen Persönlichkeit im Rauschgiftmissbrauch*, Berlin 1937
Fraser H.A., *Law and C. in the West Indies*, Soc. econ. Stud. 23/74
Graham J.D.P., *Advisory Council on the Misuse of Drugs*, (Legal Suggestions), Aytesbury 1977
Hoffman H.R. et al., *Teenage Drug Addicts Arrainged in the Narcot. Court of Chicago*, J. Amer. med. Ass. 149/1962
Huber B., *Drogengebrauch und Strafverfolgung in Grossbritannien*, RR
Joachimski J., *Betäubungsmittelrecht*, Stuttgart 1974
Kampe H., Kohler B., *Drogenmarkt und -abhängigkeit*, Prävention 2/1978
Lezak S.I., *Today's Drug Abuse Law at Work*, Drug Abuse 1970
Loeb B., *Rechtl. Aspekte des BTM-Missbrauchs*, Praxis 60/1971
Lüdersson K., *Verspricht das Gesetz zur Neuordnung des BTM-Rechts Abhilfe?*, RR (vgl. Behr, Psychologie heute 10/81, Stellungnahme ARGE Nord 1980)
Moellhoff G., *Sucht in rechtlicher und versicherungsmedizinischer Sicht*, Dtsch. med. J., 22/1971
Moerlose J., *National Legislation on the Control of ... Drugs, Principles and Trends*, Genf 1971
Musto D.F., *The M. Tax Act of 1937*, Arch. Gen. Psychiat. 26/1972
Parentheau F., *Government Policies Adopted in Quebec*, Toxicomanies 10/1977
Peat et al., *M.: A Study of State Policies and Penalties*, Washington D.C. 1977
Phillipson R., *English Drug Program*, Drug Abuse 1970
Schulz E.O. et al., *BTM-Ges. «Nicht geringe Menge»*, Kriminalistik 1/1979
Stern G., *Reforming M. Laws*, Am. Bar. Assoc. J. 58/1972
–, *M. and the Law*, Criminology 11/1973
Waller C.W., *Supplies for the M. Program*, Report to the Congress 1970
–, et al., *The National M. Program*, Drug Depend. 4/1970

3. Strophe: Zur Verfolgung,

kleine Auswahl, wobei folgende, jährlich erscheinende Berichte nicht aufgenommen wurden:
UN – Report of the Intern. Narcot. Control Board
BRD – Jahresberichte von BKA und LKAs
entsprechende Berichte der einzelnen EG-Staaten, der Schweiz und Österreichs
DEA (USA) Jahresberichte seit 1973

Anslinger H.J., *The Murderers*, New York 1961
Bauder R., *Das Haschischproblem aus der Sicht der Polizei*, Praxis 60/1971
Bauer G., *Rauschgift*, Lübeck 1972
–, *Der gegenw. Rauschgiftmissbrauch aus der Sicht der kriminalistischen Praxis*, Münch. med. Wschr. 112/1970
Bulletin of Narcotics, alle Jahrgänge
Bux K., *Polizeil. Prävention b.d. Bekämpfung der Rauschmittelkriminalität*, Kriminalistik 5/80
Emerick C.A., *Control Program of the US Bureau of Customs*, Washington D.C. 1962, 1965, 1973
Ferguson R.W., *Drug Abuse Control*, Boston 1975
Gemmer K.H., *Nationale und Internationale Situation des Rauschgifthandels*, DHS, SM 1971
Herrmannsförder H., *Rauschgifte und Rauschersatzmittel aus der Sicht einer Jugendstrafanstalt*, Mat. Med. Nordm. 1,2/1972
Kreuzer A., *Drogenpolitik und strafrechtl. Drogenkontrolle in der BRD*, RR
–, *Drogen und Delinquenz*, Wiesbaden 1975
Miller D.E., *Narcot. Drug and M. Controls*, Washington 1967
Pietrzik W., *Der International organisierte Rauschgifthandel*, Kriminalistik 7,8/80
Pommerening H., *Die Entwicklung der Rauschgiftkriminalität in Baden-Wttbg. aus kriminalpol. Sicht*, Z. Allgemeinmed. 48/1972
Presidents Comm. on Law Enforcement ..., *Narcotics and Drug Abuse*, Washington 1967, 1969, 1971–1981
Rebscher E., *Aktuelle Rauschgiftsituation aus der Sicht des BKA*, Partner 2/1979
Stadtpolizei Zürich, *Statistische Angaben über Vergehen gegen das Bundesgesetz über Betäubungsmittel/Suchtstoffe*, 1971–1981
Steinig I., *International Aspects of Drug Control*, Genf 1971
Ulamec K., *Probleme der Polizei in der Kontrolle des Drogenmissbrauchs*, Lausanne 1970
Zühlsdorf H., *Drogenprobleme und Polizei*, Stuttgart 1973
–, *Probleme der polizeilichen Untergrundarbeit hier: bei der Bekämpfung der Rauschmittelkriminalität*, Kriminalistik 28/74

4. Strophe: Der Background-Chor,
ausgewählte Stimmen, soweit nicht bereits in anderen Zusammenhängen notiert
F.U. Berlin ed., *Jugendliche und Drogenkonsum,* 1971 und folg.
Bertschinger U.P., *Rauschgiftkontrolle in der Schweiz,* Lausanne 1970
Bewley Th.H., *Drug Addiction,* Brit. med. J. 1967
Biener K., *Jugend und Drogen,* Derendingen-Solothurn 1978
Birdwood G.F.B., *Soziale Ursachen der Drogenepidemie unter Jugendlichen,* Bull. Schweiz. Akad. Med. Wiss. 27/1971
Blachly P.H., *The Seducation Threshold as a Concept for Prophylaxis of Drug Abuse,* Drug Abuse, Springfield/Ill. 1970
Blum R.H. et al., *Drug Education,* J. Drug Issues 4/1978
Bonnie R.J. ed., *Legal Aspects of Drug Dependence,* Cleveland 1976
Braunschweig B. et al., *Prävention des Drogenmissbrauchs bei Jugendlichen,* Öff. Ges. Wesen 41/1979 (Bericht über ein Hamburger Anti-Drogen-Festival mit T-Shirts und ähnl. Klimbim)
Busch D., *Handbuch der Drogenerziehung,* Tübingen 1972
Bussewitz F., *Tiefenpsychol. Aspekte der Sucht und Drogenabhängigkeit,* Grundlagen d. Kriminalistik, Bd. 9, Hamburg 1972
Cerletti A., *Experimentelle Möglichkeiten der Abschätzung des Drogen-abhängigkeitspotentials,* Bull. Schweiz. Akad. Med. Wiss. 27/1971
Clark S.C. et al., *Contacts With a Canad. Drug Inform. and Crisis Centre,* Bull. Narcot. 29/1977
Dahlin O., *Social Psychiatric Approach of RFHL (*Drogenhilfe Schweden), Lausanne 1970
Departm. Health and Social Security, *Reports on Drugs* 1970–80
Fagerberg S. und K., *Student Attitudes Concerning Drug Abuse Education and Prevention,* J. Drug Educ. 6/1976
Faust V., *Drogen – Ausdruck unserer Zeit, Teil 2,* Hamm 1974
Franke M, *Gesundheit und Drogen als Gesellschaft. Problem,* Das Parlament B 39/1971
Guenther E., *Zum Umfang des C. Missbrauchs in Hamburg,* Manuskript der Landesstelle für Suchtgefahren, Hamburg 10.10.1979
Habermas J., *Protestbewegung und Hochschulreform,* Frankfurt 1969
Halpin G. et al., *Drug Education: Solution or Problem,* Psychol. Rep. 40/1977
Homann U., *Das Haschisch-Verbot,* Frankfurt 1972
Indian Hemp Drug Commission: *Report on M.,* Simla 1894
Interdepartmental Committee on Narcotics, *Report to the President of the USA,* Bull. Narcot. 8/1956
Irwin S., *Pros and Cons of M. Legalization,* Springfield 1970
Johnson W.T. et al., *Arrest Probabilities for M. Users as Indicators of Selective Law Enforcement,* Amer. J. Sociol. 83/3/77
Kalant O.J., *Interim Guide to the C. Literature,* Toronto 1968
–, *Rep. Ind. Hemp Drug Comm. 1893–94, Critical Review,* Int. J. Addict. 1/1972
Kievelitz U., *Der Krieg gegen Drogen, kritische Anm. zu Thomas Szasz,* RR
Kleiner D., *Haschisch und Alkohol,* Unsere Jugend, Sonderdr. 1971
–, *Warum ich eine «Hasch-Jungfrau» bin,* Berl. Ärztekammer 8/1971 (Wer will ihn denn verführen?)
Kuiper P.G., *Rauschmittel und das Problem der menschl. Freiheit,* Dtsch. med. J. 22/1971
Kusevic V., *Drug Abuse: The International Point of View,* Genf 1971
La Guardia-Report (Mayor's Committee ed.), *The M. Problem in the City of New York,* New York 1944
Laufenberg W., *Rauschgift, der stille Aufstand,* Opladen 1971
Lennertz E., *Zur Frage der anti-sozialen Persönlichkeit jugendl. Haschischraucher,* Z. Sozialpsychol. 1/1970
Lenz R., *Der neue Glaube,* Wuppertal 1969
Lösel F. et al., *Untersuchung zum perzipierten elterlichen Erziehungsstil bei jugendl. Delinquenten,* Z. exp. angew. Psychol. 23/1976
Lowenfeld H. et Y., *Die permissive Gesellschaft und das Überich,* Psyche 24/1970
Mitscherlich A., *Vom Ursprung der Sucht,* Stuttgart 1947
Nilson G.M., *Drogenerziehung – Erziehung wozu?* RR
Obenaus K., *Pioniere an der Drogenfront,* Ärztl. Praxis 28/1976
Peterson B. et al., *Drogenerfahrung von Schülern,* Stuttgart 1975
Pittrich U., *Der Wandel des Haschischkonsums im Spiegel der Tagespresse und versch. Drogenpublikationen,* Diss. Frankfurt 1975
Redhardt R., *Zur Psychopathologie der ideologischen und soziokulturellen Motivationszusammenhänge des Haschischmissbrauchs,* Z. Rechtsmed. 68/1971 (und so ist der ganze Text!)
Reichard J.D., *The M. Problem,* J. Amer. med. Ass. 125/1944
–, *Addiction: Some Theor. Considerations as to its Nature, Cause Prevention ...,* Amer. J. Psychiat. 103/1947
Release-Report, *Helft euch selbst,* Reinbek 1971
Robert L., *Haschisch-Information-Öffentlichkeit,* Praxis 60/1971
Ruiz P. et al., *Social Rehabilitation of Addicts,* Int. J. Addict. 12/1977
Schadewaldt H., *Med. historische Betrachtungen zum Rauschgiftproblem,* Ärztl. Praxis 23/1971
Scheuch E.K., *Haschisch und LSD als Modedrogen,* Osnabrück 1970
Schmitt L. et al., *Drogengebrauch unter Jugendl. in Baden-Wttbg.,* Dtsch. Ärztebl. 69/1972
Schwarz J. et al., *Repräs. Umfrage bei Oberschülern in Schleswig-Holstein ...,* Beitr. gerichtl. Med. 28/1971
Secr. of the Department of Health, ..., *Annual Report to Congress, M. and Health,* 1971–1981 (Es ist erstaunlich, wie die Betrachtungsweise immer gelassener wird.)
Siegmund G., *Rausch und Religion,* Hamm 1971
Smith J.P., *The M. and Health Report: Quest for a Scientific Basis for Public Policy,* Toronto 1971 (wird verneint)
Solurah L.P. et al., *Hallucinogenic Drug Abuse: Manifestaticn and Management,* Canad. med. Ass. J. 98/1968
Stahl C.D. et al., *Soziales Umfeld und Familiensituation bei drogengefährdeten Jugendl.,* Praxis Kinderpsychol. 22/1973
Strunk P. et al., *Drogenabhängigkeit und Familienkonflikte,* Jahrb. f. Jugendpsychiat. Bd. 8, Bern 1971
Szasz Th., *Das Ritual der Drogen,* München 1979
Tenbruck F.H., *Jugend und Gesellschaft,* Freiburg 1965
Tongue A. et E. ed., *Intern. Seminar z. Verhütung und Behandlung der Drogenabhängigkeit,* Lausanne 1970
Triesman D., *Logical Problems in Contemporary C. Research,* Int. J. Addict. 8/1973 (ganz interessant)
Tylden E., *A Case for C.?,* Brit. med. J. 3/1967
Vogt A.T., *Will Classroom Instruction Change Attitudes Toward Drug Abuse?,* Psychol. Rep. 41/1977 (die Antwort war: Nein.)
Wechsler H. et al., *Social Context of Drug Abuse,* N.Y. Law J., spec. ed. 12/1971
Wespi H., *Zur Psychologie unserer Jugend im Hinblick auf das Suchtproblem,* Praxis 60/1971
Willis J.H., *Drug Dependence,* London 1969
Winterfeld A., *Die Rauschmittelsucht – Begegnung und Konflikt des Arztes,* Med. Klin. 69/1974
Wormser G., *Drogenkonsum und soziales Verhalten bei Schülern,* München 1973
Zutt J., *Anthropologie von Rausch und Sucht,* SM 1975

Nachtrag (nicht nur aus Eitelkeit):
–, *Das Haschisch-Kochbuch,* Darmstadt 1970, ca. 60 Raubdrucke
–, *Die Hasch-Gangster,* Zeit-Magazin 32/1971
–, *Weltmacht Droge,* Düsseldorf 1980
–, *Die Ware Droge,* Ref. Jugendpolitisches Forum 1980
–, *Um eine Drogenpolitik von innen bittend,* Ref. Parteitag der CDU, Gütersloh 1981, Montag-Club Bonn 1981
–, Interview Psychologie heute 10/1981
–, *Da stehen wir nun vor dem Scherbenhaufen,* Referat KOMM, Nürnberg 1982

P.S.:
«Wir wissen immer noch zuwenig über Cannabis.»
(Min. Dir. Dr. Oskar Schröder, Bonn)
«Die Geschichte des Hanfes ist noch nicht geschrieben.»
(H.H. Nowliss)

Voranküdigung:

Unser nächstes Drogenproblem!
Die Mörderdroge! Schrecklich! Tückisch!
Arbeitsplatzschaffend!
Natürlich! Bewusstseinsverschiebend!

Bei der Verbrennung von Weihrauch, schon bei den Ägyptern und Babyloniern eine wichtige Kulthandlung, können sich nach Feststellung von zwei DDR-Forschern Haschisch-Inhaltsstoffe bilden. Über diese mögliche psychoaktive Komponente des Räucherprozesses berichten Dieter Martinez und Karlheinz Lohs von der Forschungsstelle für toxikologische Chemie der Akademie der Wissenschaften der DDR in Leipzig.

Weihrauch (Olibanum) ist das Harz des hauptsächlich im Süden der arabischen Halbinsel sowie in Somalia und im Sudan vorkommenden Weihrauchbaums. Den Ägyptern galt er als so grosse Kostbarkeit, dass sie riskante Seefahrten ins Land Punt unternahmen. Nach christlicher Tradition gehörte er ausser Myrrhe und Gold zu den Gaben der Heiligen Drei Könige. Im christlichen Gottesdienst wurde Weihrauch um die Mitte des ersten Jahrtausends eingeführt.

Die beiden DDR-Forscher erklären, sie seien bei ihren Untersuchungen darauf gestossen, dass sich im Räucherprozess Tetrahydrocannabinole bilden könnten. Diese als «Haschischinhaltsstoffe» bekannten Verbindungen könnten durch Reaktion von im Weihrauch vorkommenden mehrwertigen Phenolen mit Verbenol entstehen. Auch eine enzymatische Bildung solcher Stoffe während des Kauens oder im Verdauungstrakt könne in Betracht gezogen werden. Die bis jetzt vorherrschende Meinung, dass der Gebrauch des Weihrauchs sich ursprünglich wegen der desinfizierenden Wirkung der Phenole eingebürgert habe, erkläre die Beliebtheit der Räuchermittel wohl nur zum Teil, meinen die beiden Wissenschafter.

Auslösend für den Entschluss, sich mit der Frage zu befassen, seien bei Ministranten beobachteten Suchtfälle sowie die mehrfach beschriebene stimulierende Wirkung des Weihrauchs gewesen. Noch in der Gegenwart sei beobachtet worden, dass Ministranten Weihrauch sowohl in Rauchform als auch gekaut suchtmässig zu sich nähmen. Zudem werde in alten Magie-Lehrbüchern Weihrauch als ein Mittel beschrieben, das «Bewusstseinsverschiebungen» hervorrufe.

(Süddeutsche Zeitung, 2.1.1982)

«Also das halt ich ja für eine starke Sache!» meinte Frau Welsch von der Katholischen Informationsstelle in Hamburg ungläubig. «Das ist mal wieder typisch DDR.» Ansonsten wird es in der katholischen Kirche seit dem 2. Vatikanischen Konzil nicht mehr so häufig verwandt. «Es soll ja etwas besonderes sein», sagte Frau Welsch. Lediglich an hohen Feiertagen und beim Aussetzen des Allerheiligsten kommen deshalb die Gläubigen in den Genuss der Sache.

Dass dies selbst dann nicht so einfach ist erklärte ein Mitarbeiter des Hamburger Rauschgiftdezernats. «Wenn man zum Beispiel so eine Kerze oder in welcher Form man das auch abbrennt, abbrennt, und den Dampf einatmet, würde man den Wirkstoff THC in die Lunge bekommen und das ist praktisch gleichzusetzen wie wenn man einen Joint oder eine Pfeife mit Haschisch raucht. Man muss es natürlich tief einatmen. Nur den Geruch wahrnehmen nützt gar nichts.» Über die strafrechtlichen Folgen konnte er keine verbindliche Auskunft geben. Im neuen Betäubungsmittelgesetz ist nicht THC als strafrechtlich zu verfolgendes Mittel genannt, sondern Cannabis-Produkte. Das wäre eine Frage der juristischen Auslegung.

(Tageszeitung, Andreas Juhnke, 20.1.1982; also: Juristen ran!)



AUS UNSEREM PROGRAMM

Fitz Hugh Ludlow
DER HASCHISCH-ESSER
Mit 22 Illustrationen
von Sätty
200 Seiten, Grossformat
broschiert, 38.–

Timothy Leary
EXO-PSYCHOLOGIE
Handbuch für den Gebrauch
des menschlichen Nerven-
systems gemäss den Anwei-
sungen der Hersteller
164 Seiten, 24 Tabellen
broschiert, 28.–

Elmar Gruber
TRANCEFORMATION
Schamanismus und die
Auflösung der Ordnung
320 Seiten, 40 Abbildungen
broschiert, 28.–

Idries Shah
KARAWANE DER
TRÄUME
Lehren und Legenden
des Ostens
280 Seiten
gebunden, 32.–

Serge Bramly
IM REICHE DES WAKAN
Schamanismus und Magie
der Indianer Nordamerikas
264 Seiten, illustriert
broschiert, 28.–

Marilyn Ferguson
DIE SANFTE
VERSCHWÖRUNG
Persönliche und Gesell-
schaftliche Transformation
im Zeitalter des Wasser-
manns
523 Seiten
broschiert, 38.–

Pierre Derlon
UNTER HEXERN
UND ZAUBERERN
Die okkulten Traditionen
der Zigeuner
222 Seiten, illustriert
broschiert, 24.–

John A. Mann
GEHEIMNISSE DER
LEBENS-
VERLÄNGERUNG
230 Seiten
durchgehend illustriert
broschiert, 28. –

Rudolf Gelpke
EWIGES MORGENLAND
Nachdichtungen
orientalischer Poesie
und Prosa aus
arabischen und persischen
Originaltexten
144 Seiten, illustriert
gebunden, 26.–

Peter Balin
DER FLUG DER
GEFIEDERTEN
SCHLANGE
Maya-Tarot und
Schamanismus
176 Seiten,
durchgehend illustriert
gebunden, 38.–

Sergius Golowin
DAS REICH DES
SCHAMANEN
Der Eurasische Weg
der Weisheit
358 Seiten
mit 44 Abbildungen
gebunden, 38.–

Robert Anton Wilson
DIE ILLUMINATI-
PAPIERE
170 Seiten, illustriert
broschiert, 28.–

Rudy Rucker
WEISSES LICHT
Fantastischer
Roman
256 Seiten
broschiert, 28.–

Tim Hildebrand
ROTWANG
Oder die irre Präzision
der Träume
140 Seiten,
Photos von Miss Photo
broschiert, 18.–



Cannabis? Haschisch? Marihuana? Hanf? Von was ist die Rede?

Das wohl älteste Rauschmittel der Menschheit ist mit Sicherheit ihr umstrittenstes.

Was ist Hanf wirklich? Seit 5000 Jahren «heiliges Kraut der Götter». Seit 2000 Jahren das «Armeleut-Kraut» des süddeutschen und der «Knaster» des norddeutschen Sprachraums. Als «starker Tobak» qualmte es aus Grossvaters Pfeife. Vor 50 Jahren wurde Hanf in den USA zur «Mörderdroge» stilisiert. Seit 20 Jahren streiten sich die Gelehrten: «Einstiegsdroge» oder «Ausstiegsdroge»? Für fast jeden zweiten jüngeren Menschen ist Hanf «ein normales Genussmittel». Für die Gesetzgeber: eine illegale Droge. Rund fünf Millionen haben im deutschen Sprachraum täglich mit ihr zu tun. Rund vierzigtausend werden jährlich dafür vor Gericht gestellt.

Dieses Buch gibt einen Überblick. Hans-Georg Behr beschreibt umfassend die Kultur und Geschichte der Pflanze und die wissenschaftliche und politische Diskussion der Droge. Der ausführliche Materialienteil enthält die wichtigsten Unterlagen und die interessantesten Dokumente zum Thema.

Wer über Hanf redet oder Hanf konsumiert, sollte zumindest Bescheid wissen, womit er zu tun hat. Niemand kann sich eine Begriffsverwirrung in einer Angelegenheit leisten, deretwegen jährlich Zehntausende kriminalisiert werden. Dieses Thema kann nicht mit Moralismen abgehandelt werden, sondern nur mit behutsamer Vernunft und objektiver Information.



3 85914 605 X